This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

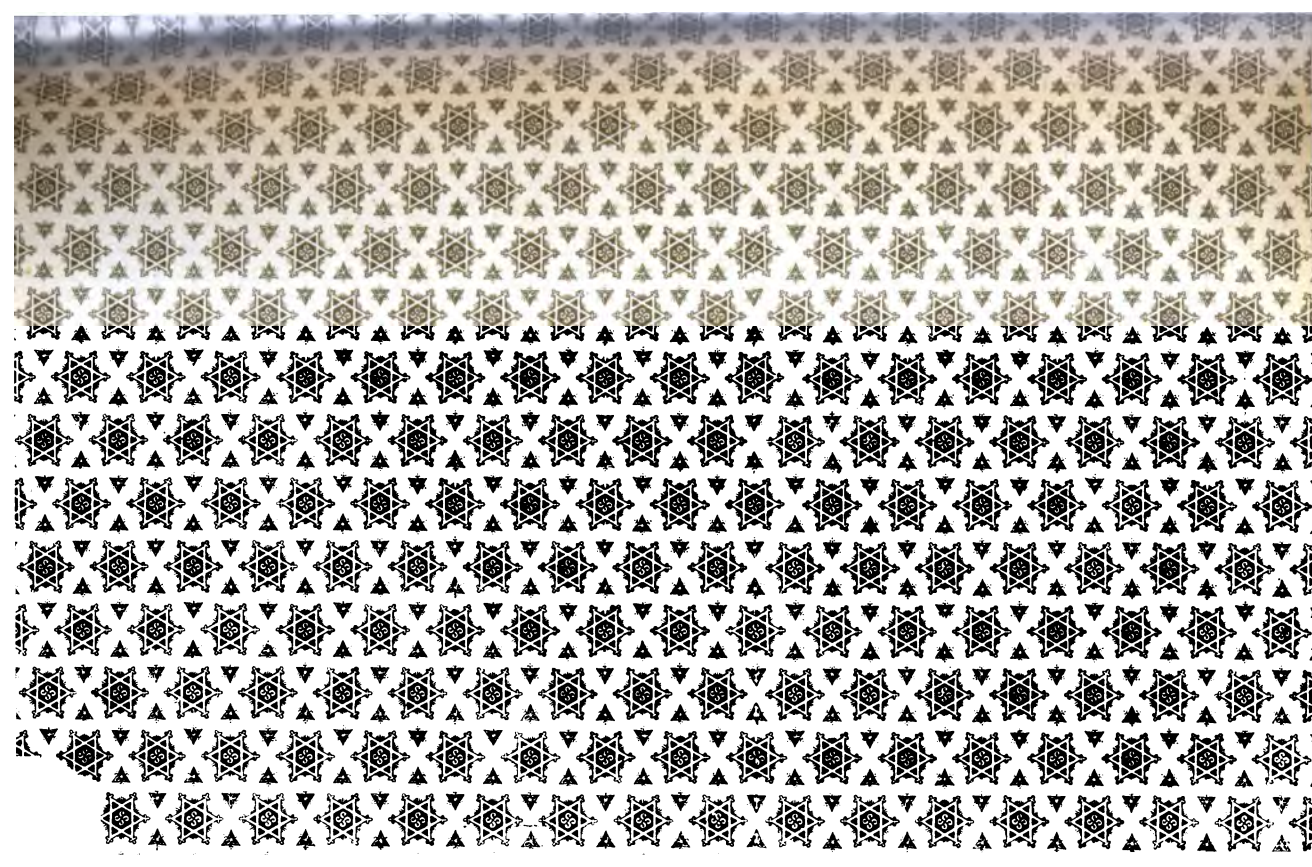
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

1837
ARTES VERITAS SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



237
1862
V

Jeremias Gotthelf

(Albrecht Bitzius)

106008

Volksausgabe seiner Werke im Urtext

Neunter Band:

Anne Bäbi Jowäger

Zweiter Teil

Besorgt von Ferdinand Vetter

Bern
Verlag von Schmid & Francke
vormals J. Dalp'sche Buchhandlung
1899

Jeremias Gotthelf

(Albrecht Bitzius)

Wie

Anne Bäbi Jowäger

haushaltet

und

wie es ihm mit dem Doktern geht.

Zweiter Teil

Bern
Verlag von Schmid & Francke
vormals J. Dalp'sche Buchhandlung
1899

Buchdruckerei Büchler & Co., Bern

Vorwort.

Mit Bangen entläßt der Verfasser diesen zweiten Teil seines Anne Bäbi; an schwere Fragen hat er sich gewagt, und fürchtet jetzt, die Art, wie er sie zu lösen versucht, möchte mißverstanden werden. Der Verfasser will niemanden seinen Glauben aufzwingen, aber jeden Leser möchte er um den Glauben freundlich bitten, daß es ihm ernst ums Herz, und um Treue und Wahrheit zu thun gewesen. Wer an geistlichen Dingen in einem sogenannten weltlichen Buche sich ärgert, der lege es weg, oder er bedenke, daß auch Gott Irdisches und Geistliches mischt im großen Weltenbuche und im Menschen selbsten, und daß jedes weltliche Buch Geistiges enthalten muß, wenn es kein schlechtes sein soll.

An der Verteilung der Rollen möchten andere sich ärgern, und daß einem Mitglied des geistlichen Standes eine zugeteilt ist, welche eben keine glänzende Seite darbietet. Die Verteilung der Rollen ist ein Vorrecht des Schriftstellers, über dessen Gebrauch er sich bloß vor dem Throne der Wahrheit zu verantworten hat. Zudem glaubte der Verfasser diese Rolle,

gegenüber dem eigentlichen Arzte einem eigentlichen Geistlichen, und nicht einem geistlichen Herumzügler, zuteilen zu sollen; auch hielt er es für nicht unehrenwert, die Schwächen seines Standes, welchem anzugehören er es sich zur höchsten Ehre rechnet, nicht zu verschweigen.

Sollte aber jemand meinen, die ganze Rolle und die Fragen, welche sie berührt, hätten füglich ausbleiben, weil sie leicht Ärgernis geben können, im Kanton Bern übrigens gar nicht nötig gewesen wären zu berühren, der würde vielleicht von einem Arzte die Bedeutung dieser Fragen am besten vernehmen können; in Beziehung auf den Kanton Bern möchte die Bemerkung erlaubt sein, daß dieses Buch nicht bloß für die lieben Mitburger bestimmt ist.

Doch, statt allen Antworten auf alle Bedenken, wiederholt der Verfasser noch einmal die freundliche Bitte: in guter Meinung zu nehmen, was in ehrlicher Treue gegeben worden.

J. G.

Erstes Kapitel.

Meyeli kömmt ab dem Steine und hinter einen Tisch.

An Jakoblis Hochzeittage hatte über seinem väterlichen Hause die Sonne nicht geschienen. Anne Bäbi rumorte übel im Hause herum, wußte aber selbst nicht warum. War es Zorn, daß die Heirat doch nun erzwängt sei, war es das unheimliche Gefühl der Schwiegermutter, der eine Schwiegertochter ins Haus zieht, die Nachfolgerin, vielleicht auch die Nebenbuhlerin in des Hauses Meisterschaft, oder war es gar das merkwürdige Mißbehagen, welches oft den Menschen ergreift, wenn er etwas erzwängt hat, das ihm hintendrein nicht recht ist, dessen Schuld er lange auf keine fremden Achseln zu schieben weiß. Anderthalb Tage hatte es Jakobli nicht gesehen, und wieviel Liebesangst oder ängstliche Liebe kann nicht in anderthalb Tagen in einem Mutterherzen erwachen, und besonders wenn während diesen anderthalb Tagen das Kind Hochzeit hält? Was konnte Jakobli in dieser Zeit alles erfahren, alles aufgelesen haben; wie konnte er heimkommen, zu Fuß und ohne Mähre?

Es ist möglich, daß von allen drei Dingen in Anne Bäbis Herzen war; aber wer will es entscheiden, da unsere Augen so selten ins eigene Herz hinunter schauen, geschweige

gegenüber dem eigentlichen Arzte einem eigentlichen Geistlichen, und nicht einem geistlichen Herumzügler, zuteilen zu sollen; auch hielt er es für nicht unehrenwert, die Schwächen seines Standes, welchem anzugehören er es sich zur höchsten Ehre rechnet, nicht zu verschweigen.

Sollte aber jemand meinen, die ganze Rolle und die Fragen, welche sie berührt, hätten füglich ausbleiben, weil sie leicht Ärgernis geben können, im Kanton Bern übrigens gar nicht nötig gewesen wären zu berühren, der würde vielleicht von einem Arzte die Bedeutung dieser Fragen am besten vernehmen können; in Beziehung auf den Kanton Bern möchte die Bemerkung erlaubt sein, daß dieses Buch nicht bloß für die lieben Mitburger bestimmt ist.

Doch, statt allen Antworten auf alle Bedenken, wiederholt der Verfasser noch einmal die freundliche Bitte: in guter Meinung zu nehmen, was in ehrlicher Treue gegeben worden.

J. G.

Erstes Kapitel.

Meyeli kömmt ab dem Steine und hinter einen Tisch.

An Jakoblis Hochzeittage hatte über seinem väterlichen Hause die Sonne nicht geschienen. Anne Bäbi rumorte übel im Hause herum, wußte aber selbst nicht warum. War es Zorn, daß die Heirat doch nun erzwängt sei, war es das unheimliche Gefühl der Schwiegermutter, der eine Schwiegertochter ins Haus zieht, die Nachfolgerin, vielleicht auch die Nebenbuhlerin in des Hauses Meisterschaft, oder war es gar das merkwürdige Mißbehagen, welches oft den Menschen ergreift, wenn er etwas erzwängt hat, das ihm hintendrein nicht recht ist, dessen Schuld er lange auf keine fremden Achseln zu schieben weiß. Anderthalb Tage hatte es Jakobli nicht gesehen, und wieviel Liebesangst oder ängstliche Liebe kann nicht in anderthalb Tagen in einem Mutterherzen erwachen, und besonders wenn während diesen anderthalb Tagen das Kind Hochzeit hält? Was konnte Jakobli in dieser Zeit alles erfahren, alles aufgelesen haben; wie konnte er heimkommen, zu Fuß und ohne Mähre?

Es ist möglich, daß von allen drei Dingen in Anne Bäbis Herzen war; aber wer will es entscheiden, da unsere Augen so selten ins eigene Herz hinunter schauen, geschweige

denn in ein fremdes. Das kam an Tag, daß die innere Pein immer mehr dem armen Meyeli zur Last geschrieben ward; denn immer häufiger entfuhren Anne Bäbi Worte, die wie Täschli, Lumpenmönsch u. s. w. lauteten.

Mädi ermangelte nicht, ins Feuer zu blasen; es mochte Anne Bäbi seinen Ärger gar herzlich gönnen, und immer herzlicher, je größer er ward. So wie für sich selbst sagte es, für eine Luftreise sei heute schön Wetter; es wäre heute gut, einen Trossel zu führen, der Regen verderbte ihn nicht. Es nehme ihns nur wunder, ob sie mit zwei Wagen kämen oder nur mit einem, und ob es nicht Platz machen sollte für die Sachen abzustellen. Anne Bäbi sollte ihm raten, ob es die junge Meisterfrau ehren müsse; „säg Marei" werde wohl zu unhöflich sein für so=n=e Zimpferlige. Hansli, der im Vorbeigehen so was hörte, kam es übers Herz und er sagte, es düech ihn, er wollte nicht in Sachen reden, die ihn nichts angingen, und niemanden den Plätz machen, ehe man ihn gesehen.

Diese von Hansli unerhörte Zurechtweisung nahm Mädi bedenklich übel. „So, kömmt das schon so, ehe das Täschli noch im Hause ist," sagte es, „wohl, das wird schön gehen. Aber es ist gut, daß man mit solchen Leuten nicht verheiratet ist und daß man öppe sy cha wo's ist. O jere, wenn i de uslah, i well wyter, de wird's de es schöns Gschryß gäh um mi, u mängi längi Nase wird's gäh; aber i Gotts Name, meh as a eys Ort cha=n=e Mönsch nit."

Auch Hansli war es bang ums Herz, und je näher der Abend kam, um so banger; doch sagte er es niemanden. Aber er stand fast wie genagelt neben dem Brunnenstock, von wo man den Weg nach Razigen übersah, rauchte aus Leibeskräften, und doch wollte das Pfeifchen nie brennen, und so

streng er anzündete, ebenso streng mußte er von neuem Feuer schlagen, was nie mit einem Streiche abging und manchmal nicht mit einem Dutzend. Hansli hatte den Grundsatz, nichts zu gschänden; daher warf er keinen Feuerstein fort, so lange er ihn noch in den Händen behalten konnte, und wenn er auch rund war und nirgends eine Ecke hatte wie ein Marmorkügelchen. Anne Bäbi schnauzte ihn oft deswegen ab, wenn er eine ewige Zeit dängelete, ehe er Feuer hatte, ja, es kramte ihm einmal ein Druckli Streichhölzchen. Das sei eine bsungerbare Sache, sagte Anne Bäbi, und chumligers hätte es nichts gesehen noch. Aber Hansli sagte, von solchem hätte sein Vater und sein Großvater nichts gewußt, und wenn nicht der Teufel die Finger darin hätte, so käme es nicht erst jetzt auf. Er kam damit ab Weg, man wußte nicht wohin, und erklärte rundweg, daß, so lange er öppis zu sagen hätte, selligs Züg nicht mehr in sein Haus kommen solle. „He," sagte Anne Bäbi taubs, „was frag ich dem nach; wenn du Freud am Dängele hast, so dängele; aber myr Lebtig krame ich dir nichts mehr, und wenn ich Feuer mangle, so kann ich öppe machen, daß ich von einem Mal zum andern auf der Feuerplatte finde." Seither hat Hansli oft gesagt, wie er es den Hölzlene gemacht, und wenn dRegierige so witzig wäre wie er, so verböte sie dieselben ganz; denn die halbe Brünste kämen von dene schießige Hölzlene, u de söll ase=n=alles azündet worde si, we's dLüt doch ume vrliechtsinniget heyge. So tubakete und dängelete Hansli am Brunnenstock, während Sami tränkte und im Stall hantierte.

Lang schnürfelte die Mähre im Brunnen, und als endlich Sami, der unterdessen gestreut hatte, kam, um sie hineinzujagen, hatte sie fast Mut zu einigen ungattlichen Sprüngen. „Wenn ich Meister gewesen wäre," sagte Sami, „so wäre

mir die auch nicht zwei Tage z'leerem im Stall gestanden, während der Bub z'Hochzeit hat laufen können."

„He ja," sagte Hansli, „es ist bald viel zwängt; aber je mehr sie zwängen, desto mehr soll man dSchuld sein, und sagt man ihnen etwas ab, so hat man Hungs bös bei ihnen." Er sehe keinen Unterschied, sagte Sami, zwängt oder nit zwängt, es düech ihn fast, sie seien alle Tage ghässig. „Und wenn ich es gezwängt hätte," sagte Hansli, „so hätte es doch nichts abgetragen; laufen oder ryten, man kömmt am Ende doch an einen Ort." „Allweg", sagte Sami, „aber es wäre mir doch wegem allgemeinen Gebrauch, und daß ich auch wüßte, wer Meister wär." „Selb wundert mich nicht," sagte Hansli, „u wegem Bruch kömmt's immer darauf an, ob man es hat oder nicht hat; hat man's (vermag man's), so hat man dem Brauch nichts nachzufragen."

„So, das ist mir e sufere Sach," keifte es hinter ihnen. „Während ich mich halb töten muß, machst du, als ob dich die ganze Sache nichts anginge, und wer het's zwängt, ich frage, wer het's zwängt, daß e sellige Schnuderbueb scho hochzitet?" — „Es hat mich wunder genommen, ob sie bald kommen," sagte Hansli. — „Und wenn es mich schon wunder nähmte," sagte Anne Bäbi, „so zöge es mir sich doch nicht, da zu stehen wie ein Stock und z'ölgötzen. Da will e jedere Schnürfli zwänge, was ihm i Gring schießt; aber daß dann zuletzt alles in der Ordnung sei, dafür zu sehen, ist dann Anne Bäbi gut genug. Aber wenn du Fleisch willst z'Nacht, wie es öppe der Bruch ist an einem Hochzeit z'Nacht, so komm und hau ab, und wenn du Wein willst, so gieb Geld oder schick neuere." — „Wie d'meinst," sagte Hansli. — „Wie d'meinst, wie d'meinst," sagte Anne Bäbi, „man sollte meinen, was ich zu befehlen hätte, wie d'meinst, u macht es niders

nach seinem Gring, und z'letsch muß ich doch zu allem luegen, we's gut gehen soll, und was für einen Dank hab ich dafür: es Söhniswyb, wie es einem jeden Bettler ab dem Karren fallen könnte."

„Das dünkt mich wunderlich," sagte Sami, als Hansli ihm Geld gab für Wein, „daß die in der Küche jetzt ein Mahl machen wollen, und thun doch den ganzen Tag nichts als branzen und balgen, daß es einem düecht, Säuerdäpfel sollten ihnen zu viel scheinen." „He," sagte Hansli, „das chunnt vo wegem zwänge; wenn i vo Fleisch und Wein gesagt hätte, so hätten wir es mit saurer Milch und halbgschwellten Erdäpfeln machen können."

Schon lange war der Wein zweg und das Fleisch eßbar; aber kein junges Ehepaar ließ sich merken. Die Sterne glitzerten immer schöner am Himmel, aber immer dunkler wurden Anne Bäbis Stimmungen, immer deutlicher der Jammer über den Sohn und immer lauter der Ärger über das Söhniswyb. Ja, es kamen ihm sogar Beispiele in Sinn, wo eine Dirne Hochzeiterin geworden, auf dem Heimweg den jungen Mann gemordet und mit Geld und Uhr sich davon gemacht, daß man nie ein Wort von ihr gehört, gäb wie man nachgefragt. Es hielt sich nicht dafür, sonst wäre es ihnen längst entgegen gegangen mit Mädi und der Laterne. Das Mannevolk schicken mochte es nicht, die sollten nicht wissen, wie es ihm war. Aber mehr als hundertmal sagte es, und Mädi wiederholte es mehr als zweihundertmal, es sei ihm nichts so z'wider als das verfluecht Mannevolk. Hätte man es nicht nötig, so stehe es einem allenthalben im Weg, und könnte man es brauchen, so zeige sich kein Schnürfli, und wenn man sie am wenigsten begehre, so hängten sie das Maul in alles, und dann wiederum thät längs Stück kein

Stock das Maul auf, und wenn sie etwas sinnen sollten, so sei's, helf ihm Gott, als ob sie gar kein Hirni hätten. Die Türks Donstige, wenn's ume keine hätt müeße schmöcke syr Lebtig!

Wenn Anne Bäbi gewußt hätte, wer ungefähr eine Viertelstunde von ihm auf einem Abweisstein saß und weinte und sich gar nicht trösten konnte, es weiß kein Mensch, was es angefangen hätte.

Dort saß Meyeli mehr als eine halbe Stunde, und immer neuer Jammer entströmte seinen Augen, wie bei hartem Regen ein Bach nach dem andern anläuft und dem Hauptstrome sich zustürzt. Vom Stolze, eine reiche Frau geworden zu sein, fühlte es auch nicht die geringste Regung, sondern die Gefühle seiner Niedrigkeit, seiner Armütigkeit, und wie es im neuen Hause sich bewegen solle, daß es recht sei, und wie es Jakobli vergelten könne, daß er ihns erwählet; aber wie es sich diesen Abend schämen müsse in seinem Staate und morgen in seinen Hüdelenen: das tauchte eins nach dem andern auf, und wenn Meyeli einen Jammersturm bewältiget hatte, die Thränen abwischen, sich aufrichten wollte, so gärte es neu in den Kammern seines Herzens, neues Schluchzen zuckte in seinem Halse, neue Thränen strömten ihm nach.

Jakobli war es himmelangst bei der Sache, und darum fand er das rechte Trostwort nicht, gäb wie er es suchte, und das machte Meyeli wieder elend und es dünkte ihns, Jakobli sei schon reuig und er schäme sich, mit ihm ins väterliche Haus zu ziehen; er sagte ja nichts als: „schwyg ume, schwyg", und sagte nicht: „chumm doch recht u stang uf; si werde daheime blange-n-u längi Ziti ha nah is." Es pressierte Jakobli also selbst nicht, meinte es; so gehe es,

wenn ein arm Meitschi einen reichen Burschen heirate, und wenn doch nur alle ein Exempel nähmten an ihm, dachte es. Es dünkte ihns, wenn der liebe Gott ihm nur über die erste Stunde, die ersten Tage helfen wollte, so wollte es sein Lebtag zufrieden sein mit allem, was ihm zustoße, und nie mehr klagen und sich unterziehen Gott und Menschen. Und wie es dieses dachte mit unaussprechlichem Seufzer, zog durch den klaren blauen Himmel ein heller Stern zwischen ihm und Jakobli durch, dem elterlichen Hause zu; rascher und rascher glitt er, daß es fast einen Schein gab, und über dem Hause schwand er. Da war es Meyeli, als dränge des Sternes heller Schein in sein dunkles Herz und verscheuche dort des Jammers Gestalten und eine Verheißung sei ihm gegeben, daß es getrost sein, sich aufmachen solle, Gott werde mit ihm sein. Als seine Mutter noch lebte, hatte sie ihnen einmal erzählt, wenn man schnell einen schönen Wunsch thue, während ein Stern durch den Himmel fahre, so werde derselbe erfüllt. Seither hatte es gar manchmal in den blauen Himmel gesehen, hatte in seinem Herzen einen schönen Wunsch gerüstet und in frohem Bangen auf den Stern gewartet, der ihn vor Gott tragen sollte. Und wenn er kam, vertraute es schnell ihm an, was es ausgesonnen, und allemal war es ihm leicht geworden ums Herz, und in kindlicher Zuversicht legte es sich schlafen, daß sein Wunsch jetzt schon vor Gottes Thron und einem Engel die Erfüllung aufgetragen sei. Jetzt hatte es an keinen Stern gedacht und doch einen frommen schönen Wunsch im Herzen gerüstet; da sandte ihm Gott selbst einen Stern, der den Wunsch mitnahm und die Zuversicht der Erfüllung, einem hellen Scheine gleich, durch seinen finstern Jammer hindurch ihm ins Herz warf. Das ist der Segen frommer Gemüter, daß sie solch wunderbaren Tröstungen, von denen

die Unfrommen keine Ahnung haben, offen sind, sie empfangen mitten in des Lebens wildestem Sturm, sich an ihnen aufrichten, wenn Last und Druck der Welt am größten sind. Wie Öl, aufs Meer gegossen, desselben sturmbewegte Wellen sänftigen soll, so klärte der helle Stern Meyelis Gemüt; die Fluten erhoben sich nicht mehr, kein Schluchzen brach mehr hervor aus des Herzens Klüften; es faßte sich zum Gehen. Doch vorher hängte es noch die schweren Göllerkettelein aus, von denen es fürchtete, daß die Mutter an ihnen das erste Ärgernis nehmen möchte; die breiten Haften, welche unter dem Tschöpli hervorsahen, hätte es gerne verborgen, das ließ sich aber nicht thun; dann sagte es zu Jakobli: „Ich denke, wir gingen in Gottes Namen."

Mit jedem Schritt leichtete es Meyeli; heiteres Gottvertrauen breitete sich über seine Seele aus, und es war ihm, als rege sich eine Kraft in ihm, die sich nicht verbittern läßt, die alles duldet, nie das Ihre sucht.

Das Licht im dunkeln Hause wurde glänzender, und Jakobli schien es, als rutsche der Weg ihm unter den Füßen weg und das Haus auf den Hals, daß es eine grüsliche Sach sei, und endlich sagte er dem Meyeli, er hülf nicht so laufen. Ihm war es noch bitter angst; er war von denen einer, die merken, was kommen kann, aber in sich keinen Rat finden, auf das Kommende einzuwirken, abzuwenden und herbeizuführen, was in der Menschen Kräfte liegt. Kaum wird es diesen übler gehen als denen, die in selbstbewußter Kraft dem Ereignisse entgegengehen; jedenfalls geht es ihnen besser als denen, welche in vorwitziger Üppigkeit in das Rad des Schicksals greifen; aber das schwere Bangen vor den entscheidenden Stunden ist ihr eigentümlich Teil, dem sie nicht los werden, während der, welcher seiner Kräfte sich bewußt

ist, besonnen sie braucht, gefaßten Mutes in die Gefahren geht.

Schon hörte er den Brunnen rauschen, sah aber keinen Menschen, keinen Schatten sich bewegen; das war ihm ein bös Zeichen. Er hatte erwartet, daß ihnen wenigstens Sami entgegen kommen werde, wenn nicht der Vater selbst, und daß die andern ums Haus herumstehen würden zu einem freundlichen Empfang. Man glaubt gar nicht, wie schwere Lasten man durch ein Entgegenkommen abnehmen, und wie leicht ein freundlicher Empfang vor dem Hause den Eintritt in ein Haus machen kann.

Endlich regte sich etwas, aber Jakobli erschrak; er meinte, der Brunnenstock spalte sich in zwei Teile und der eine Teil schwanke hin und her. Aber es war Hansli, der ausguckte, von wannen sie kämen, und dem, als er endlich sie erkannt hatte, es sich zweyete, sollte er sie begrüßen, oder den ersten Gruß Anne Bäbi gönnen, da, wie bekanntlich, Anne Bäbi in sonderbarem Grade die Kunst besaß, bei übler Laune an jeder Rede und jeder Handlung Anstoß zu nehmen; daher Hansli sich sehr ausgebildet hatte in der Kunst, weder zu reden noch zu handeln, sobald bei Anne Bäbi die böse Laune im Anzug war. So bildet ein Mensch den andern Menschen. Indessen gewann diesmal doch das Bewußtsein des Vaters die Oberhand, und er trat aus dem Dachtrauf hervor und hieß sie willkommen in Gottes Namen.

Meyeli konnte nicht satt werden, des neuen Vaters rauhe Hand zu schütteln und zu drücken; aber Hansli sagte, sie sollten machen und hineinkommen, sie hätten afe längi Ziti nach ihnen gehabt, und je weniger lang das Weibervolk warten müsse, desto besser sei es. Dem Meyeli nahm er trotz dessen Sträuben den Bündel weg und sagte, er sei ihm ja

nur im Weg und er wolle ihn gleich dahin thun, wo er hingehöre. „He nu, so nimm den auch gleich," sagte Jakobli und reichte dem Vater den andern Bündel; es ward ihm so leicht, als ob das Säcklein sieben Centner schwer gewesen wäre.

„Si chöme, si chöme," rief Mädi, das, wenn es wollte, seine Ohren offen haben konnte, wenn schon sein Maul ging. „Meinethalb," schnauzte Anne Bäbi, „wären sie doch nur geblieben, wo sie gewesen sind; ist das afe-n-e Manier, hey z'cho amene Hochzyt? schon vor mehr als einer Stunde hat's Sieben geschlagen." Indessen gewann doch auch bei Anne Bäbi die Mutter die Oberhand über den Kyb, und als eine freundliche Stimme unter der Thüre sagte: „Guten Abend geb euch Gott; segn-is Gott Usgang und Ygang und bhüet-is vor allem Bösen in alle Ewigkeit," so sagte Anne Bäbi: „He nu so de, su syg's e so, bis Gottwilche, du wirst doch das neu Sühniswyb sölle sy?" „J sött," sagte Meyeli, „u we's Gottes Wille ist, so will ich öppe thue, daß si niemere über mi z'erchlage het, u Jakobli si nit reuig wird, so-n-es arms Meitschi gno z'ha." „He nu so de," sagte Anne Bäbi, „mi cha de luege; öppe zu dene wüestiste Hünge bist o nit cho, u mueßt dy Sache öppe ha, we d' scho nüt ygehert hest, u wär's ume Jakoblis d'wege. Drnebe vrspricht mänge-n-alles Guets u git notti dr wüestist Hung ab. Aber chömit yche, mir wey esse, es kaltet sonst alles." Bei der Wendung nach der Thüre sah Meyeli Mädi beim Schüttstein stehen, ging auf ihns zu, bot ihm die Hand und sagte: „Bis mir auch Gottwilche, du wirst ds Mädi sy; Jakobli hat mir viel brichtet, wie du ihm abgewartet und gluegt heygist." Mädi wußte, während es sich die Hand am Fürtuch abstrich, nicht, sollte es rauen wie eine Katze, oder schnauzen wie ein

Hund, von wegen es konnte beides, und sagte daher nur: „I darf dr dHang fast nit gäh, i ha gar e wüesti, vo wege die het gar wenig Sundig gha; die junge Meitscheni hey se jetz scho zimpferer. He nu ja so de, su bis mr mynetwege=n=o Gottwilche."

Mädi hätte gerne etwas angehängt, aber Anne Bäbi sagte: „Rüef, mr welle=n=esse."

„Rüef, mr welle=n=esse!" wiederholte Mädi im Hinausgehen; „da meint der alte Sturm, als mangle es nichts als z'bifehle; aber bim Wetter, gäb i mr de myr Lebtig geng so will lah bifehle, goh=n=i lieber u häyche mi. Ihr söllit yche!" brüllte es Hansli und Sami an, auf die es draußen im Schopfe stieß. Während Sami am Handtuch in der Küche seine Hände abtrocknete, fragte er Mädi boshaft: „U wie gfallt si dr, ist si so hübsch wie du?" „Gang yche=n=u lue selber, du Möff," sagte Mädi. „Um mängs tusig Pfung möcht ich ke selligs Gfräß ha, wo me ds ganz Jahr i=re Drucke ha mueß wie dSundechappe, we's nit abschieße söll, und wo brämt (von Ruß geschwärzt) wird, we's e Mönsch aluegt u bsungerbar de so=n=e Dreckfami."

„Du hast recht," sagte Sami, „wenn ich es hätte wie du, es wäre mir auch so. Es mag deinem Gesicht geben was es will; wüeste kann es nicht, ume hübsche. Und da weiß ke Tüfel, wenn recht viel darüber geht, und wenn du hundertjährig wirst, wie hübsch du zuletzt noch wirst, vielleicht wie eine Königstochter."

„Emel hübscher als du, weist's, du Karrensalbküng du, was du bist, u du wärist froh, wenn du o hundertjährig würdest. Aber dLüs werde di lang vorher gfresse ha, wenn d' ne nit öppe z'fast steychst (stinkest)." „Du wirst dich meinen," sagte Sami und wollte das Gefecht fortsetzen; aber

Hansli sagte, er hülf, si wette=n=yche; selligi Wort a=me sellige Tag trage nüt ab. Man sollte immer acht geben was man rede, aber bsungerbar a sellige Tage, da bedeutete alles etwas, u=n=öppis Wüests werd chum öppis Guets bidüte; darum düechte es ihn witziger, sie schwiegen.

Mädi deckte seine Zähne ab und wußte nicht was machen, denn so war Hansli ihm noch nie gekommen; aber ehe es sich besonnen hatte, war derselbe in der Stube.

Drinnen stand die Lampe auf dem Tisch, die Kaffeekanne auf dem Ofen, und Jakobli und Meyeli saßen oben am Tisch und hatten Eiertätsch auf einem Teller und Brot daneben. Meyeli hatte sich untenan setzen wollen, wo sonst dJumpfere hocket; das hatte Anne Bäbi bsunderbar gefallen, und bei sich selbst hatte es gedacht: „He nu so de, so ist's doch no=n=es manierligs Mönsch, we's scho nüt het. Seh hockit da obe=n=a Tisch nebe=n=angere, so ist's der Bruch, we me Hochzit gha het; morn prediget de scho=n=e=n=angere." Und Meyeli war ohne Zimpferigi da oben hin gesessen, hatte sich gehorsam unterzogen, saß auch still da oben, ließ Anne Bäbi machen und einschenken und vorlegen; kein Zeichen that Meyeli, Anne Bäbi etwas abnehmen, vorlegen oder einschenken zu wollen. Von wegen auf dem Lande besteht die Meisterschaft im Selbstmachen und nicht im Zusehen und Befehlen, und ein Söhnisweib, das mit städtischer Zuvorkommenheit der Schwiegermutter ihre Geschäfte abnehmen wollte, würde sich nicht nur bei einem Anne Bäbi, sondern noch bei ganz andern schlecht empfehlen. Das chömm nicht gut, würde es heißen; schon den ersten Abend hätte sie die Finger in allem haben, alles regieren wollen.

Als Hansli und Sami hineinkamen, stand Meyeli auf, und zu Hansli sagte es, es wolle jetzt in der Stube innen

ihm noch die Hand geben und ihm nicht nur wünschen, daß Gott ihm einen guten Abend gebe, sondern ein langes Leben und Gsundheit bis äne=n=us (bis zuletzt). Dann ging es zu Sami, gab auch ihm die Hand und sagte, das werd Sami sein allem an. Es denk, sie wollen im Frieden bei einandern sein, an ihm solle es nicht fehlen, und wie Jakobli säg, werd sich das mit Sami schon machen. Den beiden Schnürflene, wie Anne Bäbi sie gewöhnlich nannte, wurde es ganz wunderlich; es war ihnen fast, als ob man ihnen mit rohen Zwiebelen im Gesicht herumgefahren wäre; aber Anne Bäbi sagte schnell: z'rüehmen mangle sich da nichts, und sie sölle niederhocke=n=u näh, es kalte fust. „Aber wo bleibt Mädi, die schießigi Knieppe" (eine, die nicht vorwärts kömmt), sagte Anne Bäbi und rief zur Thüre hinaus: „Warum chunnst nit?" — „He, es het mi niemere heiße=n=yche cho," antwortete Mädi. — „So, das wär mr afe, we me no d'Jumpfere=n=aparti fött heiße cho esse, wo me gnue z'thüe het, dene Stopfeni nah z'laufe, u we d' nie hättist welle cho, oder mi hätt di gheiße, du liefest längst nit meh da ume, dä Sturm," sagte Anne Bäbi zur Stube hinein. Endlich kam Mädi wie eine Wolke voll Blitz und Donner, die nur aufs Anrühren wartet, um zu platzen und das gewaltigste Wetter loszulassen aus ihrem Bauche.

So saßen endlich in düsterm Lampenschein die sechse beisammen, die unter einem Dach fürder leben sollten; sie aßen und tranken; wer aber die Blicke sah, die verstohlen herumfuhren von einem Gesicht zum andern Gesicht, der merkte wohl, daß bei Essen und Trinken die Seelen der sechse nicht waren. Gar hell glänzte oben am Tische Meyeli, seine blauen Augensterne strahlten freundlich über den Tisch weg; aber auch seine großen silbernen Haften glänzten und wollten sich

nicht verdecken lassen, gäb was Meyeli auch versuchte; denn Mädis Augen hefteten sich darauf, wie Katzenaugen auf das Mäuseloch. Je schneller die Blicke sich kreuzten, desto langsamer bewegte sich die Rede um den Tisch herum, wie die Tritte eines Furchtsamen an einem dunkeln Orte, der oft stille steht, lange tappet, ehe er einen Fuß weiter setzt.

Was ist unsere Rede anders, als eine unsichtbare Hand, wunderbar und vielfach gefingert, mit welcher wir fahren über unserer Mitmenschen Gemüter! Und diese Gemüter sind die Instrumente, aus denen Töne quellen bei jeder Berührung, himmlische und himmelschreiende, eben je nach der Berührung. Jedes Instrument giebt einen andern Ton, eine andere Antwort dem Finger, der darüber hinfährt, und wie die Harfe Wind und Wetter fühlen und je nach Regen oder Sonnenschein andere Töne geben soll, so giebt des Menschen Gemüt andere Töne des Morgens, andere des Abends, andere vor dem Essen, andere nach dem Essen, andere nach einem Glas Wasser, andere nach einem Glas Wein, andere nach jedem andern Gesicht, das man gesehen, andere nach jedem andern Blick, den eine Hausfrau in Küche und Keller gethan, oder gar auf eine Staubdecke, die nicht sein sollte und doch ist. Das ist nun die unendliche, nie auszulernende Kunst, und Takt wird sie genannt, die Tasten der Gemüter immer so zu berühren, daß sie nicht gen Himmel schreien, nicht donnern, nicht toben, nicht züngeln, spitzig und giftig, sondern fein manierlich aufquellen, wohllautend und schön tönend, in mannigfachen harmonischen Weisen sich ergehen und rührsam und wohlthuend verklingen, sodaß ein süßer Ton in der Seele nachklingt, wie wenn Götter verschwinden, ein himmlischer Duft die Luft erfüllt, nach des Teufels Abgang aber ein bestialischer Gestank. Dieser Takt wird, wie anderer Takt,

mehr angeboren als angelernt; aber wie alles auf Erden unvollkommen ist, so ist auch der noch nicht gefunden worden, der taktfest war auf jedem Instrument, dem es nicht entgegengixete und gaxte, wenn er zur zartesten Melodie angesetzt zu haben glaubte. Es giebt musikalische Tölpel, die fahren mit ihren Fingern überall und zu jeder Stunde herum, und wie gräßlich es ihnen entgegenklingt, sie haben ihre Freude dran, wenn es nur klingt. Kunstverständige setzen mit großer Vorsicht sich hinter ein fremdes Instrument, und eines, von dem sie wissen, daß es verstimmt ist, lassen sie stehen, bis es anders gestimmt ist. Aber das ist der Gugger mit dem Instrument in des Menschen Brust, daß dieses gerade wenn es am verstimmtesten ist, am meisten nach Fingern verlangt, welche auf ihm herumfahren. Aber nicht immer um Laut zu geben und so recht vaterländisch wüsten, sondern um gar keinen zu geben, denn gerade wer kuppen will, der wird am täubsten, wenn niemand zu ihm reden will, von wegen, wenn niemand einen anredet, so hat man auch niemanden zu antworten, und wer merkt es da, daß man eigentlich kuppe, und warum kuppet man, als daß man es merke? ich frage. — Ach, wie mancher arme Teufel hat es erfahren, was es heißt, nicht reden zu jemand, der kuppen will, oder auch nichts reden zu jemand, der verstimmt ist! Der wußte fürder, wie man aus dem Regen in die Traufe kommen kann. Das ist übrigens ein Kapitel, über welches junge Ehemänner sich eigene Vorlesungen sollten halten lassen und sie schön honorieren. Doch bewahre, daß ich damit sagen will, daß nur junge Weiberherzen verstimmt sein können, bewahre! es gibt der alten Weiberherzen in die Tausende, die ruggen und raxen, wenn man sie anrührt nur von weitem mit einem Stecklein, wie die Thüren unserer leeren Kornhäuser ruggen und raxen würden, wenn

man sie wieder einmal öffnen thäte. Aber alte Ehemänner haben sich etwas angelernt, wie dumm sie daneben sein mögen; sie wissen ungefähr, was sie zu sagen haben, daß es am wenigsten macht, wenn die Frau die Verstimmig hat, und gar mancher findet sich am besten dabei, wenn er geradezu mit dem Finger düpft, als ob seine Frau eine geladene Elektrisierguttere wäre, ein Schlag oder zwei, und der Teufel ist raus, das Wetter vorbei; aber eben was gut ist, lernt man nur durch Erfahrung und bei gutem Willen.

Offenbar schwebte Bangigkeit über dem Tische, wo die Sechse aßen und tranken, und band die Rede der Mehrzahl. Mädi saß da wie ein geladener Katzenkopf, um den oft das Pulver weit herum liegt und sich entzündet, ehe man noch dabei ist, und Anne Bäbi glich einem Bienenstock, von dem man glaubt, er wolle stoßen, und der es oft gerade nicht thut, wenn man es am meisten glaubt.

Meyeli kannte die Gemüter zu wenig, und war daher in großer Verlegenheit, was es reden sollte, ohne Anstoß zu geben oder vorlaut zu scheinen, und schweigen schicke sich auch nicht, das fühlte es wohl. Es rühmte den Eiertätsch; sein Lebtag hätte es keinen sellige gegessen, sagte es. Ho öppe gspart hätte es nichts daran, sagte Anne Bäbi, u wenn es dich gut düecht, so nimm, und somit schlenggete es ein gewaltiges Stück auf Meyelis Teller. Es möge wäger, wäger nicht mehr, gäb wie gut es sei, sagte Meyeli. „So?" sagte Anne Bäbi, „warum rüehmst de? Aber du wirst auch eins von dene junge Täschlene sy, wo meine, mi chönn e=n=alti Frau für e Narre ha, wie me well." Da sagte Jakobli, sie wollten teilen; wenn es den einen Teil nehmen wolle, so wolle er sehen, ob er den andern möge; er sei wirklich bsungerbar gut, aber dMuetter vrstang's. „Ho," sagte Anne

Bäbi, „du wirst das jetzt grad nimme glaube, wo du jetzt e jungi heſt, u die wey hützutag alles beſſer wüſſe als öppe-n-e Mönſch, der afe-n-e Plätz drby gſi iſch.“ Meyeli hätte gerne noch den Kaffee gerühmt; aber es merkte, daß heute nicht Wetter fürs Rühmen ſei, und ein drittes Kacheli Kaffee begehrte es auch nicht. Hansli frug, um dem verlegenen Kinde zu Hülfe zu kommen, ob noch mehr Hochzeit, oder ob ſie alleine geweſen? „Mi mueß doch e Göhl ſy, felligs z'frage,“ ſagte Anne Bäbi, „fahren ſie an einem Freitag nicht ſchwallsweis herum, wie Käfer im Maien? Es düecht mi, es ſötte i-n-ere jedere Chilche es halb Dotze ſy, dere Göhle. Aber es meint es jeders Schlärpli, we's chum cha über e Milchhafe-n-us luege, ſu müeß e Ma zueche.“

Während Anne Bäbi jede Rede auf dieſe Weiſe auffing und wiedergab, war Kaffee und Eiertätſch, der erſte Gang, vollbracht, und der zweite, Fleiſch und Schnitz und Wein, marſchierte auf. Sami wiſchte Mund und Löffel ab und wollte ſich zurückziehen; aber bei aller Häſſigi gönnte Anne Bäbi das Eſſen den Seinigen und meinte nicht, daß ſie zu keinen Zeiten am Beſſern teilnehmen ſollten, beſtund das Beſſere aus was es wollte. Es war einmal eine Mutter, die hatte eine Tochter, und dieſe hatte einen Bräutigam, und dieſer aß gerne Haferbrei. Wenn nun der Bräutigam kam, ſo ward ein Haferbrei gekocht und als Deſſert damit aufgewartet; aber wohlverſtanden nur dem Bräutigam und der Braut, und wenn es wohl ging, auch derſelben Papa; die andern konnten gehen oder zuſehen. So aber war Anne Bäbi nicht, und Sami mußte ſich ſetzen und Mädi, nachdem es aufgetragen, auch. Eſſen und Trinken ging von neuem an, und Anne Bäbi ſtreute ſonder Unterlaß Salz und Pfeffer dazu, und wenn Meyeli nicht alles verſorgen konnte, was es eſſen ſollte, ſo ſagte Anne Bäbi, ſie

könnten ihm nicht helfen, sie gäbten, wie sie es hätten, und wenn es das nicht schätze, so sei es bös zweg bei ihnen. Mädi, durch Anne Bäbis Reden und den Wein kuraschiert gemacht, begann in abgebrochenen Worten seinen Senf beizugeben, und da ihm niemand darauf antwortete, so ward es immer kuraschierter und sah die Wetter nicht, die in manchem Auge aufstocketen; es sah nur das schöne Fraueli oben am Tisch neben Jakobli, fühlte nur die Bosheit, ihm seinen Platz zu verbittern und meinte unter Anne Bäbis Schutz sich sicher und durch dessen Beispiel dazu sich berechtigt.

Meyeli hatte eine Ecke seines Fürtuchs aufgenommen und über den Schoß zurückgelegt, hatte auch noch das Nastuch ausgebreitet, überhaupt die größtmögliche Sorgfalt an den Tag gelegt. Als aber dennoch ein Stücklein Fleisch entwischte, hinunterfiel und Meyeli eben nicht wußte wohin, daher aufsprang, als ob es auf eine Biene gesessen, und sich nicht beruhigen konnte, bis es bestimmt wußte, daß es keinen Flecken gegeben, so sagte Anne Bäbi, allbets hätten sie es komoder gehabt und nicht solche Angst ausstehen müssen; da hätten sie Kleider gehabt, die solches hätten erleiden mögen, und die gewiß weniger gekostet hätten, als selligi Fetzleni.

O hürmehi heyg alles Geld genug, sagte Mädi, und mi müeß dSach öppe ha, daß si z'säme akkidiere. Sellig Haften hätte es auch noch nie gesehen, und es nähmte ihns wunder, was es Paar sellige kosteten.

„Aber mi düecht, das sött di gar nüt agah," sagte Anne Bäbi, „es wird dir für die, wo es hat, niemere ds Geld heusche, u we du sellig witt, su frag de dr Gürtler." — „Z'frage wird doch erlaubt sy," sagte Mädi. — „He ja," antwortete Anne Bäbi, „was dich angeht, kannst du fragen so

viel du willst." — „So, ist das so gemeint," antwortete Mädi, „so, es soll mich nichts mehr angehen, und ich soll nichts mehr fragen! O, ich verstehe das wohl; den Verstand braucht man mir nicht mit dem Holzschlegel yche z'dopple (hineinzuschlagen). Schon morgen kann ich gehen, schon heute, wenn man will. O Jere, Mädi findet Platz genug! Aber daß es mir so gehen werde, hätte ich keinem Menschen geglaubt, gäb wie er sich verflucht hätte. Aber unser Heiland sagt nicht vergebens, das sei der Welt Lohn. Fünfzehn Jahre treu dienet und am einzige Ching ds Lebe grettet, u jetz geyt me dä Weg mit mr um! Aber es ist graglych; es ist guet, daß e grechte Gott im Himmel ist u daß der alles gseht u=n=o wie me mit arme Mönsche=n=umgeyt; und es wird öppe nit vrgebe heiße, daß de am jüngste Tag alles werd a dSunne cho." Somit stund Mädi auf, nahm seinen Teller mit und schoß in die Küche hinaus, wie eine Bombe in eine Festung, rumorte draußen eben auch akurat wie eine geplatzte Bombe in einem Gemach von irdischen und gebrechlichen Dingen. Drinnen sagte Anne Bäbi zu Meyeli, dessen Augen voll Wasser standen: „Häb's nit ungern; das ist öppe nit viel dra glege, was das sagt. So uvrschant ist es öppe nit geng, u de währt's o öppe nit lang; mi cha das de öppe=n=angers mache we me will. Es ist hützutag mit frömde Lüte nüt meh z'schaffe, u we dLüt öppe wäre, wie sie sy sötte=n=u werchete, wie me=n=allbets gwerchet het, mi manglete=n=a mengem Ort weder Jumpfere no Chnecht, mi chönnt dSach selber mache. Du bruchst's nüt ungern z'ha, Sami, aber i säge dSach wie's mi düecht." „I ha das nit ungern," sagte Sami, „i ha das scho mengist ghört, u=n=i denke, we me mi nimme well, so werd me mi scho heiße gah, u we=n=es mir nimme gfallt, su cha=n=i o mache wie=n=i will. Guet Nacht mitenangere," sagte

er und ging. Da sagte Meyeli, es begehre niemand zu vertreiben; aber arbeiten wolle es, was man ihm vorgebe; es sei daran gewohnt und thue es gern. Es werde nie vergessen, daß es arms sei und daß es mit Werchen seine Sache machen müsse. Man solle ihm nur befehlen, und wenn es etwas nicht recht mache, es ihm sagen; es werde alles gerne annehmen und alles auszurichten suchen, wie man es begehre, und zufrieden wolle es sein mit allem; nur ein wenig lieb haben soll man es. Vater und Mutter seien ihm gestorben, und fremd sei es in der Welt gewesen, und es düechi's, wenn es e Vater und e Muetter wieder fänd, es wär im Himmel und syr Lebtig wett's nit es Brösmeli meh chlage. So redete Meyeli, bot beiden Alten die Hand, und dicht liefen ihm die Thränen dBacken ab. „Bis nit e Göhl," sagte Anne Bäbi und wischte sich auch die Backen ab, „öppe fresse wird di niemere. I ha di nit gern gseh cho, i will's grad use säge, und es het mi es strengs düecht, daß i dMuetter sy sött u nüt drzue säge söll. Aber we d' öppe thuest wie's dr Bruch ist u-n-aständig, su bi-n-i de notti ke Tüfel nit, u das bi-n-i nit, si möge mi de vrbrüele wie sie wey. Nüt hest, das ist wahr, aber sövli hey mr's o nit nötig, stoß mr aber nit öppe dr Gring mit dene Schnürflene z'säme oder gar mit Mädi, dem Uflat; de wird's scho gah, u vielliicht daß mr's öppe mache cheu, ohne daß frömd Lüt ds Mul bruche-n-i üsi Sach z'häyche. Aber trinkit, seh, mach us, dr Wy sött dir seltsam sy, du wirst öppe nit all Tag drzue cho sy. Mir heine o nit all Tag, we mer's scho vermöchte; aber i ha däicht, we d' scho nit wert chömist, i well notti thue, was öppe dr Bruch syg. Ke Mönsch hätt dra däicht, weder i, u we's nit gscheh wär u's unger dLüt cho wär, so hätt i doch a-n-allem fölle dSchuld sy, u 's Mädi, die Täsche, wär ds erste gsi,

wo's wär ga usbrüele. Aber wart das ume, dem lütet es einist ungsinnet Fürabe (Feierabend)." Anne Bäbi, durch Mädi entladen, kam nach und nach in glücklichen Zug und ward durch den Wein immer redseliger und fand sein Glück im Rühmen, wie gut Meyeli geheiratet; wie reich, wisse es noch lange nicht, und wie reich Jakobli hätte heiraten können, wenn er nicht so den Narren an ihm gefressen, könne es sich nicht vorstellen. Aber das mache jetzt nichts, sie hätten notti z'esse, u=n=es werd scho gah; aber ds Mädi, dä Struß, dä müeß me nit Meister lah, u erst jetz well es ihm afah zeige, wer eigetlich z'bifehle heyg.

Anne Bäbi hätte vielleicht die Nacht durch geschwatzt; aber es begann die Lampe düsterer zu werden, kam dem Erlöschen immer näher, und endlich merkte es Anne Bäbi und hieß Jakobli das Ölkrüglein holen. Aber Jakobli fand es nicht. Anne Bäbi hieß ihn einen Stürmi, öppis nit z'finge, wo ja es jeders Ching wüß wo's syg. Aber Anne Bäbi fand es selbsten nicht, gäb wie es suchte; es rief Mädi, aber Mädi gab wohlweislich keinen Bescheid; es schimpfte über Sami, der es vielleicht im Stalle hätte; aber dort es suchen, war ihm z'wider. Im Keller war noch Öl, aber Hansli wehrte und meinte, es wär am besten, sie gingen nieder, so möchten sie am Morgen auch auf. Anne Bäbi mußte sich darein ergeben, aber unter vielem Schimpfen über die böse Zeit, wo man im eigenen Hause nicht mehr so viel Meister sei, aufzubleiben so lang man wolle, und nichts mehr sicher sei, wo es hundert Jahre lang gestanden und Mutter und Großmutter es blindlings gefunden; aber warten die nur, morgen sei auch noch ein Tag, und wer ihm das Krüglein verstellt habe, der solle sehen was er gemacht, dem wolle es es verleiden, eins für alle Male. So räsonnierte Anne Bäbi,

bis ihm der Schlaf die Augen zudrückte; es hörte das Kichern nicht, welches schadenfroh im Dunkel des Gadens hörbar ward.

Zweites Kapitel.

Wie Meyeli erwarmet.

Seltsam war es am Morgen Meyeli zu Mute, als es, von keinem Vetter aufgerufen, statt in einem rußigen Gaden, in einem freundlichen Stübchen erwachte, der Tag an die Fenster hoschete, durch die Umhänge zwitzerte und an der Wand ein loses Spiel trieb. Das Bett war so weich und warm, wie es keines noch gesehen; was das für ein anderes Dackbett war, als das dünne Häutchen, mit dem es sich sonst decken mußte, und welch Unterbett gegen das, auf dem es sonst lag und durch welches hindurch man die Bettladen wenn nicht zählen, doch fühlen konnte. Da war an Federn nicht gespart, und man sah es wohl, daß, je mehr derselben in die Ziehen gingen, desto größere Freude die Bäurin, welche sie füllte, gehabt haben mußte: das war so von den Betten eins, in dem man bei müden Gliedern den jüngsten Tag bequem verschlafen könnte. Es war Meyeli schwer, es zu verlassen. Man glaubt gar nicht, was so ein weiches, warmes Bett für eine Wohlthat ist, wenn man an Wind und Wetter gewesen einen lieben langen Tag, und was es für eine Gewalt übt über die, welche in schlechten Betten manche liebe lange Nacht durch geschlottert und von weichen, warmen Betten nur haben reden hören, und so ein weiches, warmes

Bett ihnen vorkam ungefähr wie ein Vorhof zum Himmel. Wenn eine Magd von den bessern ist und nicht ihr Geld alles an Fatzenetleni und Gäuggelei hängt, so sinnet sie an ein Bett, und hat sie ein gutes Bett sich angeschafft, so wohlet es ihr; es ist ihr, als ob sie nicht mehr verlassen wäre, als ob sie für ihre alten Tage gesorgt hätte; sie hat ja ein Hey (Heimat), sie weiß, wo sie ihr Haupt hinlegen kann.

Aus dem Bette aber sah Meyeli auf einem Tischchen seinen Hochzeitsstaat und nebenan in der Ecke seine zwei Bündelchen stehen; dieser Anblick störte sein Behagen, trieb ihns auf. Es packte aus, und erst jetzt, wo es alles neben einander auf ein Tischchen legen mußte, und noch dazu die Sonne darauf schien, sah es, wie seine Hüdeli und sein Staat gegen einander abstachen, und da war keine Vermittlung, keine Brücke von einem zum andern; rechts lag einer Bäurin reiche Kleidung, links die baueligen Fetzleni eines Gottswillen Kindes, dort alles währschaft und in Fülle, hier alles durchsichtig, zu eng und zu kurz.

Vor alten Zeiten sprach man von einer Bäurin, welche ihren Mägden Hemden zum Gutjahr gegeben, von denen jedes acht Pfund gewogen habe; an diesen waren Kuder und Knöpfe nicht gespart, und die müssen ein handlich Tragen gewesen sein. So handlich waren Meyelis Hemdchen nicht, aber sie waren durchsichtig, kurz und klein; die Hühner konnten den Hafer dadurch picken und vornen wollten sie ihm fast nicht übereinander. Das Kitteli war viel zu kurz, der Mond schien durch dasselbe und zeigte die bösen alten Strümpfe, von denen man nicht mehr wußte, waren sie gewoben, gelismet oder genäht. In gleichem Stil war das Tschöpli, und wenn Meyeli einmal drinnen war, so machte es ihm den ganzen Tag Kummer, wie am Abend wieder hinaus. Diesen Staat

mußte es nun heute anziehen und damit vor dem Publikum erscheinen, vor dem es gestern in reichem Hochzeitgrust aufgezogen war, mußte das Zeugnis an sich herumtragen, daß es nur ein Gottswillen-Kind gewesen und gleichsam nur dr Gottswille da sei; denn die Leute fassen es nicht, daß wir alle, König und Schelm, eigentlich nur dr Gottswille da sind, wo wir sind, und daß hier kein Unterschied ist zwischen dem Menschen und keine Ausnahme von der Regel.

Meyeli weinte, und wer will es ihm verargen? So konnte es ja nicht einmal in die Kirche gehen; weder das eine noch das andere schickte sich, und wenn jemand ins Haus kam, so durfte es sich weder in dem einen noch im andern zeigen; das eine schickte sich nicht für ordinäri Tage, das andere nicht für eine junge Bauersfrau. Sagen durfte es nichts, mußte ihnen es überlassen, Verstand zu haben, dem Mangel abzuhelfen; aber jetzt mußte es doch in seinen alten Kleidlene hinunter, im Gloschli konnte es nicht bleiben, so wenig als im Bette. Es durfte Jakobli nicht einmal sein Herzenleid klagen; Meyeli brachte nur in Anschlag, was es mit Jakobli erhielt; was er durch ihns erhielt, dem gab es keine Schatzung; Meyeli war noch demütig. Meyeli hatte von der Art junger Weiber keinen Begriff, die zu profitieren wissen, oder die meinen, weil sie dem Manne die Ehre angethan, ihn zu nehmen, so sei es nun seine Hundspflicht und Schuldigkeit, ihnen zu allem zu verhelfen, was ihnen einfällt, und nie satt werden mit Begehren und Drangsalieren und von keinen Rücksichten was wissen; die zu meinen scheinen, ein Mann sei eigentlich nichts als ein großer Lulli, an dem man sauge, bis nichts mehr darin sei, und sei nichts mehr darin, so schreie man wie ein Kind, und mache ein Lätschmaul, je größer je lieber, und wenn's so groß würde wie der lange lange Schweif des letzten Kometen.

Meyeli hatte von dem keinen Begriff; es erhielt ihn auch nie, sagte sein Lebtag nie: „Es thut ihm's sauft, dem Hung, dem Uflat, dem Muffi.“ Es wischte endlich seine Thränen ab, zog seine Chleidleni an und ließ schüchtern sich hervor.

Gut Wetter war nicht obhanden. Anne Bäbi hatte das Ölkrüglein nicht vergessen, und das erste am Morgen, was es vornahm, war ein Forschen nach dem Krüglein, und siehe, es stund zwar nicht an seinem ordinäri Platz, doch dicht dabei, wo, wie Anne Bäbi behauptete, man es hätte sehen müssen, wenn es gestern da gewesen wäre. Aber alles Forschen war umsonst, kein Mensch wollte es angerührt, weggenommen, hingestellt haben. Anne Bäbi hätte selbst und zuletzt es in Händen gehabt, behauptete Mädi, und es düech ihns nicht kurios, brummte es vor sich her, daß man am Abend etwas nicht gesehen habe, was am Morgen einem blinzlige in die Augen falle; es sei schon manchem Menschen so gegangen. Meyeli achtete man kaum; doch glaubte es von Mädi einen spöttischen Seitenblick abgekriegt zu haben, was ihns noch mehr in Verlegenheit setzte; denn zu dem Bewußtsein, was für Kleider es anhätte, kam nun noch die Angst, wo es jetzt stehen, absitzen, was es anrühren solle, damit es niemand an seinem Orte stehe, und niemand etwas anrühre, welches dieser jemand nicht angerührt haben wollte.

So eine junge Dame weiß gar nicht, was es heißt, Sühniswyb sein und als Sühniswyb in ein Haus eintreten; entweder zieht sie in ihr eigen Menage, oder aber, wenn sie am Morgen gefrühstückt hat, macht sie die Toilette, setzt sich an ihren eigenen Arbeitstisch und niggelet etwas, bis Visite kömmt, oder sie Visite macht, und wenn die Köchin gekocht hat, so sitzt sie ane und wenn sie gegessen hat, so streicht sie

sich, und wenn man nicht den eigenen Weiberteufel im Leibe hat, der nur im Zanken leben kann, wie der Fisch nur im Wasser, so kommen Schwiegermutter und Schwiegertochter parfaitement bien aus, es sei dann, die Schwiegertochter sei auch vom Ehrteufel geplagt, wolle die Honneurs machen und die Gästimiertere sein. Auf dem Lande aber da ist es anders, da gibt es weder apartigi Arbeitstischchen noch apartigi Menage, weder Visite noch Appartements; da ist ein gemeinsamer Haushalt, der beschafft sein will durch alle vorhandenen Hände. Kommen nun frische Hände dazu, wo sollen sie angreifen und wer macht ihnen Platz? Wenn böser Wille da ist, so trifft man es nicht, man mag es machen wie man will. Greift ein Sühniswyb ungeheißen zu, so heißt es, schon am erste Tag hätte es gemacht, wie wenn es da alleine Meister wäre; wartet es aber, bis man es heißt, oder frägt es, was es machen solle, so heißt es: wenn es Vrstang hätte, so käme ihm selbst z'Sinn, was zu machen wäre, und man sagt ihm, wenn man höflich ist: „He öppe was gern witt, mir hey's bis dahi chönne mache, mir hätte niemere meh gmanglet." Ist man unhöflicher, so sagt man: „Mira, was d' witt, mir hey=n=is gwahnet z'werche, u hey nit dr Zyt, enangere dNase=n=uf dSach z'stoße; es sött öppe=n=es niders gseh, was z'mache=n=ist."

Ist ein Hauptwerk da, Anpflanzen im Frühling, Heuet, Ernte, Säet, so macht sich die Sache am leichtesten, da nimmt ein Sühniswyb das Werkholz und geht aufs Feld und trägt Mittag und abends, wenn es sich einkaufen will, der Schwiegermutter ungeheißen Holz und Wasser zu und hilft abwaschen und rüsten, was es sich ergeben mag. Jetzt war aber gerade die eigentümliche Zeit, wo man es in jedem Bauernhause anders hat, und ungeheißen kein Fremder viel zu machen

weiß, die Zeit wo der Herbst in den Winter übergeht, der Säet zu Ende, die Erdäpfel aus sind, aber Dreschen und Spinnen noch nicht angefangen haben, die Zeit wo man draußen und drinnen fertig macht, sich z'weg nistet zu behaglichen Winterquartieren. Die einen haben mit Rüben zu thun, andere mit Waschen, mit Obst und Eingraben, mit Fahren und Dörren, mit Plätzen und Fegen, mit Brechen und Hecheln, kurz mit vielen Dingen, und fast in jedem Hause mit etwas anderem, und fast bei jeder Sache ist in jedem Hause ein anderer Brauch und wenn nicht alles akurat diesem Brauch nachgeht, so hat man nicht den mindesten Glauben zur Sache, sondern sagt: „Öppis dumms e so, üser Lebtig chunnt das nit guet." Jetzt denke man sich eine Schwiegermutter und ein Söhniswyb beim Wäscheeinlegen, beim Kabiseinmachen, beim Kücheln, und jedere denkt, wenn die andere die Hand rührt: „Herr Jeses wie dumm, das chunnt üser Lebtig nit guet!" Wie das in beiden worget und kochet! Endlich sagt die Schwieger: „Nit e so, üser Lebtig nit, wie wett das guet cho!" — „Mir hey das daheim geng e so gmacht, u niemere het gseit, es syg lätz, ds kunträri, dArbeitslüt hey nie gnue chönne rüehme," antwortet die neue Tochter. — „Ho, das müße wunderlig gsi sy," antwortet die Schwieger, „hie fräße's dSäu nit, we me's so miech." Somit ist die Kriegserklärung gemacht. Abends sagt die Schwieger zu ihrem Mann: „Mir sy ungfellig gsi: es dümmers Mönsch hätt üse Hans nit chönne=n=übercho, u we=n=es si no öppe ließ brichte; aber e Gring het's, wie=n=e beinige=n=Esel. Du, i hätt mir Lebtig nit glaubt, daß es Lüt gäb, wo dr Chabis so gienge ga gschänge=n=u dStorze=n=use haue, die sy ja grad am chüstigste, u hey am beste dar."

Das Sühniswyb aber pläret dem armen Mann die ganze Nacht die Ohren voll, es gstangs däweg nimme=n=us, es well wieder hey, u gäb es Chabisstorze freß, well es lieber gar nüt.

Und aus ist es mit dem Frieden; es gutet nimmer, bis eins nach dem andern die Augen zuthut und ins stille kalte Kämmerlein muß, wo alles Reden aus ist und niemand mehr Kabis einmacht. Ja, es ist wirklich ein Elend, wie des Menschen Elend so oft aus nichts entsteht, nur aus unserm Kopf hervorgeht, wie die Welt aus nichts entstanden, nur aus Gottes Willen hervorgegangen ist.

Meyeli hatte dieses sich nicht ausgedacht; aber etwas davon fühlte es, und es war ihm, als es in die Küche trat, als sollte es sein nacktes Füßchen setzen in ein aufgeregtes Wespennest. „Guten Tag geb euch Gott miteinander," sagte es, und ob ihm jemand dankte, oder ob nur das Feuer sprezelte und die Kacheln rasselten, vermochte es nicht zu unterscheiden. „Kann ich etwas helfen," frug es, „etwa Holz tragen oder Wasser holen?" — „Wir haben im Brauch, das zu holen, ehe wir z'Morgen kochen," antwortete Anne Bäbi. Da Mädi grade das z'Morgen (Frühstück) hineintrug, sagte Meyeli: „Soll ich dir helfen?" und wollte die Schüssel mit Rösti fassen. „Häb nit Müyh," sagte Mädi, „ich habe das schon lange alleine gemacht, es braucht mir niemand zu helfen." — „Soll ich zum Essen rufen?" fragte Meyeli. Niemand antwortete, aber Mädi schoß an ihm vorbei wie ein Hurnuß und brüllte: „Ihr söllit cho esse," daß man unten im Dorfe bei vielen Häusern meinte, man habe bei ihnen gerufen, und das Mannevolk daherkam und mit dem Weibervolk, das nicht fertig war und nicht gerufen haben wollte, z'branzen (disputieren) anfing.

Drinnen wollte Meyeli zu unterst am Tische absitzen, da fuhr ihns Mädi an, es werde ihns doch nicht von seinem Platz vertreiben wollen, wo es bald hundert Jahr ghocket sei, und als Meyeli mit dem Weinen zuvorderst in der Stube

stand und nicht wußte, wo zum Tisch, daß es recht sei, sagte Anne Bäbi: „Warum chunnst nit cho hocke; soll me di no apparti heiße?“ Es wisse nicht recht, wo es zueche söll, sagte Meyeli, daß es niemere=n=am Weg syg. — „Gsehst de nit, daß da uf=em Vorstuehl (der bewegliche Stuhl vor dem Tisch) Platz ist,“ schnauzte Anne Bäbi. Meyeli hatte den Platz wohl gesehen; da er aber oberhalb Anne Bäbi war, so saß es nicht gerne ungeheißen da ab, und ebensowenig unterhalb, wo der Platz derjenigen war, die über Tisch les honneurs machte.

Über Tisch war die Rede vom heutigen Tagwerk, und es war beschlossen, die Rüben herbeizumachen. Es werde sie doch nicht alleine ziehen sollen, frug Mädi; es werde jetzt wohl neuer da sein, der ihm helfe. Mädi gramselte es schon vor Freude in allen Gliedern, mit dem armselig gekleideten Sühniswyb durchs Feld auf den Acker zu gehen, und hatte bereits darauf hin schon den bessern Kittel an, ein währschaft Fürtuch zurechtgelegt und eine Kappe, an welcher der Sammet noch schwarz war. Beim ordentlichen Wetter war sicher das Feld voll Leute und alle neugierig, die neue Frau zu sehen, die noch niemand kannte. Und im ganzen Feld, dachte es, werde kein Christenmönsch sein, der nicht denke, was Jakobli für ein Löhl sei, ein solches Faggeli u=n=es selligs Häpeli (das erstere bezieht sich auf schlechte Kleider, das letztere auf einen schlechten, d. h. schmächtigen Leib) zu nehmen, wo er es doch näher und zehnmal besser hätte haben können. Ds Jowägers Jumpfere, ds Mädi, wär ihm doch de hundertmal lieber gsi. Kein römischer Held konnte sich auf seinen Triumphzug mehr gefreut haben, als Mädi auf seinen Gang durchs Feld mit dem armen Meyeli.

Da sagte Hansli, Mädi hätte die Rüben schon manchmal alleine gezogen, und wenn es sie heute nicht möge, so

könne man noch morgen daran machen. — Es wolle gerne mit, sagte Meyeli, es sei ja da für etwas zu machen. „Das wird's schon noch geben," sagte Hansli, „u daheim wird's wohl noch etwas zu machen sein." — „We's doch gern chäm," sagte Mädi, „und zweimal zu laufen trägt auch nichts ab." — „Du hast's gehört," sagte Anne Bäbi, „was Hansli gesagt hat." — „He nu so de," sagte Mädi, „so syg's de mira", und schoß hinaus, als wenn es ein Habicht wäre, der einer Taube nachfährt. Anne Bäbi hatte Mädis Absicht halb erraten, halb ärgerte es sich selbst über Meyelis Aufzug, und so gerne es demselben die Schande gegönnt hätte, so fühlte es doch, daß dieselbe auf ihr eigenes Haus zurückfiele; denn einmal war Meyeli jetzt Jakobli Jowägers Frau und daran war nichts zu ändern; was man gegen ihns hatte, konnte man an ihm auslassen, doch es nicht unter die Leute lassen. So alt Anne Bäbi war, so wußte es doch nicht, wie unklug es ist, eine ertaubte Jumpfere allein auf ein Feld zu schicken, auf dem viele Leute sind und zu dem man vom Hause weg nicht sieht.

Mädi schoß hinaus wie ein entronnener Wolf, der nicht warten mag, bis er seine Zähne ins erste beste Fleisch schlagen kann. Natürlich war Mädi eine willkommene Erscheinung im Freien. „Wo us, wo wottsch, warum alleini, i ha glaubt, du sygist z'Hochzit?" so redete man es ihns allenthalben an, und jeder stellte sich bei ihm, und wo auf einem Acker Leute waren, da riefen sie: „Chumm, los neuis," und Mädi ließ umsonst sich nicht rufen. Und allenthalben packte es seinen Grimm aus, und wenn man ihns fragte, warum die junge Frau nicht mitgekommen, man hätte geglaubt, Anne Bäbi möge nicht warten, bis es sie schicken könne, Rüben zu ziehen, so zog es seine Maulecken zu den Augen herauf, stellte die Fäuste in die Seiten und sagte: „Es ist Anne Bäbi nit wegem

borge (schonen) gsi, o jere, das borget niemere; aber es het si gschämt, gschämt het es si, uf my armi Türi, wie=n=e Hung. I dr ganze Gmeind ist kes Bettlermönsch schlechter bchleit as das neu Sühniswyb; dem gseht me's o so recht a, daß es ab dr Gasse chunnt, die leydist Jumpfere chunnt besser daher." Und Stück für Stück legte es Meyelis Kleider aus und dann sein ganzes Wesen, wie es nichts anders sei als ein agchahreter (angemalter) Hauenstiel u no vo de leydere=n= eine. Hatte man es so lange auf einem Acker stehen sehen, so nahm es begreiflich die Leute auf dem andern Acker auch wunder, was Mädi zu brichten hätte, mitten im halben Tag; es mußte auch ihnen sein Herz leeren, so daß es nicht lange nachher, als Mädi in ihren Rüben zu stehen kam, Mittag läutete.

Das arme Mädi sah das ganze Feld voll Leute für seine besten Freunde an, die den innigsten Anteil nähmten an seinem Zorn und das lebhafteste Bedauern fühlten über seine erlittene Behandlung; es ließ sich nicht träumen, daß alle den köstlichsten Spaß an seinem Zorne hätten und alle es ganz begreiflich fänden, daß man so mit ihm umgehe und nicht anders.

Während Mädi die Posaune machte auf dem Felde herum, ging auch daheim etwas vor.

Anne Bäbi hatte Meyelis Kleidung übel vermerkt und sah ihm mit sauern Augen nach; aber lange sagte es nichts; es hätte lieber gehabt, Jakobli oder Hansli würden davon anfangen; aber die hüteten sich wohl; sie wußten, daß die Mutter am Ende den Verstand habe, sobald nur niemand ihr ihn machen wolle. Richtig brach sie endlich auch mit der Frage los: „Warum leyst (ziehst) du dich so an? Leyder kommt hier kein Straßenmensch." — „Verzeiht, Mutter," sagte

Meyeli, „das sind meine besten Kleider. Ich habe sie erhalten, als ich vom Herren kam, und seither ließ mir der Götti keine andern machen, und Geld habe ich keins gehabt, um selber anzuschaffen; ich habe mich müssen leiden."

„Schäme söttst di, e sellige Götti z'ha," sagte Anne Bäbi; „we's mr nit um=e Jakobli wär, u daß dLüt nit müeßte dFreud ha, uf my Armi, i ließ dr ganz Winter di so des=umelaufe. E sellige Staat ga z'ha am Hochzyt, u de morn=drisch ke guete Fetze=n=am Lyb! Aber so het's die hütigi Welt; du wirsch o=n=es rechts Täschli sy, sust hättist meh Vrstang gha as e so."

„Muetter," sagte Jakobli, „ds Meyeli vrmah si desse nüt, es het dHochzytchleider nit selber agschaffet, u=n=angeri Chleider, het me denkt, chönn me=n=ihm de lah mache, we's hie syg."

„Wer het de die schöne Chleider agschaffet?" fragte Anne Bäbi, „emal du o nit, oder sy si öppe gar no entlehnt?"

„Nei, Muetter," sagte Jakobli, „ds Wirts Tochter z'Raxige het dSach gmacht."

„Wer seyst?" schnauzte Anne Bäbi. — „Ds Wirts Tochter z'Raxige!" antwortete Jakobli.

„Jetz no gar, nei, jetz ist mr nüt meh z'helfe," antwortete Anne Bäbi; „jetz ist afe Zyt, daß i da dänne chume, u lieber hüt as morn; zur Muetter, wo eim ungerm Herze treyt het, het me kes Zuetraue u lauft zu=n=ere Wirtshus=more! O, wie=n=i doch die Trüecher (träg und sinnlich) hasse! Die wird di schön bschisse ha, wohl, u huse mir doch sövli! He nu so de, mira, su gang jetz zu dere=n=u säg, si söll dr o lah Chleider mache für e Werchte; i wott mi nüt dry mischle, wott nüt säge. Es einzigs Ching u macht eim's e so, laht dMuetter hocke=n=u so=n=e donnerschießige Schlarp im Geld

chrüſchle. So geyt's hütztutag, wohl, allbets hätt me's e ſo ſölle mache! Es nähm mi ke Wunger, we ſcho üſe Herrgott dWelt ume=n=e Stud (Pfahl) ume ſchlueg, bis ſi i tuſig Fetze fuehr, nei, vrwungere thät's mi nit!"

Jakobli hatte Mühe, die Mutter zu beſänftigen; je mehr er ſich unterzog, deſto mehr Urſache glaubte Anne Bäbi zum Aufbegehren zu haben; das ganze Wetter, welchem Meyeli geſtern entronnen war, brach heute los; aber es machte ſchon nicht mehr halb ſo viel, war es doch nicht mehr der erſte, ſondern der zweite Tag. Da es immer wieder darauf zurückkam, wie das donſtigs Trüech ihn werde bſchiſſe ha, ſo hatte endlich Jakobli den glücklichen Gedanken, die Mutter zu bitten, ſie möchte kommen und dSach gſchaue, ſie werde dann ſelbſt ſagen müſſen, daß dSach recht ſei u's niemere wöhlfeler hätt chönne mache. Anne Bäbi rurete (brummte) gewaltig über dieſe Zumutung; ſellig Hoffertſchiß begehre es nicht zu ſehen, ſagte es. Indeſſen war doch in Anne Bäbi des Weibes Ferſe (ſein weicher Punkt) getroffen, der immer und alleweil verwundbar iſt, gäb wie ſonſt Leib und Seele geharniſcht ſind. Wenn von Kleidern die Rede iſt, die zu kaufen oder zu ſehen ſind, da wird wohl ſelten ein Weib ſein, das nicht Ohren hat dafür und nicht Augen, und auf Erden iſt ſicher keine Schwiegermutter, welche nicht zu bewegen wäre, den Hochzeitſtaat ihrer Schwiegertochter in Augenſchein zu nehmen.

Es geht die Rede, wenn man einem wilden, jungen Kühlein (um es ſo höflich als möglich zu ſagen) einen naſſen Lappen übers Kreuz lege, ſo ſchlage es nicht mehr, ſondern werde zahm wie ein Lamm; aber würde nicht (wohl verſtanden nicht zuſammengezählt) noch manche junge Frau zahm und zärtlich wie eine Taube, wenn ihr der Mann jeweilen, ich will nicht ſagen was Naſſes, ſondern was Neues, einen

schönen Shawl oder einen schönen Kittel ums Kreuz legte, wenn es spuken thäte im Kopf! Ach, die Weiber haben einen sichern Takt, ein richtiges Gefühl; sie wissen, wie wüst und gebrechlich der Mensch von Natur ist, wie nötig er es hat, ein neues Wesen zu werden, wenn er Wohlgefallen finden will vor höhern als Menschenaugen. Und wenn sie nun in den Irrtum fallen, daß dieses Neue der Krämer verkaufe und der Schneider mache, wer ist schuld daran als die wüsten Männer, welche die armen Weiber nicht besser brichten und es oft selbst nicht besser wissen!

Immer protestierend gelangte Anne Bäbi vor des Stüblis Thüre, es wußte nicht wie, und als die einmal offen war, da war ihm natürlich nicht mehr zu helfen, und die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend, trat es zum Tischchen und rief: „O Jocheli, o Jocheli, Herr Jemer, was soll das bidüte? Für kes Lieb möcht i=n=e Zopfe=n=arüehre, das wär ja z'schön für e Ratsherretochter, vrschwyge de für —. Wo ich Hochzeit gehabt, und tausend Pfund hat mein Vater Ehesteuer gegeben, habe ich auch Hochzeitkleider bekommen, und ich habe geglaubt, wie hoffärtig ich sei; aber was? Es sind Hüdeli gewesen gegen die; der Kittel hat sieben Kronen gekostet, ds Gloschli füfzg Batzen und dHafte dryßig und sonst habe ich neue nichts gehabt, das neuis gchostet het, als neue Schuhe und die haben achtzehn Batze gekostet, und jetz selligs, und wer het's lah mache u wo ist dEhstür?" Während dem Reden ließ Anne Bäbi Stück für Stück durch die Finger laufen, hielt sie gegen das Licht, seufzte bei jedem Stück: „Herr Jemer, Herr Jemer, o Jocheli, o Jocheli." „Hundert Thaler machen es nicht," rief es endlich, „und wer hat das zahlen müssen! Wohl, das fängt gut an, und haben wir doch so ghuset u kes Freudeli uns gönnt! Aber wo sind die Göller=

ketteli," frug es plötzlich, „bei einer solchen Pracht wirst du doch nicht geliehene annegehabt haben?"

Meyeli hatte schon lange geschlottert, und Anne Bäbis Worte waren ihm durchs Herz gegangen wie die alten Schweizerspieße ehedem den Landsknechten und andern Östreichern. Da rührte sich auch der Satan in seinem Herzen und legte ihm die Worte auf die Zunge: „Ds Wirts Tochter het mr ihri gä gha," und schon waren sie auf der Zungenspitze, als es Meyeli war, es gebe ihm jemand eine tüchtige Ohrfeige und nehme die Worte ihm ab der Zunge. Es wandte sich um, nahm mit schwerem Herzen die Ketteli aus seinem Bündelchen und legte schweigend der Mutter sie dar. „Aber nei, aber nei, u wettigi, u wettigi," rief Anne Bäbi, „selligi sy im ganze Dorf nit; emel füfzehe Chrone hey si gchostet, u myni werde nit meh als sechse gchostet ha, u bi=n=i doch e Buretochter gsi, u wie wird ech no das dolder Mönsch, wo alles het müeße chaufe, bschisse=n=u zwüsche=n=use gno ha, daß me möcht Plätze=n=ab pläre! U dr Muetter vrtrauet me selligs nit a, aber ihr werdet zum vorus gwüßt ha, daß si=n=ech selligs Tüfelwerch nit i's Hus ließ, e sellige Chittel u=n=e selligs Gloschli, u=n=e selligi Scheube u de gar no selligi Chetteli, wo me ja e Stier dran chönnt z'Märit füehre. U de selligi Hüdeli drzue," fuhr Anne Bäbi fort, welches sich während seiner Rede zu Meyelis Bündeli gewandt hatte, „gschauit, luegit doch, wettigi Hemmeli u was für Strümpf! He nu so de, mira, es cha jetz chehrum mache; ei Tag cha's probiere, wie's i de Hudle=n=isch, u=n=ei Tag, wie's a=n=es Ratsherre Tochter isch; so öppis het me doch üser Lebtig nit erhört. Sy das dyner Sache=n=all?" „Jo wäger, Muetter," sagte Meyeli, „dr Götti het mr nüt lah mache, sit i vom Herre cho bi." „Säg doch eme sellige Uflat nit Götti," ant=

wortete Anne Bäbi, „i wott's nit ha, ghörst? Er wird o über di z'chlage gha ha; junge Meitscheni sy hürmehi nüt meh wert; aber we d' scho ds wüestist Trüech gsi wärist, so hätt er di doch nit sölle lah gah sövli vrhudlet u nütwertig. E sellige=n=Uflat hey mr doch notti keine=n=i üser Vrwandtschaft, gottlob." „Ja, Muetter, u we d' wüßtisch, was er mir fürgha het und wie=n=er mi mit dem Bese vom Hus furtgjagt het! Hudellüt, het er gseit, syge mr." „Es ist dr recht gscheh," sagte Anne Bäbi, „u we=n=er di ume no wyter gjagt hätt, warum gheyst unger es selligs Dach? Aber Hudellüt sy mr doch de gottlob nit, u vo=me sellige söll me si de nit so lah säge, Bueb, ghörst?" „Ebe," sagte Jakobli, „han=i du denkt, dä söll gseh, ob mr de Hudellüt syge=n=oder nit, un ha ds Wirts Tochter gseit, uf es paar Neuthaler uf oder nieder chömm's de nit a, und Meyeli het nit welle, für e Tusig nit; aber es het du emel müeße sy, u dZyt isch z'churz gsi, für no angeri Chleider lah z'mache, mi hätt süst dra gsinnet gha." „Dra gsinnet gha," sagte Anne Bäbi, bedeutend besänftigt, „dra gsinnet gha, ja wolle, wer het selligs welle sinne, selligs chunnt öppe geng a mi. Aber mi wird's de öppe=n=einist erfahre, wo dr Vrstang hercho ist, wenn er nit meh da isch u=n=i o nit U was soll me jetz mache, mi darf's vor ke frömde Mönsch lah u=n=Arbeitslüt, Schnyder u Näyhere u dere Züg darf me nit emal bschicke, si vrbrüelete=n=is ds Land uf u ds Land ab, wie mr es Sühniswyb heyge, keis Bettlermeitli chömm schlechter daher, u gmachti Sache fingt me=n=öppe niene z'chaufe, weder öppe=n=a Steigerige, u=n=i weiß vo ker sellige, u my Sach schickti si dir nüt, a=mene sellige Mägerlig (magere Person), a=me sellige Meyerysli."

Das sei ihm dr größt Chummer gsi, sagte Meyeli; es hätte scho vo Afang dra denkt, und es heyg's düecht, we's

ume mit Jakoblis Muetter z'rede cho chönnt; aber dr Götti hätt's nit lah gah, u cho hätt's nit dörfe. „Het's di düecht," fragte Anne Bäbi, „het's di notti düecht?" Aber we me=n=ihm Rustig füregäh wett, so ds Nötigist wett's probiere z'mache, daß me si de öppe vor de Handwerkslüte nüt z'schüche bruchti. Sy Muetter syg e Näyere gsi, u=n=es heyg=ere gar viel müeße helfe, gäb si gstorbe syg, un sie heyg ihm öppe=n=alles zeigt, was nötig gsi syg. „So, e Näyere isch si gsi, he nu so de, ebesomähr! Mir hey im Mooshüsli o Huslüt gha, u drei Wyber hingerenangere hey mr gha, wo Näyere gsi sy bi ihrer ledige Zyt, u das sy die nützutzigste Wyber gsy, wo ufem Bode glüffe sy. Wo si ledig gsy sy, het öppe=n=üse Herrgott nit höffärtigere gseh, u wo si Wyber gsi sy, sy si vo dene strübste gsi, wo me het welle gseh, mi het längs Stück nit chönne wüsse, was hingefer, was vorfer isch, gäb wie me glueget het. Es sy aber o all drei Husmanne ds Hudels gange, u dGmein cha dChing erhalte. Also e Näyere isch dy Muetter gsi, u du bist o dere Züg?"

Meyele verwerchete seine Thränen, so gut es konnte, und erzählte, wie seine Mutter eine exakte Frau gewesen, früh und spät, wie sie die Kinder zu allem gehalten, weil sie nicht wüßten, wozu es ihnen gut käme, und je früher man etwas könne, desto weniger brauche man später zu lernen; aber wie Unglück und Krankheit über ihnen gewesen und beide Eltern ins Grab gedrückt; wie sein Nähen ihm bei dem Götti komod gewesen, und nicht für ihns, sondern für dessen Kinder, denen er nichts hätte machen lassen. Aber deswegen hätte es nichtsdestoweniger draußen gemacht und im Hause; aber zwischenhinein gehe viel, wenn man die Zeit zu ehren wisse.

„He ja ja," sagte Anne Bäbi, „was me nit gseh het, mueß me glaube, u=n=i wott nit säge, daß de lügist; aber uf dem Desume=höckle=n=u Näyerle=n=u Lismerle ha=n=i nüt, u no anger Lüt hey o nüt druff, u wenn hützutag eini ful isch u dSunne nit mah erlyde, su gratet si zu=nere Näyere. Aber we d' öppis chast, u di nit ume drfür usgist, wie's hützutag dr Bruch isch, wo jede Schnuderbueb alles chönne will, hexe u ds angere=n=o, su isch's mr graglych, we d' dr ds Nötigist machst, daß d'öppe=n=o eyere glychist, die us=eme Bure=hus chunnt, wo me=n=öppe ds Tuech selber het u nit e=n=iedere Fetze hinger=em Zun füre grüblet oder vo=mene Hudi=lumper ytuschet. Chumm, i will dr füre gäh, aber ghörst, es Näyerli bigehre=n=i de nit ds ganz Jahr im Hus, u=n=uf's Abhaue achte=n=i mi de, u ds Verschleipfe=n=isch de notti i üsem Hus nit dr Bruch gsi; wer Geld mangelt, cha ds Mul uf thue; wenn er e Bitz Brot yche lah will, su mueß er o."

Anne Bäbi holte die Spycherschlüssel und sagte zu Meyeli: „Chast cho!" „Wie dr bifehlit, Mueter," sagte Meyeli, „sust cha=n=i ume hie blybe." — „Cha=n=i ume hie blybe," sagte Anne Bäbi, „we di heiße cho! meinst de, i well alles eleyni übere schleipfe?"

Der Spycher ist die große Schatzkammer in einem Bauernhause; derowegen steht er meist etwas abgesondert vom Hause, damit, wenn dieses in Brand aufgehe, jener noch zu retten sei, und wenn das Haus angeht, so schreit der Bauer: „Rettit dr Spycher, su macht ds angere nit sövli." Er enthält nicht bloß Korn, Fleisch, Schnitze, Kleider, Geld, Vorräte an Tuch und Garn, sondern selbst Schriften und Kleinodien; er möchte fast das Herz eines Bauernwesens zu nennen sein. Darum, wenn Diebe Beute machen wollen, so

brechen sie in den Spycher, nicht ins Haus; darum ist der Spycher wohl verwahret, gewöhnlich aus sogenannten Helbligen (halben Tannen) gebaut und mit starken und kunstvollen Schlössern wohl versehen.

Wie der König in seine Schatzkammer das Volk nicht läßt, sondern nur den Schatzmeister, und bei guter Laune guten Freunden die Schätze zeigt, aber selten alle, so geht in den Spycher nur der Bauer und als Schatzmeisterin die Bäurin, und diese ist es dann auch, die jeweilen bei besonderer Laune einer nahen Verwandtin oder Schwester die Schätze zeigt, aber ebenfalls selten alle. Doch wird weder Schwester noch Verwandtin je den Wunsch äußern, in den Spycher geführt zu werden; je neugieriger man ist, desto mehr verbirgt man die Neugierde. Man weiß es aus dem eigenen Herzen, daß, sobald man Neugierde sichtbar werden sieht, Mißtrauen entsteht, und sorgfältig verborgen wird, was die Neugierde wissen oder sehen möchte.

Anne Bäbi hatte wenige Menschen noch in den Spycher geführt, aber gar sehr sich gefreut, die Zyberlibüri und ihre Tochter in denselben zu führen, wenn sie zu ihnen z'Dorf kämen. „Die werde luege," sagte es oft zu sich, „was säge si ächt o?" Daß diese Freude ihm verdorben ward durch Jakoblis eigenmächtige Liebe, war eine bedeutende Miturſache, daß es so hartnäckig auf seinem Willen bestand und so wüst gegen Jakoblis Liebe that. Es ist viel zu wetten, daß, wenn die Zyberlibüri in ihrem Stolze die Schätze nicht gerühmt, sie geringschätzig angesehen hätte, Anne Bäbi selbst böse geworden und ihnen den Bündel vor die Thüre geworfen hätte.

Darum war Anne Bäbi so bereitwillig, das neue Sühnisweyb mit in den Spycher zu nehmen. Eine Freude, die man

sich ausgedacht, steckt einem gar lange im Kopfe, und wenn sie einem vereitelt worden ist, so erfaßt man um so begieriger die erste beste Gelegenheit, sich dieselbe zu verschaffen. Darum aber war Meyeli auch so bescheiden, und gab nicht der ersten Einladung Folge, sondern erwartete die zweite, damit die Mutter nicht meine, es sei so gwunderig, daß es nicht warten möge, bis es wisse, was im Spycher sei.

Stolz schritt Anne Bäbi voran und trat mit Majestät in seine heiligen Hallen; Meyeli aber kam demütig nach und schritt fast mit ehrfurchtsvollem Schauer, wie in ein dunkles Heiligtum, über die bedeutsame Schwelle. Es war noch nie in einem Spycher gewesen; der Götti hatte keinen gehabt und sie noch viel weniger. Was brauchen Hausleute, die keine Schätze haben, einen Spycher! Aber viele hatte es von außen gesehen, hatte viel davon gehört und manchmal gewünscht, wenn es doch nur einmal so in einen sehen könnte, nur von weitem, und jetzt ward sein Wunsch erfüllt, und noch dazu trat es in einen, der einmal ihm eigen sein sollte.

Anfangs sah es fast öde aus im halbdunkeln Raume; einige Kleider hingen an Stangen und Korn lag in Kästen; aber wie die Hexe von Endor Tote aus Gräbern, ließ Anne Bäbi steigen Schätze aus Kisten und Kästen. Wellen Tuch von allen Sorten, gemachte Sachen, gesponnenes Garn und Gspünst (Spinnstoff), daß es Meyeli fast gschmuecht (ohnmächtig) ward und es einen Ausruf um den andern loslassen mußte, um nur Luft zu kriegen, und das Beste von allem, die Strichlisäckli mit dem Klingenden, unter Schnitzen und Spreuer verborgen, die zeigte Anne Bäbi ihm noch nicht. Die Ausrufungen thaten Anne Bäbi natürlich wohl, und es

dachte bei sich selbst, ds dümmst u ds umanierligist Mönsch sei das neue Sühniswyb doch nicht, und es wäre noch möglich gewesen, daß Jakobli weit übler hätte fahren können. Indessen ward es in Mitte seiner Schätze nicht weniger stolz und ließ manchen Seitenhieb fallen. Was solches zu thun gebe, wisse der nicht, der seine Sache nur vom Krämer hätte kaufen müssen, sagte es, und das Unglück sei, daß solche Leute, wenn sie Gfellhüng seien und ungsinnet zu solchen Sachen kämen, nicht Sorge dazu tragen könnten und bald mit ihnen fertig seien. Das würde ihm das Herz zerreißen, wenn es das erleben und sehen müßte, wie ein Stück hieraus wandere, das andere dortaus; aber davor wolle es sein, den Schlüssel gebe es nicht ab, bis der Tod ihns strecke; dann könnte man seinethalb mit der Sache machen, was man wolle. Indessen legte es doch vom schönern Tuch z'weg für Hemder, schönen Halblein für ein Kuttli, währschafts Scheubenzeug, und unter seinen Kitteln suchte es nicht den schlechtesten aus, für dNot, wie es sagte; ein neuer müsse dann doch sein, so für die gmeine Sunntige.

In Meyeli stritten wunderbar ein gewisses Behagen, eine kindliche Freude, Anteil an diesem allem zu haben, der Gedanke, einst selbst Besitzerin von diesen Herrlichkeiten zu werden, die es zum ersten Male mit seinen Augen erschaute; diese stritten mit der unverstellten Demut, ein solches Glück unverdient erhalten zu haben und nie abverdienen zu können. Glück und Reichtum scheinen dem Menschen gar zu oft gleichbedeutend. Einem Armen, der aus beängstigenden Nöten in des Wohlstandes Fülle gerät, ist dieser Glaube zu verzeihen; aber Menschen, die in des Wohlstandes Fülle dennoch unter Seufzen und Stöhnen ihren Lebtag am Angstkarren gezogen, beständig ein Genügen gesucht und keines gefunden, ist es

nicht zu verzeihen, wenn sie, um ihre Kinder glücklich zu machen, sie an den gleichen Angstkarren spannen zu müssen glauben, außer Geld keine Seligkeit kennen für sie.

Die Demut gewann in Meyeli die Oberhand, und statt sich zu erheben, begann es zu weinen (einem Herrn soll es einst übel geworden sein, als er hörte, wie groß seiner Frau Reichtum sei; so hat er's gesagt) und sagte Anne Bäbi: wenn es gewußt, wie reich sie seien und was sie alles hätten, es hätte Jakobli nie warten dürfen, sondern wäre geflohen, so weit es seine Füße getragen hätten. — „Du Göhl du, was d' bist," sagte Anne Bäbi, „ja wolle, laufe so weit einem dFüeß träge, wenn man zu einem reichen Manne kommen kann!" — Und wunder nehme es ihns nicht, daß sie es so ungern gesehen, fuhr Meyeli fort, sövli es arms Meitschi wie es sei, mit nicht einmal einem rechten Kleidli auf dem Leibe. Das sei ihm jetzt so schwer, daß es es nicht sattsam erzeigen könne, daß es sein Glück erkenne und wie man noch gut gegen ihm sei, und jetzt sövli schöns Tuch für Hemder und e sellige brave Kittel ihm gebe und hätte doch scho sövli Kosten mit ihm gehabt, es wüß ke Mönsch wie viel. Wie es das alles vergelten solle, wisse es nicht; aber was man ihm auch zumute, keis Brösmeli well's drgege ha. — „Was man dir auch zumutet!" sagte Anne Bäbi. „Zumutet, es wird dir kein Mensch öppe viel zumuten; i weiß nicht, was du damit meinst, und ob das soll ghaue-n-oder gstoche sy; öppe die wüsteften Leute sind wir doch notti nit. Aber halt's nur nicht mit Mädi; wenn du mir mit dem den Kopf zusammensteckst, so lue de wie's dr geyt, i schryße dr-ne bim Donnstig ab. Und dann mit dem Mannevolk, dene Schnürfleni, häb's o nit u mein nit öppe, daß de dene dHäng unger dFüeß lege welliſt, sust geyt's nit guet, i cha dr's scho säge. Lue ume-

n=uf mi, wie=n=i's mache. Wey ſi hüſt, ſo wott i hott; wey ſi das, ſo wott i äys, u gibe de bim Tüfel nit nah; ſo geyt's am beſte, u de weiß me doch de o, wer Meiſter iſt u wer z'befehle het. We=n=i's nit ſo miech, es wüßt ke Chriſte=mönſch, ob mir no=n=e Chrüzer hätte, u doch ſeit mr niemere Dankeygiſt, ds Gunträri, es wär=ne recht, wenn i=ne=n=us Weg chäm, je eher je lieber. Aber i wett e Narr ſy u=n=e das z'Gfalle thue; das würd ſchön ga, wenn i nimme wär. Öppe=n=einiſt wird's wohl müeße ſy, aber de chaſt du furt=fahre, we d' öppis nutz biſt u's geng ſchön mit mir heſt. Aber chumm jetz, i mueß gah füüre. Üſes Mannevolch mahnt mi a nüt bas, as ane=n=alti Füllimähre, wo Zäng het wie Zunſtecke; we die nit e ganze Tag dr Bahre voll het, ſu überchunnt ſi es Tags keniſt gnue. We=n=ume kene dere Züg wär uf dr Welt! Allbets iſch's mr no graglych gſi; aber we my Bueb nit wär u=n=i Herrgott wär, es düechti mi, i gheyti ſi all ufem ganze=n=Erdbode=n=i eys Loch u de=n=e brave Stei druf, öppe=n=e ſiebecentnerige=n=oder meh; ſi hätte ſi de öppe ſtill, die Uflät, wo ſi ſy, die Freßhüng."

Meyeli zog mit ſeinen Schätzen ins Haus hinüber, ging gleich handlich an die Arbeit, nahm aber nicht alles auf einmal vor, wie ſo ein junger Sturm manchmal es pflegt, ſondern ſtyf eins nach dem andern. „Bſinn di wohl," ſagte Anne Bäbi, als Meyeli zuerſt Halblein zum Kuttli abſchnitt, „bſinn di wohl, es Chuttli iſt kes Narrewerch, u ſo dr Halblin ſo mir nüt dir nüt ſo lah vrtüfle möcht i doch o nit, lieber wett i z'letzt e Schnyder." — „Heyt nit Chummer, Muetter," ſagte Meyeli.

Aber ihm machte es doch ſelbſt Kummer und noch mehr Jakobli, und während Meyeli mit größter Vorſicht ſchnitt und maß, ſchlotterte Jakobli dabei und frug ſogar mehr als

einmal: „Wär's ächt nit äy Weg besser?“ und bei jedem Schnitt sagte er: „Gih emel brav zue, e Hang oder zwo; es ist gäng besser, alles syg z'großes as z'chlys.“

Obschon Mädi diesen Morgen nicht fleißig gewesen war und nachmittag ihm ein groß Stück Arbeit blieb, wenn Sami ein Füderchen Rüben heimführen sollte, so kam es doch noch früher als sonst heim und schoß zur Stube hinein wie ein Wespi zu einem Loch hinaus, wenn es endlich eins findet. Der Gwunder hatte ds Mädi heimgetrieben, was Meyeli daheim mache und was Anne Bäbi diesen Morgen mit ihm angefangen hätte. Es hoffte auf bös Wetter, verplärete Augen und hatte schon seinen Plan sich ausgedacht, wie es Meyeli helfen und gegen Anne Bäbi aufreisen wolle. Es nähmte ihns doch wunder, hatte es gedacht, wenn sie zwei recht zusammenspielten, ob sie dann der alten Surmummle nicht Meister würden.

Jetzt hörte es niemand zanken in der Küche, sah niemand plären hinter dem Hause, und als es die Thüre aufriß, sah es Meyeli hinter vielem Tuche und da drein hauen mir nichts dir nichts, als ob's auf hundert Ellen mehr oder weniger nicht ankäme. Es schoß alsobald wieder hinaus. Zur Küche herein kam eben Anne Bäbi und machte eine fast lächerliche Miene und sagte zu Mädi: „Bist scho hey?“ „Warum sollte ich nicht heim sein,“ sagte Mädi, „es macht mir meine Sache daheim niemand. Aber dir wär's vielleicht nützer, du wärest drinne, wenn du noch öppe Tuch, das nicht verschnäflet ist, behalten willst. Nit e Handbreit groß bleibt übrig, wenn das noch eine halbe Stunde so geht. U wo me üserein nit e halb Ell gönnt hätt, chunnt's jetz uf es ganzes Stück nit a, mit Schyn.“ „Ghäb di de,“ sagte Anne Bäbi, „we's us dym Tuech geyt; es düecht mi, für mys Tuech könntest du mir

den Kummer überlassen und einstweilen deine Sachen machen, derentwegen du sövli früh heimgekommen bist.“ Daß es nichts recht machen, nichts recht reden könne, das hätte es schon lange gewußt, sagte Mädi, aber daß es ein Faulhung sei, den man seine Sachen müsse machen heißen, das hätte ihm noch niemand gesagt. Öppe gnueg gwerchet hätte es allen Leuten, wo es hingekommen sei, und dFulkeit hätte ihm noch kein Mönsch vorgehalten. Aber es sehe wohl, je reicher die Leute würden, desto wüster Hüng würden sie, und sie dächten nicht mehr daran, wo alles hergekommen und wer ihnen dazu geholfen habe. Es geschehe ihm aber recht; die Leute hätten ihm schon lange gesagt, es werde ihm so gehen, aber es hätte es niemere geglaubt, sövli e dumme Hung sei es gewesen. Aber es mache nichts, sage doch unser Heiland: „Selig seid ihr, die ihr um der Gerechtigkeit willen verfolgt werdet“; für die angere werde de wohl no öppe=n=e Tüfel sy. Gäb wie Anne Bäbi sagte, es solle schweigen; es hätte ihm nicht gesagt, daß es faul sei; es hörte das eine nicht und das andere faßte es beim Schwanz und verdrehte es, daß jedes Wort Öl ins Feuer ward. Es sehe wohl, sagte es, warum man es ihm so mache; es sei jetzt überflüssig und man wolle ihm den Verstand machen zu gehen, jetzt, wo der Winter vor der Thüre sei und alle guten Plätzg besetzt. Aber das mache nichts; es könne Spinnerin sein, oder vielleicht gebe es noch öppe=n=ame=n=angere=n=Ort e=n=arme Bueb, der gute Abwart mangle; dr Herrgott werde scho für ihns sorgen, heiße es doch, er gebe auch den Lilien auf dem Felde zu essen. O Jere, dem Werteli (Schoßkind) da inne könne es schon Platz machen; aber Anne Bäbi könne dann sehen, wer dSach mach.

So kifelte Mädi, daß es Meyeli drin ganz angst

wurde; aber Jakobli sprach ihm Mut zu, bat ihns, es sollte nichts drein reden, es werd schon guten, das gehe zuweilen so; aber wenn man sich nicht hineinmische, so sei die Sache gewöhnlich bald vorbei. Diesmal ging es aber länger. Mädi vertubelte das Essen und ging ungegessen wieder auf das Feld, und am Abend redete es nichts, aß aber wieder, machte dazu jedoch ein Gesicht, daß man nicht recht wußte, war es ein Entlebucher Morgenstern oder ein Kübel voll Bschütti, und was es für fürchterliche Vorsätze und Anschläge in seinem Busen wälzte, war ein Geheimnis; aber einmal sagte es halblaut zur Katze: „Du arms Tierchen du, es schätzt dich auch niemand mehr; mir hey's glych; wey mr z'säme gah? U wenn i wüßt, daß Sami mr nicht nachliefe oder sich gar hintersinnete, bim Dolder noch heute müßte es sein."

Es ist kein Ding auf der Welt, welches nicht zu etwas gut ist, so sagt ein altes Sprichwort, und richtig gefaßt, hat das alte Sprichwort recht.

Meyelis Hüdeli zwangen es zu einer Beschäftigung, wo es durch die Sache selbst weder Anne Bäbi noch Mädi ins Handwerk griff oder handlangern mußte; es nahm einen ganz neuen Platz ein, wo es niemand in den Weg kam, es mußte sich nicht in die Haushaltung einzwängen, wie ein Keil in hartes Holz.

Das war nämlich eine von denen Haushaltungen, in denen weder ein Stich genäht noch ein Lätsch gelismet wurde. Gab's irgendwo ein Loch, so trug man es, bis der Schneider kam, und der kam zweimal im Jahr ordinäri und plätzete dann alles von den Strümpfen weg bis zu den Zwilchhandschuhen, und dann mußte alles halten, bis er wieder kam. Es war wohl auch ein Fadenkörbchen auf der Bank; aber das brauchte niemand als Hansli, wenn er einen neuen Lulli

an einen Pfeifenſpitz, den er mit dem zahnloſen Mund nicht mehr recht halten konnte, machen wollte, oder Sami, wenn er ſich gehauen hatte und mit bloßem Faden, über den er dann Wagenſalbe ſtrich, die Wunde verband. Anne Bäbi und Mädi ſagten oft, öppis z'ſchnurpfe wär manchmal komod, ſie hätten nichts darwider, aber das Dolders Fädmen ſei ihnen am Weg. Es gebe neue keiner Nadle meh wie allbets; allbets heig me ſo=n=e Fade düre gha wie gwünſcht, u jetzt well kene meh düre; bald ſyg dr Fade z'grob, bald das Loch zu klein.

Geſpannt ſah man dem erſten Produkt der neuen Hauskunſt entgegen; Jakobli zitterte, und Mädi ſagte, es nehme es auch wunder, das werde öppe=n=e Luzernerchutte gäh, die me kem Poſterli (Vogelſcheuche) alege dörf. Die Kutte aber ſtand gut; Hansli ſagte, er hätte es nicht glaubt. Jakobli lächelte, und Anne Bäbi meinte, komod wär's doch, we me neuis vrſtand, nit ume vom Nähen, ſondern auch vom Schnitt, u bſungerbar fädme chönn es, das gang ihm wie gheret und es bruch dafür ume nit aparti a dHeiteri z'ſtah u dFenſter ufz'thue.

Mädi mukelte, das ſei keine Kunſt; wenn es es gelernt hätte, es könnte es auch und noch viel vrflüechter; aber wenn man ihm ſchon tauſend Pfund geben wollte, es ſollte ſo ein Näherli ſy, es ſieg: i ſch.. druf. Damit aber, da ihm der erſte Schuß hintenaus gegangen war, lud es einen zweiten. Es ſtichelte, wo es anzubringen war, über die Untauglichkeit der Näherinnen in einer Haushaltung, wie ſie nichts könnten, nichts erleiden, und wenn nur einmal ungſinnet der Bysluft gang, gäb wie leicht, ſo nehme er ſo einer Näherin die Haut weg und manchmal noch das Fleiſch, wenn nämlich noch da ſei. Anne Bäbi war dies kein ärgerlich Kapitel; es hatte die,

welche nicht werchen, das heißt mit einem groben Werkzeug dreinschlagen konnten, selbst auf dr Mugge und wußte gar manche Geschichte zu erzählen, wie es dieser Näherin ergangen oder jener. Es hatte kein Arg dabei, aber es that Meyeli doch weh. Es nähte daher Tag und Nacht darauf los, nähte, um nur das Nötigste fertig zu machen und zeigen zu können, daß es etwas anders auch konnte, als Fädmen und Nähen. Anne Bäbi sagte manchmal, für so=n=es jungs sei es bsunger=bar es flyßigs u heyg si zur Sach. Dann sagte Mädi, das düech ihns nicht anders für so=n=es arms, wie es gewesen sei; es werd's so haben machen müssen, wenn es nicht hätte wollen Hungers sterben.

Unterdessen, während Meyeli das Nötigste für sich ge=macht hatte, sodaß es recht anständig daher kam, war alles hineingewerchet worden, und eines Montag morgens sollte das Dreschen beginnen. Meyeli, dem Mädis Reden tief ins Herz gegangen waren, stellte sich am Morgen ungeheißen im Tenn, löste die Bänder an den Garben auf und verspreitete das Korn, als ob es sein Lebtag nichts anderes gemacht hätte. Als Hansli dazu kam, fragte er, was das heißen solle? Es solle wieder an seine Arbeit; sie hätten es bisdahin ohne ihns machen müssen; er wüßte nicht, warum es jetzt helfen sollte, und wenn man so schnell mit Dreschen fertig würde, was dann das Mannevolk machen sollte, den ganzen Winter lang? Aber Meyeli dröschete den ganzen Tag munter und wacker, hielt nieder und stellte den Flegel, daß Mädi ganz schalus wurde; aber Hansli sagte, es sei ein recht kurzweilig Dreschen dä Weg, der Tag sei ihm ume gange wie gsunge; das war auch nicht zu verwundern.

Hansli Jowägers Haus war eins von den sehr vielen, wo es ist, als ob immer die gleiche trübe Wolke auf ihnen sich

lagere, die Sonne nie recht durchscheinen möge. Sie hatten von allem mehr als genug, hatten keinen eigentlichen Streit, nicht Unfrieden, kein Laster, und doch fehlte das rechte Lebensglück, fehlte fröhliche Heiterkeit, liebliche Freundlichkeit.

Das Weibervolk war reizbar und voll Kifel, das Mannevolk schweigsam und nahm das Weibervolk kaltblütig; daher ward wenig gelacht; alles ging seinen Trab, über Tisch ward wenig gesprochen und wenn es nur nicht donnerte und blitzte, so war man froh und mißte nichts; denn man war es so gewohnt, nahm Sauersehen für Freundlichkeit.

Nun war es, als ob in dem Maße, als Meyeli erwarmete, die trübe Wolke über dem Hause dünner würde; einzelne Sonnenstrahlen brachen sich Bahn und verkündeten, daß die Sonne da sei.

Das Wort erwarmen steht nicht umsonst da, es ist ein gar prächtig herrlich Wort. Wärme ist Leben, Kälte ist Tod. Wenn es kalt uns umweht, wenn scharf der Wind durch dünne Höschen fährt, durch durchsichtige Kitteli, da läuft nicht nur kalt unsere Haut an, schrumpft das Fleisch zusammen, klappert das Gebein; es zieht sich auch das Herz zusammen, es sinkt der Mut zusammen, es wird trübe über unserer Seele.

Wie aber laue Winde wieder um uns spielen, warm die Sonne über uns scheinet, eine warme Stube uns empfängt, dann beginnt es zu rieseln wie neues Leben über unseres Leibes Oberfläche; wohl wird es uns, als ob nach und nach starre Bande sich löften, als ob aufthaue über uns eine harte Eisdecke; es wird uns wie es dem Veilchen wird, über dem der Schnee schmilzt und das noch während dem Schmelzen freudig duftet und blühet. Und es taut nicht nur der Leib auf, sondern auch das Herz, das gebunden; in wonniger Behaglichkeit dehnen sich unsere Glieder und in dem Maße,

als wir erwarmen, öffnen sich auch die Thüren und Riegel, hinter welchen unserer Seele Wesen und ihre Gedanken verborgen liegen, und frei und fröhlich drängen sie sich zu Tage, wie eine muntere Quelle aus duftigem Waldesdunkel. Es wird uns wohl an Leib und Seele, munter fließt das Blut in den Adern, wohlige Empfindungen füllen das Herz, heitere Gedanken strömt auf fröhliche Weise die Seele aus, oder versinkt in ein stilles süßes Behagen, wo es einem wird, als wäre das Leben eine Ankenschnitte, über und über Honig darauf fingersdick. Das heißt Erwarmen.

(Ein alter herumziehender Soldat und Schnapsbruder aus dem Luzernbiet sagte einmal, allemal wenn er in den Kanton Bern komme, so sei es ihm, als käme er in eine warme Stube.)

Nun gibt es Lebenszustände, wo es einem beständig ist, als hätte man zu dünne Kleider an, als fahre einem der Wind über die Haut, als friere man. Es ist einem unwohl; man weiß nicht, was einem fehlt; aber in unserm Innern wird es starr und Mißmut lagert sich über unser Gesicht; und Häuser gibt es, wo es ist, als wäre da nie ein warmer Ofen, in denen die ächte trauliche Behaglichkeit nie gesehen wird, keine fröhliche Freundlichkeit aufblüht, weder Sommers noch Winters.

Meyeli war in einem so fröstelnden Lebenszustande gewesen, hatte die liederlichsten Kleider getragen im strübsten Wetter, und wenn es einmal auf den Ofen sich setzte, so hieß es, man hätte doch geglaubt, es hätte mehr Verstand als so, den kleinen Kindern den Platz zu verschlagen auf dem Ofen; die hätten die Wärme nötiger als es, die könnten noch nicht werchen; wenn es etwas nutz wäre, so könnte es sich erwärmen ohne Ofen. Und zu dieser Kälte kam des Göttis

unheimeliges Wesen, dem alles nicht recht war, in welchem der Teufel sein Spiel trieb, während er Gott zu Ehren die Augen verdrehte, der, im Gegensatz mit Gott, der niemand etwas vorrucket, dem Meyeli jeden Tag Wohlthaten vorruckte, und das Gottswillen Brot und dabei sich nicht einfallen ließ, wie er sich damit gegen seinen Heiland, den er immer sein nannte, verging, der da saget, daß man die Linke nicht wissen lassen solle, was die Rechte thut. Aber der hatte es auch wie mancher, der brauchte von der christlichen Religion nur die Namen; die Lehren machte er selbst und für sich machte er sie so und für die andern ganz anders. Meyeli hatte bei ihnen keinen Lohn und keine Kleider und durfte weder das eine fordern noch das andere, noch durfte es beides an einem andern Orte suchen, wenn es nicht wollte, daß der Götti den Fluch der Undankbarkeit ihm nachsende und es verbrülle bei Gott und Menschen, so weit es kommen möge; so war das arme Kind böse dran, wie es vielleicht wenige erfahren.

Aber wie es Quellen gibt, welche nie gefrieren, wie streng auch die Kälte werden mag, die immer reich, offen und flüssig bleiben, wenn auch ringsum zu Eis alles wird, so war auch Meyelis Gemüt nicht zu erstarren; eine innere Wärme trotzte der äußern Kälte; unter dem Gletscher hervor, der von allen Seiten über ihm sich zusammen drängte, drängte sich fort und fort heiteres Grün, blühten duftende Blumen empor.

Die Welt redet oft von fröhlichen, leichsinnigen, liederlichen Häuten, die immer hellauf seien, immer zu lachen machten, nennt sie Hauderibau, Lachbenze, Hurlibuse, redet recht verächtlich von ihnen. O, wie unrecht thut die Welt! Die Erde ist ein vergänglich Wesen und noch dazu ein

unvernünftiges und doch hat sie nicht nur einen Frühling, wo alles jauchzt, alles lacht, sondern ist ein Frühling vorbei so kömmt nach wenig Tagen ein anderer und ist er hier vertrieben so sproßt er in einer andern Weltgegend wieder auf, und der ewige Mensch sollte hier nur einen Frühling haben und mancher gar keinen, sollte nur wenige Tage lachen und jauchzen und viele gar nie! Sollte eben nicht in ihm, dem Ewigen, ein ewiger Frühling sein, voll Heiterkeit und Freude, und Früchte dabei und Gottes Segen allenthalben, trotz allen irdischen Stürmen, allen menschlichen Zuständen; sollte das Ewige im Menschenherzen nicht emporragen, sichtbarlich trotzend dem Wechsel der Zeit, den Wettern der Erde? Was dem Verständigsten so oft nicht gelingt, das vermochte Meyelis kindliches Gemüte: es hatte das göttliche Lachen und Weinen noch beisammen, und wie die Thränen ihm auch rannen, weil die Vorwürfe der Undankbarkeit sein Herz ihm zusammenquetschten, sein Fleiß Faulheit genannt wurde, im Umsehen lachte es mit einem Kinde, das freundlich ihm entgegensprang, brachte mit der herzlichsten Freundlichkeit dem Götti ein zufällig gefundenes Nest voll Eier, welche die Hühner verlegt hatten. Weinen und Lachen lagen friedlich nebeneinander in seinem Herzen, zwei Schwestern, die sich liebten, ablösten, eine der andern unentbehrlich war; aber Groll und Gram, die das Lachen verzehren und das Weinen auftrocknen, die kannte es nicht. Aus diesen Lebenszuständen und mit diesem Herzen kam es in das neue Haus, wo sonst die Sonne auch nicht schien, wo es aber doch ganz anders war als im frühern Hause. Gift war da keines, weder geistliches noch weltliches, war weder Knickerei noch Heuchelei und schon anfänglich trat Meyeli wie ein heller Schein ins Haus hinein; und wenn es auch unterm Weiber-

volk knurrte und brummte, es war mehr das Schnurren der Katze, der man den Balg streicht, als ihr Rauen, wenn man ihr auf den Schwanz tritt; unterm Mannevolk dagegen war ein Wohlbehagen, dessen der wüsteste Knüder sich nicht erwehren kann, wenn ein lieblich Weibsbild (Frauenbild) in seine Nähe kömmt und gar noch sich freundlich umthut. Seit Meyeli da war, bartete Sami alle Sonntage, statt über den andern; es fange ihn neue an gar zu beißen, wenn er länger als acht Tag alt sei, sagte er; er verwunderte sich gar, warum er ihn erst jetzt zu beißen anfange und früher ihn nicht gebissen hatte; bei allem Nachdenken ergründete er den Grund davon nicht und als Mädi ihm sagte: „Du alte Möff, wottsch o no dr Göhl mache und di öppe gar no hinger die Jungi lah," sagte Sami: „Du bist geng ds glich Laschi, emel hinger di mach i mi nit, häb nit Chummer."

Aber auch Meyeli blieb nicht das gleiche; es begann zu erwarmen, jeden Tag mehr. In den warmen währschaften Kleidern war ihm unglaublich wohl. O, erst jetzt begriff es den Unterschied zwischen einem halbleinenen Kuttli, selbst gefüttert, und einem Kuttli von Aargauerzeug und Schneiderfüetteri. Es hatte ein herrlich Bett, niemand jagte es vom Essen; auf dem Ofen konnte es sitzen Sonntag und Werktag, so oft es wollte. Es entstand das Gefühl in ihm, daß es da nicht nur entlehnt sei, sondern von Gott und Rechtswegen hier daheim. Aber es sah auch, daß es ihm unendlich besser ging als es anfangs fürchtete, daß die Sternschnuppe seinen Wunsch zu Gott getragen und vom gütigen Vater derselbe gewährt worden sei. Es fühlte, daß es jemand lieb war, jemand angehöre und nicht nur Jakobli, sondern auch Hansli; es sah, daß auch mit Anne Bäbi auszukommen sei und hundertmal leichter als mit dem Götti, daß es

niemand absichtlich quäle, als vielleicht noch hie und da Mädi; aber Mädi hatte hier eben nicht zu bedeuten was der Götti dort. Es kam ihns ein Wohlsein an, daß es ihns manchmal dünkte, es möchte z'sämefüeßlige in den Himmel gumpen, und dann zuweilen eine Wehmut, eine Angst, es könne nicht so bleiben, es sei viel zu wohl, daß es weinen mußte, man hätte die Hände waschen können in seinen Thränen. Dieses Wohlsein schlug bei ihm aber nicht in Hochmut um und in Anmaßung, die immer mehr begehrt, je mehr sie hat und nicht genug an die Sache thun kann; sondern Meyeli war in seinem Wohlsein so von Herzen lustig und fröhlich und demütig, daß es ihns dünkte, es müsse allen die Hände unter die Füße legen. Es ging kein Tag vorüber, daß es sie nicht einmal zu lachen machte, was sonst im Jahr kaum drei Mal sich ereignet hatte. „Dä Göhl," sagte dann Anne Bäbi. „O, mi weiß nicht, wie dumm me=n=isch we me jung isch; aber es wird dir scho angers no cho, wart ume", aber lachen that es doch, ja, es lächerete ihns manchmal, wenn es Meyeli nur ansah.

Mädi sagte, es nehme ihns nicht wunder, daß es so jungs scho=n=e Ma übercho heyg; wenn es so dr Löhl hätt welle mache, es hätt mängs hundert welle=n=übercho, aber es hätt si gschämt; aber auch es lachete und ließ sich zu Meyeli, suchte es gegen Anne Bäbi zu gewinnen.

Aber Meyeli machte nicht Partei, that jedem, was es ihm an den Augen absehen konnte, plätzete Sami die Zwilchhäntsche und Mädi seine Fürfüße. Man sehe wohl, sagte dieses zum Dank, daß das der Schneider nicht gemacht habe, der mache es anders bravs, es werde öppe nit lang ha, brachte aber dennoch trotz seines Zweifels böse Hemder zum Plätzen und Meyeli plätzete unverdrossen daran, wenn die

andern schon längst Feierabend hatten, und gäb wie Anne Bäbi sagte, nit besser als Mädi es mit ihm meine, wollte es mit seiner Sache sich nicht sövli plage.

Drittes Kapitel.

Ein Vikari thut einen Fehlschuß.

Daß diese Gestaltung der Dinge wohlthätig auf Jakobli einwirkte, kann man sich denken. Er nahm sichtbarlich zu, ward munterer, von lebendigerm Geiste angesteckt, arbeitete mehr als sonst, drosch neben Meyeli wie Tufig, gäb wie Anne Bäbi abwehrte, es wollte es nicht z'guet machen. Aber da es Jakobli so besserte und er z'weg war, wie nie, so ward es Anne Bäbi auch wohl, trotz dem Arbeiten desselben. „He nu so de," sagte es, „so können sie doch jetzt sehen, wer das Rechte gesinnet hat, ob Anne Bäbi oder öpper angers und wer mehr verstanden hat, ein Dokter oder Anne Bäbi? Seitdem Jakobli gwybet hättte, dünke es ihns sei er ganz ein anderer; esse thue er wenigstens ds halb mehr als sonst und rede fast wie-n-e-angere Mönsch." Dieser Erfolg wirkte natürlich auch mit, daß Anne Bäbi um so eher mit Meyeli sich versöhnte. Dhauptsach sei, daß es Jakobli bessere, sagte es; es sei dann zuletzt hellgleich, was er für eine Frau habe. Es sei gar nicht, daß es so an dem Zyberliblock ghanget sei, o Jere, gar nicht, es sei ihm nur wegem Wybe gewesen und weil es geglaubt habe, wenn's mit dieser nichts gebe, so bringe es ihn mit keiner andern mehr zusammen. Es glaub fast selber, dSach sei nicht so bös

gegangen und es sei die Frage, ob die angeri so gut sich hätte schicken können in alles. Darum sei es froh, daß es nicht so wüst gethan hätte, wie manche andere Mutter gethan hätte; e=n=angeri, die hätt=ne wurde, bim Schieß! Aber es vergeß nie, was seine Großmutter allbets gesagt habe: weil man nie wisse, wie es komme, so müsse man nie meinen, man wolle etwas erzwingen, sonst könne man vrflüemeret reuig werde=n=u dörf doch notti niemere chlage. Das vergeß es nie u drum chönn ihm o niemere nahrede, daß es mein, es müß alles na sym Gring gah.

Zu seiner Zufriedenheit trugen aber auch die Reden der Leute viel bei. Wenn ein neues Huhn in einen Hühnerhof kömmt, so drehen sich alle Hühneraugen nach ihm, alles marschiert um ihns herum was Beine hat, hier kriegt es einen Pick, dort wieder einen; sie wollen halt sehen, ob seine Federn gut eingemacht sind, und es ist glücklich, wenn sein Heimischwerden nichts als Federn kostet. Etwas Ähnliches geht vor, wenn eine junge Frau in ein Dorf kömmt. „Heschse gseh?" fragt Hans Eisi und Stüdi Benz. „Öppe=n=e=n=apparti Schöni isch sie de öppe nadisch nit," sagt Stüdi; „dere hätt er de hie mängi funge, we=n=er si nit bräver bigehrt het." — „Es ist bsungerbar e styfi; i wüeßt=ere hie ume keni z'vergliche," sagt Benz, um Stüdi zu ärgern. „I hätt nit glaubt, daß me meh e selligi fung u de ume no mit eym Aug; er mueß e Gfellige sy, es gseht ihm's o niemer a." Aber so glücklich wie Benz und Stüdi waren wenige Leute, obgleich nichts unversucht blieb, um eben so glücklich zu werden. Wer aufs Feld wollte, ging, wenn's schon weit um war, bei Jowägers Haus vorbei und wer irgend nur was ersinnen konnte, hoschete dort an; jemand hatte ein Hauli vergessen; jemand frug, ob man nicht ein Beil gefunden,

das man ab dem Wagen verloren, jemand, ob Anne Bäbi nicht reifstiges Tuch zu verkaufen hätte, jemand, ob seine Faselschweine ihm nicht feil wären.

Aber wenige waren so glücklich, zum Zweck zu gelangen; wenige hieß Anne Bäbi in die Stube kommen, sondern gab seine Erlässe über die Küchenthüre hinüber und Meyeli war nicht gwunderig, steckte sein Näschen nicht überflüssigerweise zum Läufterli hinaus. Nur wer das Glück hatte, Mädi in der Küche anzutreffen, kam manchmal in die Stube. Denn hoschete jemand, so sagte es: „Gang ume=n=yche, si sy dinne; du chast=ne's de selber säge, was d'witt. Und es war nicht, daß Mädi das that, weil es es nicht besser wußte, weil es übel dressiert war, sondern rein aus Boshaftigkeit. Anne Bäbi putzte ihns allemal ab und sagte: „Warum heißist doch alles yche cho, chast mr nit rüefe!" „Rüefe, was rüefe," sagte dann Mädi, „das wär mr afe lustig, wenn i da sött gah dr Narr mache=n=u dLüt gah amelde, wie i=mene Herrehus. Nei, sellig neu Brüch wey=mr notti nit afah; wer Tüfel wett dr Wyl ha, da geng ume=n=u=n=ane z'gumpe, u my Sach macht mr niemere u so wege=n=ere sellige la=n=i mi de nit plage. Hätt si mira Kleider mitbracht, daß si si zeige dörft; was vrmah=n=i mi dessе, daß sie ume Fötzeli het, nit emal öppe wie=n=e rechti Jumpfere!" So that und redete Mädi in den ersten vierzehn Tagen, wo Meyeli am übelsten z'weg war; nachher, als dasselbe ihm Fürfüße und anderes geplätzet hatte, hätte es Mädi nicht mehr gethan. So haben es die Menschen, daß sie eben am wüsteften thun, wenn ordlich thun am nötigsten wäre.

Eine große Zahl Leute, und namentlich alle Mädchen in Gutmütigen, denen Jakobli entronnen war, blieb also auf den Anblick der jungen Frau gespannt und bildete sich ein,

sie werde sicherlich am zweiten Sonntag in der Kirche erscheinen, wie öppe üblich und bräuchlich. Denn auf dem Lande, wo man kein Theater hat, stellt sich das Weibervolk nicht ungern in der Kirche dem Publikum vor; es vergißt halt, daß die Kirche nur dazu da ist, sich Gott vorzustellen. Aber warum sollte man das dem Weibervolk, dem schwächern Teil, nicht verzeihen, da das Mannevolk nicht nur in der Kirche (wo es noch selten genug erscheinet), sondern im ganzen Leben Menschengunst nachstellt und an Gottes Gnade nicht denkt, Menschen fürchtet und Gott nicht, seinen Mantel nach den Winden hängt, welche von Menschen, dem Säuseln aber und den Stürmen, die von Gott kommen, Herzen und Ohren verschließt? Hui, da wäre ein Kapitel, wo was zu sagen wäre; aber da würde man nicht nur in einen Ast sägen, sondern kein Mensch wüßte, in wie manchen; muß aber doch einmal sein.

Was üblich sei, das werde auch die junge Frau thun, dachten die Gutmüthiger, und wer leicht eine Gwundernase hatte in selbigem Dorfe, der machte sich an selbigem Sonntag z'Chilche; man kann denken, daß da viele Leute sich einfanden; denn in Gutmütigen sind die Gwundernasen nicht rarer als an andern Orten. Aber selben Sonntag gab es manchen styfen Äcken (Nacken) in den Weiberstühlen; denn so oft man jemand zur hintern Thüre hereinkommen hörte, drehten sich alle Köpfe wie aufs Kommando, drehten sich und drehten sich bis kein Tritt mehr zur Kirche hineinkam, und immer umsonst; denn kein Meyeli erschien. Und seit Gutmütigen stand, wurde nie so viel über Halsweh und daß man den Gring nicht mehr drehen könne, geklagt, als selbigen Sonntagabend.

Es hatte niemand etwas zu rühmen als der — Vikari.

Die Frau Pfarrerin war bekanntlich ein gutes Mutterli. Über Mittag, wenn sie den Suppenteller dem Vikari reichte, sagte sie gewöhnlich: „Herr Vikari, Ihr habt heute wieder eine recht schöne Predigt gehabt.“ Ausnahmsweise sagte sie: „O=n=e prächtigi, es dünkt mich, sie sollte allen Leuten zu Herzen gegangen sein; es dünkt mich, die Leute sollten auch mehr darnach thun.“ Zuweilen sagte ihr dann wohl ihr Herr später: „Aber wie hast du doch so was sagen können! Allbets hast du dich recht gut auf jede Predigt verstanden, und jetzt verstehe ich mich nicht mehr auf dich. Du rühmst dem Vikari Predigten, wo doch ume junges Zeug sind, alles durcheinander, ein Krausimausi, wo, was z'vorderist ist, z'hinderist ghörti, und Einleitungen, wo man gar nicht weiß, wo es hinaus soll, und so lange, daß man meint, die Predigt sei aus, wenn's doch nur die Einleitung ist, und Einteilungen, es weiß kein Mensch nach welcher Logik: es sind nicht Homilieen, sie sind nicht analytisch, nicht synthetisch, kein Mensch weiß was sie sein sollen. Und die rühmst du, als wenn du nie bessere gehört hättest.“ — „O Papali,“ sagte dann das Mamali, „zürn mir doch recht nicht. Denk, es ist e junge Herr, dem muß man Muet mache. Bsinn dich, ihr habt ehmals auch nicht ungern gehabt, wenn man euch rühmte; jung Lüt si emel so, und warum sollte man es ihnen nicht zu Gefallen thun? Doch seid ihr in einem Stück ganz anders gewesen, so wie ich mich daran bsinne; das muß ich bekennen. Es ist noch etwas an euch gewesen, und es hat etwas sein müssen, ehe ihr den Mut verloren. Die hütige junge Herrleni sy nume so Plütterlüpfe (Weichlinge), es ist nüt mit=ne. Sie machen wohl anfangs Gsichter, als ob sie wollten ohne Fecken z'Himmel fahren; aber Handkehrum, wenn=ne um=n=e Mus über e Weg lauft, so mache

si Gsichter, als ob sie jedem Muheim nachschlüpfen wollten in sein Loch, oder ob sie gar ds Loch suchten, wo me zur Welt us chunnt, Gott bhüet-is drvor. Da, Papali, mueß me wäger so einem jungen Herrn allbe-n-einist Mut machen; denk doch, wenn's ein Unglück gäbte, was man sich für ein Gewissen machen müßte!"

„O, häb doch nit unnötigen Kummer," sagte dann der Pfarrer, „die heutigen Herren bekümmern sich gar nicht darum, was alle Leute loben oder tadeln; sie wissen alles viel besser als wir, und was wir auch sagen, das ist ihnen ganz gleichgültig."

„Aber Papali," antwortete die Frau Pfarrerin, „zürn mir nicht, aber ich muß dir doch widersprechen. Du bist ein berühmter Pfarrer, keine so, aber so wie's e hütige Vikari, ja, i möcht säge, all Mönsche hey, heft doch vrgesse. Sieh, wenn ich Visitaz habe und recht angewendet mit Kochen und Braten, so macht mich nichts so böse, als wenn mich Niemand rühmt. Wenn ihr da so alles in euch hineinessет, als ob es Krüsch (Kleyen) wäre, so denke ich, he nu so de, so will ich das andere Mal euch geradezu Krüsch anbrühen, wie den — ich darfs nicht sagen wem. Verzieht einer gar den Mund ob dem Essen, nimmt Salz nach, oder läßt etwas über, und wenn er auch kein Wort sagt, so macht das mich so böse, ich kann dir nicht sagen wie, und ich muß immer denken, o wie froh wäre der, wenn er es alle Tage so hätte; aber es ist immer wahr gewesen, daß die am meisterlosigsten sind, die daheim es am schlechtesten haben. Rühmt mich aber einer und sagt: lange, oder gar sein Lebtag, hätte er nichts so gutes gegessen, so thut mir das so wohl, du glaubst nicht wie, Papali, und ich nehme mir vor, es müsse nicht zu machen sein, sonst müsse der, so oft er zu uns komme,

etwas Gutes haben, und anwenden wolle ich allemal, so viel mir möglich. Und doch weiß ich wohl, daß ihr alle vom Kochen nichts versteht, und daß mir einer vielleicht nur ein Kompliment macht und es ihm ganz anders ist als er denkt; aber ich kann nicht helfen, ds Rühmen thut mir wohl und ds Tadeln kann ich nicht leiden und so, denke ich, hat's so ein Vikari auch, Papali, emel die hütige. Wenn du ihn allbe=n=einist rühmtist, und nicht allemal ungeduldig würdest, wenn ich es thue, es wäre möglich, er nähmte noch manchmal etwas von dir an, und du könntest ein Vater an ihm sein, während er jetzt thut, als ob er ein ungeschaltes Ei wäre. Es hat mich schon dünkt, allemal, wenn ich ihm gesagt habe, er hätte eine herrliche Predigt gehabt, so hätte er den nächsten Sonntag erst recht angewendet. Aber ich darf es gar selten thun, du machst mir dann ein so saures Gesicht, und ich möchte mein Papali für alles in der Welt nicht höhn machen." Darauf hielt ihr dann das Papali gewöhnlich ein Kapitel über Wert und Folgen des Rühmens, das einen eigenen Platz haben muß.

Als die Frau Pfarrerin diesmal dem Vikari sein Lob abgestattet hatte, that er bescheiden und sagte, er hätte nur gethan, was in seinen Kräften gewesen; den besondern Eindruck hätte er dem Herrn zu verdanken und er hätte Ursache, ihm zu danken, wenn der Eindruck größer gewesen sei, als seine Zufriedenheit mit sich selbst. Darauf schwieg er und ließ den andern Platz zum Reden; da aber niemand es that, räusperte er sich endlich und sagte: er sei seit einiger Zeit recht mutlos gewesen, und er hätte beinahe geglaubt, der Herr hätte ihn geprüft und in einen unfruchtbaren Acker gestellt, um zu sehen, wie lange er da aushalte, und er hätte des Geistes geharrt, der ihn aus der Wüste treibe. Wie er

sich auch angestrengt, die Leute seien in ihrer Gleichgültigkeit verharret, und wie er auch gepredigt, die Kirche hätte sich nicht gefüllt, während an den Tanzsonntagen die Leute immer weniger Platz in den Pintenschenken hätten. Jetzt scheine die Sache sich wenden, das Höhere zum Durchbruch kommen zu wollen, und er erfahre es, daß das Ausharren noch immer vom Herrn gesegnet sei. Schon am vorigen Sonntag hätte es ihm geschienen, als sei die Kirche angefüllter als sonst, und da sei es ihm gewesen, als fühle er klar ein eigenes Geisteswehen, und mit besonderer Kraft und Klarheit habe er gepredigt, wie der natürliche Mensch der Hölle verfallen sei, wie die Gerichte Gottes vor der Thüre seien, und ohne schleunige Zerknirschung und Umkehr ein greulich Ende. Es sei ihm fast zu Mute geworden, als sei er der Prophet Jonas und als liege zu seinen Füßen die Stadt Ninive, und hinter ihr Gottes schauderhafte Zornswolke, und da habe er so recht feurig den Zorn Gottes in die Herzen hineingeredet, aber nicht wie Jonas in der Freude am Tode des Sünders, sondern in der Freude an seiner Bekehrung. Und heut habe er die Erquickung gehabt, daß endlich sein Wort durchgebrochen, das Volk wie das zu Ninive der Bekehrung sich zugewandt; die Kirche sei fast ganz angefüllt gewesen, und was ihn am meisten gefreut, er habe so manches Unterweisungskind wiedergesehen, das er lange nie in der Kirche gesehen; endlich scheine der Same, der unter dem Schnee gelegen, zum Leben gekommen zu sein. Das, er müsse es sagen, habe in ihm eine solche Freudigkeit erweckt, wie er sie noch nie empfunden.

„Verzeiht, Herr Vikari," sagte Sophie, in deren Mundwinkeln es schon lange geblitzt hatte, „die vielen Leute sind da gewesen, um Jakobli Jowägers Frau zu sehen; man

redet viel von ihr, und die wenigsten haben sie noch gesehen."

Die Mama stieß mit dem Ellbogen, konnte aber das Töchterlein nicht erreichen, welches sich in die nötige Ferne gesetzt hatte; der Papa machte ein streng Gesicht, aber das Töchterlein sah es nicht an. Der Vikari hatte noch ein schönes Stücklein Wurst auf dem Teller gehabt, das aß er kaltblütig, dann stand er auf voll heiligen Zornes, warf einen vernichtenden Blick auf die arme Sophie und schmiß sich schmetternd aus der Thüre.

Als die Thüre verfurret hatte, sagte die Mama: „Aber Sophie, bist du doch immer das gleiche, und welch Verdruß machst du uns? Kannst du nichts als necken und die Leute plagen; willst du nie lernen, was Friede ist, und wie man ihn suchen muß?" „Aber Mamali, schmälet nicht," sagte Sophie, „ich wollte den Vikari nicht beleidigen, und trieb auch nicht Spott; aber er sagt immer, man müsse die Wahrheit sagen unter allen Umständen, und da habe ich auch nichts als die Wahrheit gesagt. Ds Peterlis Meyi hat mir gestern gesagt, als es Eier brachte, heute werde es viele Leute in der Kirche geben, es wolle alles ds Jowägers junge Frau sehen; es heiße, es sei gar eine hübsche, und sie hielten sie wie versteckt. Da habe ich denn gedacht, er müsse doch den wahren Grund wissen, ich sei es der Wahrheit schuldig, und er hat mehr als einmal gesagt, wenn man unumwunden die Wahrheit sage, so könne man nicht wissen, ob man nicht eine Seele aus dem Rachen des Teufels reiße." „Sophie", sagte der Pfarrer streng, „mit solchen Dingen spottet man nicht. Wenn man dich um die Wahrheit fragt, so sage sie; jetzt hat dich niemand um sie gefragt. Wenn du allen Menschen die Wahrheit sagen wolltest, diesem: „Ihr habt rote Haare,"

und jenem: „Ihr habt schwarze Zähne, wüste Augen, einen unflätigen Mund," oder dir z. B. ein jeder: „Mamsell Sophie, ihr habt einen Fuß, daß ihr barfuß übers Meer laufen könntet," wo käme man hin und was würdest du sagen?" — „O Jere, Papa, so einen großen Fuß habe ich doch wahrhaftig nicht; wenn ich Sackgeld genug hätte, meine Schuhe beim Trechsel machen zu lassen, ich hätte einen Fuß, so schön als irgend eine. Aber so muß ich hier beim ersten besten Holzbodenbaggler schustern lassen, und kriege darüber allerdings Tatzen, als ob der alte Bär im Graben mein Götti wäre, dem ich nachschlage." — „Sophie, Sophie," sagte der Papa, „das ist wieder Spott; aber ich möchte dich mahnen an den Spruch zu denken vom Splitter und vom Balken und wenn du deinen Balken haben willst, so brauchst du nur deine Hand nach deinem Gesichtchen zu strecken, so kriegst du ihn zu fassen."

„Das ist eben," sagte Mamali, „was mir Kummer macht. Du bist so schnippisch gegen den Vikari, und hängst ihm etwas an, wo du nur kannst, und wie oft habe ich dir schon gesagt, er werde dir das so auslegen, als sei es lauter Kyb, weil er nichts von dir wolle, weil er auf jedem Suppenbröcklein zu verstehen gibt, er verplämpere sich nicht, sondern er habe sehr gute Aussichten, mache Ansprüche an hohe Bildung, an eine religiöse Richtung, und habe Hoffnungen, alle seine Erwartungen erfüllt zu sehen, mehr als er sich je hätte dürfen träumen lassen. Das sei der Grund, warum er hier nicht wohl sei, warum du namentlich ihn verfolgest, und wenn er dir Hoffnungen machen, mit dir, wenn auch nicht im Ernst, sich abgeben möchte, so würde man ihn auf den Händen tragen; aber so etwas verböten ihm seine Grundsätze."

Da stand Sophie glührot auf, und zornige Thränen

rollten ihm die Backen ab, und ohne das Stücklein Fastenbrot auf ihrem Teller anzurühren, sagte es zornig: wenn die Eltern so seine Worte auslegten, so wüßte es allerdings, was es von fremden Menschen und namentlich von einer eiteln Seele zu erwarten hätte; aber es sei ihm gleich, es wisse am besten wie unrecht man ihm thue, und wandte rasch sich nach der Thüre.

Das sei eben die Frage, sagte der Papa, nahm ein Stücklein Brot und trank einen Schluck Wein. Mamali kannte dieses Zeichen wohl; es war gewöhnlich die Einleitung in ein langes Kapitel, diesmal wahrscheinlich über die Schwierigkeit der Selbsterkenntnis. O, so ein Mamali ist Goldes wert, sie kennt ihr Papali durch und durch, um und um, nicht nur jede Falte des Gesichts und jeden Ton der Stimme, sondern jegliche Gebärde, weiß woher sie kömmt, wohin sie führt. Und diese Kenntnis hat sie sich erworben, nicht aus Schlauheit und um das Papachen zu betrügen, wie listige Liebchen pflegen, sondern getrieben aus Ehrfurcht und Liebe, um Schmerz ihm zu ersparen und Ärgernis, um liebes ihm anzuthun und sein Wohl zu pflegen; er war ihr der Stellvertreter Gottes auf Erden, sie seine Priesterin, die ihrem Herrn opferte Dichten und Trachten, für ihn lebte, für ihn starb.

Da, während der Pfarrer noch seinen Wein dem Brot nachsandte, sagte sie: „Hör, Sophie, wie machst du aber, und fährst auf bei dem geringsten Wort; so wirst du nie witzig, von wegen, man kann dir nie erklären, wie man es meint, und meint man es doch so gut mit dir. Ds Papali hat ganz recht: wenn der Vikari artiger gegen dich wäre, und nicht so vom Himmel oben aben, so würdest du nicht so jedes Stäubli an ihm sehen, und mit Gelegenheit daran sticheln. Wenn ein Herr nicht höflich gegen uns ist, es macht uns

allemal bös, und bsunderbar, wenn er uns von weitem schon den Verstand machen will, er sei für uns, was für eine Katze eine Speckseite im Kämi ist. Das ist so unsere Art, auch wenn wir im mindesten nicht meinen oder wünschen, daß er uns nehmen solle; aber es macht uns böse, wenn man uns so unter dem Arm durch behandelt. Aber eben da müssen wir nicht dergleichen thun, am allerwenigsten, daß wir böse seien, müssen die jungen Herren mit ihren Einbildungen manövrieren lassen, als ob das alles uns nichts anginge und höflich sein und bleiben; das ist's, was wir müssen. Ich bin auch eine Pfarrerstochter gewesen, und wir haben auch Vikarine gehabt, gäll Papali. Aber geh und sieh doch: sind nicht Hühner im Garten? Das ist mir doch e tusigs Sach: hey mir selber keine und jetzt plagen uns alle Tage fremde, und dürfen nichts sagen, sie kaum jagen."

Über ihnen schritt mit starken Schritten der Vikari auf und ab, studierte nicht seine Kinderlehre, sondern was er gegen solche Bosheit vorzukehren, wer solches wohl der Tochter eingegeben hätte, ob Papa oder Mama, oder ob sie es verschmähter Liebe wegen selbst ersonnen?

Der arme Vikari! Er war stark in der Exegese und seine Professoren hatten ihn im Hebräischen und Griechischen stark gefuchset und wenn er auf eine dunkle Stelle kam im Hiob oder in den Sprichwörtern, so kriegte er Angst, zog Stiefel an und lief auf Bern; denn es war ihm heiliger Ernst um die Sache. Wenn ihm dann dort einer sagte, es sei ein Punkt versetzt, oder das Ding beziehe sich aufs Nachfolgende und nicht aufs Vorhergehende, ihm den Schlüssel zum verschlossenen Heiligtum in die Hände gab, so ward er wieder glücklich, lief heim, den Kopf voll Licht, lief herum daheim mit langen Beinen und es dünkte ihn, es sollte ihm

jedermann ansehen, was er neues heimgebracht, welch tiefen Grund er gefunden.

Aber ach, über die Exegese des Lebens hatte kein Professor ihm was gesagt; für die war an der Hochschule kein Lehrstuhl, und Vater und Mutter, die sonst sehr oft in solchen Dingen gelehrter sind, die größten Utüfle von Professoren, hatten ihn in diesem Punkte auch nicht gehörig gefuchset. Es ist prächtig, wenn man in Platos Gesprächen grübeln kann nach dem, was Plato eigentlich meine, und wenn man im Cicero lesen kann, wie er dem Verres den Marsch macht, und wenn man weiß, wie viele Codices man für das Neue Testament hat, und welche die besten sind, und was nach Altgriechischem schmeckt, oder was chaldäische Anklänge hat, und ob und wie die Mythen von Vorderindien und Hinterindien zusammenhängen. Das ist alles prächtig, ja notwendig, will ich sogar sagen. So ist der Mensch glücklich zu preisen, welcher ein Auge hat; denn was ist der Mensch, wenn er kein Auge hätte! Aber schöner und besser als ein Auge sind zwei, und zwei hat Gott dem Menschen gegeben, und halbblind ist und bleibt der immer, der nur eines hat. Und wie Gott dem Menschen zwei Augen gegeben hat, so hat er ihm auch zwei Bücher gegeben: das heilige alte Buch, das nicht bloß ein Vikari soll exegesieren können, sondern jeder Christ verstehen; aber auch das wunderbare Buch, das alt ist, und doch jeden Tag neu wird, das wunderbare Buch, das aus göttlichem Quell entsprungen, wie durch unzählige Bäche ein Strom genährt wird, durch Quellen aus jedes Menschen Brust, das Gott mit lebendigem Atem durchhaucht und Blatt um Blatt beschreibt vor der Menschen selbsteigenen Augen. Und wie die beiden Augen einander helfen auf unerklärliche Weise, und eins ohne das andere verwaiset sich fühlt, und einsam und

nur noch halb so gut als früher, so hat es auch ein Buch mit dem andern Buch; ein Buch wirft Licht auf das andere Buch, beide strömen Leben sich zu, und halbdunkel wenigstens bleibt ein Buch ohne das andere Buch. Ein Mensch der nur in einem der Bücher lesen kann, ist gleichsam nur ein halber Mensch, nur halbwitzig, oder ist, als ob er nur ein Auge hätte. Kann er nur lesen in der alten lieben Bibel, so kömmt er wohl zur Erkenntnis dessen, was gewesen ist, aber nicht dessen, was ist; er erkennt wohl, was Gott ist, wie er aber waltet, das bleibt ihm verborgen; zur Rechtgläubigkeit kömmt er, aber im Leben findet er sich nicht zurecht. Wer aber nur im Leben lesen kann, liest und liest, und kömmt nie zum Verständnis, findet Satz um Satz, aber nie deren Sinn, zieht Perlen um Perlen an einen unendlichen Faden, aber zu einer Kette kömmt er nicht, läuft und läuft, aber an den Ausweg gelangt er nicht, sucht, und das Rechte findet er nicht, im Leibe findet er den Geist nicht, in der Welt Gott nicht, und darum findet er das Heil nicht, denn das ist allein bei dem Heiligen, der unser Vater im Himmel ist. Wo nun das erste Buch vor Augen liegt, da wird dem Menschen begreiflich der Fall und Ungehorsam der ersten Eltern im Paradiese, und wie notwendig zur Auferstehung dem Menschen ein Heiland geworden; aber den eigenen Fall und wie er selbst sich aufzurichten, begreift er nicht; und wo er nur siehet ins andere Buch, da wird ihm sein Fall nur zu begreiflich, aber ein Heiland scheint ihm nicht nötig; die Auferstehung, welche das Leben fordert, scheint ihm zu liegen im Bereiche der eigenen Kraft.

Aber wo der Mensch mit beiden Augen in beide Bücher sieht, da nahen sich Himmel und Erde, ist der Himmel offen; Engel Gottes steigen auf und nieder, strömende Offenbarungen

Gottes verklären das Leben, heiligen die Zustände, die Bibel giebt dem Leben seine Weihe, das Leben macht die Bibel lebendig. Gott wird ihm lebendig, und klar der Mensch in der eigenen Brust. Er sieht, wie Gott den Menschen ziehen will nach oben, der Mensch dagegen Gott niederkämpfen will in den Staub, er fühlt den Kampf in der eigenen Seele, in tiefer Demut erkennet er sein sündig Wesen in jeglicher Verzweigung, in froher Zuversicht aber auch seine hohe Berufung und die Macht Gottes über die Sünde. Gott ist sein Leben, und sein Leben ist Gott, und was trennt ihn nun noch von Gott, wenn er so mit Andacht und Heilsbegierde mit beiden Augen in beiden Büchern liefet? Aber eben das ist das Unglück, daß die meisten nur in einem lesen; die einen in diesem, die andern in jenem, und meinen doch, sie lesen alles, was zu lesen sei, und dann hat der eine dies gelesen, und der andere etwas anderes, und dann zanken sie sich fürchterlich, wie Halbblinde, von denen der eine nur die Blumen links gesehen, der andere die rechts; die einen waren rosenrot, die andern himmelblau, und der eine will, alle Blumen seien himmelblau gewesen, der andere rosenrot, und einer schiltet den andern, einer legt Hand an den andern; beide wähnen sich im heiligen Recht, und keiner denkt, daß er nur links gesehen oder nur rechts. Freilich geschieht es wohl auch, daß die Augen gehalten sind; sie mögen lesen in welchem Buch sie wollen, sie finden die Wahrheit nicht, finden nichts in ihm als den Irrtum, in welchem ihre Seele befangen ist. So fand z. B. der Antoni Unternährer in der Bibel die Schweinereien, welche in seiner begehrlichen Seele gewachsen waren; so finden andere im Leben nichts, als was ihr eigen Herz in ihre Seele wirft, buchstabieren aus demselben nichts heraus, als ihre Lust, ihre Liebe, ihr Wünschen und Hassen, ihr Neiden und Trachten, und was

sie zu finden meinen, soll absolute objektive Wahrheit sein; darum zanken sie sich wie eingefleischte Philologelein, und mögen sie mit Worten nicht kommen, so werden sie handgreiflich. Da ist Heini wie Hans, und Hans wie Heini, und Anne Mey, das nichts als spinnen kann, und zwar nur Kuder, ist nicht schlechter, als ein Pädagögelein, das nur Wurst's Ding im Leibe hat, und ds Buße Rechenbüchlein an den Fingern.

Aber, und das ist eben vom Übel, daß die Gstudierten mehr und mehr das Leben verachten, und dagegen als natürliche Wirkung das Volk das heilige Buch, daß die einen meinen, das Buch sei veraltet, die andern, das Leben bedeute nichts, und dessen Verständnis lerne man von selbst, wie die Buben das Pfeifen; daß die einen meinen, wenn einer im Urtext herumfahren könne wie eine Hex, so sei er ein Hexenmeister und wenn er blindlings die Klassen der Engel aufzählen könne, so sei er selbst ein Engel, die andern aber, daß, wer das Leben am besten auszubeuten wisse, zu seinem Nutzen und zu Stillung seiner Triebe, so sei er selbst Gott geworden, des Lebens Herr. So entsteht eine fürchterliche Einseitigkeit, welche in die klarsten Dinge Verwirrung bringt, eine Kluft, welche unwiederbringlich die Menschen scheidet, eine babylonische Sprachverwirrung, wo keiner den andern mehr versteht, keiner dem andern mehr ein Bruder zu sein vermag.

Ach, unser arme Vikari, wie der die Stube auf und nieder rannte, an Rache dachte, und wie immer und immer wahr bleibe, daß dem Guten der Neid auf der Ferse folge, und wie hier seines Bleibens nicht sei, wo man seines Thuns nur spotte, seine Erfolge ihm nicht gönnen möge, der Feind so sichtbarlich umhergehe, und am heiterhellen Tag Unkraut in seinen Acker streue! Es reute ihn nur eins, daß er die

Gäxnase nicht zurechtgewiesen, ihr so recht vaterländisch den Text gelesen, und ihr gesagt, sie solle doch nicht an sich selbst abnehmen, warum andere Leute in die Kirche gingen; das ungebildetste Mädchen in Gutmütigen hätte höhern und christlicheren Sinn als sie. Das hätte er ihr sagen sollen, das hätte sie geschlagen; aber sie müsse es doch noch einmal hören, gelobte er sich.

So ging es der armen Sophie mit ihrer Erklärung einer Thatsache, mit ihrer Exegese; es ging ihr immer so arg, wie manchem Professor mit der Erklärung einer Stelle, ja, es hätte ihr gehen können, wie vor alten Zeiten den Ketzern, mit denen man kurzweg ins Feuer fuhr, wenn nämlich der Vikari Papst gewesen wäre. Und doch, wer hatte Recht?

Das hätte der Vikari bei jedem Stüdi vernehmen können, aber er frug nicht; warum fragen, wenn man eine Sache bestimmt weiß?

Der Gwunder lag so unverhehlt und arglos zu Tage, daß, bei der geringsten Berührung des Predigtfleißes, jedermann ihm gesagt hätte, es werde den andern Sonntag vielleicht noch mehr Leute geben, denn da werde doch, so Gott wolle, des Jowägers Sühniswyb sich afe dörfe zeige.

Das wäre aber noch die Frage gewesen, wenn nicht der Hechler kühn die Sache ins Gleis gebracht hätte. Der ging nämlich hin und nahm Meyeli zur Gotte.

Viertes Kapitel.

Meyeli tritt in der Welt auf.

Das war ein Ereignis in Jowägers Hause, aber noch ein größeres für Meyeli. Als der Hechler seine Bitte in wohlgesetzter Rede anbrachte, war es Meyeli, als schnaagge (krieche) ihm ein Doggeli aufs Herz, oder als gieße jemand einen Kessel voll heißen Wassers über ihns aus. Sein Lebtag war es nie Gotte gewesen, sein Lebtag noch nie in Gutmütigen zur Kirche, sein Lebtag noch nie als junge Frau in irgend einer Kirche, und alle diese Dinge sollte es auf einmal bestehen, und zwar schon nächsten Sonntag! Mit Mühe brachte es die Antwort heraus, es müsse erst mit seinen Leuten reden; denn wie üblich hatte der Hechler geheimnisvoll in apartiger Audienz sein Anliegen angebracht.

„Herr Jeses, Muetter, Herr Jeses, es wott mi eine zur Gotte, was soll i o mache?" rief es Anne Bäbi zu, das eben Brot einschnitt in der Küche. — „He, du Göhl," sagte Anne Bäbi, „du hätteſt mich bald erschreckt; was wottisch mache?" — „O Muetter, chönnt=me nit öppis z'Wort ha u=n=ihm öppis gäh; er nähmte es sicher gern?" — „Wohl, das wär mir e suferi Sach," sagte Anne Bäbi. „Was wurde dLüt säge, wenn du giengist gah absäge, u scho ds erst Mal; es wurd grad heiße, mir dörfte di nit zeige." — „Aber Muetter, i bi no nie Gotte gsi, i darf wäger nit." — „Das wär mr afe," sagte Anne Bäbi. „E=n=iederi Sach mueß einist ds erst Mal sy, du Göhl." — „Aber Muetter, das chostet viel u git groß Chöste, bis alles usgrichtet ist." — „Su geb's," sagte Anne Bäbi; „wenn's anger Lüt vrmöge, su vermöge mir's

auch; das wär mr afe, wenn me deretwege nit wett eim gah zuecheſtah (Gevatter ſtehen), wo's mangelt." — „Aber Muetter, i kenne dr Ma nüt." „Aber i," ſagte Anne Bäbi, „es iſt üſe Hechler. U gang mr jetz u ſäg ihm zue und heiß-ne mit-is cho z'Nacht eſſe. Er chunnt-is de ds anger Mal öppe zur rechte Zyt, we me-ne heißt cho, u füehrt-is nit ſo desume, wie's ſuſt dHechler im Bruch hey. Ghörſt, gang mr jetz, was wird er o ſinne!" Mit ſchwerem Herzen mußte Meyeli gehen, mußte ſagen, wenn es nichts anderes gebe, ſo werde es kommen, er ſolle auf ihns zählen. Als ob man Waſſer auf eine Mühle gelaſſen hätte, wirkte dieſe Gevatterſchaft im ſtillen Hausweſen.

Hansli und Jakobli freuten ſich, aber ſtill; ſie mochten den Sonntag faſt nicht erwarten, um Meyeli in ſeinem ſtattlichen Putz aufziehen zu ſehen; denn das war eben eine Gelegenheit, zu welcher die Hochzeitkleider wohl paßten, und zu ſchönen Kleidern und einem ſo ſchönen Weibchen drinnen, was mußten dazu die Leute nicht alles ſagen? Mädi war rumpelrurrig. Die ſchießige Löhle, ſagte es, meinten, für eine Gotte mangle es eine Bäuerin oder eine Bauerntochter; aber es hätt ſcho mänge gäh und es wär ihm nützer gſi, er hätt dJumpfere gno as dTochter. Es gäbte de dere Bure, wo-n-es faſt lieber dr Tüfel zum Götti wett; Ybung (Patengeſchenk) gäbte ſi doch e kene, aber am Mahl fräſe ſi für ſiebe, u de ſöll me-ne no danke, daß ſi cho ſyge. Öppe-n-e rechti Jumpfere wüßt, was ſi zu thun hätte, und ſchämte ſich, nit öppe-n-o z'thue, wie's dr Bruch ſyg, und öppe-n-o eini, die wüß, wie me thue ſöll i dr Chile, wo ſcho meh drby gſi ſyg. Was doch eine drvo hätti, wenn er ſcho lang e hoffärtigi Gotte heyg, u de die nit wüß, wie ſie thue ſöll, u-n-er Schang andere erlebe müeß für ſyr Lebtig. Von dem Zeitpunkt an

konnte Mädi den Hechler wegen seinem Unverstande nicht mehr leiden. Verflüemeret gern hätte es gehabt, wenn das Kind ein Mädchen gewesen wäre. Es hätte nichts zu machen sein müssen, oder Mädi wäre die andere Gotte geworden, damit doch die Leute sehen könnten, was ds Jowägers Bueb für e Löhl sei. So ausgebildet war Mädis Takt nicht, zu denken, wie das für den Hechler ein unüberschreitbarer Stein des Anstoßes sei, Jumpfere und Meisterfrau zusammen zu Gevatter zu nehmen. Es gibt halt auch Etikette auf dem Lande. Anne Bäbi war das Ding recht; da sollten die Leute jetzt recht sehen, wie witzig es sei und wie eine gute Schwiegermutter, daß es ke bessere gäbt uf dr Welt. Mit den Geschenken hatte es weit mehr zu thun, als es je gehabt, wenn es selbst zu Gevatter gestanden. Das Korn für die Züpfe faßte es selbst und mehr als je und vom besten, Eier rechnete es mehr als sonst und befahl Sami, der die Sache zum Beck führen mußte, dem Beck, dem Bschyßhung, zu bifehle, daß er ganz guten Anken nehme; es hätte keinen beigelegt, weil sie die Nidel gar zusammensparen müßten, ehe sie anken könnten, und so werde er nie süß, gäb wie frisch er sei. Hansli mußte all sein Geld erlesen, um den schönsten Neuthaler zum Einbund zu finden, und Jakobli den schönsten Spruch abschreiben, um ihn darein zu wickeln. Einen langen Rat gab es, ob man die Näherin wolle kommen heißen, um die Bchleidig für das Kind zu machen, oder ob man gleich alles beim Krämer nehmen wolle, da man ohnehin wegen einigem zu ihm müsse. Endlich gab Anne Bäbi den Ausschlag für das letztere; öppe gar wöhlfeler mache man es nicht, sagte es, wenn man die Näherin kommen ließe; die verschnäfelten eim dSach mängist vom Tüfel, daß me zwo Bchleidige hätt chönne chaufe, bsungerbar we si öppe=n=e Bueb im

Gring heyge oder e Tanzſundi vorſtänds, u de wüß me nie, wo dr Fade hichömm, ob dChäfer drhinger ſyge oder öpper anger. „Du kannſt dieſen Abend ins Dorf gehen und dSach kaufen," ſagte es zu Meyeli, „dr Ätti ſöll dr Geld gäh."

„Aber Mutter, wie wollte ich gehen," ſagte Meyeli, „ich weiß ja nicht, wo der Krämer wohnt, und der Krämer weiß nicht, wer i bi." „He," ſagte Anne Bäbi, „was brucht er di z'chenne, we d' dSach nit dings nimmſt? Was wurde dLüt ſäge, wenn i für di gieng ga ychaufe! Mr dörfte di nit zeige, oder dörfte dir ds Geld nit avrtraue!" Nach langem Streit ward man endlich einig, daß beide zuſammen gehen ſollten, und Hansli ſagte zu Anne Bäbi: „Du weiſt ja, wo ds Geld iſch, nimm." „I wott ds Geld nit," ſagte Anne Bäbi, „du chaſt's Meyeli gäh; ſuſt chönnte dLüt glaube, i ſyg ume derettwege mit cho, damit i wüß, wie viel dSach choſt, u ſövli e mißtreue Hung bi=n=i de notti nit." Hansli nahm aus dem Gänterli ein Päckli, that es auf und zählte es; 's ſei recht, ſagte er, u no bravi Münz, er hätt's nit glaubt, er heyg's vo=mene Wirt. Dazu that er noch einige Fünfunddreißiger, und als Meyeli ſagte, ſoviel brauchte es nicht, er ſolle ſie wieder wegthun, entgegnete er: „Nimm ſe, es ſchickt ſi neue nit, wenn e jungi Frau dBatze ſo mueß z'ſäme leſe=n=i de Säcke, u ſo dBrotbrosme füre chere mueß." „He nu, Vater," ſagte Meyeli, „ſu will dr de Rechnig gäh." „Manglet ſi nüt," ſagte Hansli, „bhäb's ume, ſu bruchſt mr nit geng z'heuſche, we d' öppis mangliſt." „Was wett i o mangle," ſagte Meyeli, „und denn habe ich auch noch Geld." „'s wird öppe nit viel ſy," ſagte Hansli, der ſeine Freigebigkeit doch nicht gerne vor Anne Bäbi verhandeln hörte, von wegen dem Eindruck. Draußen polterte Mädi mit der

Waſchgepſe und ſchnauzte dem vorbeigehenden Sami nach: wenn das ſo gehen ſolle, ſo werd öppe niemere mehr lang hier ſein können; was ſi z'Unnutz bruche, das werd me de a=n=ihne welle=n=erſpare. Es wüß wohl, wie es gehe: deſt hoffärtiger ds Burevolch werd, deſt minger heyge dDienſte z'freſſe. Wer zu ihm ſelber luege u=n=öppis für ihn ſelber aſtelle well, werd Zyt ha. Sami ſah ſpöttiſch zurück und ſagte: „Am Gluſt hätt's dr ſcho lang nit gfehlt, mir iſch's no lang wohl e ſo.“ „Du dolders Möff,“ ſchrie Mädi, „laſt mr dThür geng off,“ und ſchmetterte dieſelbe hinter ihm zu, daß Sami mit Not ſeinen letzten Fuß in Sicherheit brachte.

Es war ein wichtiger Gang, den Anne Bäbi und Meyeli jetzt miteinander thaten. Es iſt allemal ein wichtiger Gang, wenn eine Schwiegertochter und eine Schwiegermutter zum erſten Male miteinander ausgehen, und abſonderlich in einen Krämerladen. Sind ihre Herzen leicht mißſtimmt, ſo entzweien ſie ſich ſicherlich, und der erſte Gang legt das Fundament zu allen andern Gängen, und eine nimmt immer größeres Ärgernis an der andern, und das Ärgernis durchſäuert das ganze Verhältnis und wird immer ſichtbarer, jedoch nach Stand und Gemüt. Wie manche Schwiegermutter und wie manche Schwiegertochter ſind vom erſten Gang zurückgekommen, und die Schwiegertochter ſagte zu ihrer Seele: „O wetſch, was iſt das für es alts Räf!“ und die Schwiegermutter zeigt in allen Zügen die Überzeugung: „Die macht meinen Sohn unglücklich, was iſt ſie? e Gans iſt ſi und leider Gott dazue no=n=e hoffärtigi Gans, e lötige Täſch, es Beel, e Mugge?“

Böſes hatten aber unſere beiden Weiber nicht im Herzen. Anne Bäbi fühlte einen gewiſſen Stolz; denn ein gattlich

styfs Fraueli war Meyeli jedenfalls. Zudem wollte es den Leuten zeigen, daß sie einig miteinander seien und daß dasselbe nicht wider seinen Willen im Hause sei. Und wenn eine Schwiegermutter eine neue Sohnsfrau ausführt und sich nicht ein gewisser Stolz in ihrem Herzen regt, so ist es selten recht gut. Meyeli dagegen ging mit einem eigenen Gefühl den ersten Gang aus dem Hause, welches es mit so schwerem Herzen betreten hatte. Es hatte ihm gewohlet, es war erwarmet, nicht nur im Hause, sondern, wie es ihm schien, in der Welt; es dünkte ihns, es dürfe viel besser niedertrappen; es begriff, was man damit sagen will: der geht einher, als ob die ganze Welt sein wäre; es hatte jetzt auch Teil an der Welt, das heißt ein Stücklein davon war sein.

Es ist ein eigenes Gefühl, nicht nur einfache Hüdeli zu haben, sondern zweifache Sonntagskleider, mindere und bessere, Geld im Sack zu haben und einen Mann daheim, und das Gefühl im Herzen, daß man jemand lieb sei, und eine Schwiegermutter an der Seite, hundertmal gutmeiniger, als man gefürchtet. Der Gang war Meyeli viel leichter, als es gefürchtet, und es durfte die Leute ansehen, und wenn sie gegen ein Haus kamen, wo Leute davor saßen, so sagte es nicht: „Muetter, cheu mr nit hingedüre?“ sondern es wünschte ihnen freundlich Zeit und fragte, ob sie Feierabend hätten. Die Krämerin empfing sie recht freundlich, hieß sie innefür cho und sagte: „Gseht me doch einist die junge Frau? Mi het afe gmeint, dir heyget-se i-mene Schaft inne, u doch dörfet ihr die wohl füre lah, die stieng jedem Hus wohl a, dr Jung het wohl usglese. Er vrsteht si schynt's no druf, mi gsäch ihm's nit emal fövli a.“

Im Laden zeigte sich Meyeli sehr verständig, wußte was Farbe hielt und Stich und sah die Schabenlöcher im Wolle-

nen, trotz der herrschenden Finsternis; denn in gar vielen Läden ist immer Sonnenfinsternis, wenn schon keine im Kalender steht. Die Krämerin ermangelte auch nicht zu sagen, sie verstehe sich darauf mehr als manche; man sehe wohl, daß sie nicht das erste Mal einkaufe. Nit, bei ihr hätte man es nicht nötig; wenn eine Sache einen Fehler habe, so sage sie es selbst, sie begehre niemand anzuführen. Aber sie wisse Ort, wo so junge Weibchen oder Meitleni, die nichts verstünden, erbärmlich angeführt würden. Selligi sollten doch immer sehen, zu wem sie gingen; Meyeli aber hätte das öppe nit nötig, es könne selber luege u chenn öppe dSach. Das that Anne Bäbi grusam wohl; denn es betrachtete alles, was zu ihrem Hause gehörte, als seine Sache: Mann, Sohn, Schweine und Kühe, und daß alles so war, wie es war, das hatte man ihm zu verdanken. Darum, wenn man etwas rühmte, so rühmte man ihns; es war hoch erhaben derowegen über alle Eifersucht. Einzig mit Mädi machte es eine Ausnahme; das wußten aber auch alle Leute und richteten sich darnach. Als Meyeli fertig war mit Einkaufen, so begann auch Anne Bäbi sich vorlegen zu lassen, und kaufte eine Kappe, ein Gloschli, kurz, kramte aus dem ff. Es geht gar manchen Weibern in einem Krämerladen, wie es den Männern mit dem Wirtshaus geht. Es giebt Männer, die monatelang nie ins Wirtshaus kommen und Ragger sind, fürchterlich; sind sie aber einmal drin, so sitzen sie fest, trinken Halbe um Halbe, können nicht fertig werden, bis es ihnen oben aus läuft. So giebt es Weiber, von den huslichsten, die im Märten um einen halben Vierer sich fast die Zunge schinden und daheim auf jeden Kreuzer sitzen, wie eine Henne auf den Eiern; sind sie aber einmal in einem Krämerladen erwarmet, so kömmt der Gugger los, und die Eva rührt sich. Das

dünkt sie schön und jenes noch schöner, dies haben sie nötig und jenes noch nötiger; dies kaufen sie, jenes kaufen sie, kaufen eine Burde z'weg, bis es sie dünkt, es sei Zeit aufzuhören, wenn sie ihnen nicht zu schwer zum Heimtragen werden solle. Freilich überschlägt dabei manche fortwährend Milch-, Anken- und Eiergeld; aber je mehr sie kauft, desto mehr wird sie überzeugt, daß fortan ihre Kühe mehr Milch geben, ihre Hühner besser legen würden.

Das Erkennen und Benutzen dieser Schwachheit macht eben den Unterschied zwischen den Krämerinnen aus, und eine, die sich darauf wohl versteht, ist fünfundzwanzigtausend Franken wert wie Schnupf, wenn sie schon keinen Kreuzer erbt.

Anne Bäbi hatte auch etwas von dieser Schwachheit an sich; diesmal jedoch regierte sie es nicht alleine. Es schien der Krämerin schon lange, Anne Bäbi kaufe so wunderlich ein, daß, als dasselbe noch Scheubetuch verlangte, sie sagte: „Du wirst es für dich wollen? Siehe, hier ist bsunderbar schöns u doch aständigs, grad so für-ne-n-älteri Person, wie du bist." „Ich will es aber nicht für mich," sagte Anne Bäbi. „Du wirst es für dy Jumpfere welle?" fragte die Krämerin. „Du bist mir heute e Gwunderige," sagte Anne Bäbi, „nei, für mys Sühniswyb wott i neuis. I ha-n-ihm no nüt kramet, u wil i doch ds erst Mal mit ihm bim Chrämer bi, es wird öppe nit viel gscheh, su ha-n-i däicht, es syg o öppe-n-aständig, daß i ihm öppis chrame, ume so, daß es o wüß, daß es mr nit unaständig syg u daß i mit ihm z'friede bi." Natürlich war der Krämerin jetzt aufgeholfen, da sie merkte, wo Barthlome Most holt, und wenn sie mit dem Maul nicht eine Hex gewesen wäre, so wäre sie in Verlegenheit gewesen, wie sie ihr Rühmen zwischen Meyeli und

ihrer Ware verteilen sollte; aber dieser machte so was nicht einen Buß; sie rühmte links und rechts, daß die Schwarten krachten und Anne Bäbi nicht fertig geworden wäre mit Kramen, gäb was Meyeli wehrte, wenn sie nicht die Nacht abgetrieben hätte.

Der nächste Sonntag war einer von den schönen Wintertagen, welche oft so klar und lauter aufgehen über der Erde, daß der Mensch wähnt, der Sommer wolle zurückkehren oder der Frühling wolle schon kommen. Aber wenn er sich recht umsieht, so ist es nicht der Sommer, nicht der Frühling, der am Himmel steht; so hell, weich und lieblich ist kein Frühlings-, kein Sommerstag; es ist ein Tag, dem Auge des Greises gleich, das, von der Erde Dunst und Nebel gereinigt, um so heller in den Himmel sieht, je näher es dem Brechen ist. Früh war Meyeli auf, früh alles im Hause, und doch mußten sie mit dem z'Morgenessen warten über Gebühr; denn Mädi hatte zum Feuern das grünste Holz genommen, welches ums Haus herum zu finden war. Anne Bäbi machte das Kammermeitli mit Strählen und Züpfen, und als endlich Meyeli fix und fertig da stand in vollem Putze, den nur Jakobli noch am Tage gesehen, so konnten alle nicht genug luegen, und als es dem Dorfe zuging, sagte Anne Bäbi, es stang fry am Hus wohl a, und es mahne ihns akurat an ihns, wo es jungs gsi syg; ume sei es e wenig ds töllere gsi. Wenn e-n-angeri die Kleider anhätte, sagte Mädi, mi chönnt de luege wie die wär, u de so-n-es Gsicht für e Sunde möchte es nit ha, wo dr Bruch nit erlyde mög. Mi chönn de luege-n-äys Jahr, wie das dry gseh werd, öppe nit viel besser as e gibleti (gestorbene) Geiß. Emel es tuschete noch lange nicht.

Bangen Herzens ging Meyeli seiner Wege. Es hatte

Kummer, es könnte sich verfehlen bei der Taufe, gäb wie es gefragt hatte um hiesigen Brauch: ob der Pfarrer die Kinder im Deckeli nehme oder nicht, ob er allen zusammen den Segen gebe oder jedem besonders u. s. w.; es hatte Angst vor den Leuten, die es gschauen und zerlegen würden, und wie es bestehen möchte in ihrem Urteile.

Allerdings waren der Leute viele, die auf Meyeli schauten, und als der Vikari in die Kirche kam, überflog ein eigener Schein sein Gesicht: Mamsell Sophie, Gäxnase, was säget ihr zu diesen Leuten?

Als Meyeli einmal in der Kirche war, schwand ihm die Angst, und gar seltsam ward ihm zu Mute. Es wiegte sanft das Kindlein in seinen Armen, damit es nicht erwachen, nicht schreien möchte, und wie es wiegte, ward es ihm, als schmiege das Kindlein an seine Brust sich an, als fühle es dessen warmen Hauch in seinem Herzen, und in unaussprechlicher Liebe schwoll sein Herz, und ein innig Sehnen trieb es an, das Tauftuch zu heben, des Kindes Gesichtlein zu schauen, es zu küssen, es fest an seine Brust zu drücken. Als es endlich das Tauftuch heben konnte, das friedliche Gesichtchen in süßem Schlummer sah, da brannten seine Augen in heißer Liebe; seine ganze Seele senkte sich in den Segen hinein, den der Herr über das Kindlein gab, und als es dasselbe draußen der Frau abgeben mußte, um es heimzutragen, dünkte es ihns, es gebe etwas vom eigenen Herzen weg; es konnte sich nicht trennen vom Kindlein; der Thränen konnte es sich kaum erwehren, als die Frau mit dem Kinde dahinging. Träumerisch kam es in die Kirche zurück; das Guggen und Schauen der Leute achtete es nicht; seltsame Ahndungen wogten in ihm auf und ab; bald ward ihm so süß zu Mute wie noch nie, dann wieder so weh, daß es den

Kopf zum Sterben hätte legen mögen, und Thränen rannen über seine Wangen, es fühlte sie nicht. Als die Predigt aus war, war es ihm, als erwache es aus tiefem Traume, und was es geträumt, wußte es doch nicht, und anstrengen mußte es sich, ordentliche Sehkraft wieder in seine Augen zu bringen und Worte zu finden, die freundlichen Grüße zu erwidern, welche ihm außerhalb der Kirche von mancher Seite her gebracht wurden. Freundlich und lieblich begegnete es jedem, und alles ging seines Lobes voll nach Hause, was mit gerechter Wage die liebliche Erscheinung wog. Natürlich, daß allenthalben Leute sind, die Pfeffer in den Zucker streuen; denn wo findet sich der Neid nicht, das tausendzüngige Ungeheuer, das alle Freuden trübt, das Wohlwollen saugt aus jeder Brust, in die es sich den Eingang bohrt? Auch im Wirtshause war es wie ein Licht am dunkeln Orte. Sehr oft ist eine Taufmahlzeit das, was man eine langwierige Fröhlichkeit nennt. Man sitzt hinter Essen und Trinken; alles ist vollauf da; aber die rechte Würze, die Heiterkeit und das kurzweilige Gespräch, fehlen. Da sitzt man hinter dem Tische und ißt, und das Essen gleicht fast dem Mahlen der lieben Kuh, wenn sie in frischem Stroh liegt, die Augen behaglich halb schließt und langsam die Kinnlade hin und her bewegt, wiederkaut. So sieht man oft Gestalten halbe Tage hinter dem Tische sitzen, und die Kinnlade geht immerzu, aber langsam; es ist, als ob sie wiederkauten, und ist es doch nicht; denn mächtige Stücke schieben sie von Zeit zu Zeit ins weite Maul hinein, aber lange machen sie dann daran, das ist wahr. Wer nun die Würze bringt zu solchen Mählern, der ist gar sehr willkommen, und ein kurzweiliger halber Tag ist dem Menschen eine halbe Seligkeit. Meyeli mit seinem freundlichen, gesprächen Wesen, kommend aus fremdem Dorfe

wo manches zu erzählen, manches zu fragen war, brachte diese Würze mit, und der Abend war da, ehe man es sich versah.

Anne Bäbi nahm es morndrist verflüemeret wunder, was man eigentlich zu seinem Sühniswyb sage im Dorfe und wie es sich aufgeführt im Wirtshause. Und das ist sich an einem Anne Bäbi nicht zu verwundern; giebt es doch Leute, die, wenn sie einmal ein Wort von sich gelassen, wie wild rum laufen in allen Kneipen und in allen Ecken fragen, wie es gerochen?

Wie abgeredet stund die Wirtin vor der Thüre und frug: „Wo aus, Anne Bäbi?" — „Nit wyt," antwortete dasselbe, „ist dr Wirt daheim?" — „Nein, aber er wird gleich kommen, komm unterdessen hinein." — „Ich habe ihn nur fragen wollen, ob er auf den nächsten Markt eine Sau mangle; es wär mr aständig, eine vorab z'gäh. Aber du chast mr das o säge," antwortete Anne Bäbi. — „Chumm du yche," sagte die Wirtin, er chunnt uf dr Stell u du chast de selber mit ihm rede. I glaub nit, daß er eini het; aber du weißt's wohl, wie's dManne hey, si säge de Wybere nit alles. Es Schöppli soll i bringe?" sagte die Wirtin. — „Es halbs," antwortete Anne Bäbi. — „He, i wett es ganzes näh; es halbs ist gar bös z'breiche u het nüt dar," entgegnete die Wirtin. Und als sie mit einem ganzen wiederkam, hub sie an, ehe Anne Bäbi zum Protestieren kommen konnte: „Aber nein, was du doch auch für ein Sühniswyb hast! Unsereim sieht öppe viele Leute, bsungerbar öppe-n-an Märkten und Tanzsonntagen; aber ein styfer und manierlicher Weibervolk ist mir seit langem nicht vor die Augen gekommen, u de gar es lächerligs isch. Der halbe Tag ist herum gegangen, ich wußte nicht wie, und gar manchmal hab ich vergessen, Wein zu holen, daß

ich ihm ha müeße=n=abloſe, i ha möge welle=n=oder nit. Es het chönne thue, mi het nit gnue chönne luege, nit öppe ſo wüeſt u uſchafelig u ugattlig, wie ſo ungwahnet Gotte mängiſch im Bruch hey, wo nit chönne rede, bis ſi voll ſy, u de grad=uſe brüele wie hungerig Säu. Es het's chönne ſo aſtändig wie die vornehmſte Buretöchter, wo öppe viel unter den Leuten ſind, u het wüſſe z'brichte, vo dieſem und äym, mi het nit gnue chönne loſe. Da hat man geſehen, wie doch die Leute lügen können. Haben die nicht geſagt, Jakobli hätte ein Bettelmönſch nehmen müſſen ab dr Gaß, zu dem er ge=kommen, er wiſſe ſelbſt nicht wie, und in Fötzeln hätte er es daher gebracht, daß man es keinem Menſchen hätte zeigen dürfen. Und jetzt iſt das eine, bchleidet de fry fürnehm, u=n=im ganze Dorf wüßt i de fry keni, die dere z'vrglyche wär; da gſeht me=n=aber, wie dLüt lüge chönne."

Öppe eine reiche ſei ſie nicht, ſagte Anne Bäbi; aber ſie ſei ihm notti aſtändig; ſie könnten es machen, wenn Ja=kobli ſchon nichts erheirate. Vo rechte Lüte nache ſei ſie, das ſei wahr, und das ſehe man ihr von weitem an. Aber ihre Leute hätten Unglück gehabt und ſeien viel zu gut geweſen, und böſe Leute hätten ſie um ihre Sache gebracht; ſie ſeien früh geſtorben aus Verdruß; der Hof hätte müſſen verkauft werden, und Verwandte und Gvatterleute hätten die Kinder zu ſich genommen. Zwiſchen jedem Satze nahm Anne Bäbi ein Schlücklein, und es war wunderbar, wie mit jedem Schlücklein ſeine Phantaſie wuchs und ſeine Erzählung ſchöner wurde, und als dieſe nicht mehr ſchöner werden konnte, that ſich auch das Herz immer mehr auf, und es erzählte, wie Meyeli zu einem wüſten Hung von Götti gekommen und wie der es gehalten, nicht wie ein Mönſch, ſondern wie ein Türk, nicht halb genug zu eſſen ihm gegeben und keine Kleider, daß

es kaum mehr vor die Leute konnte, und hätte doch alles machen müssen. „Aber warum ist's nit furtgloffe?“ fragte die Wirtin, „wohl, a=me sellige wett i!“ Anne Bäbi nahm einen Schluck und fuhr dann herzhaft fort: „Das hab ich auch gesagt; aber es hat ds Göttis=Frau, die wohl gewußt hat, wie wüst ihr Mann ist, auf dem Todbett versprechen müssen, in keinen andern Platz zu gehen, und Jakobli hat fry grusam anwenden müssen, bis es begriffen hat, daß e Platzg u=n=e Ma nit ds glyche syg. U dä Uflat vo Götti het's i Chleidlene lah laufe, daß kes Bettelmönsch se leider het; was es noch gut gehabt, das hat er ihm nicht mitgelassen, und will doch de no besser sy as anger Lüt.“ „Aber wie sind die zusammen gekommen?“ fragte die Wirtin; „daß er sie hätt nehmen müssen, selb ist de nit; darauf verstehe ich mich de zu gut.“

„Ja,“ sagte Anne Bäbi, „glaube thäte ich selligs nicht, wann es mir öpper anger erzählte,“ und führte dann eine Geschichte z'weg, wo die Wirtin ein über das andere Mal die Hände über dem Kopf zusammenschlug und ausrief: „Herr Jemer, ist's möglich, nei, so öppis ha=n=i no nie erlebt!“ „J o nit,“ sagte Anne Bäbi, „und i will's gerade heraus sagen, „afangs ist mir die Sache gar nicht aständig gewesen. Ich hatte eine andere für meinen Buben im Biet, die mir grusam gerühmt worden ist, und dSach war soviel als richtig, und daß er eine andere im Kopf hat, seit mir dä Tropf nit, bis er fast gar gstorbe gsi isch. Er ist de=n=e guete, das mueß i säge, u we mr nit uf apartigi Wys drüber cho wäre, i glaub, er wär gstorbe, ehe er mr's bikennt hätt, ume wil er gseh het, daß i öppis angers im Biet ha, ume wil er glaubt het, es mach mr Verdruß, wenn er jetzt mit=ere=n=angere chäm, u no drzue mit so=n=ere=n=arme. Aber als ich einmal

darüber kam, da sah ich gleich, was das beste sei, und daß der lieb Gott das well, und wenn der einmal was will, so ist mit dem nichts mehr zu machen; my Hansli cha=n=i öppe no äne=n=ume dräye. Und dazu habe ich noch Sachen vernommen, es hat mir übel gruset; da bin ich froh gewesen, ist es so gegangen; mir hätten können unglücklich werden, alle zusammen mit dem Trampeltier, vo wege, i bi=n=e gutmüetige Göhl gsi u hätt dr Löffel us dr Hand gäh, eh mr gesse gha hätte, u hätt dr Täsche=n=alles lah vrschrybe." — „Mi sött das nie mache," sagte die Wirtin. — „Was witt," sagte Anne Bäbi, „we me dChing lieb het u meint, sie heyge=n=eim glych lieb. Nu, vom Jakobli hätten wir nichts zu fürchten gehabt, aber er wäre nichts mehr Meister gewesen. Aber wo ich einmal gemerkt habe, wie dSach liegt, wohl, da habe ich ihr du dr Tätsch gäh, u du isch's richtig gsi. Aber glaub's mr oder glaub's mr nit, dä Hung vo Götti hat's noch schier nicht thun wollen, hat gesagt, wir seien Hudelleute. Aber wohl, da haben wir ihm gezeigt, wer wir seien; isch es gester nit öppe=n=agleyt gsi, daß me's het dörfe lah luege?" „Bsungerbar schön," sagte die Wirtin, „es hat mir nicht bald ein Bchleidig so gfalle wie die, aber Geld het die gchost, alles i=n=allem hätt i=se nit für hundert Chrone welle lah mache." „Öppe wyt bist nit drvo," sagte Anne Bäbi, „aber meh hätt mi nit greut, ume daß sie wüsse, ob mir Hudellüt seien oder nicht; dessetwege chöme mr notti doch nit über nüt." „Wer weiß," sagte die Wirtin, „aber wenn ihr nichts mehr habt, so kommt zu uns, wir wollen euch dann entlehnen." „Guet, daß me selligs weiß," sagte Anne Bäbi, „mi weiß nie, was es eim gäh cha. Aber wenn ume dr Wirt chäm, i mueß wäger hei; si wüsse nit wo=n=i bi." „Was wottsch mit ihm?" frug eine Stimme aus dem Dunkel her=

vor, in welches die zwei Weiber geraten waren, sie wußten nicht wie.

„He dr Sacker," sagte Anne Bäbi, „jetz wär i bald erschrocke, u ha fast gmeint, es syg e Geist." „Nei wäger," sagte die Wirtin, „das ist ke Geist, dä ist de z'handlige fürne Geist, u handlet z'gern um alles was es isch; i glaubti, er handleti um mi, we's erlaubt wär."

Fünftes Kapitel.

Wie eine Hebamme zu Ader läßt, um ein schweres Herz leichter zu machen.

Anne Bäbi meinte sich also je länger je mehr mit seinem Söhnisweib; nur eins wünschte es, da Mädi so oft vrblüemts darauf rede, wie rahn (schlank und mager) es sei, daß dasselbe zunehmen möchte, und zu dem Ende sollte es toll essen. Aber Meyeli nahm eher ab als zu, sah leid aus, mochte immer weniger essen, klagte fortwährend über Zahnweh und wußte, wenn man von Ausreißen sagte, doch nicht recht, in welchem es sei, indem es ihm von einem in den andern schoß.

Das ganze Haus nahm Anteil an diesem Leiden und ärgerte sich ob Meyelis Abnehmen; nur Mädi machte eine Ausnahme, mit dem Munde wenigstens. Wenn es schon Zahnweh hätte, daß es ihm den Gring obe-n-absprengte und es graduse brüele müeßt, daß me's im Weltsche hinge ghörti, es luegti niemere nebe-n-ume, u doch syg es o-n-e Mönsch so guet as e-n-angers. U z'letscht syg's de ume nit emal

Zangweh, sondern öppis ganz angers, u die Göhle sinne nit emal dra. So redete Mädi in seiner eigentümlichen Widerhaarigkeit; es konnte mit Recht sagen, Wüstthun sei sein Gutmeinen; denn was es an Linderungsmitteln kannte, gab es an und suchte es auf, und was es Meyeli zuvorthun konnte, unterließ es nicht; denn es hatte Meyeli lieb, aber es wußte es nicht, und sein Maul war so gewohnt ans Widerbelfern und Aufbegehren, daß seine innigste Liebe keine Ausnahme machte. Anne Bäbi wollte nicht glauben, daß bei Meyeli öppis angers sei, und es wisse das doch besser als Mädi, wo's nie selber erfahren habe, soviel emel es wüß, sagte Anne Bäbi. „Was erfahre," sagte dann Mädi, „soll das ghaue=n=oder gstoche sy? Aber wenn i's bigehrt hätt z'erfahre, wer weiß, ob i nit so guet e Büri wär as mängi angeri, o Jere! U de wär's bös, we me dSach geng selber müeßt erfahre für z'wüsse, wie's syg. Wenn i scho nie i dr Höll gsi bi, su weiß i doch, wie's öppe drin isch." „Das glaube ich wohl, aber das ist drum ganz öppis angers," sagte Anne Bäbi, u Zangweh ha=n=i nie kes gha, ds Konträri, es het mr besseret drmit; aber übergäh ha=n=i mi müeße, e ganze Tag, es het mi düecht, es well nüt meh by mr blybe." „Drum het's du o=n=e leyde Bueb gäh," sagte Mädi. „E leyde Bueb, was, e leyde, so chumm mr de notti nit, du — was du bist. Dr Jakobli ist ds schönste Ching gsi, wo me het welle gseh wyt u breit." „Ja," sagte Mädi, wo=n=i=ne du z'weg gfueteret gha ha; aber afangs ist er nit größer gsi as e große Dumefinger; es het eim düecht, emel dä sött nit für cho, es het's o ke Mönsch glaubt." „Jetz schwyg mr de, jetz isch Zyt, sust frage=n=i de, wer=ne sövli vrcharet heyg, daß er ume=n=eis Aug het, i weiß, was dr Dokter mängisch gseit het." „Was het er gseit? was? was vrchare? sött i

öppe das sy? säg ume, säg, i wott's wüsse!" „Frag=ne selber," sagte Anne Bäbi, „er wird dr's scho säge." „U, u, jetzt soll ich noch gar das sein, das Jakobli vrcharet het, soll dSchuld sy, daß er halbbling isch; jetzt bhet mi niemere länger hier, e ke Stung." So heulte Mädi, ging indessen doch nicht fort, sondern ließ sich besänftigen, bald von Meyeli, bald von Jakobli.

Indessen war man durch diese Disputatzen doch nicht klar über Meyelis Zustand, und derselbe schien sich noch zu verschlimmern. Zu den Zähnen kamen noch schwere Beine, Müdigkeit in den Gliedern überhaupt, eine gewisse Weichheit oder Wehmut; es düechte ihns, es müßte weinen ob jedem Wort, und wenn es sich nur einmal ausweinen dürfte, so recht von Herzen, so wäre es ihm fast gleich, wenn es schon nachher sterben müßte, und doch mußte es wieder weinen, wenn es nur von weitem ans Sterben dachte.

Anne Bäbi focht mit Melissethee, so streng es mochte; aber es half nichts. Hansli mahnte, da Wagensalb hier nicht anzubringen war, an das Elixier. Es war noch ein Rest vorhanden, der ward Meyeli aufgenötigt; aber erst jetzt ward es ihm so recht ums Sterben. Es war ihm, als fahre man ihm mit einem Garbenknebel im Leibe herum, als wollte endlich auch die Seele aus dem Leibe. Darauf ward es grusam schwach und manchmal bloß ab dem Spinnen fast gschmuecht (ohnmächtig). Das könne nicht so gehen, erkannte man im Familienrat und wollte Meyeli zum Doktor schicken; aber es wollte nicht. Doktor kenne es hier keinen, sagte es, und so einem Stockfremden dürfe es nicht sagen, wie ihm sei, und zu einem Gütterler habe es kein Zutrauen mehr, seit jener seiner Base immer Besserung versprochen hätte, bis sie tot gewesen sei. Es sei alles ygricht uf dr Welt für e

Bschiß, seufzte es; je eher man hinauskomme, desto wöhler gehe es einem, und begann zu weinen, daß man die Hände unter ihm hätte waschen können.

Anne Bäbi ward nicht wohl bei der Sache; es ging einmal wieder selbst ins Wirtshaus und forderte ein schönes Stück Fleisch. Bratis wär ihm recht, wenn sie hätten, sagte es, und eine Maß Wein vom besten. Ob sie Dorf hätten oder neuer kranks, fragte die Wirtin. Da leerte Anne Bäbi sein Herz und jammerte, wie sie doch die ungfelligste Leute seien; kaum hätten sie angefangen, sich aneinander zu gewöhnen, so wolle es schon gah sterbe. „Du bist doch e Göhl," sagte die Wirtin, „gah sterbe, ja wolle! es wird öppis angers sy." „Ja, we's das wär," sagte Anne Bäbi, „es wär mr recht; aber es ist das nit, kes einzigs Mal het es si müeße-n-übergäh, i ha guet ufpasset, u wo-n-i mit em Jakobli gange bi, het kes Brösmeli welle by mr blybe. Es het mi mängist düecht, dr letzt Darm well obsig." „Das cha wohl sy," sagte die Wirtin, „aber geng isch's nit so. Glaub mr, i ha sibe Ching gha, u de wäger bi mängem ha-n-i mi kes einzigs Mal müeße-n-übergäh, und ds Esse het mi nie besser düecht, als grad z'selbisch, und we me mr es Stoßbocki voll Kaffee gmacht hätt, i hätt-ne ustrauche." Und nun erzählte die Wirtin die Geschichte aller ihrer sieben Schwangerschaften und überzeugte Anne Bäbi zuletzt, daß es etwas angers sein könnte. Wenn es dasselbe nur für gwüß wüßt, sagte es, su hätt sy Seel doch o wieder e weneli Rueh; däweg chönn's bald nimme schlafe. — „Weißt du was, gang du zur Hebamme; es ist bsungerbar e witzigi Frau, die wird dr scho chönne drus helfe und säge, was es isch." — „He ja, du hast recht," sagte Anne Bäbi, „das wird ds witzigist sy; daß eim doch das nit selber cha z'Sinn cho!"

Wenn die Not über das Weib einbricht, welche Eva ihren Töchtern zugezogen, wenn das Weh kömmt, das man nicht näher zu bezeichnen braucht, um verständlich zu werden, da es das Weh aller Wehe ist, so bedarf das Weib einen Beistand, der seiner sich annimmt und zu glücklichem Ende das Weh bringt. Darum nennt der Deutsche das Weib, welches hülfreiche Hand bietet der Armen in ihren Nöten, Wehmutter, nicht weil sie des Wehes Ursache ist, sondern weil sie die Leidende in ihrem Weh pflegt mit mütterlichem Sinne, wie eine Mutter ihr Kind pflegt.

Hebamme nennen wir sie, ein herrlich bedeutsam Wort. Unser Kind ist unser Schatz; für seine Kinder warf Winkelried sich in die Speere; für sein Kind that Tell seinen Schuß; sein Kind ist's, für das der Schweizer sein Vaterland wahret; aber auch sein Kind ist's, dem er das Vaterland übergiebt zur heiligen Hut. Wer das Kind ihm entbindet aus seiner dunkeln Kammer, es ihm darbringt zum ersten Kusse, der hat einen Schatz ihm gehoben, ist ihm hoch und wert; sie ist eine heilige Priesterin im Hause, und ein rauhes Wort wird ihr nie.

Sagefemme nennt sie der Welsch. Wer stellt sich bei diesem Worte nicht vor eine wunderbare luftige Gestalt, weiß, schwebend, geisterhaft, die erscheint und verschwindet, im Himmel und auf Erden wohnt, den Sterblichen Himmlisches bringt und Kunde von ihrem Treiben nimmt, Rat giebt, Hülfe leistet, die jenseits menschlicher Kräfte und Einsicht liegt? Weise Frauen waren die Priesterinnen der Alten, welche den Göttern dienten, den Menschen rieten, des heiligen Feuers warteten auf den Altären, das Leben des Menschen pflegten, wenn es verglimmen wollte in seinem schadhaft gewordenen Gehäuse. Und wer sollte wohl würdiger an ihre Stelle treten

als die Sagefemmes, welche himmlische Gaben bringen den sterblichen Menschen, Kinder aus Gottes Schoß, ohne welche das Leben nichts, die Erde bald ein großer Kirchhof wäre, welche das glimmende Leben pflegen mit kundiger Hand, daß es aufflammt und zu stetiger Flamme kömmt? Und stehn sie nicht an den Pforten, welche das Sichtbare trennen vom Unsichtbaren, auf der Schwelle, welche zwischen Gottes unendlichem Schoße und unsrer endlichen kleinen Wohnung liegt, über die er seine Kindlein sendet, welche er für diese Wohnung bestimmt hat? An diesen Schwellen stehen sie, die Sagefemmes, und empfangen in kundige Hände Gottes heilige Gaben, heben über die Schwelle sie, geleiten sie ins Leben ein. Wer wollte diesen Dienst nicht einen heiligen nennen, und wen, der ihm sich weiht, sollte er nicht heiligen?

In alten Zeiten verrichtete diesen Dienst, wen Gott dazu berief, wer der Not am nächsten war, wer das meiste Vertrauen der gesegneten Schwestern sich erworben hatte. Fürstinnen leisteten ihn ihren Dienerinnen, königliche Hände glaubten sich dazu nicht zu königlich, und lange ward er bei uns kein Gewerbe, kein Beruf; er blieb ein Freundesdienst, und noch jetzt wird bei uns manche Dorfschaft sein, wo der Dienst ein freiwilliger Dienst, wo die vornehmste Frau der Berufung sich nicht weigert, im allgemeinen Vertrauen eine Ehre findet und hohen Stolz darein setzt. Und allerdings ist es des Stolzes wert, wenn einmal, wenn der Vater sie heimrufet, alle Weiber weinen, alle Weiber fragen: wer wird jetzt unsere Mutter sein in unsern Wehen?

Indessen fehlt an manchem Orte die weise Frau und die kundige Hand, die über die Schwelle dem Kinde half, und die kluge Sorgfalt, welche das glimmende Leben zu wahren und anzufachen, der Mutter das ihre zu erhalten verstand.

O, es ist eine schwere Stunde, wenn im Tode ein Leben vom andern scheidet, und manche Mutter möchte dem sterbenden Kinde nach in den dunkeln Schoß der Erde; aber die Stunde ist noch viel schwerer, wo Leben vom Leben sich scheidet, aber nicht zum Tode, sondern zum Leben, und wie des Kindes Leben auflodert, glimmt der Mutter Lebensflamme schwächer und schwächer, kömmt so gerne dem Erlöschen nahe; es ist, als wenn sie ihr Leben hingegeben, damit ein Kind lebe und Gottes Wunderwelt sich freue. Daher bedarf ihr Leben kundige Sorge so gut als des Kindes Leben; diese aber fehlt so oft, und rauhe Windzüge, die durchs Leben fahren und durch so viele Häuser, löschen so manches Leben aus.

Kinder sind des Staates größte Schätze, wie sie des Hauses reichste Gaben sind; aus den Kindern blühen die Kräfte auf, welche bessere Zeiten schaffen sollten; sie sind jedes Gemeindewesens höchster Zweck, und in welcher Kinderseele die größte reinigendste Kraft verborgen sei, weiß der klügste Staatsmann nicht. Darum ist ein jedes Kinderleben von heiliger Bedeutsamkeit und eines jeden Kindes Tod ein schmerzlicher Verlust, dessen Größe niemand zu ermessen vermag. Sind dem Staate die Kinder so bedeutsam, so sind es ihm auch in eben dem Grade die geheimnisreichen Schatzkammern, in welche Gott seine Gaben niederlegt; der Mutter Leben ihm kostbarer als funkelndes Gesteine, als gelbes Gold. Darum begann er für kundige Hände zu sorgen, die Schätze zu heben, die Leben zu wahren, damit aus Mangel an menschlicher Hülfe oder durch unverständigen Beistand nicht Leben verloren gingen; er sorgte dafür, daß, was Menschen dabei thun können, gelehrt werde verständigen Weibern und Mädchen; er sorgte, daß Hebammen so wenig als möglich

irgendwo fehlen möchten im Lande, Wehmütter, weise Frauen allenthalben seien. So ward dieser Dienst mehr und mehr zum eigentlichen Beruf, und zwar zu einem der höchsten und bedeutsamsten, der, wenn er auch nicht hoch emporragend im Staatsdienste, desto tiefer seine Wurzeln ins häusliche Leben schlägt, der, wenn er auch mit fremden Mächten nicht im Verkehr steht, weder Frieden schließt noch Krieg ankündet, desto mächtiger wirket in des Hauses innigsten Verhältnissen.

Wie in Waldesdunkel, wenn Blitze leuchten, Bäume brechen, der Pfad verloren ist, einem bebenden Wanderer wird, wenn eine Fee erscheinet, ihn schirmet, und aus dem Dunkel führt; wie geheimnisvolle Schauer ihn durchrieseln, und doch wieder Sicherheit und Ruhe ihm ins Herz zurückkehren, die Fee eine freudige Erscheinung ihm ist, an deren Hand er getrost durch das Dunkel geht: so etwas ähnliches geht auch im Weibe vor, wenn die Hebamme ihm erscheinet. Wie manches Gottlob! hat sie empfangen, wenn sie eintrat zu einer Thüre, und es war fast in der angstvollen Stube, als wie es war auf dem See Genezareth, als im Sturme der Herr sich erhob und auf seinen Wink Wind und Wellen sich legten. Wenn die rettende Fee später erscheinet, und nicht in Stunden der Angst, so bringt sie Freude; es ist, als ob ein heller Schein über des Menschen Wesen fahre, als ob dessen Herz ihr entgegen springen wolle; so haben es so viele Weiber mit ihren Hebammen, und selbst sehr vornehme Weiber.

Ist eigentlich ein Weib vom andern unterschieden in den Stunden ihrer Angst, und ist die Hebamme dem reichen oder dem ärmsten von mehr oder minderem Werte? Die Königin ist so hülflos, so hülfbedürftig, so zagend, so unendlich froh über eine Mutter in der Not als das ärmste Taunerweib.

Aber je einsamer ein Weibchen ist in seinen Lebensnöten, je ärmer in seinen Umständen, desto weiter wird der Kreis, in welchem die Hebamme hülfreich wirket. Sie sorget für seinen Bedarf, für Hüllen, das Kind zu empfangen; sie läßt es erwarmen im Leben, sie sorget für eine Suppe, daß die Mutter wieder erwarme zum Leben; sie gibt ihm ihre Räte, sie gewährt ihm Trost, zeigt ihm, wie an andern Orten noch viel größer das Elend sei; sie ist seine Fürsprecherin und mit dem Schlüssel zu so viel Herzen in der Hand, öffnet sie ihm die, welche sie milde erfunden hat für fremde Not.

Aber auch wo keine Leibesnot vorhanden ist, ist sie Freundin als weise Frau, und wenn sie erscheint, glänzen der Bäurin Augen, als wenn Gabriel der Erzengel erschienen wäre in eigener Person; der beste Kaffee wird gemacht, und dazu was das Haus vermag, und dann im Hinterstübchen ein vertrautes Wort gesprochen. Was es niemand sagt, was der Mann, die Schwester nicht vernehmen, die geheimsten Dinge der Ehe oder des Herzens, vernimmt die Hebamme; auf ihren Rat kömmt das Wichtigste an. Es kömmt der Bäurin hinter dem trauten Kaffee vor, als sei die Hebamme für sie allein in der Welt, und als liege sie, die Bäurin, ihr alleine am Herzen, und als könne sie ihr deretwegen alles sagen, was in ihrem Herzen sei, noch viel besser als dem lieben Gott. Und je mehr zum Trost und zum Vergessen ihr die Hebamme von hierher und von dorther zu sagen weiß, und wie es in dieser Haushaltung und wie in jener zugehe, desto weniger denkt sie daran, daß die Hebamme auch noch eine andere Freundin haben und auch in einem anderen Hinterstübli sitzen und ihre gegenwärtigen Mitteilungen dort zum Trost und Vergessen auftischen könnte; sie vertraut ihr unbeschränkt. Und wenn etwas zwischen ihr und ihrem Manne

ist, so ist's die Hebamme, welche es vernimmt; sie ist die natürliche Mittlerin in gar vielen Dingen zwischen Mann und Weib. Wie manchen Mann hat nicht schon die Hebamme nebenaus genommen und ihm gesagt: „Los, bis doch nit so=n=e=n=Uflat, los, du mueſt doch o Vrstang ha; sinneſt dann gar nichts? denk o a dyni arme Thing, u we d' scho=n=e hübscheri u=n=e rychi wieder überchämiſt, was hättisch drvo, we de dr dyr Lebtig es Gwüſſe mache müeßtiſt? U de ist de scho mänge gsi, die zweuti het ihm die ersti wieder gut gmacht, u scho mänge het by mr pläret u het gseit, wenn er die ersti wieder lebig mache chönnt, es düech=ne, es reuti=ne kes Geld nüt; er wett alles gäh, was er hätt. Aber so gang's am Mönsch: we me nie z'friede syg, su werd's eim ytriebe; mi wüß, was me heyg, aber nit was me=n=überchömm." So lesen die Hebammen den Männern die Kapitel, wie sie ihnen niemand lieſt, und sie alleine können es; denn selten hat je eine ein rauhes Wort von einem Manne erhalten; eine Art von Zauberschild schützt sie, und wenn je ein Wort, so wird das ihre respektiert. Darum empfangen sie aber auch Opfer, Prieſterinnen gleich; leer gehen sie nicht oft aus einem Hauſe, es müßte denn wirklich nichts in selbigem vorhanden sein; sonſt wandert etwas unter das Fürtuch oder ins Körbchen, und manches fliegt noch ins Haus, sie wiſſen kaum woher.

So ist ihre Stelle, sobald sie nur wollen, sobald sie Wehmütter, Hebammen bleiben, als weiſe Frauen sich beſcheiden wollen mit dem, was ihnen zugewieſen ist, mit dem was sie verſtehen, mit dem was an sich so hoch und herrlich ist. Aber, wie gesagt, wo etwas Herrliches ist, da legt der Teufel seine Eier hinein und die Zeit brütet sie aus, und was so vielen ein Stein des Anſtoßes ist, warum sollten die

Hebammen, die am Ende doch wieder nur Menschen sind, sich nicht daran stoßen, und das ist der Mißbrauch ihrer Stellung und das ist der Hochmut.

Davon will ich nicht reden, daß es welche giebt, die dem Tode die Hand bieten, nicht dem Leben, welche aus dem Dienste Gottes in des Teufels Sold hinüber treten, Sünde und Frevel sündiger Menschen decken oder fördern. Dunkler Macht sind die verfallen; ihre Hände verdienen zu verdorren und ihre Seelen den ewigen Brand; ihre Nächte sollten füllen sterbender Kinder Todesseufzer, und des Tages sie verfolgen die Angst vor dem eigenen Schatten, dem sie nicht zu entrinnen vermögen, so lange es Tag ist, so wenig als ihre Seele dem Teufel, so lange eine Hölle ist. Es ist aber auch nichts grauenvoller als so ein Untier von Weib, das schon von Natur von Gott zum Schutz hülfloser Wesen bestimmt ist, das nun noch vom Staat dazu privilegiert ist, und seine lästerliche Hand an Kinderleben legt, Kunst und Vertrauen dem Morde weiht; für ein solches Untier ist keine Strafe zu hart, kein Fluch zu fürchterlich und keine Verdammnis zu schauerlich.

Ich will hier auch nicht reden von denen, welche das Vertrauen mißbrauchen, Weiblein verraten oder verführen, den Frieden zwischen Männern und Weibern, zwischen Nachbaren und Nachbaren stören, die bösen Geister spielen in ihrem Bereiche und Gift ausspritzen auf den Wegen, die sie wandeln. Es geschieht natürlich hier auch, wie in allen andern Berufen, daß um des Vorteils willen, oder weil ihr Verstand diese Richtung hat, Menschen einen Beruf wählen, zu dem sie gemütlich durchaus unfähig sind; Kenntnisse halber muß ihnen das Recht, ihn auszuüben, erteilt werden, ja, in mannigfacher Kunde und Fertigkeit mögen sie hervorragen

unter ihren Berufsgenossen, und dennoch wird das Recht, das sie erhalten, der Beruf, der zum Schutz oder Heil der Menschheit geordnet und geschützt wird, zum zweischneidenden Dolch, mit welchem sie in den Herzen der Menschen wühlen.

Dies geschieht im Hebammenstand nicht mehr als in allen andern Berufen; aber eines ist, das bei ihnen mehr geschieht als anderswo, allfällig die Apotheker ausgenommen, welche in diesem Punkt auch Vögel sind. Apropos von Vögeln: wie doch die Apotheker schreien wie Elstern, wenn sie nesten, sobald in ihrer Nähe eine Apotheke errichtet, in ihre Rechte soll gegriffen werden! Und wenn einer aus ihnen dem Doktor ins Handwerk pfuschet, und die Herren Provisors unter der Hand mit Salben und Tränkern fechten wie Ketzer, was sagen sie da?

Gar viele Hebammen bleiben nicht mehr Sagefemmes, sondern überschreiten die Schranken, welche ihnen gezogen sind, wagen sich in Gebiete, die ihnen durchaus unbekannt sind, wo sie nichts sehen und nichts als tappen, ungefähr wie die Kühe werden getappet haben während der egyptischen Finsternis.

Der Hebamme ist ihr Gebiet und die Zeit ihres Wirkens durch Gesetz und Natur ziemlich scharf begrenzt; wenn sie will und bescheiden bleibt, sie kann nicht irren.

Ehe die schwere Stunde kömmt, ist die Hebamme nichts als eine weise Frau; mit guten Räten kann sie beistehen, unerfahrnen Weibern sagen, was andere von Mutter und Großmutter vernommen, vor Unbesonnenheiten warnen, zur Vorsicht mahnen und zum Arzte schicken. Kömmt ihre Zeit des Wirkens, so schreibt die Kunst ihr Thun ihr vor und bezeichnet genau wieder die Umstände, wo sie nicht mehr ge-

nügt, ein Kundigerer zur Stelle muß. Ist das Kind geboren, sind die Umstände wie sie sein sollen, so hat sie mit Sorgfalt und Treue beide Leben zu wahren und besonders darauf zu achten, ob keine Störungen eintreten, Gefahr verkündigende Zeichen sichtbar werden. Und wo sie solche Zeichen sieht, da hat sie dem Arzt sie zu zeigen; denn sie selbst ist weder unterrichtet in der Heilkraft der Mittel, noch vermag sie zu beurteilen die Bedeutsamkeit der Gefahr selbst, noch ihre eigentümliche Gestaltung in der Natur der Kranken, deren Kraft und Schwäche, deren Eigentümlichkeit überhaupt. Es hat keine Hebamme zu mitteln und zu doktern, sonst wird sie zur unweisen Frau und weiß nicht, wie schwer sie sich versündigen kann.

Nun giebt es aber eben viele Hebammen, sie bannen sich in diese Grenzen nicht, halten sich nicht in ihrem Gebiete, überheben sich, fallen in Dünkel und Sünde, ja es giebt deren, sie heben sich über den Arzt, urteilen über ihn, als wenn sie sein Professor und er ihr Zögling gewesen wäre, suchen das Zutrauen zu ihm zu schwächen und dasselbe sich selbst zuzuwenden, und auch die besten können sich selten enthalten, wenigstens Ader zu lassen oder zu schräpfen nach Lust und Belieben und wann und wo es sie ankömmt. Es mag zuweilen sein, daß eine ältere Hebamme in einzelnen Hand- und Kunstgriffen erfahrner ist als ein junger Arzt; das macht sie aber nicht zum Doktor, so wenig einer ein Gelehrter ist, wenn er Bücher binden oder abstäuben kann.

Es soll in der Medicin gehen wie in der Theologie. Was eine Zeitlang die Gelehrtesten trieben, das soll ihnen erleiden und dann nach und nach runter kommen von den Gelehrtesten zu den Gelehrten, von den Gelehrten zu den Halbgelehrten und endlich von den Halbgelehrten unter das

Volk, unter den Pöbel, zu den Quacksalbern und Hebammen, und da hängen bleiben. So geht es ja auch mit den Moden: von der Hofdame gehen sie zur Edeldame, von der Edeldame zur Madam, von der Madam zur Mamsell und von der Mamsell zur Jumpfer; an der Jumpfer bleiben sie teilweise hängen, teilweise schleppen sie sich noch bis aufs Gassengesindel herab und zu den Kellermägden. So soll z. B. unter den größern Medicinern einst das Blutlassen Mode gewesen sein und für alles gut, und das Blut herumgesprützt haben, als ob in jedem Hause ein halbes Dutzend Sprützbrunnen wären, und ein andermal soll es Mode gewesen sein, die Leute alle Fingers lang zu purgieren und zu laxieren, daß ein Krachen und ein Bühren gewesen sei, daß man auf der Welt sein eigenes Wort nicht mehr verstanden hätte. Beides erleidete den Gelehrten bald, nach und nach auch den Halbgelehrten; aber beides spukt dato noch unter dem Volke, den Krämern und Hebammen; beides scheint so natürlich, daß männiglich damit hantiert nach eigner Lust und auf eigene Faust. Was raus laxiert und purgiert wird, ist das nicht der unflätigste Uflat, wo es geben kann, und je mehr der Gattig aus dem Leibe ist, dest besser muß es sein, dest reiner und appetitlicher wird der Leib. Laxieren und purgieren kann also nicht nur allweg nicht schaden, sondern muß nützen, und je stärker dest mehr: so raisonniert man. Im Blut aber stecken deren Teufelchen in Menge; die einen beißen, die andern machen sturm, die dritten kurzen Atem und die vierten schlotternde Glieder. Diese Teufelchen muß man bändigen, austreiben; je mehr böses Blut raus ist, dest besser, und da bekanntlich ein Teil der Speisen in Blut sich verwandelt, so muß doch natürlicherweise von Zeit zu Zeit das alte raus gelassen werden; wie Tüfel sollte sonst zuletzt alles Platz in unserm Körper haben!

Man denkt auch hier nicht daran, daß Gott fürs rechte Maß gesorget habe, bei dem Menschen wie bei dem Tiere, und man weiß nicht, daß einige Stunden nachdem man zu Ader gelassen, man schon wieder gleich viel Blut hat, nur schlechteres; es ist, als ob man Wasser in Wein gethan. So laxiert und purgiert, schräpft man, läßt zu Ader nach Herzensluft, läuft zum Krämer und holt eine Laxierig, welche Apotheker dort im Verlag haben, so gleichsam selbst gestiftete Filiale ihrer privilegierten Apotheken, oder läuft zur Hebamme, läßt schräpfen oder Blut raus. Wenn die erste Elster im Sommer sich wieder zeigt, so geht das Blutlassen, daß es ein Graus ist. Die Elstern mausen sich nämlich im Sommer, wie die andern Vögel, verschwinden aber während dieser Zeit, man weiß nicht wohin; eine Zeitlang sieht man keine einzige mehr. Sobald sie sich wieder zeigen, was gewöhnlich einige Tage vor oder mit dem Eingang der Hundstage geschieht, da soll man zu Ader lassen. Wenn daher die erste Elster sich zeigt, potz Blitz, wie da die Weiber laufen, wer zuerst! Und wohin sie laufen, da läßt man ihnen zu Ader für ein Batzen oder zwei, und keiner denkt, wie er damit sich versündigen könne und was er für eine Verantwortung auf sich lade. „He, e wenig mehr oder e wenig minger Bluet, was wett das mache," sagt er.

Jüngst wurden beide Methoden des Abführens und Abzapfens auf geniale Weise in Verbindung gebracht, wie es kaum dem Doktor Eisenbart in Sinn gekommen wäre. Es schnitt sich nämlich einer mit einem scharfen Instrument in den Schenkel, traf eine Ader, und das Blut sprützte heraus wie aus einer kleinen Röhre, fast fingersdick. Die Blutung verstund man nicht zu hemmen, und statt den Tourniquet anzulegen oder auf andere Weise zuzuringgeln, um des Blutes

Umlauf zu hemmen, was machte man? Man machte ihm noch ein Loch, d. h. man ließ ihm zu Ader. Man wird entweder gedacht haben, je mehr Löcher man mache, desto eher höre die Blutung auf, oder aber man hat sich das so gedacht wie bei einer Wässerung, wo man das Wasser auch durch einen andern Graben reiset, wenn man den einen Graben flicken will. So wird das Blut zum neuen Loch haben heraus laufen sollen, im ersten Loch aber aufhören zu fließen. Zu gleicher Zeit gab man dem blutenden Patienten noch ein Abführungsmittel, wahrscheinlich um einen Gegenreiz zu verursachen oder die Bewegung noch gegen ein ander Loch zu ziehen, oder aber zu verhindern, daß die noch im Leibe sich befindenden Speisen sich ebenfalls in Blut verwandelten, kurz, wegen etwas muß es gewesen sein. Die Kur gelang auch prächtig, die Blutung hörte total auf, kein Tropfen Blut floß mehr, weder aus dem einen noch aus dem andern Loche; fatalerweise stund bald darauf, man weiß nicht warum, der Puls still und das Herz hörte auf zu schlagen; der Patient hatte wahrscheinlich innerlich einen Fehler am Herzen gehabt. Wenn das nicht zufälligerweise dazu gekommen wäre, der arme Bursche lebte dato noch, und die Wissenschaft und die Kombination hätten einen ihrer schönsten Triumphe gefeiert.

Das hat keine Hebamme gethan; aber ähnliche Grundsätze stecken doch den meisten im Leibe und veranlassen sie nur zu oft bei Weibern, die guter Hoffnung sind, zu einer Vorkur. Eine Hebamme besucht je zuweilen ihre Kundsame; wie schon gesagt, hört sie klagen, und welches Weib in solchen Umständen hätte nicht seine Beschwerden! „Du must dich leiden," heißt es dann, „ganz helfen kann ich dir nicht; aber öppe daß es mingeret un de chast drby sy, will dr Bluet

uſe lah, un de öppe bald no einiſt; we's di nüt nützt, ſu ſchadt's emel nüt; ds Bluet=uſe=lah iſch geng guet u ſchadt nüt. U=n=allweg heſt emel de=n=e liechteri Chindbetti, u=n=es iſch minger gfährlig wegem bluete." Es herrſcht nämlich eben dieſes Vorurteil, daß, je mehr man Blut herauslaſſe, deſto leichter ſei das Gebären, und je weniger Blut eine habe, deſto weniger riskiere ſie Blutſtürze, deſt minger Druck heyg ds Bluet. So wird dann geaderlaſſet in die Kreuz und in die Quer, bald am Fuß und bald am Arm, und allerdings iſt noch ein artiger Nebenverdienſt dabei. Nun iſt aber die Sache ganz einfach, daß ein Menſch deſto ſchwächer iſt, je weniger Blut er hat, und wer hat größere Kraft wohl nötig in ſeinen Nöten als das Weib, und welche Weiber erliegen dem Kampf in dieſer Stunde am meiſten, die ſtarken oder die ſchwachen? Und hinwiederum, wer iſt den Blutungen mehr ausgeſetzt, ſchwache oder ſtarke Perſonen? Blut auslaſſen iſt eine gefährliche Sache, und wann ſie vorzunehmen, verſteht weder ein Babi noch eine Hebamme. Meinen es aber; ſind halt auch im Seminar geweſen, und 's iſt halt eine böſe Zeit, von wegem Hochmut. Es mag einzelne Fälle geben, wo das Blutlaſſen bei einem Weibe in dieſen Umſtänden gut iſt; es mag Naturen geben, welchen es wohl thut, aber darüber zu entſcheiden, iſt nicht Sache der Hebamme; denn die Hebamme weiß weiter nichts vom Menſchen, nichts vom Mittel, ſie weiß nur: einmal war das und das gut, und alſo wird es allemal gut ſein, ſchließt ſie, und dieſer Schluß iſt gerade ſo dumm, als wenn einer ſagen wollte: „Einmal brach einer ein Bein; da nahm man es ihm ab; alſo muß man alle Beine, welche gebrochen werden, abnehmen." Würden ſich ſchön bedanken, die Menſchen, über eine ſolche Logik.

„Allah ist groß," sagt der Türk, „groß ist die Kunst," sagt der Arzt, und allerdings ist sie es, und die weiß, wann gegen besondere Gefäße ein zu mächtiger Blutandrang ist; sie weiß: ist er abzuleiten oder nicht, und wohin er abzuleiten, und bei welchen Naturen dies möglich ist. Daraufhin ist die Hebamme nicht brichtet, und ihr Verstand geht nicht weiter; geht sie aber eben zum Schluß: einmal hat man einem, der aus der Nase blutete, zu Ader gelassen, also muß man einem aus der Nase blutenden zu Ader lassen, und was in zwei Fällen gut sein mag, thut sie in allen hunderten: so ist sie eben ein Babi. Und wenn ein Arzt nicht thut, was sie im Gring hat, wird sie sagen, er sei ein Esel, und wenn er einmal schräpfen läßt, wo sie einmal gehört, daß Blutigel angewendet worden, so begehrt sie auf wie ein Nachtwächter, und wenn sie einmal für eine Sache am Fuß zu Ader gelassen, so bringt sie kein Gugger dazu, das oben Blutigel anzusetzen — sie kennt's.

Sind einmal die Grenzen eines Berufs überschritten, so sind keine Schranken mehr; es gibt nicht nur Vorkuren, sondern auch Nachkuren, nicht nur Blutlassen, sondern auch Tränker und sonstige Mittel, und zuletzt baggelt die Hebamme nicht nur am Weibervolk herum, auch am Mannevolk; an allen Kindern laxiert und purgiert sie, wie es sie eben ankömmt; sie, die des Arztes treuste Dienerin sein sollte, wird dessen giftigste Feindin. Wohlwollende Schonung des Weibes hat dafür gesorget, daß weibliche Hände kunstfertig bereit seien zu seiner Hülfe. Der Staat hat für seine Mütter gesorget; aber jetzt mißbrauche man seine Güte nicht, ehre seinen Willen, und erkenne die in der Natur der Sache und der Hebamme liegende Begrenzung. Es ist ein sehr schönes Verhältnis, und für Mutter und Kinder ein sehr heilsames,

wenn die Hebamme die in jeglicher Beziehung höhere Stellung des Arztes anerkennt, ihn benachrichtigt, sobald Zeichen der Gefahr sich zeigen, über deren Verlauf wachet, wachet, daß der Wille des Arztes herrsche über Bett und Wiege; wenn sie des Arztes Auge ist, das am Bette sitzet, und treuen Bericht zu geben weiß über alle Vorgänge. Aber mehr und mehr scheint auch das leidige Emancipationsfieber über sie zu kommen, das Haschen nach der heutigen Selbständigkeit, das Trachten des Knechtes, der sich über seinen Herrn setzen will, der Hochmut, der, weil er den großen A kennt, sich einbildet, er habe nicht nur das Pulver erfinnet, sondern sogar das ganze A B C von A bis Z.

Man sollte glauben, der Staat könnte hier ein kurzes Ende machen, und Anneliſi oder Marei sagen: „Bis hieher und nicht weiter! und gehst du weiter, so setze ich dich ab, und stelle dich wieder ans Spinnrad oder an den Mistkratten; denn ich bin es, der dich hat lernen lassen, und zwar unentgeltlich, und damit punktum.“ Wenn der Staat so ganz kurz Recht und Pflicht übte und überall gleich, es wäre bald wieder Ordnung und jedes wieder an seinem Platz.

Aber für was wären dann Rücksichten und Ansichten? ich frage. Und wenn der Staat der Tschalpi der Pintenwirte wird, warum sollte er nicht eben so gut der Trappi der Hebammen sein? Aber, wohlverstanden, verstehe ich unter Tschalpi und Trappi weder den Großen, noch gar den Reg.-Rat, Gott behüte mich vor solchen Gräueln.

Wenn meine Frau oder meine Sohnsfrau eine Hebamme hat, oder wenn die Hebamme meine eigene Freundin wäre, und ich wäre hoch oben am Brett, sollte ich da nicht Rücksichten für sie haben können? Ich möchte doch fragen, was mehr sei: regieren können oder Rücksichten haben, und wenn

mir das Recht zum Regieren gegeben ist, so ist's eben deswegen mir erlaubt, zu machen was ich will und also Rücksichten zu haben, für wen ich will.

Und wenn ich Gerichtspräsident oder Regierungsstatthalter wäre, und ich hätte die Ansicht, daß man die Leute nicht plagen sollte, daß jedem erlaubt sei, zu machen was er wolle, heute zu predigen und morgen zu doktern, und übermorgen Geschäftli zu machen, sobald er mir immer den Hut abziehe, „Hochgeachter Herr" sage, und nicht in meinen grünen Sessel begehre, so möchte ich doch fragen, ob mir, dem Hochgeachteten Herrn, nicht erlaubt wäre, diese Ansicht zu haben? Den möchte ich doch sehen, der zu mir käme und mir sagte: „Herr Regierungsding, Ihr seid ein Tropf und dumm dazu; wenn das regieren heißt, so heißt f..... musizieren." Oder gar den möchte ich sehen, der mir zumuten wollte, ich sollte ein schlechter Kerl sein und gegen meine Überzeugung, gegen meine Ansicht stimmen; der müßte mir in den Bärengraben auf der Stelle oder gar in eins der Löcher, in die man Menschen steckt und ihnen deswegen „Käficht" sagt, wo aber nicht einmal die Wentele gerne bleiben. So würde ich reden, wenn ich Regierungsding wäre, potz Hagel! Es ginge also den Hebammen gut, wenn ich ans Brett käme; es wäre also ihr Vorteil, wenn sie ihren Kredit aufböten, mir mit einem schönen Amt, wo man das Recht zu Rücksichten und Ansichten hat, als wie mit einer währschaften Wurst das Maul zu verschoppen.

Zu einer solchen Hebamme sandte die Wirtin Anne Bäbi, und Anne Bäbi glaubte der Wirtin und machte sich mit Freuden zu ihr auf den Weg. Wenn's nur das war, so war sein Kummer weg, und es hatte die Aussicht, Großmutter zu werden, und das ist halt Weiberschwachheit: wenn eine

nicht mehr die junge Frau machen darf so recht herzhaft, so wird sie nichts lieber als Großmutter. Da ist sie dann wieder was Neues, und ist im stande, wenn sie es recht anstellt mit Flattieren, Lebkuchen und Täfelene, einen neuen Hof um sich zu versammeln, ihre Großkinder alle, und aus jedem Großsohn einen treuen zärtlichen Liebhaber zu machen. Weiber geben nämlich das Liebhabern erst mit dem letzten Atemzuge auf.

Die Hebamme, zu welcher Anne Bäbi ging, war gar berühmt und nicht von den bösen eine. Sie war eine Friedensstifterin, dokterte eben aparti nicht, und namentlich das Mannevolk nicht; aber wenn sie mit Aderlassen oder Schräpfhörnlene z'weg kommen konnte, so hätte dr Tüfel se nit ebha.

Als sie Anne Bäbi gegen das Haus kommen sah, fuhr ihr ein Freudenstrahl durchs Herz. Sie erriet den Handel gleich, und ein gutes Haus und eine junge schöne Frau darin, das ist für eine Hebamme ungefähr, was ein kleines Kapital, welches sie am Zins hat. Indessen hielt sie sich, wie üblich, nicht dafür, sondern sagte das Gegenteil von dem, was sie dachte. „Geh, sieh," sagte sie zu ihrer Tochter, „was die will. Öppe hoffetlig ke Chindbetti, sust erleideti es mr de afe bald drby z'sy. Ke Rueh meh ha, dr Tag nit u z'Nacht nit. I wett lieber dChundsami abgäh, as dere neu az'näh. Das ist mr doch es schießigs Züg, daß geng alles ume zu mir wott; es sy angere=n=o noh; gange sie zu dene, u wie wäre die grusam froh, wenn neuer chämti."

Das sagte sie nun Anne Bäbi nicht, sondern empfing es mit dem Spaß, daß, wenn sellige Weiber die Hebamme noch nötig hätten, so möchten sie nicht mehr alles gferggen, und wenn ds halb mehr wären, so wären noch immer ds halbe z'wenig.

„Häb nit Chummer," sagte Anne Bäbi, „i wott di nimme plage für mi, i überlah das jetz angere; aber i chume für mys Sühniswyb; du wirst o scho vo=n=ihm ghört ha."

Nun erzählte Anne Bäbi punktum alle Umstände, wie vorhin der Wirtin, und dann was diese ihm gesagt, und was es ihr wieder gesagt, u du was si gseit het, u was es wieder gseit heyg, und jetz nehm's es Wunger, was dHebamme säg.

Die machte ein sehr weises Gesicht und sagte endlich: „Los, bstimmts cha=n=i dr da nüt säge, bis i's selber gseh ha; es cha das sy, es cha äys sy, bi junge Wybere=n=isch das gar wunderlig; es isch scho mänge gschichte Doktor bschisse worde. Mir, i mueß es säge, het's öppe nit grad gfehlt. I glaub, es syg neuis angers, du weißt, was wett me bi junge Wybere=n=angers erwarte sy as grad das! Aber de cha's e=n=Uszehrig o sy, mi weiß es nit. Allbets het me neue vo sellige wenig gewüßt; dLüt sy=n=ech neue=n=erst gstorbe, we's het müeße sy; un Lüt het's gäh no bi mym Bsinne, die, es weiß ke Mönsch wie alt worde sy. Aber mit de hütige Lüte=n=isch neue nüt meh, es git ume no so Blütterlüpfe, u bsungerbar dMeitli, düecht mi, syge=n=afe=n=ume so Spinnhubbele, ume so für=e Sunde oder hinger ds Glas; aber dr Werchte=n=u dSunne mah neue bald afe keis meh erlyde, u wenn eini es Ching ha soll, so meint si, si müeß zweumal sterbe, u we si drvo chunnt, so mahnt si eim grad a=n=e lebige Schneeflocke, dere me Bei ungere gmacht het u so desume lauft. Allbets isch das nit so gsi, da hei dWyber dChing neue=n=übercho, si hey si desse=n=ume nit viel gachtet. Mengi het chum nebe=n=umegluegt, u=n=ihri Suppe selber gmacht u het dr Tag dur g'anket wie Chetzer u=n=e Chopf gha wie=n=es jungs Meitschi, we's dr erst Chilter gha het. Nei, es ist neue nüt meh; jetz wott alles sterbe u ghet si, wie wenn me se lätz

gmacht hätt; u wenn eini drvo chunnt, su sött me=n=ere siebe Jahr lang dr Wy wärme=n=u ds Brot bäye. Drum los, Anne Bäbi, cha=n=i dr nüt säge, ume so vom ghöre; i mueß die Jungi selber i dKur (dSchul) näh u de öppe no selber luege. Die nächste Tage chume=n=i by=n=ech vorby u will de zueche cho; i leu se=n=afe grüeße, u si soll si nume=n=afe dry schicke; das gang e so, we me ghüratet syg."

Mit bangem Herzen wurde die Hebamme erwartet, und als sie kam, fand sie es, wie sie geglaubt hatte, und verkündete ihnen, daß sie nicht Kummer haben sollten; öppe nach Pfingsten werde es schon bessern. Aber Bluet uselah chönnt nüt schade, das mache Meyeli leicht auf dem Herz; wenn der Sommer komme, so könne man noch einmal.

So geschah es, und Freude war im ganzen Haus; sogar Mädi sagte halblaut, daß es hören konnte, wer wollte: wenn das nicht wäre, es behielte es kein Mensch länger da; aber wer de zu dem arme Würmli z'luege dr Vrstang hätt, wenn es nicht da wäre? Auch Meyeli freute sich und eine Fröhlichkeit sprudelte aus seinem Herzen, an dem die ganze Haushaltung Teil nahm. Jakobli verlor sein träumerisch Wesen mehr und mehr; Anne Bäbi brummte weniger, denn es hatte für das Großkind zu sorgen, und niemand widersprach ihm dabei; ja, es mußte manchmal selbst herzlich lachen und sagte dann Meyeli: „Du bist doch e Lachgöhl; aber wart, es wird dr o no angers cho, we=de de einist pläre muest, was de jetz lachist; do hesch es de, es zahlt si alles uf dr Welt." Anne Bäbi kannte die Fröhlichkeit nicht, die eine andere Quelle hat als Leichtsinn und junges Blut, und wie hier Sonne und Regen einander aufwägen, so meinte es, Lachen und Weinen gleiche sich eben so aus. Das ist eine Meinung, aber keine Regel. Gibt es nicht an andern Orten einen Himmel, der

selten sich trübt; sollte es nicht ebenso Gemüter geben, über denen ein heiterer Himmel immer beständiger wird, sich immer klarer wölbet? An den Wolken am Himmel kann der Mensch nichts machen; aber den Wolken über seinem Gemüte zu gebieten, fände da nicht jeder Mensch in sich die Macht, wenn er sie suchte?

Indessen weinte Meyeli doch auch; aber es verbarg es, so gut es konnte; es kam ihm manchmal so bang übers Herz, daß es weinen mußte, es mochte wollen oder nicht. Das geschah ihm besonders des Sonntags, wenn die andern in der Predigt waren, oder wenn es nachmittags alleine war, und je mehr der Frühling grünte, die Bäume blühten, desto mehr nahm sein Bangen zu. So schön ward alles um ihns, und wer weiß, sehe ich das noch einmal, wer weiß, ob ich übers Jahr nicht schon gestorben bin, vielleicht weiß man dann so wenig mehr von mir, als man von den jetzigen Blüten weiß? Und doch, wie lebte ich so gerne, und warum jetzt sterben, wo es mir so wohl geworden, wo ich so glücklich bin? so dachte es bei sich. Es stieg vor Meyeli auf sein Glück in vollem Glanze, die Liebe, die es genoß, das gute Leben, das ihm geworden, stieg ihm auf Haus und Hof, und die Anwartschaft, alles sein nennen, alles regieren zu können, es, das vor kurzem noch so ein armes Mädchen war ohne Liebe, ohne Kleider, ja, ohne Plätze, seine Hüdeli zu flicken. Das alles stellte sich vor sein Auge und glänzte immer schöner, und immer sicherer meinte es zu fühlen, daß es sterben, daß es die schwere Stunde nicht überleben werde. Das seien Ahnungen, meinte es, und die täuschten nicht; vielen Leuten kämen sie als sichere Todesboten, und darauf zählen könne man, daß sie in Erfüllung gingen. Es ward ihm dann fast eben so elend und weh zu Mute, wie damals, als es auf

dem Steine saß, das Bündelchen neben sich, und nicht zum Hause durfte, und schwerer ward ihm das Aufrichten und keine Sternschnuppe fuhr an heiterhellem Tage an ihm vorüber. Wenn dann seine Leute heimkamen, Jakobli zu ihm trat, so war es ihm, als müßte es sich fest an ihn klammern, so fest, daß Gott es nicht wegreißen könne von dessen Herzen; es ward so weich und innig, als ob es die nächste Stunde Abschied nehmen müßte, daß es Hansli oft die Augen übertrieb.

Man borgete ihm immer mehr mit Speis und Arbeit. Erdäpfel wollte man es keine mehr essen lassen; ungsung, meinte man, seien die, öppe gut für die, denen nichts fehle. Die guten Erdäpfel müssen sich böse Nachreden gefallen lassen. Wenn mich Mädchen und Weiber nicht dauerten, welche jahraus jahrein nichts als Erdäpfel kriegten, wenn sie den Männern nicht den Glauben beibringen könnten, die Erdäpfel seien ungesund, besonders zu gewissen Zeiten, so hätte ich Lust, die armen Erdäpfel in Schutz zu nehmen.

Im Garten ließ man es mit dem Meyenzeug fechten und zur Not Kraut säen; aber aufs Feld wollte man es nicht nehmen; man hätte es angeri Jahr auch gemacht ohne ihns, es werde dieses Jahr auch gehen, bsungerbar da auch Jakobli helfe, noch nie so, und ganz halb Tage schaffe, mi gseh fry ke Ungerscheid meh zwischen ihm u=n=amene=n=angere Mönsch. Sy Schwiegere, sagte Anne Bäbi, chönnt's de öppe nit i alle Stücke rüehme, e Zwänggring heyg die gha, es heyg fry no kene so atroffe, es syg o besser mi schwyg drvo; aber das müeß es säge, wo=n=es so zweg gsi syg, si heyg ihm o borget, u syg minger wüest gege=n=ihm gsi; es wüßt nit, warum es nit no meh öppe zum Sühniswyb luege sollte, vrglych es sich doch noch lange nicht mit seiner Schwieger.

Als Pfingsten kam, ging Meyeli zum Nachtmahl. Gar manches Weib, das Gott ein ganzes Jahr, vielleicht zwei, drei Jahre lang vergessen hat, geschaltet und gewaltet hat über Kinder und Haus nach eigenem Belieben, die Welt im Herzen getragen, und keinen Platz darin hatte für Gottes Wort und Willen, den Sinn gestellt hatte auf irdische Dinge, und verstocket gewesen war für alle bessern Regungen wie Pharao, dem kömmt es doch endlich wieder, daß Gottes Hand alleine es sei, die das Leben bewahre, den Tod sende, die es wohlbehalten führen könne durch der schweren Stunde große Not; es fällt ihm doch wiederum ein, daß das Recht am Himmel, das Erbe des ewigen Lebens das größte Recht, der beste Schatz sei, und daß es Not sei, sich selbigen jedenfalls zu sichern, sich und dem Kinde, das geboren werden solle. So erscheinen sie dann, die bangen Weiber, an des Herrn Tische, wie ehedem den Kriegern auch des Herrn Mahl ausgeteilt wurde, ehe die Schlacht begann. Manche kömmt und denkt nicht weiter, als daß des Herrn Wein und Brot zu leichter Geburt ihr helfe, das Leben ihr sichere. Manche will mit ihrem Erscheinen das Recht zum Himmel bewahren, es möge gehen wie es wolle, will Christus sich zum Fürsprech gewinnen, weil sie wohl fühlt, daß nichts sonst für sie redet. und dieses will sie sich sichern mit dem bloßen Erscheinen am Tische des Herrn, wie man sich auch oft durch Visiten den Platz im Testament eines reichen Vetters sichert, oder durch einige Kratzfüße die Fürsprache eines Menschen bei einem andern Meister. Doch so sind nicht alle. Manche kömmt und fühlt in tiefer Demut ihr sündig Wesen, und bittet brünstig um Gottes Gnade, und bringt heiße Gelübde, daß es anders werden müsse in ihrer Seele, in ihrer Familie, wenn sie überstehen werde die dunkle Stunde. Manche kömmt schwer be-

ladenen Gemütes; der Last ihres Hauses ist sie fast erlegen, die Not nahm für sie kein Ende, und wenn sie Brot ihren Kindern gab, blieb keines für sie, und wie es in Zukunft gehen solle, weiß sie nicht. Sie kömmt und wirft ihr Anliegen auf den Herrn, bittet ihn, er, der die jungen Raben am Bache speise, den Sperling bewahre, daß er ohne seinen Willen nicht vom Dache fällt, daß er doch ansehen möchte ihre Not, milde Hände ihnen öffnen, bessere Zeiten geben, ihre eigene Kraft und Zuversicht sich vermehren möchte. Sie bittet zu Gott in brünstigem Flehen und mit gläubigem Herzen, zweifelt nicht, daß der, der die unaussprechlichen Seufzer höret, auch das Flehen aus treuer Mutter Brust vernommen. Und manche kömmt her, matt und schwach; nicht bloße Ahnungen, trübe Nebel, bange Herzen haben ihre Seele verdüstert, nein, sie hat das Picken des Totenwurmes vernommen, nicht neben dem Bett in der Wand, nein, dicht neben dem Herzen in ihrer Brust; schon schlägt matt und langsam dieses Herz, und als ob sie des Todes kühlen Hauch wehen fühle aus der Nähe her, scheint es ihr. Nicht nur für sich will sie bitten; sie sehnt nach Ruhe sich; Leib und Seele sind zum Tode ermattet auf schweren Wegen. Ach, sie möchte eines bitten, sie möchte ihr Kindlein mit sich nehmen, möchte im Tode eins mit ihm bleiben, möchte es auf eigenen Armen tragen über des irdischen Lebens Schwelle, möchte sehen, wie es da zum Leben erwacht, wie seine Augen sich erschließen zu des Himmels Freuden, möchte es segnen lassen von dem, der die Kindlein zu sich kommen hieß, möchte es tragen mit selbsteigenen Armen an des Vaters Thron, möchte bei ihm bleiben in alle Ewigkeit. Und dennoch bittet sie es nicht; um des Kindes Tod kann sie nicht bitten, auch wenn das ewige Leben auf ihn folget; um Leben und Freuden der Erde kann

sie ihr Kindlein nicht bringen; aber sie bittet, schwer bewegt, daß der da oben selbst sein Vater sein, es führen wolle mit eigener Hand, ihm gute Menschen erwecken, es wolle finden lassen den rechten Weg, ein seliges Ende; daß er ihre Seele nehmen wolle in sein Reich und, was er jetzt trenne, er einst droben wieder einigen möchte. So bittet sie wehmütig, aber ergeben, und mit tiefem Beben genießt sie des Herrn Mahl; es ist das letzte Mahl auf Erden, das nächste Mahl wartet ihr in des Vaters Reich. So ist es ihr, und immer feierlicher wird es ihr im Gemüte. Es kömmt ihr vor, als wäre sie angekleidet in feierlichem Gewande am heiligen Sonntag und warte, bis die Glocken läuteten, um in die Kirche zu gehen, als wäre sie der Brautjungfrauen eine; voll wäre ihre Lampe, und des Bräutigams harrete sie. Und so harret sie, still ergeben, bis der Herr kömmt; sie weiß es, in seine Hände kömmt ihr Geist, und ihres Kindleins Vater wird er sein.

O, es ist ein eigenes Gefühl, Weib um Weib treten zu sehen an des Herrn Tisch, und auf jedem Gesichte zu lesen der Seele Sinn, des Herzens Bitten.

Schwer und matt wandelte auch Meyeli diesen Gang, aber weder lebensmüde noch lebenssatt; es hatte auch des Totenwurmes Picken nicht vernommen; aber einer bangen Herzenstrübe Gedanken hatte es für sichere Vorzeichen, untrügbare Ahnungen genommen, und schied doch so ungerne vom Leben; noch war ihm alles so lieb und teuer, womit Gott es beschert hatte. Das Herz war ihm so voll; es dachte nichts, es konnte nicht beten, nicht dieses, nicht jenes, nicht um längeres Leben, nicht um ein seliges Ende, nur bange Seufzer rangen sich los; aber die Seufzer verstand der Vater.

Aber Meyeli wußte nicht, daß der Vater ihns verstanden hatte, und fast noch schwerer als es gekommen war, ging es

heim; es war ihm immer, als sei es zum letzten Mal in der Kirche gewesen, gäb wie man es ihm ausreden wollte, man redete es ihm nur hinein. Die Glocken hätten noch hintendrein angeschlagen, gerade als es auf den Kirchhof gekommen, und das bedeute, daß es ihm bald aparti läuten werde zum Grabe, sagte es.

Am Nachmittag kam die Hebamme. Als sie es so schwer im Gemüte fand, sagte sie, das sei nichts anders, es hätten es viele Weiber so; das komme vom schweren Geblüt, man müsse daher noch einmal zu Ader lassen, dann werde es schon bessern. Öppe nicht unerchant, sagte sie, aber doch auch, daß es etwas abtrage; wenn man einmal das Loch gemacht habe, so gehe es in einem zu, gäb ein wenig mehr oder ein wenig minder. Da machten sie doch so jung Doktere taub und es hätte sich schon mancher übel verderbt damit; die wollten nie zu Ader lassen, und wenn sie es thäten, nur so einen Fingerhut voll. Was doch das helfen wolle? Und dr Bur säg, für en Halbbatzen lasse ihm der Vehhansli noch einmal so viel heraus als der Doktor für einen ganzen Batzen, und da wollte er doch ein Narr sein, zum Doktor zu gehen. Nebenbei tröstete die Hebamme, Meyeli solle nur nicht Kummer haben; es stehe bis dahin alles gut, und wie sie sich darauf verstehe, werde es gut gehen; es sei kein einzig böses Zeichen da. Zudem sei ein gutes Jahr; es gebe fast alles leichte Geburten, und übel sei es noch an keinem einzigen Orte gegangen, sie hätte es noch nie so erlebt; sie wüßte doch nicht, warum es gerade hier übel gehen sollte, und noch dazu bei einer so jungen, gleitigen Frau, denen es am wenigsten thue. Dagegen habe sie schon Jahrgänge erlebt, wo einem das Leben erleide, und alles tromsig gehe; die einen Kinder kämen zu früh, andere wollten gar nicht kommen, und wenn man meine,

alles überstanden zu haben und es sei alles gut, so komme ein Fieber und nehm=se wie dFleuge. So tröstete die Hebamme, und ließ dann zu Ader. Und es ist wahr, es leichtete Meyeli, freilich nicht in den Gliedern, die wurden noch matter und schwerer, aber ums Herz. Es hatte nicht mehr so schwere Gedanken, glaubte mehr ans Leben als an den Tod, konnte sich der Zukunft freuen, und mochte wieder lachen, erlaubte sich sogar hin und wieder eine kleine Neckerei.

„Da siehst du," sagte die Hebamme, „was das Bluetuselah hilft, u wie's gut ist. Si wey mr's geng vrbiete, oder säge, mi müeß si grusam drmit i=n=Acht näh. Aber das ist ume Vrbaust (Mißgönnen); am Bluet=uselah isch mr no niemere gstorbe, aber vielne het's besseret, oder dir öppe nit o, red, du chast's säge. Es het mi düecht, fast eh no ds Bluet glaufe syg, heygist scho=n=es angers Gsicht macht."

Sechstes Kapitel.

Wie nur ein klein Kind ins Haus kömmt, und dasselbe doch ganz voll Gebrüll wird.

Eines Tages, als die Sonne schön warm schien, und alles auf dem Felde war bis an Meyeli und Anne Bäbi — denn das erstere ließ man nicht mehr alleine — nahm Anne Bäbi den Spycherschlüssel, und hieß das Söhnisweib mitkommen. Dort hielt Anne Bäbi erst Musterung über die vielen Dinge, ob in nichts Schaden oder Milben seien, und um die Menge sich ins Gedächtnis zu prägen, an der Schönheit und Güte derselben sich zu erquicken. Solche Musterungen

sind besondere Privatvergnügungen, haushälterischen Frauen ungefähr was dem Geizhals das Geldzählen ist. Endlich machte es sich über alle Kästen, stöberte manchen aus, und brummte bei jedem ärger, wer ihm wohl genistet oder gar neuis verkrázt hätte. Bis zum letzten war es gekommen, und bis auf den Boden desselben, und brummte immer ärger; da schien es endlich zu finden, was es suchte, und zog eine alte Kutte hervor und als sie damit ans Licht kamen, sah Meyeli, daß es eine alte Mundur (Uniform) war. „Das ist meines Mannes Hochzeitkutte," sagte Bäbi. „Allbets hat man in der Mundur Hochzeit halten müssen, wo noch etwas mit den Leuten gewesen; jetz, wo alles ume so Schyßere sy, ist jeder Hudel gut genug für sie," und somit hing es die Mundur an eine Stange an die Sonne und klopfte sie wacker aus. „Wottsch-se-n-öppe bruche?" fragte Meyeli. „Allweg," sagte Anne Bäbi. „Was wottsch drmit?" fragte Meyeli. „He, das wirst de erfahre," sagte Anne Bäbi.

Es ging darauf nicht lange, so kam einmal abends Anne Bäbi ängstlich in den Stall gelaufen und befahl Sami, er solle gschwing gschirren, ein Ladli aufs Graswägeli binden, und die Hebamme holen; „u ghörst," sagte es, „spreng allben-einist, u we si nit daheim ist, so fahr-ere nah bis se hest. Aber we di dLüt frage, wo d'us wellist, su säg, du müeßest ga-n-es z'Mühli reyche (eine Portion Mehl zum Backen), dr Mühlicharrer, dä Löhl, heyg's vrgesse z'bringe."

Darauf eilte Anne Bäbi über ihren Schrank, nahm die alte Mundur zur Hand und begab sich ins Stübchen, wo Mädi der jungen Frau eben zu Bette half. „Seh," sagte Anne Bäbi zu Meyeli, „leg die gschwing a." „Warum nit gar," sagte Mädi, „öppis dumms e so." „Syg's dumm oder nit dumm," sagte Anne Bäbi, „so geht es dich nichts an;

gschwing, gschwing leg-se-n-a," sagte es zu Meyeli und hielt sie demselben zum Einschlüpfen z'weg. „Aber Mutter," antwortete dasselbe, „ist es auch recht, gerade wo man nicht weiß, wie es einem geht, so dr Narr ga z'mache u si ga z'vrchleide?" „Schlüf du-n-ume," sagte Anne Bäbi, „das ist nit dRed vo dr Narr z'mache, das ist ganz öppis angers, u wenn drin bisch, so will ich es dir dann sagen." Da gehorchte Meyeli in Gottes Namen, schlüpfte in Hanslis alte Mundur, die Anne Bäbi eiligst zuknöpfte; in derselben legte das bange, arme Weibchen sich zu Bette und nahm sich seltsam aus als Soldat in solchen Zuständen. Es mußte halb lachen über sich, halb weinen und frug noch einmal: „Aber Mutter, was soll das sein, und wenn es jemand sehen würde, was würde er sagen? „Ho, in den Kalender kämet ihr," sagte Mädi, „und würdet ausgelacht, nicht für Spaß, aber es gscheht euch recht; nur schade, daß dann alle umeha müssen, statt ume die, wo's vrdient hätte." „Ghörst, es geyt di nüt a," sagte Anne Bäbi, „u mira lach wer well, es ist mr glych; i mache, was i will, u-n-öppe, wer witzig isch u o no öppis glaubt u Religion het, wird nit lache, selb weiß i. Los ume," sagte es zu Meyeli, „ich will dir säge, wie es mir gegangen ist."

„Als ich auch so z'weg kam, wie du jetzt, da kömmt meine Schwiegermutter mit eben der Mundurkutte, die du jetzt anhast, und will sie mir anziehen. Da thue ich wüst und will nicht. Ich war ein junger Gahli (unbedachter, unachtsamer Mensch), und wußte nicht, was dr Brauch war; sie ist aber auch eine böse gewesen, wie es nicht viele giebt, und hat alles zwängen wollen im ganzen Haus, daß ich mich manchmal z'tauberwys dr Sach ha müeße-n-anäh, daß nicht alles nach ihrem Gring gang. We d' e selligi Schwiegere

hättisch, du wurdest de erfahre, was e Schwiegere cha, jetzt weißt du's nicht." Es würd's bald vernäh, sagte Mädi, es mangelte nur, daß es anfing z'widerrede u=n=ihm's z'mache, wie's öppe=n=angeri Sühniswyber o mache. Aber Anne Bäbi achtete sich auf Mädis Reden nicht, sondern sagte: „Ja, wüest tha ha=n=i, si isch aber o drna eini gsi, u ha=n=ere dMundur hingere=n=Ose gschosse u=n=ere gseit, daß si mr nimme drmit zum Lyb chömm, sust chönn si de luege, was i mach. Da hat sie sich doch neue gschoche u=n=isch mr nimme cho mit dr Chutte, aber gseit het si: „Es ist mr nit wege dir, o Jere, aber wegem Ching isch's mr, das duret mi, u we dMuetter thuet wie=n=e=n=Uflat, su sinnet si nit, was si am Ching anemacht." Ich erschrak, als ich das hörte; aber dafür hätte ich mich nicht gehalten, daß ich gefragt hätte, was das bedeuten solle, un dSach isch vorbei gegangen ohne Mundur. Da erzählte ich einmal der Hebamme, als wir alleine waren, wie mich die Alte habe plagen wollen und wie ich es ihr gemacht, und was für Worte sie dann ausgestoßen habe. Da wollte die Hebamme nicht recht mit der Sprache hervor, und erst als ich ihr zweimal sagte: „So red doch, warum sagst du nichts?" antwortete sie: „He, dSach isch jetz wie si isch; aber we d' meh drzue chunnst, su leg ume dMundur a, du wirst di nit greuig sy." Und als ich fragte warum, sagt sie mir, es gehe leichter und man möge es besser überstehen, und dann würden die Kinder bsunderbar gsund und stark, so rechte Kriegsmanne und alti Schwyzer, und an allen rechten Orten, wo man noch etwas auf Religion halte und auf alten Bräuchen, legten die Weiber die Mundur an; aber öppe so recht unter die Leute ließe man es nicht. Da bin ich gleich reuig geworden und habe gedacht, es hätte gefehlt; aber merke ha=n=is notti niemere

lah, dSchwiegere het nit müeße dFreud ha. Aber du siehst, wie es gegangen ist; Jakobli ist schwach und kränklich geworden, und syr Lebtig ist er für e Soldat nüt nutz gsi, und mängist ha=n=i i's Gheim pläret u denkt, i syg dSchuld, u hätt i dMundur agha, su wär er e=n=angere worde. Aber verredet habe ich mich manchmal bei mir selber, wenn Jakobli heirate und seine Frau käme däweg z'weg, so müsse sie dMundur anziehen, sie möge wollen oder nicht; was an Jakobli verfehlt worden, das müsse doch nicht an seinen Kindern auch geschehen. Und wenn du nicht gewollt hättest, i hätt di zwängt, du hättisch müeße. U jetz ist's gut, daß de gfolget hest; aber wer weiß, we de=n=e Schwiegere gha hättisch wie=n=i, wie wüst du gethan hätteft."

So hatte Anne Bäbi erzählt mit mancher Unterbrechung, und Meyeli schickte sich immer besser in die Mundur, und je größer seine Ängsten wurden, zu desto größerem Troste ward sie ihm; denn je größer die Not wird, desto gläubiger fassen wir nach allem nnd gebrauchen es als Anker in der Not.

Endlich kam die Hebamme, als man schon an ihrem Kommen verzweifelte. Als sie Meyeli in der Mundur sah, sagte sie: „So ist's recht, häb ume nicht Kummer, es muß gut gehen. Es freut mich allemal, wenn ich in ein Haus komme, wo noch Glaube ist und Religion, aber die sind nicht dick mehr. Die Jungen wollen nichts mehr glauben und lachen über alles, un drum git's so leid Lüt, so nütgrechtsig (unansehnlich), aber es gscheht=ne=n=i Bode=n=yche recht. Ume herzhaft, Fraueli, dSach chunnt guet."

Und richtig kam sie gut; in kurzer Zeit krähte ein munterer Bube in die Welt hinein und brüllete die Mutter kannibalisch an, wie ein junger Krieger einen Alten, den er mit

Geschrei überwältigen will, weil er mit der Kraft es nicht vermag. Es war aber, als ob sein Geschrei voll Zaubertöne sei, nach welchen zu tanzen sämtliche Hausgenossen Lust hatten, also sein Hals jenem Horne gleich, dessen Töne in unwiderstehlichen Tanz Alte und Junge rissen; selbst in den Stall schienen sie zu dringen, denn die Mähre wieherte und scharrte wie wild, bis Sami endlich merkte, daß Krippe und Bahre leer seien. Und doch konnte Anne Bäbi sich nicht überwinden, als es zu Mädi, welches feuerte und für Warmes sorgte, in die Küche kam, zu sagen: „Chummlig ist's doch, we me no-n-e Religion het, mi het's wieder chönne gseh." „Öppis dumms e so," sagte Mädi, „es wär sust o gange." „So, du meinst's?" sagte Anne Bäbi. „Aber es ist notti trurig, we me scho meint, mi heyg öppe-n-es fromms Hus u thüy recht, u-n-anger Lüt chönnte-n-es Byspiel näh, daß alles nüt bschießt, nit yche geyt, u me mueß Lüt um si ume ha, wo me geng förchte mueß, dr lieb Gott thüy es Zeiche an-ne u zeig-ne selber, was Glaube-n-u-n-Uglaube-n-isch, u mi chönnt selber o-n-es Näggis drvo überchо." He, sagte Mädi, es mangle des Stichelns nicht, und seinetwegen solle es nichts zu fürchten haben; es bruch's ume graduse z'säge, su gang es. Aber de öppe, daß dr lieb Gott es de minger breiche chönn, söll es nicht glauben. Dr lieb Gott syg nit so dumm, und öppe wege-n-ere-n-alte Mundur fürcht es ihn nicht; aber wenn es öppe geng ds Zangge z'vorderist hätt, wie anger Lüt, u-n-e Zwänggring, daß nüt e so syg, de wohl, de fieng es si a z'förchte u glaubti, es wär niene sicher.

Doch das war nur eine vorübergehende Wolke, die man, ihres Kommens und Gehens gewohnt, nicht achtete; der Freude Stern glänzte hell über dem Hause und man wußte nicht, über welchem einzelnen Haupte am hellsten; selbst über Mädi

stand er, obgleich es seine Freude nicht viel anders zu erkennen gab, als eine Katze, welcher man im Balge kratzt. Das Kind war der Gegenstand der größten Bewunderung; Jakobli trug es von einem zum anderen, und jedes fand neue Wunder an ihm; ein solch bsunderbar Kind hatte noch keines gesehen. Ja, Jakobli hätte es zu seinen Hühnern und Tauben hinausgetragen, zu der Mähre im Stall, wenn ihm die Hebamme nicht verdeutet hätte, ein neugebornes Kind trage man nicht spazieren.

Anne Bäbi aber mochte nicht warten, bis ihm die Hebamme erlaubte, einen Brei zu kochen; dann ging es mit großer Feierlichkeit über seinen Schrank, nahm ein schönes Testament daraus, welches es von seiner Gotte erhalten hatte, blätterte darin, sagte, wenn's nur wüßte, wo es am besten wäre; aber es werde wohl graglych sein wo, und riß ein Blatt heraus. „Aber Mutter, was machst," sagte Jakobli, der eben wiegelte, als ob er das Kind gen Himmel sprengen wollte; denn er meinte, mit dem Wiegeln sei es gleich wie mit dem Reitiseilen, je strenger man es treibe, dest lüstiger gehe es.

„Chumm lue," sagte Anne Bäbi, und da das Kind verstummet war, so folgte Jakobli dem Ruf.

Draußen hatte Anne Bäbi das Breipfänni auf den Kohlen, verrupfte nun das Blatt aus dem Neuen Testamente in lauter kleine Stücke, streute diese in den Brei und suchte sie so gut als möglich darin zu verrühren. „Aber Mutter, was machst?" fragte Jakobli. „Was machst," antwortete Anne Bäbi, „öppis mache=n=i, öppis, es wüsse's nit all Lüt; aber my Muetter selig het's a mir gmacht, u=n=i ha's a dir gmacht, un bedimal het's nit gfehlt u=n=isch guet usecho. Wenn man einem Kinde neuis vom Neuen Testament in den ersten Brei rührt

u=n=ihm's ſtyf z'eſſe git, ſu wird's fromm u=n=überchunt ke Untuget, und was iſt wohl meh i dr Welt als Frömmigkeit, und wenn me=n=öppe ſterbe ſött, was chäm eim de chumliger, emel öppe nit dHoffert! I ha myner Muetter ſider mängiſt drfür danket, daß ſi dMüh nit gſchoche het a=mer, bſunger we=n=i öppe gſeh ha, wie's ſchlecht Lüt gäh cha. Un wenn i öppe ſterbe ſött u du no meh Ching überchо (z'viel bigehre=n=i nit, i mueß es ſäge): vrgiß das nit, rüehr es Blatt uſem Neue Teſtament i erſte Brei, es iſt graglych wo d's nimmſt, ob hingefert oder vorfert."

Es wird auf Erden nicht viele Eltern geben, welche ihre Kinder nicht gerne fromm hätten, auch wenn ſie ſelbſt nicht fromm ſind; nun ſind aber gar viele, die eigentlich nie wiſſen, was Frömmigkeit iſt, und trotz ihrem Wunſche, die Kinder fromm zu haben, gerade alles mögliche mit ihnen vornehmen, um ſie unfromm zu machen, ſie mit ihrem ganzen Leben zur Sünde anführen. Vielleicht fühlen das viele dunkel, und wie ſie ſich ſelbſt Hoffnung machen, im Abendmahl das Recht zur Seligkeit gleichſam eſſen und trinken zu können und dann ohne weitern Schenur leben zu dürfen, ſo möchten ſie es ſich ebenfalls komod machen in Beziehung auf die Kinder, und dieſen die Frömmigkeit gleichſam einimpfen, wie man die Blattern einimpft, möchten ſie ihnen eingeben, wie man ihnen Kindlipulver eingiebt oder Meerzwiebelnhonig oder etwas anderes. Es iſt ſeltſam, daß noch in unſern Tagen die menſchliche Natur den meiſten noch ſo ein unenthüllt Rätſel iſt, und merkwürdig, wie die Dümmſten und die Klügſten in der gleichen Sünde befangen ſind, nur daß die einen mit dem Aberglauben ſich an ihr verſündigen, die andern mit dem Unglauben, die einen ſie heilen wollen gleichſam mit ſympathetiſchen Mitteln, die andern aber meinen, ſie mangle gar

nicht heilens, sondern sei gerade recht, so wie sie sei, und je mehr sie zugreife mit allen Fingern, nach allem was sie gelüste, um so rechter sei sie.

Kurz und komod wär's allerdings, wenn man's den Kindern mit dem Brei eingeben könnte, was sie nötig hätten, um recht zu leben und selig zu sterben, aber doch ein Tüfels Streich für die Pädagogen; die sind ja eben am Erfinnen des Pulvers, welches den Menschen erst zum Menschen macht, und was sie erfinnet, probieren sie flugs drauf los am Menschen, ob's das rechte sei. Bisher war zwar noch nichts das rechte; aber wenn's ein Blatt vom Neuen Testament wäre, im Kindsbrei eingenommen, dann wäre es austubaket mit dem Erfinnen, und was wären sie, die armen Tröpfe, dann anders, als das fünfte Rad am Wagen?

Man glaubt gar nicht, was so ein klein Ding und Blütterlüpf in einem Hause, wo lange kein klein Kind gewesen ist, für Rumor und Randal macht. Alles hat nur mit ihm zu thun; alle Ohren sind beständig gespannt, und ertönt nur der kleinste Bäägg, ja nur ein ganz gewöhnlich Gruchsen, so springt alles auf, fast wie eine Räuberbande auf den Pfiff des Räuberhauptmanns, stäubt auseinander wie ein Haufe Gemsen auf den Pfiff der Wachtgeiß. Wo aber in einem Hause z. B. vier Haushaltungen wohnen und es giebt in jeder Haushaltung alle Jahre zwei Kinder, im Jänner eins und im Christmonat das andere, da wird man schon kaltblütiger, und wenn ein halbes Dutzend brüllen, so sieht man sich nicht um, und wenn alles brüllt, so schläft man eben am ruhigsten, gerade wie der Müller zwischen Mühlrad und Rönnle, der erst dann erwacht, wenn eins oder beide stocken.

So ging es bei Jowägers, und alle hatten so viel zu thun mit der Sache, daß es ihnen wohl kam, daß es zwischen Heuet und Ernte und in keinem Werch war; sie hätten nicht Zeit gehabt dazu. Es soll manchmal drauf und dran gewesen sein, daß Sami oder Hansli ans Windlewaschen hinmußten. Was es da zu raten und zu werweisen, zu machen und zu laufen, zu kummern und zu denken gab, es wäre nicht zu erzählen. Auch soll die Hebamme zu anderweitigen Vertrauten sich geäußert haben, so hätte sie es noch nicht bald gesehen, und wenn ein Kronprinz geboren worden wäre, sie könnten nicht ärger thun, man wisse nicht wer narrochtiger. Aber wenn eins nach dem andern käme, so werd's doch de wohl mit mingerm abgah; sust bigehrti si de fry nit meh drby z'si, we's sust öppe no brav Lüt gnue wäre. Es wird daher auch niemand etwas darwider haben, wenn wir gleich zum Tauftag springen, wie es auch so manche Gotte machen möchte, die, einmal gebeten, nicht warten mag, bis sie das Kränzchen auffetzen, das hoffärtige Büschelimüli machen, hinter den Tisch sitzen und die Füße ob Wein, Voressen, Bratis und Tateren erwarmen lassen kann.

Am auserwählten Sonntag früh fuhr ein stattliches Wägelein vor Jowägers Haus; ein munteres Mädchen sprang rasch ab und schüttelte gar herzinnig Meyeli die Hand, das unter der Küchenthüre stand und nicht vors Dachtrauf hinausdurfte, weil es den Kirchgang noch nicht gethan hatte. Es war Röseli, die Wirtstochter, welche zur Gotte auserwählt worden war. Meyeli hatte schon lange ein sehnlich Verlangen nach ihr getragen, aber seit seinem Hochzeittage sie nicht gesehen.. Es dachte daran, sie zur Gotte zu nehmen; aber Anne Bäbi hatte sich geäußert, es wäre ihm gleich Gotte zu sein, wenn man es dafür hielte; natürlich schwieg Meyeli und zer-

drückte seinen Wunsch. Da sagte eines Morgens Anne Bäbi, wenn sie etwa daran gesinnet hätten, ihns für Gotte zu nehmen, so sollten sie für jemand anders sehen; es wolle damit nichts zu thun haben. „He, Muetter, warum nit," sagte Jakobli, „wir haben auf dich gezählt, und wen sollten wir nehmen? es ist jetzt schon wohl spät, und Verwandte haben wir ja nicht, die uns dazu anständig wären." „Da kannst du luegen," hatte Anne Bäbi gesagt, „nimm, wen d' witt, aber ich will nicht; ich habe diese Nacht einen Traum gehabt, der hat es mir erleidet; nicht um viel Geld wollte ich alle Nächte einen solchen ausstehen. Zuerst war es mir, als thäte ich Flöh fangen, und je mehr ich fing, desto mehr sprangen an mir herum, es war alles schwarz, und da war ich gsundiget wie zum Nachtmahl, hatte ein Kind auf dem Arm und wollte es zur Taufe tragen, hatte aber ein Kränzlein auf dem Kopf. Ich rief allen Leuten, sie sollten es mir doch abnehmen; aber niemand achtete sich mein, und nirgends konnte ich das Kind abstellen, um mit eigenen Händen das Kränzchen abnehmen zu können, und himmelangst ward es mir, was doch die Leute so zu einem alten Narr von Frau sagen würden, welche ihr Großkind mit einem Kränzchen auf dem Kopfe zur Kirche trage. So kam ich vor die Kirche, und am Taufstein stand schon der Pfarrer und wartete, und geschwind wollte ich hinein; aber plötzlich war ich wie verhexet. So wie ich vor die Kirchthüre kam, war es mir, als drehe mich jemand um, und hinterfich sollte ich zur Kirche hinein. Lange wehrte ich mich, aber immer war wieder der Stärkere voran, und endlich mußte ich doch so hinein, und alle Leute sahen so wunderlich auf mich, und da wollte ich geschwind machen, um zum Taufstein zu kommen, und sah den Tritt nicht hinter mir, stolperte und fiel mit samt dem

Kinde schrecklich um. Da erwachte ich, war bachnaß, ganz sturm und wußte lange nicht, war's oder war's nicht. Nun es war gottlob nicht, sondern bloß geträumt; aber Gotte sein will ich nicht; nehmt meinethalben, wen ihr wollt; es weiß kein Mensch, was mir begegnen könnte."

Als man in Verlegenheit war und lange werweisete, wen nehmen, äußerte endlich Meyeli seinen Wunsch, und allen war's, als ginge ihnen ein Licht auf und als könnte niemand Gotte sein als Röseli; sogar Anne Bäbi sagte, es sei ihm recht, es möchte das Tüfelsmeitschi auch einmal sehen, wo die Leute so zum Pfarrer jage, gäb sie wollten oder nicht. Jetzt wolle es ihm die Sache öppe nit vorwerfen und deretwege mit ihm händle; ds Gunträri, es sei ihm recht, daß es so gegangen. Aber wenn es nicht gut gekommen wäre, so hätte es dem doch noch einmal wüst sagen wollen, und das vaterländisch und wo es sich getroffen hätte, im Wirtshaus oder in der Kirche, auf dem Märit oder auf dem Weg.

Jakobli mußte selbst hin; es war ein schwerer Gang für ihn. Schon von weitem hatte ihn Röseli kommen sehen, stand ihm unter der Thüre z'weg und rief ihm entgegen: „Du kommst daher, als ob du z'Lycht (zum Leichenbegleit) oder z'Gvatter bitten wolleſt. Nu geschwind, komm und sag welches von beiden, öppe so Gott will das letzte! Und es geht gut bei euch, wie ich gehört habe, wenn ihr schon keinen Gux mir habt apart zukommen lassen; aber so lang es Kachelträger, Hudilumper und Schwummfraueli giebt, weiß man öppe geng manche Stund herum, wenn man will, was geht. Sogar deine Alte hat sich zufrieden gegeben und das Sühniswyb nit gfresse, wie ich anfangs gefürchtet. Es ist ihr aber wohl gekommen; ich habe gut aufpassen lassen, und auf my

armi Thüri, wenn die Alti dr Uflat gmacht hätt und du dr Fösel und dr Alt dr Dukemüsler, i wär selber cho un hätt=ech gseit was Ornig wär und wie's gah müeßt, daß ihr's dann gewußt hättet, oder hätt=ech ds Meyeli wieder furt gno, kuyiniere hätt i's de notti nit glah. Also zur Gotte willst du mich? Du hast noch mehr Verstand als man dir ansieht; aber nicht wahr, du hast ihn nicht gehabt, sondern deine Frau? Mein' öppe nit, i chömm nit, o Jere, das thät ich dir nicht zu Gefallen und auch deiner Alten nicht, die sieht mich doch ungern; oder ist sie öppe gwunderig z'luege, wer ihrem Bub zu einer Frau geholfen hat? Ich weiß nur nicht, ob ich unser Roß haben kann; aber kann man nicht reiten, so läuft man. Und dann wär's dr Tüfel, wenn im ganze Dorf keiner ein Roß hätte für mich, wo ich mir doch fast die Füeß ablaufe mueß, dStäge=n=uf und ab ihrettwege, wohl, denen wollte ich."

So wäre es eine Freude zu Gevatter zu bitten; kein Davonlaufen, Verstecken, Werweisen vom Vater zur Mutter: will man kommen oder jemand anders schicken, kein Vorbehalt von Wind und Wetter, Steg und Weg, und ganz preußisch kam Jakobli heim, und herzinnig freute Meyeli auf Röseli sich, freute sich ihns zu sehen, ihm sein Kind zu zeigen, zu zeigen Haus und Hof, Garten und Spycher, zu rühmen, wie gut man gegen ihns sei, wie gut es es gemacht, und wie es wünsche, daß es Röseli bald noch viel besser gehen möchte.

„Aber Herr Jemer, wie siehst du aus!" sagte Röseli zu seiner Freundin und hielt sie bei der Hand; „nicht wieder erkannt hätte ich dich, so leid siehst du aus. Ist's so bös gange, oder geben sie dir nicht genug zu essen? Seid mir gottwilche, Muetter, und zürnit nüt, i bi=n=es uverschants,

aber mein es doch notti nit bös; i packe=n=us, das hingerm=Thürli=gyge mah=n=i nit. Aber gället, ich habe euch zu einem freinen Söhniswyb verholfen, zu so einem wäret ihr euer Lebtag nicht gekommen. Ein wenig rauch habe ich es mit dem Geld gemacht; aber die da haben mich geheißen, und ich habe gemerkt, daß ihr es habt, und gedacht, wenn man die Rustig einmal habe, so stehe sie dem Hause wohl an. Aber taub werdet ihr anfangs über mich gewesen sein, nicht wahr?" He, sagte Anne Bäbi, es wär sich auch nicht zu verwundern gewesen, wenn sie schon ein wenig taub geworden, dSach sei doch wirklich strengs gewesen; aber weil es gut gekommen, so seien sie längst z'friede.

Das resolute, kuraschierte Wesen von Röseli gefiel Anne Bäbi bsungerbar, und es sagte es ihm selbst. „Wenn ich noch einen Buben hätte, so müßte es nicht zu machen sein, oder er müßte dich haben," sagte es. „Daraus gäbte es nichts, ich will es euch fry graduse säge, Mutter," sagte Röseli. „Ich und ihr nähmten einander beim Gring, ehe vierzehn Tage um wären. Ich lasse mir nicht gerne befehlen und was ich im Kopfe habe, ist mir nicht in den Beinen, und was ich öppe mag vermerke, hat in einem Hause zum Regieren niemand Platz neben euch, und wenn der Bube noch Jakobli gliche, so gäbte es aus der Sache erst nichts. Wenn ich heirate, so will ich einen kuraschierten Mann und eine freine Schwieger; eine kuraschierte Schwieger und ein freiner Mann, das ist das Böste wo me=n=ermanne cha; es steinigs Hösli u=n=es glöcherets Hus wäre mir zehnmal lieber." „Warum?" fragte Anne Bäbi. „He," sagte Röseli, „das ist ganz natürlich. Ein freiner Mann wäre ans Gmeistertwerden durch die Mutter gewöhnt, und würde meinen, ich sollte durchs gleiche Loch, und wenn ich auch redete, so würde er

meinen, der Fehler sei an mir, und würde mir zusprechen, und wenn es nichts hülfe, so würde er es mit der Mutter halten, und da wäre ich verlassen und verraten, und müßte eine Hex sein, ein Reibeisen, kurz, kein Mensch weiß was alles. Und bin ich doch das freinst Meitli von der Welt, wenn mir niemand befiehlt und alle machen was ich will." Da lachte Anne Bäbi und sagte: „So hätte es noch manche; aber da mußt du nicht einen kuraschierten Mann nehmen, sondern eben einen freinen, gerade so wie Jakobli ist; ihr wäret gewesen wie für einander gemacht."

„Ja Mutter," sagte Röseli, „verstehe mich nicht unrecht, ich meine kuraschiert gegen andere Leute, nicht gegen mich. Aber gewiß hat dich schon manchmal nichts so böse gemacht, als wenn du deinen Hansli jemand anreisen wollteſt, er jemand den Marsch recht machen sollte, und er das Maul nicht aufthun, kein Bein machen wollte, gäb wie du gs, gs machteſt. So einen will ich nicht. Meiner muß ausgschirren können, dem Tüfel ebe, daß all Lüt=ne förchte, ume=n=i nit."

„Du bist e Täsche," sagte Anne Bäbi, „aber bim Schieß heſt recht. Myne het mi mängist so taube gmacht, wil er niemere nüt het welle säge, daß es my düecht het, i möcht ihm dr Gring obe=n=abschryße."

Während Röseli den ganzen Tag so händelte mit allen und ihnen so kurzi Zyti machte, daß es sie düechte, der Abend sei da, ehe der Morgen vergangen, und Mädi sagte, die bigehre es dann notti ds Jahrs nit mängisch i's Hus; we das Mönsch ds Mul ufthüy, so los me niemere=n=angerem meh, hatte Röseli doch seine Augen allenthalben und sah Dinge, welche niemand beachtet hatte.

Meyelis Schwäche fiel ihm auf, sein mattes Auge, sein langsamer Gang, und mehr als einmal fragte es, ob ihm

nichts fehle. Aparti nichts, sagte dann Meyeli, nur sei es noch schwach; aber das sei nichts anders. Es dünke ihns, sagte Röseli, nach fast drei Wochen und der Speis, die es habe, sollte es besser z'weg sein. Es sei ein wenig hart gegangen, sagte die Hebamme, und wenn die Kindbetti vorbei sei, so müsse es so satt abführen, es werde dann schon bessern. Es werden da Unreinigkeiten sein, die weg müßten, u we's de gsüferet syg, so werd es scho wieder nuefere (zunehmen). Das Kind war ein munterer Bube, aber handlich. That der das Maul auf, so meinte man, er wolle essen oder saugen; alle Augenblicke brachte man ihn Meyeli und sagte: „Seh, nim-e-n-u gib ihm, dä tusigs Bueb ist geng hungrig." Wenn er dann nicht saugen wollte, so sagte man, er werde Brei wollen, es müsse gschwing gwärmt sein. War er gwärmt, so nahm man den Buben übers Knie und strich ihm Brei ein, desto strenger, je mehr er brüllte. Natürlich kam ihm der Brei in den letzen Hals (Luftröhre), daß er husten mußte, oft höltschblau wurde; dann hob man ihn wohl auf, sprang mit ihm in der Stube herum und sackete ihm runter, was im Halse stecken geblieben war.

Röseli sagte unumwunden, sie gäbten dem Bub nur zu viel zu essen; es ließe ihn albe-n-einist brüllen, es wurd ihm scho selber verleide, wenn er genug hätte. Däweg gewöhne man ihn ja, daß man Tag und Nacht keine Ruhe hätte, weil er meine, es müsse immer etwas gehen. Wenn es einmal Kinder haben sollte, wohl, die wollte es anders rangieren; die müßten von Anfang an wissen, wer Meister sei, und ob sie alles zwängen könnten.

„He nu," sagte Anne Bäbi, „so ist es allweg gut, daß das nit dys ist; mit deinem kannst es meinethalb machen wie du willst; aber genug zu essen muß es haben, versünge will

ich mich nicht. Man weiß mit solchen kleinen Kindern nie, was es gibt; man sollte zwar nicht davon reden, und wenn's ein Unglück geben sollte, Gott bhüet=is drvor, so möchte ich nicht, daß das arm Thing em liebe Gott gieng ga chlage, es hätt nit gnue z'esse gha. We me's het, su git me=n=e's, emel wer öppe es Herz zue=ne het."

„Meinethalben, so gebt ihm," sagte Röseli," aber es ist mir nur, daß Meyeli auch mehr Ruh hätte, und der Bub es nicht so ausnutzete; er saugt es ja durch und durch."

„Das wird öppe scho bessere," sagte die Hebamme, „der wird doch öppe, so Gott will, einmal genug bekommen, und mit de Handligi wylet (wechselt) es sich; die einen sind anfangs bös und später gut, und andere zuerst die freinste Thing, und später uwattlig, daß nüt e so isch. Und wenn die jungi Frau einmal recht ausputzt ist, daß sie wieder essen mag, so schadet ihr das Säugen nichts, ds Gunträri, es ist ume gut. Und wenn's e chly z'mache=n=ist, so müeße mr alli säuge, u we eini nit will, su isch das ume Meisterlosigi. Mi cha wohl Milch ygüdere, aber es isch doch nit die rechte, und die armen Kinder dauern mich, sie werden nie nüt gerechts, öppe wie die angere, wo o gsoge hey, wie's öppe=n=üeblig u brüchlig isch."

Röseli fand sich doch nicht beschlagen genug, um mit einer Hebamme den Kampf aufzunehmen. „Sei das jetzt wie es wolle, so hab mir Sorg zu Meyeli, es gfallt mr nüt, i säge's no einist," antwortete es.

Daß Kinder nicht bloß aus Hunger schreien, sondern noch wegen ganz andern Sachen, und daß man mit Speise und Trank eben das Schreien bald erzeugt, bald vermehrt, das lag außer dem Kreise von Röselis Erfahrungen.

Aber merkwürdig ist, daß diese Erfahrung so viele Mütter, ja Großmütter, die sieben eigene Kinder und siebenundsiebenzig Großkinder haben, nie und nimmer machen.

Sie füttern darauf los, wärmen Brei und säugen, eins ums andere, Tag und Nacht, daß sie einen Dreschet wirbelsinnig machen könnten, geschweige denn ein klein Kind zum Brüllen bringen. Und wenn sie während dem Essen, ob Essen brüllen, husten, fast ersticken, so heißt es noch, das sei ume gut, das spenn (dehne) ne dBrust us, u mach gsung Lüt uf dr Lungi.

Meyeli vergaß nicht, was die Gotte gesagt hatte; aber in den Ohren einer alten Großmutter und einer alten Hebamme verhallen Reden lediger Mädchen spurlos; Meyeli fühlte wohl, daß es nicht gut komme; aber etwas daran ändern konnte es nicht.

Essen und Trinken hatte es vollauf; mit der Arbeit schonte man ihm, und doch wollte es nicht zunehmen, auch als die Hebamme es ausgeputzt hatte. Aber es hatte keine Ruhe, und über sein Kind war es durchaus nicht Meister, als in der Nacht, wo es mit Säugen und Wiegeln seine Zeit verbringen konnte. Anne Bäbi regierte, duldete keine Widerrede, und wenn nicht alles dem Buben unterthänig war, so gschirrete es mit allen aus nicht für ungut. Wenn er sich rührte in der Wiege, und Meyeli schoß nicht auf ihn zu, wie ein Habicht auf eine Taube, so schoß Anne Bäbi herbei und sagte, es werde sich denk des armen Büebelis annehmen müssen, wenn niemand seiner sich achte. Den Brei gab es ihm selbst, und wenn Meyeli etwa sagte, es düech ihns, er sollte genug haben, so antwortete Anne Bäbi, es besinne sich doch denk kaum, wie viel ein Kind möge; seit es seinen bekommen, werde es nicht viel Brei mehr gesehen, und z'selbist sich nicht

geachtet haben, wie viel es möge. Und wer wüß, ob es so=n=e schwachi Natur hätt, wenn es zu syr Zyt o gnue Brei übercho hätt. Die Leute könne man in der Jugend so verderben, wenn man ihnen nicht recht zu essen gebe, man glaube es nicht, ja, daß sie ihr Lebtag nie mehr recht z'weg kämen. Mit Anne Bäbi stritt sich Mädi um den Buben, und wenn Anne Bäbi den Rücken kehrte, so schoß Mädi z'weg, wollte ihm was Gutes thun, was ihm eben einfiel, und behauptete steif und fest bei allen Leuten, das arm Ching wär längst verreblet, wenn es nicht wäre. Es wüß zwar wohl, es gehe ihm wieder wie äys mal, u ke Mönsch säg ihm dankeigist, aber es möchte dies das Kind nicht entgelten lassen; das arm Tröpfli vermöge sich dessen nichts. Wenn es dann längs Stück Anne Bäbis wegen bei dem Kind nicht z'weg kommen konnte, so schlich es sich hinter Meyeli und raunte ihm zu, wenn das Kind sein wäre, so thäte es das sy Seel nicht; die Alte verblitzge ihm sein Kind in Grund und Boden hinein, mache, wie wenn es das ihre wäre, un ke angere Mönsch öppis drzue z'säge hätt.

Es wäre wirklich an manchem Orte sehr zweckmäßig, wenn gleich auf einmal sechs oder sieben Kinder zusammen auf die Welt kämen, so daß ungefähr ein jeder Hausgenosse eins davon abkriegte, jedem die Pflicht zuwüchse, des Kindes zu warten, und keinem mehr das Kind ein Spielzeug wäre. Aber da käme wohl satt nach und nach ein Kind nach dem andern der Mutter wieder zu, weil einem nach dem andern einfiele, es sei doch eigentlich die Mutter dazu da, ihre Kinder zu pflegen und zu warten, darum vermutlich wird der liebe Gott es auch nicht so eingerichtet haben.

Hatte Jakobli den Buben bei Tauben und Hühnern, so nahm ihn Sami, setzte ihn auf die Mähre, und tränkte diese,

dem Buben z'lieb, mitten im halben Tag. Aber beim Brunnen nahm ihn Hansli ab dem Roß, und trug ihn zu den Schafen, den Schweinen, bis der Bub mit dem Knie ihn müpfte, und weiter wollte. Dann ging er wohl mit ihm unter die Bäume, und wenn er einen Apfel fand, der nur klein wenig rot am Backen war, oder eine Birne, die etwas weniger hart war als Solothurnersteine, so mußte der Bub sie haben, und da derselbe natürlich nicht darein beißen konnte, so nahm er das Messer, machte kleine Schnäfeli und sagte: „Du mußt doch wisse, wie dÖpfel e Chuft (Geschmack) hey; und wenn er dann des Nachts wieder schrie wie am Messer, so balgete Anne Bäbi grusam, was sie doch auch mit dem Buben machten, daß er so brülle; es glaub afe, sie machten es expreß; so hätte doch Jakobli nie gethan; es hätte es ihm auch nicht geduldet.

Daß Meyeli darunter litt, ist begreiflich. Es war durchaus nicht schalus, daß der Bub so gerne bei andern als bei ihm war, daß alle über ihn regierten und es am wenigsten; aber es fürchtete, es komme nicht gut so, und zudem war es nie recht wohl, es war ihm so schwer in den Gliedern; Kraft wollte ihm nicht wieder kommen, so wenig als die roten Backen.

Es fiel selbst der Hebamme auf, als sie einmal kam, und sie sagte, da sei etwas, das nicht gut sei, und es wäre gut, wenn Meyeli etwas brauchte. Ob Melissethee wohl gut wäre, fragte Anne Bäbi. Der sei nicht bös, sagte die Hebamme, und wenn man Bocksbart dazu thäte, öppe halb und halb, so wäre es noch besser. Dann könnte man etwas Citronenrinde dazu machen; sie gäbte der Sache eine gute Kuft, und sei grusam guet gege Durst.

Meyeli brauchte den Thee; aber es besserte nicht, die Sache war lange im Alten; dann schien sie auf einmal schlimmer

zu werden; Meyeli mochte nicht essen, und was es hinunter zwängte, wollte nicht bei ihm bleiben. Da schüttelte Anne Bäbi den Kopf und sagte, es sei lätz gange; auch die Hebamme war seiner Meinung und befahl, daß man den Buben entwöhnen solle; es sei zwar wohl früh; aber Meyeli wegen könne man nicht länger warten.

Ein Kind entwöhnen, wo man gewohnt ist, dem Kind allen seinen Willen zu thun, ist ein Mordsspektakel. Abraham hat sicher nicht größere Angst gehabt, als er seinen Sohn auf dem Steine hatte, als man an manchem Ort davor hat, ein Kind von der Mutterbrust zu nehmen. Gar mancher Mutter, die in Abzehrung oder im Fieber, — beides macht da keinen Unterschied, — bereits halb tot auf ihrem Bette liegt, wird das Kind an die Brust gelegt, nur damit es nicht brülle, und weil man sich sonst nicht zu helfen weiß, oder weil man meint, man bringe es sonst nicht für. Es geschehen da Grausamkeiten, nicht absichtlich, aber aus Mangel an Verstand, die ans Märchenhafte streifen.

Anne Bäbi war das grusam zuwider. Es Ching, we's öppis grechts werde well, sött emel geng zweu Jahr saugen; es hätte dem Jakobli noch länger gegeben, und es wüsse, daß Weiber sieben Jahre und mehr gesäugt hätten, und jetzt solle das arm Tröpfli nicht einmal ein ganzes Jahr seine Sache recht haben; das daure ihns, und dann gebe man ihm zuletzt die angeri Sach nit emal recht. Es sei viel z'letz gange.

Indessen fügte es sich, da die Hebamme sagte, es gäbt's nit angers. „Das arm Buebli," sagte Anne Bäbi, „will ich zu mir nehmen, ich weiß dann, daß es seine Sache bekömmt, und daß man es nicht verrebeln läßt. Es nimmt mich wunder, ob es z'Nacht mir auch so brüllet; es hat mich manchmal

düecht, i sött=ne=n=übere ga alli Schang säge, daß sie das arm Tröpfli so laye brüele."

So geschah es, und Anne Bäbi nahm sich des Kindes treulichst an, und hätte ihm für sein Leben gern die Mutter ersetzt; aber wo nichts ist, ist halt nichts, und da verliert selbst ein Kaiser sein Recht, geschweige dann ein Kind. Aber brüllen that der Bub gleich. Nu, das sei nichts anders, sagte Anne Bäbi zuerst, es nehmte es nur wunder, daß er nicht noch viel ärger brülle; vrspreng doch e jedes Chalb fast der Stall, wenn man es abbreche, u es wüß Ching, die Tag und Nacht graduse brüelet heyge, als man sie hätte entwöhnen wollen. Als aber auch später der Bub sich nicht besserte, so sagte Anne Bäbi, es könnte das nicht begreifen; Jakobli hätte nie so gethan; überhaupt in ihrer ganzen Familie hätte nie jemand so gebrüelet; das müeß vo Meyeli her cho, u=n=i dr Art sy; arm Lüt heyge mängisch öppis so an=ne. Aber we=n= es vo Afang a ne gha hätt, su hätt's viellicht chönne drvor sy.

Meyeli begann es wunderbar gut zu gehen. Es mochte nach und nach mehr essen, und es dünkte ihns immer besser; aber vor allem faßte es eine merkwürdige Schlafsucht. Wenn der Abend kam, fielen ihm die Augen zu, es wußte manchmal kaum, wie es zu Bette kam; die ganze Nacht schlief es wie ein Murmeltier; man hätte Zaunstecken auf ihm spitzen können, es wäre nicht davon erwacht, und am Morgen konnte die Sonne scheinen, so lang sie wollte, sie hätte es kaum geweckt, wenn niemand anders ihr geholfen. Das schlug aber auch recht gut an; es bekam wieder Farbe, die Augen Glanz; die Schritte wurden rascher, die Worte lebendiger, die Stimmung fröhlicher; manchmal hörte man seine Stimme wieder singen durchs Haus, und des Scherzens Quelle brach wieder auf. Und obgleich Anne Bäbi von Herzen mitlachte, so sagte es doch, es

sei eigentlich wüst von Meyeli, daß es so lachen u Gugelfueg treiben möge; wenn man ihm ein Kind so weggenommen hätte, es glaube, es hätte sich z'Tod pläret. So jung Lüt seien eineweg grüslich, sie sinneten nur an sich, und wenn eine verrebelte, so möchten sie lachen, und schliefen eben am besten, während einer sich z'Tod brüllete. „He ja de," sagte wohl hie und da Mädi, „so hey sie's de wie mängi Alti, wo bim Dolder ärger isch as allbets dr Chindlifresser, u we si hüt öpper töte chönnt, u wär's dr einzig Bueb, mit Wunderligkeit u Bösi, su warteti si nit bis morndrist."

Siebentes Kapitel.

Wie Jakobli auftaut und die Aschüttilöcher größer gemacht werden.

Item, Meyeli prosperierte, kriegte leichte Beine, und Jakobli ward ordentlich stolz, daß er bald ein zweites Kind bekommen sollte. Er fing an, hie und da ein Wort zur Sache zu reden, daß die andern ganz erschrocken sich umsahen, und nicht wußten, von wem es kam. Und wenn sie dann sahen, daß es von Jakobli kam, weil sonst niemand hinter ihm oder neben ihm war, so dachten sie: „Das hat ihm die Frau ygäh, ihm wäre das nit z'Sinn cho." Weil es von der Frau kam, wie sie glaubten, so fanden Hansli und Sami es bsunderbar gescheut, und stimmten ohne Besinnen bei; denn zu der Frau hatten sie das Zutrauen. Und wenn man zu einem das Zutrauen hat, so mag der gixen oder rauen, so meint man, wenn er sagt, das sei klarinetet, es sei klarinetet, und zwar

schön. Nun war, was Jakobli sagte, nicht dumm, hatte Hand und Fuß, wäre weder Hansli noch Sami in Sinn gekommen; aber wenn sie gewußt hätten, daß Meyeli nicht Urheberin sei der vorgebrachten Meinung, daß sie Jakoblis eigenen Gedanken entsprungen wäre, sie hätten keinen Glauben gehabt; sie hätten, weil beide Jakobli liebten, gelächelt, und ihn gefraget: „Het ds Buebi gsoge, u heft de Tube gäh?“ Hätten sie ihn gehaßt, auf der Mugge gehabt, so hätten sie ihm ans Haupt gelacht, und gesagt: „Schweig doch, du armer Tropf, von dem verstehst du nichts; gehe nach Jericho, bis dir der Bart gewachsen ist; warte, bis du so alt bist wie wir, dann komm, und laß hören, was du meinst; dann wollen wir sagen, ob du noch ein Löhl seiest, oder was anderes.“

Es ist ein sehr merkwürdig Ding um das Selbstvertrauen und den Glauben zu andern. Es gibt Leute, die das ungeheuerste Selbstvertrauen haben, und daneben den kindischsten (dieser Superlativ ist etwas schwer zu schreiben) Glauben zu irgend einer Autorität, irgend einem Götzen, irgend einem Ding und zu diesen Leuten gehören Dumme und solche, welche das Gras wachsen sehen, Köchinnen und Juristen, Kammermädchen und Pädagogen, Schneiderinnen und Philosophen, Bürstenbinder und Staatsräte, Sekretäre und Gassenwischer, Knöpf- und Häftlimacher, kurz, es ist ein kurios Ding. Aber ein lieblich Ding ist's doch, wenn ein lieblich mild Fraueli ein Vertrauen rund um sich strahlet in alle Herzen, wie die Sonne Wärme in den Boden, so weit sie kömmt; wenn sie das Selbstvertrauen, die Selbstsucht niederschlägt, wie bösen Nebel die Sonne, kalte Herzen erleuchtet, entzündet, begeistert, daß selbst so ein Sami auf ihren Wunsch die Holzschuhe weglegte und barfuß sich durch die Hölle machte. Es ist diese Gabe eine wunderbare, ein eigentlicher Zauberstab, der Eis-

zapfen durchs Feuer jagt, hohe Häupter in Staub schlägt, und Demütige zum Himmel hebt; er übt seine Macht hauptsächlich aus holdem Augenpaar hervor, es liegt aber auch zuweilen in grauen Haaren; er ist ein Scepter in eines mächtigen Helden Hand.

Wer sich selbst vergißt und ein anderer wird, merkt es oft lange nicht, und weiß nicht, wie gehorsam er fremder Fahne folgt. Doch mag es auch Geister geben, über welche weder holde Blicke noch graue Haare, noch ein Heldenarm Macht haben, kein Geist überhaupt; aber einem Stück Speck, einem Glas Bätziwasser, einer Maß Wein sind die unterthan, werden zahm, lassen sich fangen wie Mäuse, oder zum Springen bringen, wie Rosse mit Hafer.

Sami und Hansli täuschten sich, Meyeli steckte in solchen Dingen nicht hinter Jakobli; in ihm steckte Röseli und dessen Worte. Es war ihm doch ins Herz gegangen, wenn es ihm schon niemand anmerkte, daß Röseli ihn nur so für einen Schlabi ansah, so für-ne Bub, der sein Lebtag zu keinem vernünftigen ernsthaften Wort fest genug werde. Er konnte Röseli nicht Unrecht geben; aber eben schämte er sich, daß es Recht hatte.

Es wäre aber die Frage, ob dieses allein mächtig genug gewesen wäre, um seinem Mut aufzuhelfen und nach einer gewissen Selbständigkeit zu streben, wenigstens seinen Willen frei und fest zu äußern; aber es kam noch eine Macht hinzu, und die hat in edlen Gemütern schon oft große Dinge verrichtet. Es erwachte in ihm das Gefühl, Vater zu sein, Schirm und Schutz seiner Kinder werden zu sollen. Wenn er sein Kind betrachtete, so freute er sich, dessen Vater zu sein, und zugleich schämte er sich. Denn minder als nie hatte er zu allem zu sagen, nicht einmal etwas zu seinem eigenen

Buben. Der war bei der Mutter ganz an seine Stelle getreten, so daß es ihm schien, als könnte er gehen, ohne daß sie ihn besonders missen würde. Es ist dies übrigens eine sehr oft sich wiederholende Erscheinung, daß Großmütter ob Großkindern ihre eigenen Kinder vergessen, dieselben ihnen überflüssig werden, so wie ebenfalls Weiber Kinder über die Männer setzen, sie gerne hießen Band hauen gehen, wenn sie sonst zu essen hätten. Als er nun zum zweitenmal Vater werden sollte, ward er noch stolzer, aber um so dringender auch das Gefühl der Scham. Für was sollten ihn eigentlich seine Kinder halten, wenn sie zum Bewußtsein kamen? Schon jetzt that der Bub das Gegenteil von dem, was Jakobli von ihm wollte, und wenn er ihm Ernst zeigen wollte, gäb wie leicht, so kamen Anne Bäbe und Mädi daher geflogen wie zwei Gluggeren, denen der Habch hinter ihre Hühner will. Er fühlte, wie schwer es sei, sich geltend zu machen auf neue Weise, da seine frühere Geltung auf seinen Buben übergetragen war. Darüber war er nicht schalus; aber nun fühlte er, daß er gar nichts mehr war, und doch wieder was werden sollte.

Es gibt Leute, die so spät erwachen, gleichsam erst zu sich selbst kommen, als wären sie bei ihrer Geburt auf den Kopf gefallen, und hätten zwanzig bis dreißig Jahre gebraucht, um die Stürme zu verwinden und das rechte Bewußtsein zu finden. Zu große Härte und zu große Weiche in der Erziehung haben auf schwächere gutmütige Seelen öfters diesen Einfluß. Erwachen sie einmal aus diesem Zustande, so ist's ihnen bald wie einem, der aus schwerem Schlafe in finsterm Walde erwacht; er weiß auch nicht, soll er hott, soll er hüst; oder es ist ihm wie einem, der zu Tische gerufen wird, aber er säumet sich, und wenn er kömmt, ist der ganze Tisch besetzt, ringsum

kein Plätzchen mehr für ihn. Entweder muß er jemand wegreißen, oder alle zusammenschieben, aber welches von beiden, und wie das eine oder das andere anfangen, das ist die schwere Frage, ob deren Lösung die einen wieder in Schlaf verfallen, andere gewaltsam zur alten Ruhe gebracht werden. Die einen sinnen und sinnen, wie sie es anzustellen haben, um z'Platz z'cho, zu gelten, was sie gelten sollten; aber zum handeln kommen sie nicht; sie gehen rund um den Tisch herum, aber sagen thun sie nichts, sagen höchstens: „Wettisch nit so guet sy, un mi o zueche lah?" aber wenn niemand ihnen antwortet, so geht ihr Wachen allmählig wieder in den frühern Zustand über, und wenn sie in diesem Zustande träumen, so ist es die Herrlichkeit der Selbständigkeit, und wie ihnen wäre, wenn sie etwas zu befehlen, etwas zur Sache zu sagen hätten.

Die andern versuchen eine Revolution, greifen krampfhaft hinein in den geschlossenen Ring, stoßen mit beiden Ellbogen, machen gewaltigen Rumor. Selten sind sie glücklich. Legitimisten, durch die Sympathie des Besitzes verbunden, erheben sich gegen den Eindringling, den Unberechtigten; selten ist's, daß er Meister wird, einen Platz erringt; er wird zurückgestoßen, hinausgeworfen, verspottet, mißhandelt, als Rebell gestempelt, als ein unwirscher, aufbegehrischer, anmaßlicher Mensch angesehen fort und fort. So wie ein glücklicher Sieger Kaiser werden, und als Kaiser gelten kann sein Leben lang, so giltet der Besiegte sein Lebtag als Rebell, als ein Ungeheuer, mit dessen Umgang niemand sich beflecken mag. Und wie ein Rebell, wenn er mit dem Leben davon kommt, es selten bei einem Versuche bewenden läßt, vide Exempel am Louis Napoleon, sondern mehrfach ansetzt, aber meist immer dümmer und schwächer, so geht es auch diesen armen,

zurückgestoßenen Menschen. Sie können ihr Recht nicht verwinden, kauen immer am erlittenen Unrecht, machen dazu mürrische Gesichter, und wenn sie zu neuem Versuch ansetzen, so machen sie Gesichter, als ob sie einen fressen wollten, aber alles umsonst; es geht jedesmal immer schlechter, aber doch nie ohne Zank und Streit, nie ohne länger oder kürzer andauernd bös Wetter ab, wie ein Aufruhr im Volke immer auf lange böse Nachwehen hinterläßt. Hier liegt eine immer sprudelnde Quelle von Unheil und Hausstreit. Das ist die Krankheit, an welcher so mancher Mensch verblutet, gemütlich verkrüppelt, der zu rechter Zeit, recht gestellt, ein Wohlgefallen Gottes und der Menschen geworden wäre. Jakobli war nicht von dem Holze, aus welchem die Rebellen geschnitten werden; wohl aber glich er gar sehr dem, das in sich selbst erstickt, in stillem Brüten untergeht, für das innere Empfinden keine Thüre nach außen findet.

Manchmal trifft es sich, daß solche Menschen Weiber kriegen, welche sie aufjagen, couragiert machen wollen; aber wie Röseli richtig sagte, nicht gegen sich, sondern nur gegen andere, sie so gleichsam brauchen wie einen Hund, den man andern anhetzt, den man aber gleich abschaffen thäte, wenn er einen selbst beißen würde. Das sind unglückliche Menschen, welche von den Weibern so gegufelt werden; sie mahnen mich an Unglückliche, welche beide Beine gebrochen, am Boden liegen und die man mit Nadelstichen und Fußtritten aufjagen will vom Boden.

Aber manchmal trifft es sich auch, daß solche Männer zu Weibern kommen, deren innige Liebe ihre Herzen wärmt und stärket, denen das Bewußtsein, diese Liebe gewonnen zu haben, das Vertrauen gibt noch mehr zu gewinnen in der Welt, das Verlangen gibt, ihnen Siegeskränze zu Füßen zu

legen, sich zu bewähren als ihrer würdig. Und diese Weihe kommt über Herzen, die sie dem Namen nach nicht kennen, die Hans Joggi oder Hans Uli heißen, und nur am Sonntag Lederschuhe tragen, an andern Tagen aber Holzböden. Es trifft sich, daß ihnen Kinder beschert werden; da erwacht das Gefühl der Vaterwürde, und daß durch ihre Hand Gott Haus und Kinder regieren will; erwacht das Verlangen, vor ihnen zu wandeln, daß sie den Vater ehren müssen und schauen mit Ehrfurcht auf seinen Wandel; und daß sie das nicht können und werden, wenn er nichts ist, wenn er ein Fösel ist, das fühlt er wohl; aus diesem heiligen Herde erhebt eine heilige Flamme sich, die nicht zornig aufschlägt, nicht düster glimmt, sondern stetig und allmählig Wärme durch alle Glieder gießt und ein bestimmtes Leben in jedes Handeln bringt.

So ging es Jakobli. Meyeli stifelte ihn nie auf; Meyeli hatte, wie gesagt, nicht das Gemüt, welches immer nur das rechnet, was ihm noch fehlt, und daran denket, wie es noch viel besser haben könnte; es vergaß keinen Tag, Gott zu danken dafür, daß es soviel besser z'weg sei, als ehedem, als es je hätte hoffen dürfen, daß man unendlich besser gegen ihns sei und namentlich Anne Bäbi, als es sich je vorgestellt. Und was ihns drückte, was ihns plagte, das versenkte es ins Meer der Dankbarkeit, ward daher nie bitter, nie unzufrieden, nie giftig, stifelte nie auf. Solche Gemüter sind selten auf dieser sündigen Welt; sie sind deswegen köstlicher als der herrlichste Demant; sie sind süße Quellen im bittern Meer, kühle Brunnen in glühender Sandwüste. Aber eben dieses dankbare Dulden, möchte man sagen, goß Leben in Jakoblis Willen und die Erkenntnis, daß er Vater sei, brachte ihn zum Nachdenken, was er als Vater sein und vorzustellen hätte. Wie gesagt, zum Rebellen war er nicht geschaffen; in

einem Anlauf vermochte er seine Stellung nicht zu erobern, er mußte es auf andere Art versuchen und glücklicherweise fand er etwas in sich, was niemand in ihm gesucht hätte. Er hatte ein stilles Leben gelebt und zu allem Vorkommenden wenig oder nichts gesagt, weil es niemand in Sinn kam, ihn um seine Meinung zu befragen; aber er hatte, wenn schon nur mit einem Auge, doch viel gesehen, während es Menschen gibt, welche mit zwei offenen Augen den ganzen Tag herumlaufen und doch nichts sehen; denn sie haben wohl Augen, aber den eigentlichen Sehsinn nicht, und mit diesem ist es ein eigen Ding. Er hatte nicht viel geredet, darum desto mehr Zeit nachzudenken über alles was er sah, und die Dinge die er gesehen, zu vergleichen untereinander.

So hatte er gar manches gesehen, was Hansli und Sami durchaus entgangen war, und wenn sie es schon sahen, so hatten sie nie darüber nachgedacht, sondern sich begnügt, darüber die Nase zu rümpfen, weil es etwas Neues war.

Hansli und Sami waren im alten Trapp zugefahren und hatten seit dreißig Jahren keinen Wank gethan; sie hatten Geld gewonnen und Hansli war um vieles reicher geworden, aber nicht durch Erwerb, sondern durch Zusammenhalten. Niemand in der ganzen Haushaltung verthat etwas; für das Geld in Kurs zu bringen, war niemand abgerichtet. Wenn nun auf einem mittlern Bauernwesen keine Schulden sind, sondern noch Zufluß, die Haushaltungskosten nicht groß sind, so äuffnet sich dessen Besitzer, er weiß fast nicht wie; er braucht sich nicht anzustrengen, sondern nur der Sache den Lauf zu lassen.

Das Land war bearbeitet worden wie ehedem; vermehrtes Düngen hatten sie nicht versucht, bessere Futterkräuter nicht gepflanzt, oder nur sparsam, und aus dem Stall wenig mehr

gezogen als die Kälber galten, welche alle Jahre ihre Kühe brachten. Das hatte Jakobli schon lange gesehen, und es hatte ihn gedrückt, und immer besser hatte er sich geachtet, wie es andere machten; aber gesagt hatte er nichts dazu, von wegen man hatte ihn nicht gefragt. Nun aber, als das Gefühl so recht lebendig war, daß er doch etwas sein sollte, keine Null mehr sein dürfe im Haushalt, da setzte sich zuerst in Bewegung, was schon lange so schwer in ihm gelastet hatte.

„Sami, ich möchte dir etwas sagen," begann er einmal eines Abends, als sie auf dem bekannten Bänkchen saßen und Hanslis warteten, der mit Flachssamen zum Öler gegangen war, „Sami, ich möchte dir etwas sagen, es hat mich schon lange gedrückt, ich durfte es niemand sagen; aber dir will ich es offinieren. Sieh, ich habe der Sache nachgedacht, jetzt haben wir schon bald zwei Kinder und vielleicht gibt es noch mehr, man kann nicht wissen, und wenn ich jetzt schon alleine erbe, so gibt es später doch mehrere Teile, man kann nicht wissen wie manchen, und zuletzt bekömmt einer gar nichts mehr, und wenn wir es jetzt schon gut machen können, so haben sie vielleicht einst um so böser. Öppe raxe und nicht genug essen und an allen Orten abbrechen, das wär wüst u=n=i möcht's nit. Aber es hat mich schon lange düecht, wir könnten auf unserem Höfli mehr machen, das schadete niemand und käme doch den Kindern einst chummlich, und wenn ich wieder recht mag werchen und Meyeli öppe helfe, so könnten wir auch noch etwas Land mehr werchen, wir fühlten es nicht, und ds Geld trüg doch etwas ab." Nun entwickelte er des Nähern, wie er es eigentlich meine in Stall und Feld, und schloß: „Oder was meinst, Sami, wär nit öppis z'mache? Ich habe gedacht, ich wolle dir emel drvo rede, du werdest mir dann schon öppe sagen, was angehe,

was nicht; aber düecht het es mi, öppis sött z'mache sy u no=n=e chly viel, oder was meinst?"

Sami hatte in größerer Andacht zugehört als je der schönsten Predigt und antwortete: „Los, dSach wär nit so dumm, öppis z'mache=n=isch allweg no, öppe nit alles wie d's meinst, u Hansli, we me vrnünftig mit ihm redet, isch öppe nit dä, wo eim nüt wott lah mache."

„U dMuetter, was meinst?" sagte Jakobli. „O," sagte Sami, „dere seit me gar nüt, was me mache well, sust ist alles nit guet. Sagt man aber nichts, so merkt die gar nicht, was geht; die hat jetzt genug damit zu thun, dem Ching nachzusehen, und grabuse z'brüele, wenn's öpper angers o arüehre welli, es mahnt mi uf u=n=ähnlich dra, wo du jung gsi bisch; da het si's grad so gmacht. Wenn me süferli afaht, u Mädi, die Täsche, nit ufreiset, su cha me=n=öppe viel mache, eh die's merkt." „Was wird aber der Vater sagen?" fragte Jakobli. „Das will ich dir morgen sagen," antwortete Sami, „aber wenn alli so vrnünftig wäre=n=im Hus, wie er, so gieng mängs besser."

Am Morgen, als Hansli zum Füttern kam, sagte Sami: „Aus unserm Bub git's doch no neuis, ich hätte es gar nicht hinter ihm gesucht." „Da kann man noch nicht viel sagen," antwortete Hansli, „der ist doch no z'chlyne." „O, ich meine nicht den Krot, wo niemere=n=arüehre darf, als wenn er gläsig (von Glas) wäre, nei, i meine=n=üse Bueb, üse Jakobli."

„Z'chlage", sagte Hansli, „ist nie über=ne gsi, so öppe der thätigst u listigist isch er nit, er isch z'viel bim Wyber=volch ume gsi, u=n=all die wey neue nit recht grate; we si scho nit wüest thüe, so wüsse si doch neue nüt fürz'näh, as öppe z'wybe." „I ha's o gmeint", sagte Sami, „und drum

ebe het's mi vrgwungeret, daß er nit so isch; dä dolders Bueb isch viel e=n=angere as i däycht ha; e ganze Kerli isch er, wenn er einist füre git, es wurd ke Mönsch hinger=ihm sueche, i glaube nit, daß es üse Herrgott gmerkt heyg, so vrborge cha=n=er's ha." Und nun erzählte er Hansli, was Jakobli ihm alles gesagt, und wie es ihm von wegen den Kindern wäre, und wie man noch etwas mehr Land kaufen und aus allem fast ds halb mehr ziehen könnte, und was mit dem Stall zu machen wäre.

Kein Mensch kann sich vorstellen, wie andächtig Hansli zuhörte, so andächtig, daß ihm zuletzt das Wasser in die Augen kam, und als Sami schwieg, antwortete er lange nichts, daß es Sami gegen sein Erwarten fast düechen wollte, es wäre besser, er hätte einstweilen geschwiegen. Endlich sagte Hansli, das hätte er dem Bub nicht zugetraut, sövli Sinn u sövli Vrstang, u läz syg's, we me nit mit enangere o recht rede chönn, was dr eint sinn n was dr anger sinn. „Es isch mr o scho mängisch gsi, man könnte dieses besser machen und jenes; aber ich habe gedacht, es gebe nur ein Branz, wenn ich es sage, darum es für mich behalten, vo wege, wenn üser Gattig öppis seyt, su isch ds Wybervolch drwider, u sinnet doch selber nüt, nit emal a das, wo's sött, die Jungi usgno, das isch ganz e=n=angeri. Mängisch ha=n=i gsinnet, akurat was Jakobli, aber gseit ha=n=i nüt, u dem isch o nit selber z'Sinn cho; we=n=er nit das Fraueli hätt, dAuge wäre dem no nit ufgange. Aber das isch mr aständig, we's ume meh z'säge hätt, u gsünger wär, doch bessert's jetzt. Aber aus der Sache gibt es doch nichts; sobald man etwas anderes anfangen will, so widerredt Anne Bäbi, u Mädi brüelet, mi well's töte, u de isch dr Tschuep (ein Spiel) aus."

„Weißt du was," sagte Sami, „fang du an zu jammern,

wie das Land neue nichts mehr abtrage, kein Gras mehr geben wolle, und mehr als zwei Kühe seheſt du nicht zu halten, und dazu müßten noch die Schafe abgeſchafft ſein; die Wolle, die man brauche, könne man öppe kaufen. Das mach, wenn dMeiſterfrau ohnehin häſſig iſt. Da gib acht, ſie wird dir wüſt ſagen, wie wir nichts verſtünden, andere Leute ds halb mehr Ware auf ds halb mingerm Land halten könnten, und wenn wir es machen würden wie die, ſo hätten wir doch einmal Milch genug, und ds Ching müeßt nit halb verrebeln, und ſie wolle eine Kuh mehr; wir könnten ſehen, wie wir es machten, und bald mangelte man zwei mehr, und noch einmal ſo viel Schafe, wenn man nicht alle halbe Tag zum Krämer wolle. So wird ſie rede, zähl druf. Aber häb mr's nit öppe für unguet; du weißt ja wohl, wie ich's meine, und mir kenne=n=afe dLäuf u dGäng." Hansli ſchmunzelte in den Maulecken bei Samis Rede und ſagte: „Das iſt guet agäh. I ha gmeint, i mach's am beſte mit ſchwyge; aber i traue, allbe=n=einiſt wär öppis angers o guet gſi; aber ds Probiere=n=iſt mr erleidet. Aber weißt was, ſäg du's öppe=n=einiſt vo wege dr Chueh über Tiſch; mi cha de loſe, wie's tönt, u de geng no luege, was z'mache=n=iſch, je nah dem es ageht. Sellig Liſte ſy mr eigetlig z'wider, aber meine Großmutter hat manchmal geſagt, es gebe Leute, die es wollten ghebt ha, daß me=ſe für e Narre heyg; wer das nit chönn, heyg ds Tüfels Not mit=ne."

Wie abgeredet, ſagte Sami einmal über Tiſch, es düech=ne, man könnte es dieſen Winter mit zwei Kühen auch machen, ſonſt müßte man im Haustage Futter kaufen, und ſelb könnte dann teurer ſein; es komme nur darauf an, welche Kuh man verkaufen wolle, den Kleb oder den Blaß.

Potz Himmel, wie ging das los, und was mußte das Mannevolk vernehmen! In keinen Schuh mehr war es gut; ful Hüng, Freßhüng waren sie, die das Land ließen z'Neuders (zu Grunde) gehen. Während andere Leute immer mehr War hätten und Milch und Anken dGnüegi, müßten sie ihre vermindern, und man sollte keine Milch mehr haben in der Haushaltung, während man doch immer mehr nötig hätte für dChing; die müßten einmal zuerst haben, verrebeln könnte man sie nicht lassen; die dolders Schnürfline könnten dann zusehen, wo sie etwas z'saufen hernähmten. Kurz, das Ende des Liedes war, daß Anne Bäbi rund erklärte, daß, ehe es eine Kuh weniger wolle, wolle es eine mehr oder zwei, sie könnten luegen, wie sie es machten, und wenn sie es machten wie andere Leute und nicht fellig Stopfeni und Schnürfline wären, so möchte es sich gar gut geben. Und zuletzt hätte man noch Geld und könne etwas Land kaufen; man hätte es doch am Ende nicht nur für Hochzeitkleider anzuschaffen, und für's so vo eim Ghältli (Versteck) ins andere zu kräzen (tragen), das trage hell nichts ab, und man hätte nichts davon. Als Sami durch die Küche ging, sagte ihm Mädi: „Gäll, jetz weißt, was ihr seid und was mit euch ist, es ist es Elend. Es ist doch eis gfellig, wenn es nit e fellige Trappi ha mueß, u we mi no hüt eine wett, unbsinnet sieg i: blas mr! Was luegst mi so a, du Gugag? Uf my Arme sieg i so, sust probier!" „Ä, ä," sagte Sami, „i bi ke Narr nit, du chönntisch di angers bsinne, u=n=es chönnt dr z'Sinn cho, es syg dr gordnet, du sölliſt mi glücklich mache, u sälb Glück bigehre=n=i no geng nüt, Mädi, u du mueßt dr Lätsch angers mache, wenn i dry trappe söll."

„Wottsch mr zur Chuchi us, du donstigs Möff," sagte Mädi, „bi=n=i nit emal hie meh vor dr sicher! Wohl, we's

dMeisterlüt wüßte, was du für e=n=Uflat wäriſt, ſi wurde dr!“ „Weißt was,“ ſagte Sami, trat dicht vor Mädi, daß deſſen Herz ganz erwartungsvoll zu ſchlagen begann: „Su ſäg=ne's.“ Da hatte er aber Zeit zu gehen, um der Pfanne zu entrinnen, mit welcher Mädi ihn hauen wollte und ihm damit nachfuhr bis zum Futtergang, hinter deſſen Thüre Sami zu rechter Zeit ſich verſchanzen konnte.

So war ein Weg gebahnt zu Jakoblis Bildung und Selbſtändigkeit, und ein rührigeres Leben kam in den hintern Teil des Hauſes, wo das Mannevolk etwas zu ſagen hatte, und eine wichtige Verhandlung nach der andern wurde auf dem Bänkli beim Stall abgehalten. Es war in Gutmütigen etwas ſchwer, Land zu kaufen, beſonders ſchickiges, d. h. zur Bearbeitung wohlgelegenes. Wenn bekannt wurde, daß jemand Luſt zu Land hätte, ſo ſchraubte man den Preis hinauf, faſt wie den Katzen die Speckſeiten, und wenn bekannt war, daß ein Stücklein Land feil ſei, ſo waren zehn da, die es wollten. Von wegen Gutmütigen war ein Ort, dem es aufging und wo nicht ein Hudel dem andern Vogt ſein mußte, wo Land verkaufen mehr oder weniger ehrrührig war, wo Geld war; wo auf dem Lande Geld iſt, da wird es immer vorzugsweiſe in Land angelegt und nicht in Gülten. So ſchwer war das Kaufen an ſich, und was zu kaufen war, war nicht immer ſchicklich, und zu fürchten war, daß Anne Bäbi alles, was man haben konnte, nicht wollte, ſondern gerade das, was um keinen Preis zu kaufen war. Indeſſen half man ſich da nicht übel; Sami war ein Fuchs, und niemand ſah es ihm an; das ſind aber eben die ſchlimmſten Füchſe; die, welche es einem auf jeglichem Suppenbröcklein zu verſtehen geben, wie ſchlau ſie ſeien und wie teufelmäßig pfiffig und diplomatiſch, die haben, wenn man recht hinſieht, gar keine Fuchs=

schwänze, sondern einfache Kalberschwänze. Sami machte den Spion, und hatte er irgendwo was erwittert, ein Stücklein Land und einen geldnötigen Besitzer, so gab er ihm auf irgend eine Weise unter den Fuß, Hansli würde vielleicht etwas kaufen, das wäre ein versorgeter Käufer und bar Geld; viel Lärm würde es nicht geben und man könnte sagen, er hätte es dem Jowäger zu gefallen gethan; er, Sami, wollte einreden, so viel er vermöchte, von wegen das Schmürzelen (karg zumessen) mit dem Heu sei ihm afe-n-er-leidet; zu Hause ließ er fallen, es sei lätz, daß man kein recht Land für Flachs, Hanf oder für sonst irgend ein Weiber-herzplätz hätte; wenn man die Pflanze dort oder dort bauen könnte, sy Seel, er wollte ausbieten, ob jemand schönere Sachen hätte. So reisete er Anne Bäbis Herz unvermerkt gegen einen Acker, den er feil gemacht, und wenn dann der Verkäufer eines Abends wie zufällig zum Haus kam und wie zufällig die Rede auf Kauf und Verkauf kam, und Hansli nicht schützig that und bedächtig werweisete und vom Altwerden und nicht mehr viel werchen mögen sprach, so war es Anne Bäbi, das ihm den Marsch machte und zum Kauf anstrengte, auf seine Weise.

So ging es mehr als einmal. Ein glücklicher Verkäufer, der so um gut Geld und ohne Aufsehen aus einer Verlegenheit kam, machte einen andern lüstern, den gleichen Weg zu suchen. Schwerer als dieses harzeten die dadurch notwendig gewordenen häuslichen Veränderungen. Anne Bäbi haßte wie Feuer alle Arbeitsleute, Schneider und Schuhmacher ausgenommen, welche ihm aus langer Gewohnheit den Laun wußten; kein Ehrentitel gab es, mit dem es sie nicht belegte; Freßhüng, Uslät u Koldergringe, das waren die höflichsten. So ein Maurer, ein Zimmermeister haben gewöhnlich Feuer

im Kopf und Pulver im Leibe und lassen von einem Mann sich nicht viel sagen, geschweige dann von einem Weibe, und wenn eini ihnen das Maul anhängt, so hängen sie ihm Schlemperligen an durch die Gesellen, und wenn es nicht schweigt, so brennen sie ihm selbst Bomben und Granaten auf den Kopf, bis es sturm wird. So war es Anne Bäbi mit ihnen ergangen, und darum waren sie ihm, was anderen Menschen Schwefel unter der Nase ist. Als es um Lisis willen das Ofenhaus bauen wollte, da dachte es, einem Gedanken unterthan, an diese Nebensache nicht; jetzt aber war nichts so Gewaltiges im Kopfe, daß der alte Haß nicht Platz daneben gehabt hätte. Der Stall sollte eigentlich frisch unterzogen werden; bei dem Anlaß konnte eine Verlängerung der First gemacht, die Schweinställe zweckmäßiger angebracht werden, vor allem aus waren Bschüttilöcher nötig; denn die gegenwärtigen waren so klein, daß sie einem halben Dutzend Engländer als Punschnapf zu klein gewesen wären; denn wenn die recht zum Saufen kommen, so ist die größte Oberländerkuh nur ein Kalb gegen sie. Es war schon manchmal die Rede von ihrer Vergrößerung gewesen, aber sie waren Anne Bäbi vollkommen recht; so lange hätten sie es mit ihnen gemacht, sagte es, und immer schöne Sachen gemacht; es wüßte nicht, warum jetzt auf einmal mehr Bschütti sein, alles mehr Bschütti mangeln sollte; das sei nur eine verfluchte Mode, und es hasse nichts mehr als die verfluchten Moden, wo alles all Tag angers sein sollte. Es seien Sonne, Mond und Sterne gleich geblieben, alle vier Wochen sei Wädel, und der Herr werd auch der gleiche geblieben sein; es wüßte daher nicht, warum auf einmal die Bschütti bas bschüßen sollte als sonst und besser sein; wenn sich nichts gebessert hätte, so werd dr Dreck öppe-n-o glych bliebe sy, mit dem öppe werd dr lieb Gott nit afah dWelt vrbessere.

Dagegen wußten sie nichts zu sagen, sie wußten nämlich nicht, daß in der Reformation besonders der Dünger verbessert und anders geworden sein soll. Es giebt nämlich Katholiken, welche sagen, sie wüßten wohl, woher es komme, daß das Land der Reformierten viel besser sei als das der Katholiken; es komme nämlich daher, daß die Reformierten keine Fasttage hätten, darum thäten sie viel mehr Fleisch essen, und daher sei ihr Dünger viel bschüssiger. Weiß nicht, man sollte dem Professor Liebig in Gießen zwei Druckli schicken, eins mit katholischem D... und eins mit reformiertem D... der hülfe einem bald aus dem Gwunder. Da aber weder Sami noch Jakobli mit der Chemie sich abgaben, so wußten sie gegen Anne Bäbis Theorie nichts einzuwenden, theoretisches nämlich; aber Sami half sich praktisch. Er wußte aus langer Erfahrung, wann die Weiber das Bschütten ankam, und allemal, wann es sie ankam, fanden sie die Löcher leer. Wohin die Bschütti gekommen, wußte niemand zu sagen und niemand ergründete es. Sami sah man aparti nicht bschütten, auch keine Engländer um die Löcher sitzen, die Kühe nicht verstopft; am Ende wußte man nicht anders zu helfen, als die Löcher untauglich zu erklären. Anne Bäbi ward nun verfluxt bös über die Löcher und erklärte, es böse immer in der Welt und nichts sei mehr etwas wert. Allbets wären doch wenigstens noch die Löcher gut gewesen; jetzt sei auch mit diesen nichts mehr. Seine Schwieger selig, gottlob, hätte manchmal gesagt, die seien just gemacht worden, wo ihre Schwieger ins Haus gekommen, das werd nit emal no hundert Jahr sy. Indessen war nichts anders zu machen, die Reparatur wurde beschlossen, und vom Größermachen redete man nicht viel, und als man sie größer sah, hieß es: gäb e chly größer oder e chly chlyner, das gehe in einen Köpfen zu, und

vier Kühe machten auch mehr als drei. Wenn aber einmal in Grundsätze und Gewohnheiten ein Loch gemacht wird, so weiß kein Mensch, wie groß es wird und was nach neuen Bschüttilöchern noch all Neues kömmt. So trat ins alte Leben Regsamkeit; brachliegende Kräfte wurden entbunden, ergrauete Neuthaler gelüftet; aber dem neuen Leben legten sich auch neue Hemmungen in den Weg. Wer hat das nicht schon erfahren inwendig und auswendig! Wie mancher Hausvater arbeitete im Schweiße seines Angesichtes durch Not und Kummer, überwand das meiste, sah nur noch ein Berglein vor sich, nahm neuen Anlauf, streckte schon den Kopf darüber auf; da kam rasch heran, wie eine Wolke im Berglande, eine neue Bedrängnis und drückte ihn wieder nieder, und dann wieder eine und wieder eine. Das sind Prüfungen des Mutes, und wer ihn nicht verliert, überwindet. Geduld überwindet Sauerkraut, heißt es. So geht es auch mit dem inwendigen Menschen mit Buße und Bekehrung. Da, wenn der gute Wille kömmt, kömmt auch der Reiz und die Versuchung mit verstärkter Macht; die Welt legt Hemmungen in den Weg, zieht durch etwas besonders den Blick der Menschen ab vom Notwendigen aufs Auswendige, zieht durch ein Ereignis des Menschen Kräfte vom innern Werk auf ein äußeres Werk, nimmt das Ziel plötzlich weg, stellt ein anderes dar, nach dem all Dichten und Trachten sich richtet. Kurz, der Teufel ist ein Hexenmeister, kann Täschlispielen wie keiner, und wer ihm nicht auf die Finger zu klopfen weiß, wird sein Narr.

Achtes Kapitel.

Großmütterliche Pädagogik.

Meyeli sah dem Ding mit großer Freude zu, mischte sich aber nicht darein, außer daß es Jakobli noch lieber hatte als früher und noch öfter das häusliche Dunkel mit lustigem Wesen und heitern Worten erhellte. Seine Zeit nahte wieder, und richtig hatte die Hebamme zu Ader gelassen und gesagt, es sei fry nötig; das Blut sei so wild, das hätte sich nicht stille gehabt; wenn man alles beisammen gelassen, jetzt werde es wohl zahmen. Anne Bäbi war etwas unwirsch, das erwartete Kind war ihm nicht ganz anständig; es betrachtete dasselbe als eine Art Usurpator, der in das legitime, bereits besessene Erbe seines Buben fiel. Großeltern haben das oft so, allein sie sollten sich halt darein schicken, weil sie nichts daran machen können; das können nun freilich nicht alle und thun wüst, was läz ist. Anne Bäbi brach nicht aus, aber hatte es nur wie oft, war hässiger als sonst und wußte nicht warum. Indessen klopfte es doch den Mundurrock aus, machte ihn z'weg, versäumte überhaupt keine der großmütterlichen Pflichten; aber wenn dabei sein Bub plärete, so sagte es: „Ja plär ume, du arms Büebeli, du merkst schon, wie übel es dir geht; sövli witzig hätte ich dich doch nadisch nit geglaubt; aber wart ume, so lang ich lebe, sollst du dich öppe nit z'erchlage ha, u de nache wird dr öppe-n-öpper anger luege. Mynetwege, we-n-i de nimme drby bi u nimme gseh mueß, wie's geyt, su isch mr de graglych, gang's de mynetwege, wie's well."

Es wohlete Anne Bäbi erst, als ein Mädchen geboren wurde. „He nu so de," sagte es, „um so minger macht's,

eys meh oder minger der Gattig chäm endlig nit druf a, so=n=es Meitschi heyg nüt z'bidüte, gege=n=e Bueb. Mängisch chöme si eym no chumlig, aber notti hätt's aparti kes bigehrt; es gäb de mängisch so Gexnase, wo dNase i allem ha welle u ds Mul i alles häyche=n=u=n=eym ds Tüfels Brdruß mache. U=n=es syg nüt wüester ame Meitli, als we's i=n=alles yche red u=n=alles gmeistere well. Mi chönn de däyche, wie das gah werd, we's manni, wo dWyber ungedüre müeße=n=u schwyge, we's guet gah söll. Darum müsse das chly Chrötli o da düre, wo es müeße heig, sagte es; seine Mutter sei eine witzige Frau gewesen und hätte es auch bei ihm gemacht, und es sei gut gekommen. Somit nahm Anne Bäbi das neugeborne Kind und legte es eine kleine Weile unter den Tisch. „So," sagte es, als es das kleine Ding, welches mörderlich schrie, wieder hervornahm, „so wird's dich jetzt lehre demütig sein dein ganz Leben lang, es mag dir kommen zu was es will; mir ist's auch wohl gekommen, daß ich es konnte. Es weiß kein Mensch, wie es mir sonst gegangen wäre; Hansli ist afangs so prüßisch gewesen, man hat's fast nicht bei ihm ausgestanden, all Bott (Augenblick) hat er gesagt: „Däweg mueß es gah oder diesen Weg, u du söttisch das mache oder äys mache." Aber wohl, i ha=ne du angers brichtet. „So brüll recht," fuhr es fort, „das schadet dir nicht, ds Conträri, je meh de jetz brüelist, dest besser lerst schwyge, we d' groß bist, u wohl wird's dr cho. De lue, we=n=i dGroßmuetter an=dr sy söll, su mueßt mi rüehjig lah mitrede. Es ist nüt wüester i=re Hushaltig, as we=n=alles rede will; we=n=eys oder mynethalbe zweu rede, es isch meh weder gnue. Dr Hansli ha=n=i afe gwent, aber es git dere, die sy nüt z'brichte=n=u 's Mul geyt=ne=n=i Gottsname geng; es düecht mi mengisch, i möcht furtlaufe, u we=n=es Mul zuegieng oder

zweu, es wär mr ds halb bas.“ Es kam Anne Bäbi wohl, daß Mädi nicht in der Stube war; es hätte sonst an sich selbst erfahren können, was viel reden kann. Die Hebamme aber gab ihm vollständig recht und erzählte, während sie ihre Geschäfte verrichtete, mit geläufiger Zunge, wie hier und dort es auch gut gewesen, wenn man die Meitleni zu rechter Zeit unter den Tisch gelegt hätte; wie sie hochmütig seien, alles an die Hoffart hingen, u's all Lüt wunger nehm, wie lang das no gang. Da sprang sie auf ihre Meitleni über, wie sie es mit denen auch so gemacht; man hätte ihr die auch unter den Tisch legen müssen u no fry lang, u jetz chönn me se=n=um=e Finger lyre, u kes Wort heyg=ere no kes widerredt, aber drfür syge si o brüehmt, si hätte scho alli chönne manne, u de nit öppe=n=ume so dreichrüzerig Burste; aber sie heyg's nit welle thue. Wofür heyg me dChing, we si grad vo=n=eym laufe welle, wie dLüs vo de Bettlere!

Mit der Taufe wurde nicht so viel Federlesens gemacht wie mit der ersten; doch versäumte auch hier Anne Bäbi eine Vorsichtsmaßregel nicht, welche bei Meitlene bsungerbar nötig sei, wie es sagte. Als man das Kind zur Taufe fäschete (einwickelte), band Anne Bäbi ein dünnes Scheibchen Brot und ein dito Käse ein und sagte: „He nu so de, su wirst öppe so Gottel nie Mangel leiden, sondern geng öppe gnue z'esse ha. Bi Buebe=n=ist das öppe nit sövli nötig, i meine, bi Lüte, wo öppe=n=ihri Sach hey, u=n=es Nest für die Junge, daß si o öppe wüsse, wo sy, aber bi de Meitlene weiß me=n=öppe nie, wie's=ne geyt u wie si's astelle, die Drecklöcher. Gäb wie me meint, mi lueg öppe, hanget eys a=mene Hudel u=nist ds Tüfels für syr Lebtig u het nimme z'byße u z'breche, daß mi si synere schäme mueß u niemere säge darf, daß es eym öppis ageyt.“ So ward das Kind mit Käs und Brot

zur Kirche getragen und Mareili getauft. Der Großmutter zu Ehren wollte man es Anne Bäbi taufen, sie aber wollte nicht und sagte, sie begehre nicht; es düech se, es sei einstweile genug an einem Anne Bäbi; wenn dä chly Chrott o so hieß, su chönnt es de grad meine, es well o z'bisehle ha, u was eys Anne Bäbi mach, das chönn ds angeren o mache.

Meyeli hatte unendliche Freude an dem Kinde, hatte es doch nun wieder ein Kind. Das Erste lebte wohl und alle Tage sah es dasselbe; aber es war nicht sein Kind, es war der Großmutter Kind. Wenn es Schmerz empfand, so suchte es der Großmutter Schoß; wenn es Hülfe bedurfte, der Großmutter Hand; alle Klagen brachte es bei der Großmutter an, allen Trost wollte es nur von ihr, für alle seine Wünsche suchte es bei ihr deren Erfüllung und fand sie auch. Und wenn Meyeli es lockte mit den lieblichsten Namen, geschah es wohl, daß der Bube ihm den Rücken kehrte, und der Großmutter zustopfete. Es weiß sicher manche Mutter, was das einem Mutterherzen zu verwerchen giebt, und mancher arme Mann weiß es, was das für Stoff zum Streiten giebt. Streit gab es in diesem Hause deswegen keinen; aber was für Freude unser Meyeli an dem kleinen eigenen Kinde empfand, das fühlt sicher ebenfalls manche Mutter. Dazu war das Kind so lieblich und freundlich, war Meyeli so ähnlich in den Augen und machte akurat so freundliche Mineli wie seine Mutter, und schmiegte sich so eigen warm und innig an sie an, daß es Meyeli ward, als möchte es das Kind nicht nur hegen an seiner Brust, sondern es hinein nehmen ins Herz hinein, in warmen Schutz gegen Wind und Wetter dieses Lebens; daß es es so recht empfand, was es sagen will, wenn so recht innig und heiß eins zum andern spricht: „Du bist mr lieb, i möcht di fresse."

Und es war gar seltsam, wie das ganze Haus in sogenannte zwei Lager sich teilte. In einem Lager stand die Großmutter und der Bub, im andern der übrige Haushalt; Mädi war in beiden Lagern zu sehen, doch am meisten in dem der Großmutter, zankte und brummte aber um nichts weniger mit ihr, und setzte all sein Vermögen daran, ihr den Buben abspenstig zu machen und ihn gegen sie aufzuweisen. Was sie nicht gab, das gab es ihm, was sie ihm nicht nachließ, das ließ es ihm nach, und so wendete er sich allerdings auch zuweilen zu ihm hin. Aber woran es alles setzte, und allem aufbot: daß er bei ihm schlafe des Nachts, dahin brachte es es nicht; da war der Bube fest, aus Großmüettis Stübli wollte er nicht. Das machte Mädi manchmal fast tromsigs im Kopf. Das kleine Mädchen war so freundlich und lieblich, ging zu allen und machte ihnen Ä; doch sah man ihm gut an, daß es ihm am wöhlsten war an der Mutter Brust, wie es auch dem Küchlein am wöhlsten sein muß unter den Flügeln der Henne. Nur zur Großmutter ging es nicht gerne, und machte ein trübselig Mineli; dafür sagte die aber auch, es sei das ufründligiste Ching wo sie noch gesehen, eine ewige Gränne und dazu e leide Grieggel. Das that der Mutter weher als dem Kinde; aber sie vergaß es allemal wieder, wenn das Meiteli auf ihrem Schoße wieder zu lächeln begann. Es war auch kein Wunder, wenn das Meiteli grännete auf der Großmutter Arm. Nahm sie dasselbe doch nur, wenn der Bube böse und unartig gegen sie war, nichts von ihr wollte, oder gar an Mädi hing, wie meisterlosige Kinder es nach und nach eben denen am öftersten machen, welche sie am meisten hätscheln. Dann brauchte sie künstliche pädagogische Mittel, sie riß das Schwesterchen auf den Arm und sagte: „He nu, we du nüt vo mir witt, wott i o nüt meh vo dir,

i ha jetz es angers Ching.“ Und wirkte dieses Mittel nicht alsobald, so sagte sie: „He nu so de, su mueß das jetz Wätschge ha u Schnitz, u chumm, i weiß no-n-es Lebküechli ame-n-Ort.“ Das wirkte richtig, der Bube ward schalus, schlug nach Großmutter und Schwesterchen, und das letztere zu sichern, war die erstere selten schnell genug. „He nu so de,“ fragte die Großmutter wottsch folge-n oder nicht, oder soll ich ds Schwesterli ebha?“ „Wott folge,“ schrie dann der Bub trotzig, „aber das mueß furt, thue's dänne“, brüllte er immer ärger und riß alles an sich, was man dem Meiteli vorgelegt. oder in die Hand gegeben hatte. „He nu so de, su wey mr wieder z'friede sy,“ sagte die Großmutter, „u du mueßt lieb sy!“ „U du mueßt ds Ching furt thue,“ sagte der Bube. Unterdessen hatte richtig das Meiteli zu weinen angefangen, und wer will es einem Kinde verargen, gegen das man schlägt, und dem man alles nimmt, was man ihm gegeben? „Näht mr die Brüelere,“ sagte dann die Großmutter, „die ewigi Gränne, u chumm du, mys Büebeli, heft mi wieder lieb? Sä du, sä, aber so wüest thue mueßt nimme, suft bhäb i de das Schwesterli.“ „Säg du die Brüelere,“ antwortete der Bub. „Wie seyst?“ fragte die Großmutter, und das Herz im Leibe lachte ihr, und sie repetierte es vor allen Leuten und alle Mal wenn sie alleine war: „Die ewigi Brüelere! Die ewigi Brüelere het er gseit; was dem tusigs Ching doch afe z'Sinn chunnt!“ So prächtig erzog Anne Bäbi, und so prächtig wird noch an gar manchem Orte erzogen, und was keine Kuh thut, thut der Mensch.

Meyeli schlug das Säugen abermals nicht gut zu, gäb wie die Hebamme abführte. Es wurde wieder blaß und matt und dazu gesellte sich eine immer zunehmende Mutlosigkeit. Es bildete sich ein, es sei kränkligs und werde nicht lange

leben; es drückte ihns, daß es nicht mehr so recht arbeiten mochte. Die Leute werden sagen, sagte es, es sei zu faul dazu; es, das nichts zugebracht, wolle jetzt gut haben und lasse sich wohl sein, als wenn es zwanzigtausend Pfd. eingekehrt. Und manchmal kam es ihm vor, als lese es solche Gedanken selbst in dem Gesichte eines Hausgenossen, und wie der meine, alles sei nur Phantast und eben wenn es zu werchen gebe, so liege es im Bette. Und hätte es doch so gerne gearbeitet und bsunderbar jetzt, wo Jakobli söbli z'weg war, so großen Eifer hatte und das Hausweſen einen Aufschwung nahm, welcher allerdings recht rüstige Hände brauchen konnte. Diese Gedanken wechselten in seinem Herzen und an ihnen erstarkete es nicht und wenn es sich auch zwängte, und meinte, es komme auf die Gewohnheit an, und wenn es sich einmal wieder gewohnt hätte, so werde es schon gehen, so mußte es es büßen und die Arbeit einstellen, es mochte wollen oder nicht. Die Hebamme meinte, das werde schon bessern; öppe=n=allben=einist es Tröpfli guete Wy werd nüt schade, u=n=es Bitzli früsches Fleisch, sust gsey si nit, daß ihm apparti etwas fehle. Und das Ching sei einmal munter und das sei die Hauptsache und das beste Zeichen, daß Meyeli gsungs sei ums Herz, u we's da guet sei, su heyg de ds angere=n=öppe nit söbli z'bidüte.

Jakobli meinte einmal, ob's nicht vielleicht gut wäre, wenn Meyeli mit Säugen aufhörte; er hätte neue=n=einmal gehört, das schwäche die Wyber grusam, bsungerbar we si's z'lang trybe=n=u dChing z'streng ha müeße.

Potz, wie kam er an bei Anne Bäbi! Das gäbte ihr e suferi Musterig, sagte dasselbe; wer da wohl möchte dabei sein! Es brüel eym däwäg fast dr Gring ab, u we das nimme z'suge hätte, es brüelete, es gstieng's niemere=n=us, u si könnte

kener Handwerkslüt meh ha, nit emal dSchnyder. U de heyg's no nie gehört, daß me=n=es Ching etwenn, we's no nit viel meh as es halb Jahr alt syg; das wär sie vrsünget am Ching u=n=es ghör doch eme=niedere=n=öppis uf dr Welt, we's scho ume=n=es Meitschi syg. We dsSäuge schade sött, es lüffe nit jövli Wyber desume, öppe=n=a dr Uszehrig syg scho mängi gstorbe, aber daß eini vom Säuge gstorbe syg, selb heyg es no nie ghört.

So säugte Meyeli fort und ward matter und mutloser von Tag zu Tag; aber krank sei es nicht, hieß es; es fehle ihm nichts; daß es mit der Krankheit oft ist wie mit dem Reiche Gottes: daß man nicht sagen kann, siehe hie ist sie, siehe da ist sie, weil sie nicht auswendig ist, sondern inwendig, und nicht hie oder da, sondern allenthalben, das wußten ds Jowägers noch nicht. Wer weiß, welches Ende diese Krankheit, welche sich einschleicht wie ein Dieb in der Nacht und die Gefäße leeret von den kostbaren Lebenssäften, genommen hätte, wenn nicht etwas anderes dazwischen geschlagen hätte, wie ein Blitz aus heiterem Himmel.

Neuntes Kapitel.

Was das Leben sei, was der Frevel an diesem Leben sei und wie es einem solchen Frevler ergehen werde.

Der Bub ward plötzlich krank, d. h. man ward eine Krankheit plötzlich inne, welche sich bereits angekündigt hatte, aber nicht bemerkt worden war. Er war heiser gewesen und kriegte dazu einen Husten, welcher akurat dem Bellen eines jungen Hundes glich. Der Bube lief herum, wie er wollte,

barfuß oder in Schuh und Strümpfen, trank Wasser, wenn er wollte, und Kaffee, sobald er wünschte; aber was er nicht wollte, das that er nicht, und was ihm nicht schmeckte, das nahm er nicht. So wollte er nicht in der Stube bleiben zu rechter Zeit, noch viel weniger Melissenthee trinken, als Anne Bäbi ihm anbot, und Anne Bäbi drang nicht in ihm. Es sei ein arm Ching, sagte es, und es mache ihm den größten Kummer, wenn es krank werden sollte, es chönn ke Züg näh. Das ist ein Übel, welches auf dem Lande manches Leben kostet; es ist da eine Meisterlosigkeit, von der man sich keinen Begriff macht, eine Meisterlosigkeit, die nicht nur nicht isset, was einem nicht eben gut dünkt, sondern eine Menge Dinge geradezu von der Hand weiset, ohne sie nur zu kosten. Es gibt dere Schlärpli von Jungfräuli, die kein Gemüse essen mögen, keine gewöhnliche Speise, keine Erdäpfel mehr, aber Tag und Nacht ihre Meisterleute bestehlen, um ihrer Schmäderfräßigkeit zu fröhnen, und wenn man einem solchen Schlärpli nur Kamillenthee beibringen will, so thut es, daß man es in einen Notstall bringen müßte, wenn man ihm einen Tropfen beibringen wollte. Diese Meisterlosigkeit kömmt bei Armen rein aus Neid und Gelüsten, um Reichen oder Meisterleuten mehr abzufressen. „I wett e Narr sy u das fresse, „heißt es," wenn i dere cha ha"; und wenn man auch an fetten Speisen erworgen müßte, so ein Ding thäte eher mehr daran als minder, nur um dem Meister nicht etwas zu ersparen. Bei Reichern kömmt sie teils davon her, daß man ein Kind nicht zwängen will, zum Teil, weil es schon lernen werde, zu brauchen, was ihm gut sei, wenn es zum Verstand käme, u mi well's de nit ufem Gwüsse ha, we's sterbe sött u de gang gah chlage, wie me's plaget heyg u was es heyg müesse fresse, wo me doch anger Sache gnue gha hätt.

Eine andere und Haupturſache liegt in der Unklugheit, dem Kinde einen Gedanken, eine Idee, wie man zu ſagen pflegt, beizubringen, welche ihm von ſelbſt nicht gekommen wäre. Wenn man mit Kindern wandelt, ſo braucht man nur zu fragen: „Seid ihr müde?“ ſo wird auf der Stelle das eine oder das andere Kind Müdigkeit fühlen, an die es vorher nicht gedacht hatte. Frägt eine zärtliche Mutter ihre Kinder oft: „Fehlt dir was? wo het's mys Schätzli? wo thuet's dr weh?“ ſo wird ſie gewiß Kinder haben, denen ſehr viel fehlt, die jedenfalls immer zu gelegener Zeit über ein Übel zu klagen haben werden. Nun hat man das große Ungeſchick, meiſtenteils dem Kinde die Meinung beizubringen, es könne ke Züg näh. Erſt erzählt man ſelbſt, man könne kene näh, dann verhandelt man mit dem Arzt vor den Kindern, ob eins nehmen könne oder nicht; mi wüß es nit, mi zwyfli, aber mi well probiere. So bringt man dem Kind zwei Gedanken auf einmal bei, erſtlich: dr Züg ſei bös zu nehmen, und ſodann: wenn man nicht wolle, ſo zwäng man einen nicht. Natürlich nimmt ihn das Kind nun nicht; man hat ihm das Vorurteil ſelbſt beigebracht, und wenn einmal ein Vorurteil da iſt, warum ſollte es im Kinde weniger mächtig ſein als im erwachſenen Menſchen?

So auf alle Weiſe hatte man es mit dem Bübchen getrieben; darum wollte es auch Anne Bäbis Meliſſenthee nicht. Aber etwas gehen mußte doch, das ſah man wohl; die Anfälle wurden heftiger, das Kind bekam Ängſtigungen, daß es den Seinigen den Angſtſchweiß auf die Stirne trieb. Nun wußte man nicht recht, wo Hülfe ſuchen; Anne Bäbi hatte zu niemand Zutrauen; da wußte endlich Mädi Rat.

Mädi hielt ſich zeitenweis, gleichſam zur Abwechslung, für krank; es fehle ihm für und für, und ke gſungi Stung

heyg es meh, sagte es; bald war das Übel mehr oben, bald mehr unten, aber z'grechtem öppe weg ging es nie. Es dokterte beständig; in irgend einem Guggeli war fast immer ein Hafen für ihns z'weg, bald mit derlei Trank bald mit anderlei, und des Dökterlens war kein Ende; aber nichts wollte helfen, auf die Längi. Wohl besserte es ihm allemal, wenn es von einem neuen Doktor ein neues Trank hatte, und diese wechselte es öfterer als im Winter seine Strümpfe, deren es nur zwei Paar hatte, das mindere für vor dem neuen Jahre, das bessere für nach demselben. Es hatte in einem Winter oft von Vieren Zeug, und war allemal zuerst voll Freude; aber bald kam's ihm vor, als sei es wieder im Alten, und so z'Unnutz wolle es bei einem sellige Möff und Gstabi sein Geldli nicht verdoktern; der begehre es nur desume z'zieh, es merk's wohl; aber sellig sött me bi de Beine=n=ufhäyche, die Schyßhüng. Von Doktor zu Doktor war es zu einem geraten, der war jetzt der rechte. Zu dem hatte es unbedingtes Zutrauen, der chönn meh, als all anger z'säme gno, sagte es, u=n=es glaub, we=n=es zu rechter Zyt zu dem cho wär, es hätt ihm no usem Fundament chönne gholfe werde, aber der könne auch mehr als Brot essen, u wüß meh as öppe=en=angere Mönsch u bsungerbar eine, de's ume=n=us de Büechere nehm u drzue no mueß dr Spiegel bruche, wo=n=er doch ume=n=ebe halb gsehy. Der hatte allerdings als Hauptbuch das Vorgeben, er sehe die verborgenen Übel in reinem Wasser in einer weißen Flasche auf wunderbare Weise. Er brauchte eben auch wieder den Schein des Überirdischen, so gut wie der Doktor im Emdthal bei Frutigen, der den Weibern die Hand auf die Brust legte und mit ihnen betete, oder wenn man ihn um Rat frug für einen Kranken im Emmenthal, ein Fernrohr nahm und kaltblütig nach der Himmelsgegend

hinsah, wo das Emmenthal lag, um zu ergründen, ob der Patient den Glauben hätte oder nicht. Und die Leute sahen solchen Manövers auf das Gläubigste zu.

Zu solchen Wunderärzten kommen die meisten Leute, und alle die, welche aus der Ferne sind, nicht in Krankheiten, die sich rasch entwickeln, schnell zu Ende gehen, sondern fast immer mit eingewurzelten oder eingebildeten Übeln. Es kommen Leute mit verglimmendem Lebensfunken, welchen jede neue Hoffnung zu längerem Leben in ihr Lämpchen ein Tropfe Öl ist, und jeder neue Doktor wirket als wie ein solcher Tropf; sie fühlen Besserung, und alle Menschen posaunen diese Besserung aus und sagen: der komme gewiß noch z'weg, sie hätten es nicht geglaubt. Es kommen Menschen mit beschwertem Unterleibe und schweren Gedanken, denen Bewegung wohl thut und jede veränderte Richtung der Gedanken; so erleichtert jeder neue Arzt ihnen den Stuhlgang, auch wenn er ihnen noch nichts gegeben hat, sie bloß noch gekommen sind, ihn anzusehen. Es kommen zu ihnen die leidersüchtigen Mädchen, die meinen, es fehle ihnen auf dem Herz, und die Frauen mit den Nerven, und die, denen es blöd ist, sie wissen nicht recht, ob im Kopf oder im Magen, und die, denen das Alter kömmt und die doch jung bleiben möchten, und die, denen die alten Sünden Molest machen, die sich nicht verleugnen und nicht vergessen lassen, und die mit alten Schäden, bösen Beinen, verrosteten Hautkrankheiten sonder Zahl. Diesen allen ist nicht zu helfen auf die Dauer, oder höchstens durch eine lange sorgfältige Kur, welcher sich selten ein Mensch unterwirft, wenigstens auf dem Lande nicht; sie können nur erleichtert werden, und die größten Erleichterungen sind die, welche sie sich einbilden, welche in erregter Hoffnung bestehen. Vielleicht heilt hier und da ein Quacksalber einen alten Schaden schein-

bar, aber zum größten Schaden der Kranken, jedoch zu seinem eigenen großen Ruhm, und was will er mehr! Denn nun wird die ganze Welt voll posaunet, wie man jahrelang umsonst gedoktert, und wie der und der einen nun radikal kuriert hätte. Wenn dann das Übel an einem andern Orte ausbricht, so bleibt doch der Ruhm der Heilung, oder wenn der böse Ausfluß sich auf die innern Teile wirft, auf die Lunge z. B., oder sonst wohin, so denkt kein Mensch daran, wer das gemacht und wer Schuld an dem dadurch erfolgten Tode ist. Das sind die zahllosen hülfesuchenden Scharen, welche besonders die Wunderärzte besuchen, und denen diese Ruhm und Preis zu verdanken haben.

Unter diese Scharen gehörte auch Mädi, das hiehin und dorthin lief, dem aber auf länger keiner helfen konnte; was ihm fehlte, konnte keiner ihm geben. Aber noch keiner hatte es ihm so getroffen, wie dieser, von dem die Rede ist; es war aber von den schlimmsten einer. Derselbe verstund sich auch etwas, wie man sagt, aufs Schatzgraben, oder aufs Geldbeten. Es giebt nämlich Leute, welche glauben, das Gebet sei gleichsam ein Zauberschlüssel, mit welchem man alles aufschließen, eine Macht, mit welcher man alles bezwingen könne, was man wolle; so könne man mit Beten Geld aus dem Boden zwingen, Geld in einem Schaft vervielfältigen. Wäre eine komode Sache, besonders für faule Leute, und würde beten lernen noch mancher, welcher es verlernt hat. Der sah die Krankheiten also in einer Flasche, jedoch nur die Krankheiten derer, welche ferne wohnten; denen in der Nähe sagte er es unverholen, was mit der Flasche sei, und daß er dieses nur thue des Glaubens wegen, vo wege wege der Gschickti kämen die Leute nicht zu ihm. Der kannte Leute von Mädis Schlag vortrefflich, und sah für sie in der Flasche die merk-

würdigsten Sachen. Dem Mädi sagte er, seine Übel kämen vom vielen Plären und Vrdruß; es sei gerade, wie wenn ihm ein roter Schneck übers Herz schnaagge; es sei ganz schlieferig (schlüpferig) drvo; das müeß me luege z'füfere, und dann wolle ihm neuis wachse auf der rechte Seite; was es sei, könne er noch nicht recht sehen; es sei fast wie eine Krebsschere, und wenn es eine solche gebe, so sei es bös; aber vielleicht könne er davor sein, am Fleiß solle es nicht fehlen; aber es müsse dr Glaube recht zu ihm fassen. Mädi war ganz erstaunt über diese Kunde und sagte, akurat so sei es ihm, so ganz kalt und gschlieferig übers Herz, u rechts düech's, es chlemm's mängist so wunderlich, u=n=es müeß so sy, e Vrdruß heyg es usgstange, es angers hätt's tödt, u=n=all Tag heyg es früsche, es düech's mängist, es sött z'mitts abenangere fahre. Zu diesem nun hatte es Glauben und brauchte ihn länger als die andern, und der wußte die Krebsschere wachsen und abnehmen zu lassen, auf eine Weise, daß der Glaube immer mehr wuchs.

Als nun der Bube so heftig krank ward, dem Ersticken so nahe kam, so brachte ihn Mädi in Vorschlag. Anne Bäbi in seiner Angst hatte nur die Einwendung: „Er nimmt ja ke Züg." — „Wohl, dä Züg, wo dä git, dä nimmt er, das weiß i," sagte Mädi, „das isch nit Züg, wie se=n=öppe die angere gäh, das ist ganz angere." „He nu so de," sagte Anne Bäbi. Mädi lief, brachte Zeug, ein süßes Säftchen war's. Der Knabe nahm es allerdings und gerne, und forderte selbst davon. Da ward auch Anne Bäbis Glaube an den Doktor unumstößlich. Aber bessern wollte es nicht; das Röcheln, die Angst nahm zu. Sonderbar war es, wie der Knabe jetzt besonders nach der Mutter verlangte, und wenn schon Anne Bäbi ihn hielt, wenigstens eine Hand mußte Meyeli ihm

nehmen, und wenn es nicht da war, hafteten seine Augen sonder Unterlaß auf der Thüre, und wenn Meyeli wieder eintrat, streckte er alsobald sein Händchen aus und zog die Mutter zu sich heran. Es war, als walle in ihm die rechte Liebe wieder auf, als wolle er in voller Fülle der Mutter geben, was er so lange ihr entzogen hatte. Es wollte auch Meyeli fast zerreißen, dieses weiche Wesen, dieses Suchen des Mutterherzens, dazu die Ängsten des Kindes, die Hoffnungslosigkeit des Zustandes, die Unmöglichkeit, etwas zur Linderung beizutragen. Es konnte nicht einmal bei ihm sein, wie es wollte; Anne Bäbi war da, war fast sinnlos, nahm an nichts Teil; daher alle dessen Geschäfte Meyeli auffielen. Meyeli meinte, da der Züg nicht anschlüge, ob's nicht gut wäre, zu einem andern Doktor zu gehen. Aber Anne Bäbi und Mädi fuhren über ihns her, daß es schweigen mußte. „Gsehst nit," sagten sie, „wie=n=er dä Züg nimmt, u wenn dä ihm nit wohl thät, er nähmt=ne nit so; er nimmt ja sust ke Züg, u was hulf e=n=angere Dokter, wenn er de dr Züg nit wett!" Aber der arme Knabe nahm das zweite Säftchen nicht zu Ende; er starb Anne Bäbi in den Armen, und so lange seine Augen sehen konnten, sahen sie innig zur Mutter hin, als ob sie sagen wollten: „O Muetterli, Muetterli, hilf mr," und seine Hand blieb in Meyelis Hand, und es war, als ob sie alleine warm wäre und lebendig. Das arme Kind war am Croup, an der Bräune, oder meinethalb an einem entzündlichen Halsweh gestorben, jedenfalls an einem Übel, gegen welches ein Säftchen, und sei es aus Rosenhonig, oder gar noch aus besserm, nichts hilft; da müssen ganz andere Mittel, und zu rechter Zeit, herbei, wenn so ein arm Kind von einem dieser Übel gerettet werden soll.

Denn das ist eben bei Quacksalbern der gefährlichste

Punkt, daß die einen von ihnen wohl heftige Mittel haben: Merkurialsalben, Pulver u. s. w., aber dieselben fast ohne Unterschied anwenden in allen Krankheiten und bei allen Menschen, Kindern und Erwachsen, andere dagegen, besonders die, welche gebüßt worden sind, einzelner bekannt gewordener handgreiflicher Fälle wegen, starker Mittel sich enthalten und nur lavieren wie man sagt, d. h. Mittel geben, die wenig schaden und nicht viel nützen: allerlei unschuldige Kräuter zu einem unschuldigen Trank, oder noch unschuldigere Säftlein von Himbeeren, Honig, Eibisch. Das ist vortrefflich bei all den Personen, die selbst es fast nicht wissen, fehlt es ihnen hinten oder vornen, die das ganze Jahr doktern und doch nie zur Gesundheit kommen. Sind es ja sehr geschickte Ärzte, die solchen Personen Pillen verschreiben von klarem Brot, aber mit etwas angestrichen, ja selbst sie vergolden lassen, oder auch bei Übeln, welche von selbst und ohne Mittel bessern würden, welche Übel freilich der natürliche Mensch nicht kennt, sondern nur der Arzt. Aber wie verderblich solche unkräftige Mittel sein müssen in raschen starken Krankheitsanfällen, wo schnell dem Fortgang der Krankheit der Fuß vorgehalten, die Entzündung gehemmt, der Andrang des Blutes abgeleitet werden muß, sieht jedes Kind ein. Das ist gerade, als wenn man ein Haus, welches zu brennen anfängt, mit dem Einfüechtbeseli oder einem Weihwedel, und wäre es selbst ein Missionswedel, löschen wollte. Das ist daher ein Punkt, wo Quacksalber am gefährlichsten werden; ein gewisser Instinkt hält aber viele Leute, die sonst öfters mit ihnen verkehren, in solchen Fällen ab, sie zu suchen; „da mueß doch däych e rechte Dokter zueche", sagen sie. Indessen geschieht es doch, und namentlich bei Kinderkrankheiten, bei der Ruhr z. B. und beim Croup, der Brüni; da ließen sich traurige

Exempel erzählen. Der Quacksalber gibt sein Säftlein; aber da er nicht selbst zum Kranken geht, da er überhaupt wenige Krankheiten kennt, und namentlich den Croup nicht, weder im allgemeinen noch in seinen eigentümlichen Entwicklungsstufen, so setzt er nicht Blutsauger an, gibt nicht Brechmittel, noch weniger Queckſilber, und wenn er es geben würde, so würde er es zur unrechten Zeit geben und nicht in gehörigem Maße. Die Krankheit hat daher ihren ungehinderten Fortgang und nimmt ihr üblich Ende. Überhaupt wird auf dem Lande auf diese Krankheit viel zu wenig Obacht genommen, Heiserkeit nicht geachtet, so wenig als der rauhe, gebellartige Husten; man thut oft gar nicht dazu, nimmt sie auch für sogenannte Giechti, oder doch zumeist zu spät. Und wo man zu spät dazu thut, da wird auch der gewissenhafte Arzt mit den besten Mitteln der Krankheit nicht Meister, so wenig als man gegen ein Haus, das in vollem Brande ist, mit zwanzig Feuerspritzen mehr etwas ausrichtet, während man ganz von Anfang mit einer einzigen es hätte löschen können. So stirbt so manches liebe Kind und so manches Mutterauge weinet, und ein heißes Zuckerwasser alsobald und den Arzt so schnell als möglich hätten den Tod verjagt, dem Mutterherzen den Schmerz erspart. Wenn es zu Grabe läutet und einer fraget: „Wen begräbt man heute?“ so antwortet vielleicht der andere: „Ume-n-es Ching“, und ein vorübergehend Bettelweib setzt bei: „I bi doch der ungfelligist Hung, ha scho siebne, u-n-alli Jahr no eis, u sterbe wott i Gotts Name kes“.

„Ume-n-es Ching!“ ist bald gesagt, aber wer es sagt, weiß nicht, was er sagt.

„Ume-n-es Ching“. Und weiß wer, was ein Kind ist und was ein Kind birgt? Das Kind ist ein Neujahrstag und

der Neujahrstag trägt ein ganzes Jahr in seinem Schoße; ein Kind ist ein Rätsel und in diesem Rätsel liegt vielleicht der Stein der Weisen. Ein Kind ist unendlich mehr als ein Mann; um den Mann sind bereits die Schranken seiner Beschränktheit gezogen und ziehen alle Tage sich enger; ums Kind liegen noch keine Schranken; der glücklichen Mutter ist der Traum erlaubt, es werde das All umfassen, über alle Sterbliche ragen, über die Endlichkeit hinaus in den Himmel hinein. Was groß war auf Erden, war ume-n-es Ching; ume-n-es Ching war unser Heiland, und was wären wir ohne dieses Ching! Ume-n-es Ching war jeder Held auf Erden, jeder Mann Gottes, jeder Wohlthäter der Menschheit. Darum sind alle Kinder uns geheimnisvolle Gaben Gottes; welche Kraft die Schale birgt, wissen wir nicht; was aus dem Heiligtum der Seele heraustreten kann, wenn die rechte Stunde kömmt, das kennen wir nicht. So bedeutsam soll jedem jedes Kind sein, und was der Leichtfertige ume-n-es Ching nannte, hatte das vielleicht nicht schon seinen bestimmten Wert, seine große Bedeutung, war der Schatz einer Familie, die Ampel eines Hauses, einer Mutter Hoffnung, zweier alten Leutchen einzige Freude? Sein Tod, ist er vielleicht ein Spalt in ihre Herzen, der Räuber ihres Friedens, des Schmerzens schwarzer, nie versiegender Quell? Es ist auf Erden gar manches Haus und alle darin können sterben, ume das Ching nicht; der Schmerz um jedes würde vergehen, den Schmerz um's Ching nähmten alle mit sich ins Grab. Und wenn jetzt ein schwarzer Schmerz in manchem Herzen wohnet, die Herzen Brandstätten verzehrter Freuden sind, Brandstätten, auf denen keine Pflanze wächst, kein Gebäude mehr stehen will, bis sie der Tod verschlingt, und ich müßte mir vorwerfen, ich sei Brandstifter und Mordbrenner, sei die Schuld,

daß das Leben zerstört sei und diesen Herzen alle Freude verlodert, ich hätte den Tod herbei gezogen, des Kindes Leben schlecht gewahret! Ich müßte mir einbilden, in den finstern Herzen wälzten sich zornige Gedanken und durch die verweinten Augen hindurch blitzten Vorwürfe: „Du trägst die Schuld, du wareſt Wächter, wardſt Verräter, ließeſt den Feind ins anvertraute Heiligtum!“ Ich müßte solches sehen, müßte mir vorwerfen, zu solcher Schuldgebung sei ein Grund, es möge ein Recht sein in der Anklage, und doch hätte ich das Meine gethan, hätte mit allem menschlichen Fleiße die Kräfte und Krankheiten des Menschen, die Kräfte und Stoffe der Natur zu ergründen versucht, hätte Jahre dem Werke geopfert, meiner Jugend besten Teil und hätte dann mit Sorgsamkeit die Kunst geübt, mit Nachdenken die Krankheit geprüft, die Heilmittel gewählt, hätte alles gethan, was mir möglich war, und doch mich geirrt, und doch falsch gegriffen, das Leben nicht gehalten, das zu retten gewesen wäre. Wenn ich Arzt wäre — und welchem Arzte geht es nicht so, und wer lieſt im Herzen der wahren Ärzte die innere Angſt und den innern Jammer, die Trostlosigkeiten und die Wehmut und den Überdruß! — ich würde allemal erbeben, wenn man zu einem Kranken mich rufen würde; es würde mir allemal sein, als gäbte man mir ein Rätsel aufzulösen und an dessen Auflösung hinge Tod und Leben, und je mehr ich dächte, desto weniger fiele mir bei, und wie grinsende Rätsel würden die Kranken an meinem Bette stehen, und die Toten würden gezogen kommen, mir zeigen meine Irrtümer, meine falschen Auflösungen; würden der Kranken spotten, die mir glaubten; würden das Leben von mir fordern, um das ich sie betrogen.

Ein Leben hatten sie in meine Hand gelegt, es mir anvertraut, und unter meinen Händen erlosch es; sie erhielten

es nicht wieder. Ein Leben ist kein Licht, ein Licht kann ich wieder anzünden; das Leben ist eine Flamme Gottes, einmal läßt er sie auch brennen auf Erden, dann nicht wieder. Das Leben ist der Einsatz, den ich von Gott erhalten, den Himmel mit ihm zu gewinnen; es ist der Raum, in welchem ich die Schätze zu pflanzen und zu sammeln habe, welche die Diebe nicht stehlen, die Motten nicht fressen; es ist die Zeit, während welcher ich auf dieser Welt mein Zeichen aufdrücken, das ein Sandkorn werden soll zu der Stufe, auf welcher das kommende Geschlecht höher steigt. Das Leben ist das höchste Gut des Menschen, das er selbst unter all seinen vergänglichen Gütern am wenigsten verschleudern darf. Der Staat ist eine Verbrüderung zum Schutze der Güter, ist eine aufgestellte Wache, welche hemmen soll jede Beeinträchtigung dieser Güter, aber auch mutwillige Verschleuderung, ist eine väterliche Pflege, die dafür sorget, daß den Unmündigen (und es gibt zweier Gattig) kein Gut vorenthalten, kein Gut angetastet, aber auch keines von ihnen verleichtsinnigt, Betrüger-Hände nicht über sie mächtig werden könnten. Dafür ist der Staat da, sonst ist er für nichts da. Regenten hat man nicht etwa wie ein englischer Narr Pferde hat zum Luxus, oder eine alte Jumpfere Katzen oder Hunde ebenfalls zum Jux, die noch dazu zuweilen recht bissig und giftig sind, die kleine strube Katzen, und die halbe noch rüdig dazu. Die Narrheit heutiger Theorieen, welche den Staat zu nichts machen als einem großen Kaffeehaus, der für nichts da ist, als an einigen halbverrückten Zeitungen Bildung zu lernen und sich im Räsonnieren zu üben, ahnete man nicht, als man Staaten in Wirklichkeit und nicht en théorie stiftete und ordnete. Von daher geprüft und von kompetenter Behörde nicht nur fähig gefunden, sondern verpflichtet zu gehen und zu helfen jedem, der mich begehrte, meiner

bedürftig sei, wär's mir so schwer übers Herz, wenn hintendrein mir das Werweisen käme und das Bangen, es sei unter meiner Hand ein Leben erloschen, eine Aufgabe nicht erfüllt worden, ein Zweck nicht erreicht und bsunderbar, wenn's ume ein Kind gewesen, das noch gar nichts erreicht, noch gar nichts geworden, oder ein Hausvater, der so bedeutungsvoll im Staate sich gestellt, oder eine Mutter im Staate so hoffnungsreich.

Und wie wäre es mir erst dann, wenn ich keinen Beruf zum Heilen hätte, nichts wüßte von der Natur und ihren Stoffen, dem Menschen und seinen Kräften, von den Krankheitsformen und Krankheitszeichen; wenn ich nichts hätte als ein Maul zum reden und lügen, einige Papiersäcke voll Kräuter, einige alte Töpfe voll Salben, und einige alte Bücher zum Zeigen; wenn ich ein Blinder wäre und aus Säcken und Töpfen aufs Ungefähr austeilte, bald Salben, bald Kräuter, unbekümmert um Leben und Tod mich mit dem Spruche tröstend, der Herr werde es schon machen, und wen er gesund oder tot wolle, der werde das eine oder das andere mit und ohne Salben und Kräuter; wie wäre es mir, wenn ich in diesem Sinne handelte freventlich? Und dieses heillose Handeln wäre mir verboten obrigkeitlich, weil es ein heillos Spielen mit Leben sei, der kostbaren Flamme von Gott, dem höchsten irdischen Gute, und ich führe doch fort, und hantierte an dem Leben herum, lockte die Menschen von den Verständigen weg, mir, dem Betrüger, zu, und Leben um Leben erlöschte, und für jedes Leben hätte ich ein Blutgeld empfangen, selten dreißig Silberlinge, oft nicht dreißig Kreuzer, die ich bald an Schnaps gewendet, bald an ein neu Häuschen, oder ein gelegen Ackerstück, und hätte so gelebt, verstockt, voll Betrug und voll Lust: müßte mir am Ende das Gewissen

nicht aufspringen, und eine Angst über mich kommen, eine Angst, wie die eine war, welche den Kain flüchtig über die Erde jagte? Müßte es mir nicht sein, als wäre jedes Schnapsglas weiß gewordenes Menschenblut, Blut von denen, welche unter meinen Händen weiß wie der Tod geworden? Und wenn Nachts die Wände girren an meinem Häuschen, muß es mir nicht tönen wie Röcheln und Todesseufzen? Und wenn ich auf dem Ackerlein Korn schneide, muß mir nicht jeder Kornhalm vorkommen, als wäre er ein Finger ,den ein durch mich Getöteter hervorstrecke aus dem Grabe, mir winke: „Du, warte nur, wie du den Halm schneidest, hast du mich geschnitten, hast du viele geschnitten, aber du, warte nur, wir harren der Auferstehung, dann kömmt die Rechnung über die Leben, die da unten liegen!“ Und wenn ich mein Ackerlein mäste und alle Jahr das Korn dichter steht, kann ich mich freuen daran, muß es mir nicht vorkommen, als haben die drohenden Finger sich gemehret, als sei so manches Leben mehr in Rechnung gekommen, als Halme mehr auf dem Acker stehen? Und wäre die Rinde um mein Gewissen auch hart wie ein Felsenstück, vermöchte ich kaltblütig meinen Schnaps zu trinken, ruhig mein Korn zu schneiden, so ist doch mein Leben kein Fels, und wenn das Leben bricht, springt auch das Gewissen auf, und vor Augen steht, wie man gehandelt hat bei Leibesleben, sonder alle Täuschung. Und wenn dann die Leben vor mich treten, die ich gebrochen, Gott die Thränen mir vorrechnet, die um meinetwillen geflossen, was will ich da vorschützen, was machen, dem Zorne Gottes, dem hölliſchen Feuer, zu entrinnen?

Darf ich da vor Gott auf den Geist mich berufen, der mich getrieben und erleuchtet? O, ich weiß zu gut, daß es ein Lügengeist war, ein Vorwand, ein Blendwerk für die

Menschen. Soll ich dem Gott, der alles weiß, sagen, die Menschen hätten mich gezwungen? Er weiß zu gut, wie ich sie gelockt mit Lügen und Verleumden. Soll ich sagen, jeder Wurm bedürfe der Speise und müsse sehen, wie er sie gewinne, geschweige dann der Mensch, der noch Kleider bedürfe, und allergattig sonst, und Gott wisse am besten, wie das Leben schwer zu erhalten sei? Das wäre eine Rede, wie unvernünftige Menschen sie oft brauchen, wie sie aber wohl keiner je vor Gott wagen wird. Kann nicht ebenso der Räuber, der Mörder, der Betrüger, der Meineidige sprechen, und ist der Gewinn des Lebens auf unrechtmäßige Weise erlaubt? „Warum handeltest du nicht mit etwas Erlaubtem", würde mir zur Antwort werden, „mit Schwamm oder Schwefelhölzern, warum mit Leben, die ich dir nicht anvertraute, aber jetzt aus deiner Hand sie fordere? Es war deine Faulheit, dein Stolz, warum du das thatest; es ging dir ringer, und vornehmer schien dir das Handwerk, und gottvergessen genug wareſt du, es zu ergreifen". Und wenn es mir in Sinn kommen wollte, zu sagen, das Doktern sei nicht verboten in der heiligen Schrift, und das seien nur Menschen Neid und Satzungen, welche es mir verboten hätten, so würde ich erinnert werden, daß man unterthan sein solle der Obrigkeit, die Gewalt über einem habe, dieweil Gott durch ihre Hand uns regieren wolle, und daß, wenn diese Ordnung nicht wäre, es auf der Welt nicht auszuhalten wäre, und wer diese Ordnung breche, Gottes Gnade verscherze, und warum? Weil ihm das Linsengericht lieber ist als die Kindschaft.

Aber wie der arme Sünder an jedem Ast sich hält, und auch Kain, als Gott ihn zur Rede stellte, antwortete: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?" wird der, welcher verstockt geblieben bis in den Tod, die Zerknirschung von sich wehren,

in neuen Ausflüchten seine Rettung suchen; wer frech gewesen in seinem ganzen Leben, mit Frechheit manchen Sieg gewonnen, wird auch frech vor Gott noch sein, wird der Frechheit Macht, welche ihm die Menschen unterthan gemacht, an unserm Herrgott selbst noch versuchen. Er wird sagen: „Ich habe nicht alleine getötet; Ärzte haben es auch gethan, und noch mehr als ich; bin ich schuldig, so sind sie in gleicher Verdammnis". Da ist's mir aber, wenn ich solches gesprochen hätte, als fühlte ich bereits des Herrn Zornesflamme brennen auf meiner Seele, als hörte ich die gewaltige Stimme, vor welcher kein Trug besteht, weder Selbstbetrug noch Betrug anderer, als donnere diese Stimme mir zu: „Schweige und weiche von mir! Irren ist menschlich, kein Sterblicher ist frei davon. Erlöschen Leben unter des Arztes Händen, und war er treu dabei, so fällt keine Schuld auf ihn; denn mehr als daß einer treu sei, fordere ich nicht; es wäre grausam, mehr zu fordern, als die rechte Berufung und die Treue, die vor mir besteht. Nur wo Untreue ist, da wartet auch ein Gericht. Du aber wareſt ein Unberufener, hatteſt weder den Ruf von mir noch meiner Obrigkeit; der Geist, von dem du redeteſt, war ein erlogener Geist; Lügner und Heuchler wareſt du. Du haſt dich an die Leben gedrängt, wie ein Verleumder an die Ehre des Nächsten, wie ein Dieb an deſſen Schätze, haſt gefrevelt gegen die Ordnung, welche von mir kömmt, wareſt auch untreu, haſt die Flamme nicht gehütet mit eigenem Auge, ſie gehalten mit eigener Hand, haſt aufs Geratewohl hineingeblaſen und mit verſchloſſenen Augen. Du wußteſt es, aber es kümmerte dich nicht, daß blindes Blaſen ein Licht zehnmal löſcht, ehe es einmal anbrennt eine glimmende Flamme. Unberufener, Ungetreuer, ſchweig, und weiche!" So tönte es mir mein Lebtag in den Ohren, wachend und ſchlafend, mein ganzes Leben fort und fort, wenn

einmal ein Leben unter meinen Händen erloschen wäre, an dessen Heilung ich unberufen Hand gelegt. Und wenn hundert Häuser durch meine Schuld verbrannt wären, sie quälten mich weniger als das eine Leben; denn ich wüßte, da wäre keine Entschuldigung. Wie die falschen Propheten verflucht waren, so falle noch jetzt dem Fluche anheim, der für etwas sich ausgibt und er ist es nicht: das wüßte ich. Und wie das nicht alle wissen und fassen, begreife ich nicht. Aber wie dem, der absichtlich und mutwillig auf bösen Wegen geht, die Augen gehalten sind, die Mahnungen an sein Gewissen ausbleiben, so geschieht es auch hier. Der Arzt, der in die Häuser geht, die Kranken besucht, der sieht alle Tage, was ein Leben wert ist. Er sieht, wie Kinder um einen Vater beben, wie der Vater für die Mutter betet, wie Eltern trostlos an ihres Kindes Wiege stehen. Und wenn er zur Leiche kömmt, so hört er den lauten Jammer, sieht die stillen Thränen, wie der Gram sich bohrt in der Witwe Züge, der Kummer sich legt auf des Vaters Gesicht, wie das Bewußtsein des Verlassenseins herzzerreißend aus den Kindern bricht; er sieht die Lücke, die gerissen worden, den Wandel des Hauses; alles, alles, was nun kömmt, weil dieses eine Leben erloschen, sieht der Arzt fast alle Tage, und Gott zeiget ihm dieses nicht umsonst; er will ihn bewahren vor Gleichgültigkeit und der Geringschätzung des Lebens, deren so viele naturgemäß und ohne seine Schuld, unter seinen Händen, erlöschen.

Es möchten wohl wenig Ärzte sein, denen solche Anblicke nicht heilsam wären, auch wenn ihre Herzen weich, ihre Seelen treu sind, ihnen immer vor Augen erhalten, wie bedeutsam ein Leben sei, sei es nun ein armes oder ein reiches, ein erwachsenes oder ume-n-es Ching. Und wenn der Arzt noch höher steht, nicht nur den Leib sieht, sondern auch an

die Seele denkt, zu welch hochheiligem Geschäfte muß es ihm nicht werden, den armen Sündern die Gnadenzeit zu verlängern, den Reuigen die Buße, den Verstockten die Zeit zur Erweichung!

Dieses alles fehlt dem Quacksalber. Er steht nicht am Sterbebette, steht bei keiner Leiche, sieht die Kranken selten, kennt sie oft nicht von Angesicht, vielleicht nicht einmal ihre Namen; er hat für die Brunzgläser die Mittel gegeben, und wenn bei dem nächsten Sack voll, welchen eine alte Frau ihm bringt, eines fehlt, und es heißt, der sei gestorben: er weiß nicht mehr, wer es war, noch viel weniger, ob sein Leben irgend eine Bedeutung hatte. In gar vielen Fällen gibt er Mittel, und vernimmt nie, ist der Patient gestorben, oder lebt er noch, und kümmert sich auch nicht darum. Da ist also keine Teilnahme, kein inniger Verband; er sieht nie, wie viel wert ein Leben ist, wie übel der Tod geht. Zuweilen wohl kömmt eine Tochter mit verweinten Augen, ein Mann mit fehlendem Atem, aber die Fälle sind selten. Quacksalber gelten im allgemeinen mehr in der Ferne als in der Nähe und aus der Ferne her kommen selten die Leute der Kranken selbst, sondern andere, die schon da gewesen, den Weg wissen; ja, es gibt immer solche, die zu eigentlichen Boten sich aufwerfen, ein ordinär Pöstlein daraus machen, eine Art Lebensverdienst. Darum sind dem Quacksalber die Leben auch so gleichgültig; sein Gewissen springt ihm nicht auf in seinem Leben; höchstens scheut er die Obrigkeit; sonst wäre ihm recht, wenn ihm recht viele stürben; denn desto mehr würde dann von ihm geredet, desto berühmter würde er, desto größer auch sein Zulauf. Aber was dieses Leben nicht aufsprengt, das sprengt dann Gott auf mit selbsteigener Hand, wenn er anzünden will in selben der ewigen Reue Höllenfeuer.

Zehntes Kapitel.

Und wie die Herzen bluten, wenn ein liebes Leben erlischt.

Ich weiß es nicht, wenn der Gütterlidoktor an des armen Kindes Leiche gekommen, ob da nicht seine Vermessenheit erschüttert, sein Frevel ihm sichtbar geworden wäre, wenigstens innerlich? Anne Bäbi saß da in sinnlosem Jammer, schlug die Hände über dem Kopf zusammen, wimmerte, weberte, daß es Steine hätte aufsprengen können, und wenn es redete, so waren es furchtbare Worte, die man fast nicht hören durfte. Meyeli flossen still die Thränen; es bezwang sich um Anne Bäbis willen. Aber zu Jakobli, der auch gar weich und wehmütig war und sagte, wenn er gewußt hätte, daß das Buebli sterben sollte, er hätte kein Land mehr bigehrt; ob das wohl ächt dStraf syg für e Hochmuet?, sagte Meyeli manchmal: Wenn es vo wege dr Großmuetter ume zeige dörft, wie's ihm ums Herz wäre! Das Büebli hätte es manchmal böse gemacht und es hätte es nicht dörfe=n=erzeige, und da hätte es ihns düecht, es sei ihm fry nüt lieb. Aber in seiner Krankheit sei er ganz ein anderer gewesen und hätte es ihm erzeiget, daß er ihns noch für sein Müetti hielte, und den Blick, mit dem er ihns angesehen, könne es nie vergessen; so wie es in die Stube gekommen, hätte er ihm die Hand dargestreckt, und es hätte ihm nichts helfen können. Es düech's, es well ihm das Herz zerreißen und müsse es verbergen; es thue ihm das so weh, es möge es fast nicht erleiden. Hansli sagte nicht viel; aber wenn man ihn nicht wußte und suchen mußte, so fand man ihn auf dem Bänklein beim Stall, und wenn man

ihn recht ansah, so sah man die Thränen durch die Furchen rinnen.

Mädi ging jammernd ab und zu und redete, wie das böse Gewissen es zu thun pflegt. Wenn das arm Ching nit vo dem Säftli gha hätt u we's ihm nit zum Dokter wär, gwüß e Tag früeher hätt es sterbe müeße u=n=emel gwüß no ds halb meh lyde; aber für e Tod syg kes Chrut gwachse, u we=n=öpper jung sterbe söll, su werd er nit alt; mi mög mache was me well, z'zwänge syg da nüt. U sövli müest möcht es nit thue, mi chönnt si vrsünge. Mi sött geng froh sy, we=n=es Ching sterbe chönn i dr Uschuld, u wenn es öppe sys Sächli gha heyg uf dr Welt, daß me si nit bruch es Gwüsse z'mache. U sövli nötlig thue wege=me Ching möcht es nit, wo's ungsinnet ja no mängs gä chönn. Die erste Nacht schlief wohl niemand. So groß war der Jammer nicht, so tief war das Weh nicht, als Jakobli an den Blattern lag; da war nur noch die Angst groß; aber in der Angst war noch Hoffnung; wenn aber der Tod kömmt und aus der Angst die Hoffnung nimmt, dann zerrinnet die Angst zu trostlosem Jammer und Weh. So eine Nacht in tiefem, heißem Schmerz zugebracht, fliegt vorüber wie eine Nacht im Rausche der Freude. Man hört keine Stunde schlagen; man vergißt den Ort, wo man ist; man ist in einem andern Lande, und wenn der Morgen kömmt mit seinem blassen Scheine, die Erde unsern Sinnen sich wieder aufdrängt, da ist, als kehrten wir zurück; wir werden bestimmter Zustände uns wieder bewußt, wenn der Tag sich uns aufdrängt mit seiner Pflicht. In des Tages Schein betrachtet man das Entschlafene; aufs neue rinnen die Thränen, aufs neue bricht der Jammer aus; dann wankt das eine zur Thüre hinaus dem Stalle zu, ein anderes ihm nach zur Küche; ein jedes wird durch seine Pflicht

gerufen. Wo aber der Tag kömmt und die Pflicht ruft, und der Mensch merkt den Tag nicht, hört den Ruf der Pflicht nicht, da droht große Gefahr.

Meyeli hatte sich aufgerafft, den belebenden Kaffee bereitet, der nicht nur den Leib erfrischt, sondern auch dem Geiste einen Halt giebt, ihn gleichsam wieder auf die Füße stellt; allerdings auch eine Art Opium, aber eine auffrischende, keine Kraft und Leben verzehrende Art desselben. Jakobli hatte das kleine Meyeli besorgt, es aufgenommen, das tote Brüderchen ihm gezeigt. Aber dasselbe hatte sich alsbald von ihm abgewendet mit einem Dureli (einem zum Weinen verzogenen Gesichte). Die guten Eltern machten ebenfalls eines und herzten das lebendige Kind, im Glauben, es teile ihren Schmerz, es weine ums gestorbene Brüderlein; ihre eigenen Empfindungen meinten sie zu lesen auf des Kindes Gesicht. So liest gar oft der Mensch auf fremdem Gesicht nur das, was im eigenen Herzen sich reget. Das gute Kindlein wußte ja nicht, was Tod, was Leben war; seines eigenen Daseins war es sich nicht bewußt, geschweige denn, daß es das Schwinden eines andern begriff; aber es wußte, was das Brüderchen im Leben ihm war; es war ihm die feindselige Macht, welche ihns schlug, ihns vertrieb von der Großmutter Schoß, ihm nahm, was ihm gefiel. So machte es jetzt sein trübselig Gesichtchen, aber nicht aus Schmerz über den Tod des Brüderchens, welches es noch in voller Kraft glaubte; denn daß so eine Kraft enden könne, wußte es nicht; sondern aus Furcht vor ihm und dessen Gewalt; als es von ihm sich wegkehren konnte, lächelte es so freundlich die Mutter an und schmiegte sich an sie, daß auch aus ihrem dunkeln Herzen ein Strahl der Wonne blitzte.

Aber diesem allem achtete Anne Bäbi sich nichts. Bald

war es in stummem Weh befangen, aus welchem plötzlich Töne brachen, bald einem wilden Geschrei, bald den Ausbrüchen des tiefsten Schmerzes gleich; dann riß es das tote Kind an sich, küßte es, wollte es aufwecken, und wenn es tot blieb, so ergoß es sich in Lästerungen und Redensarten, welche den andern die Haare empor trieben. Umsonst sprachen alle ihm zu; umsonst wollte Meyeli es zu Speis und Trank bereden; beides stieß es von sich, geberdete sich, als ob mit dem Kinde Himmel, Heil und Seligkeit ihm versunken sei.

„Du mueßt denk gah agäh u luege, we me's vrgrabe chönnt," sagte Hansli zu Jakobli, „u de wird me müeße heiße z'Lycht cho." „Mueß i gah?" fragte Jakobli. „Däych wohl," sagte Hansli, „es schickt si neue nit angers. Wer laht taufe, mueß dieses o bifehle, er mueß es lah i ds heilig Wasser trage u=n=is heilig Grab, es lah yschrybe für dWelt und o für dEuigkeit (Ewigkeit)." Jakobli legte ein schwarzes Halstuch um, nahm den schwarzen Hut hervor; aber ehe er ging, mußte er noch einmal zum Bettchen stehn, mußte von Herzen sich ausweinen; dann erst konnte er gehen. Es war ein schwerer Gang. Die ganze Welt schien ihm schwarz wie sein Halstuch; aber noch schwärzer ward es in seiner Seele. Diese schien ihm, während er das einsame Weglein den Weiden nach zum Pfarrhaus hinabging, sich umzuwandeln in einen finstern, weiten Saal, schwarz behangen ringsum, und ringsum setzten sich schwarze Richter, nur der Oberste fehlte. Und die schwarzen Richter erkannte er nach und nach alle; es waren seine eigenen Gedanken, die körperliche Gestalt angenommen hatten und jetzt über ihn zu Gerichte saßen, und diese Gedanken zeugeten alle gegen ihn und klagten ihn an. Sie klagten ihn an des Neides gegen sein eigen Kind,

das ihn um die Liebe der Mutter gebracht, des heimlichen Zornes, der Schadenfreude bei wüstem Thun desselben, der Hoffnung, die Mutter werde ihre Thorheit noch erfahren müssen, des Wunsches, etwas recht Ungattliches möchte der Mutter die Augen öffnen. Diese und viele andere Klagen erhoben sich gegen ihn. Alle diese Gedanken waren nur flüchtig gewesen, dem Scheine eines Blitzes gleich, geglitten über die Oberfläche seiner Seele, waren entschwunden, wie sie entstanden, hatten weder den Grund berührt, noch einen Eindruck hinterlassen; er hatte sie kaum erkannt, so schnell versanken sie oder verflüchtigten sie sich wieder; aber jetzt saßen sie alle da, sichtbar, kenntlich gestaltet, und klagten des Frevels am Leben seines Kindes ihn an, daß er den Tod herbei gewünscht, heimlich an ihm sich versündigt; der geheimen Sünde offene Strafe sei der Tod gewesen. Alles war wider ihn, und noch der Undankbarkeit ward er angeklagt, daß er die Liebe, welche er auch genossen, nicht einmal dem eigenen Kinde gegönnt, und es war ihm, als stünden die schwarzen Gestalten auf, harreten des obersten Richters, öffneten den Mund zu einem dreifachen Weh über den unnatürlichen Vater. Da saß plötzlich auf dem obersten Richterstuhle in hellem Glanze sein gestorbener Knabe, lächelte mit dem süßen Lächeln, mit welchem er sterbend den Eltern gelächelt, und winkte mit dem Händlein den dunkeln Richtern; da versanken sie, Gespenstern gleich, welche der Strahl der Sonne getroffen; er lächelte noch einmal freundlich winkend ihm zu, bot dann sein Händchen einem freundlichen Engel, der bei ihm stund, und entschwand. Jakobli wußte lange nicht recht, hatte er geträumt oder ein Gesicht gesehen. Aber es graute ihm allemal, wenn er davon erzählte, wie seine Seele zur schwarzen Richterkammer geworden und seine flüchtigsten Gedanken verkörpert

zu Richtern. Er sagte oft, es nehmte ihn wunder, ob dann eigentlich in jeder Seele eine solche Kammer sei, und was für viele und schreckliche Richtergestalten da sein müßten, wo die Menschen längs Stück nichts dächten, als wie sie einander schaden und töten könnten, wenn bei ihnen auch jeder Gedanke zu einem leibhaftigen Richter würde.

Es war des Morgens zeitlich, als Jakobli ins Pfarrhaus kam. Der Herr war etwas unwohl, noch im Bette; daher brachte Sophie den Jakobli ins Eßstübchen, wo sie eben am Frühstück saßen. „E myn Gott," sagte die Frau Predikantin, als sie das schwarze Halstuch sah, „wer ist euch gestorben? Ich hörte gar nicht, daß jemand krank bei euch sei." — „Ds Büebli," sagte Jakobli, und ds Weinen kam ihn wieder an, daß er längs Stück kein Wort sagen konnte. — „E aber, was Ihr nicht saget!" sagte die Frau, „das lustig Buebeli mit den schönen roten Backen und dem Kruselhaar, e aber, was het ihm gfehlt?" — „E, grusam Halsweh," sagte Jakobli, „es isch es schröcklígs Luege gsi; es het eim düecht, mi sött ihm chönne helfe, u het notti nit chönne, u das het eim fast ds Herz welle zrschryße." — „Heyt dr nüt gmacht, kei Dokter brucht?" — „Wohl, mir hey," sagte Jakobli. „Mir hey Züg gha, da vo dem Brüehmte, wo dSach i=n=ere Guttere gseht, u=n=es wär recht gsi, ds Ching het=ne bsungerbar gern gno. Aber es het nüt ghulfe; es wird so ha sölle sy, daß er nit drvo chunnt, u we=n=e Sach sy söll, was wett me da chönne mache? Aber notti geyt es eym grusam hert, u=n=es düecht eim, mi chönn si fast nit dry schicke." — Die Frau Pfarrerin dankte dem lieben Gott, daß ihr Mann noch im Bette war. Das war gerade das Kapitel, bei welchem er allemal sehr heftig wurde. „E jedere Totsch, e jedere Uflat, we=n=er öppis vrungschicktet oder öppis schlechts gmacht het, chunnt u seit: es wird so ha sölle sy, u da ist de nüt z'mache;

das ihn um die Liebe der Mutter gebracht, des heimlichen Zornes, der Schadenfreude bei wüstem Thun desselben, der Hoffnung, die Mutter werde ihre Thorheit noch erfahren müssen, des Wunsches, etwas recht Ungattliches möchte der Mutter die Augen öffnen. Diese und viele andere Klagen erhoben sich gegen ihn. Alle diese Gedanken waren nur flüchtig gewesen, dem Scheine eines Blitzes gleich, geglitten über die Oberfläche seiner Seele, waren entschwunden, wie sie entstanden, hatten weder den Grund berührt, noch einen Eindruck hinterlassen; er hatte sie kaum erkannt, so schnell versanken sie oder verflüchtigten sie sich wieder; aber jetzt saßen sie alle da, sichtbar, kenntlich gestaltet, und klagten des Frevels am Leben seines Kindes ihn an, daß er den Tod herbei gewünscht, heimlich an ihm sich versündigt; der geheimen Sünde offene Strafe sei der Tod gewesen. Alles war wider ihn, und noch der Undankbarkeit ward er angeklagt, daß er die Liebe, welche er auch genossen, nicht einmal dem eigenen Kinde gegönnt, und es war ihm, als stünden die schwarzen Gestalten auf, harreten des obersten Richters, öffneten den Mund zu einem dreifachen Weh über den unnatürlichen Vater. Da saß plötzlich auf dem obersten Richterstuhle in hellem Glanze sein gestorbener Knabe, lächelte mit dem süßen Lächeln, mit welchem er sterbend den Eltern gelächelt, und winkte mit dem Händlein den dunkeln Richtern; da versanken sie, Gespenstern gleich, welche der Strahl der Sonne getroffen; er lächelte noch einmal freundlich winkend ihm zu, bot dann sein Händchen einem freundlichen Engel, der bei ihm stund, und entschwand. Jakobli wußte lange nicht recht, hatte er geträumt oder ein Gesicht gesehen. Aber es graute ihm allemal, wenn er davon erzählte, wie seine Seele zur schwarzen Richterkammer geworden und seine flüchtigsten Gedanken verkörpert

zu Richtern. Er sagte oft, es nehmte ihn wunder, ob dann eigentlich in jeder Seele eine solche Kammer sei, und was für viele und schreckliche Richtergestalten da sein müßten, wo die Menschen längs Stück nichts dächten, als wie sie einander schaden und töten könnten, wenn bei ihnen auch jeder Gedanke zu einem leibhaftigen Richter würde.

Es war des Morgens zeitlich, als Jakobli ins Pfarrhaus kam. Der Herr war etwas unwohl, noch im Bette; daher brachte Sophie den Jakobli ins Eßstübchen, wo sie eben am Frühstück saßen. „E myn Gott," sagte die Frau Predikantin, als sie das schwarze Halstuch sah, „wer ist euch gestorben? Ich hörte gar nicht, daß jemand krank bei euch sei." — „Ds Büebli," sagte Jakobli, und ds Weinen kam ihn wieder an, daß er längs Stück kein Wort sagen konnte. — „E aber, was Ihr nicht saget!" sagte die Frau, „das lustig Buebeli mit den schönen roten Backen und dem Kruselhaar, e aber, was het ihm gfehlt?" — „E, grusam Halsweh," sagte Jakobli, „es isch es schröckligs Luege gsi; es het eim düecht, mi sött ihm chönne helfe, u het notti nit chönne, u das het eim fast ds Herz welle zrschryße." — „Heyt dr nüt gmacht, kei Dokter brucht?" — „Wohl, mir hey," sagte Jakobli. „Mir hey Züg gha, da vo dem Brüehmte, wo dSach i=n=ere Guttere gseht, u=n=es wär recht gsi, ds Ching het=ne bsungerbar gern gno. Aber es het nüt ghulfe; es wird so ha sölle sy, daß er nit drvo chunnt, u we=n=e Sach sy söll, was wett me da chönne mache? Aber notti geyt es eym grusam hert, u=n=es düecht eim, mi chönn si fast nit dry schicke." — Die Frau Pfarrerin dankte dem lieben Gott, daß ihr Mann noch im Bette war. Das war gerade das Kapitel, bei welchem er allemal sehr heftig wurde. „E jedere Totsch, e jedere Uflat, we=n=er öppis vrungschicktet oder öppis schlechts gmacht het, chunnt u seit: es wird so ha sölle sy, u da ist de nüt z'mache;

mi wird si müeße dry schicke, und damit sind sie getröstet und fertig," pflegte er zu sagen. Er redete über dieses Kapitel oft in den Predigten, sehr oft in den Unterweisungen; aber er klagte noch öfter, es sei, als ob man an eine Mauer rede, und die Worte dagegen prätschten an dem steinhart gewordenen Vorurteil ab wie Flintenkugeln an einer Mauer von Solothurnersteinen.

Die Frau Pfarrerin lenkte daher rasch ein, ehe ihr Herr dazu oder der Vikar in Zug kam, der nichts dagegen gehabt hätte, daß das Unglück bestimmt und ihm nicht zu entrinnen gewesen, der aber dann dasselbe ausgelegt hätte als ein Gericht Gottes, einen Rutenstreich zur Mahnung, wie not Buße und Bekehrung sei. Frauen haben darin großes Geschick, und nicht nur die hoffärtigen, sondern auch noch andere; es ist, als wenn sie es in sich fühlten, wie in jedem der anwesenden Herzen ein Wort anklinge, und als ob sie jedesmal appartige Eingebungen hätten, was für Worte sie den vorangegangenen nachzusenden hätten, damit es keinen Mißton gebe, sondern einen manierlichen Accord. Sie sagte: „Wie könnt ihr mich dauern, ihr alle, aber bsunderbar die Großmutter; die hat so große Freude an dem Kind gehabt; das Herz im Leibe hat ihr allemal gelacht, wenn sie nur von ihm reden konnte; das wird die hart halten." — „O schröcklig," sagte Jakobli, „und das macht uns auch noch Kummer; man kann sie gar nicht trösten; sie will nicht einmal essen; nicht einmal Kaffee hat sie genommen, und stößt Reden aus, es wird einem ganz angst dabei; man weiß nicht einmal recht, was sie meint, und muß förchte, es könnte ihr noch letz i Chopf cho, Gott bhüet-is drvor." — „Wir wollen nicht hoffen," sagte die Frau Pfarrerin. „Ihr habt so ein lustigs Meiteli; sie vergißt es öppe ob diesem, und wenn sie das guet arm Büebeli einmal nicht mehr sieht, so wird sie sich schon darein schicken." Er wisse

es nicht, sagte Jakobli, dMuetter saß dSach gar teuf u hert i Chopf, und wenn einmal eine Sache darin sei, so sei sie drin, und schwer sei es, sie vorume z'bringe. — „E, mi well öppe geng ds Bessere hoffe," sagte die Frau, und Jakobli verrichtete sein Geschäft und ging dann noch zum Totengräber, ein Grab zu bestellen, zum Tischmacher für einen Sarg, zum Schulmeister für eine Leichenrede. Da erfuhr er es, was schwere Gänge sind im Leben. Er hatte deren auch schon gethan, wie er meinte; aber gegen diesen wog keiner etwas. Es war ihm, als trage er ein Kreuz, und das werde so schwer, daß er einsinken müsse darunter, und niemand sah er, der es ihm abnahm. Und wenn ihn die Leute schon frugen: „E aber Jakob, was het's gäh?" und er brichten mußte, und sie trösten wollten, so machte das sein Kreuz nicht leichter, sondern jeder Bericht, den er geben mußte, schien demselben einen Centner beizulegen. Und doch war auch das noch nicht der schwerste Gang, der Gang zum Grabe war noch schwerer. Es war ume-n-es Ching; aber als es ihm versenkt wurde, da schien es ihm, als versenke man ihm alles; es war nicht bloß sein Kind, es war sein Stab, seine Stütze, an dem er sich aufgerichtet, und sein Leben schien ihm wieder zusammenzusinken, wie ein Körper zusammensinkt, dem der Geist entwichen.

Elftes Kapitel.

Wie ein Vikar in Harnisch kömmt, ein Pfarrer auf die Beine und eine alte Frau um den Verstand.

Das Gespräch der Frau Pfarrerin mit Jakobli hatte tiefer eingeschlagen, als irgend wer dachte: es hatte den Vikari gefaßt und ließ ihn nicht los.

Er war hier in einer unheimeligen Stellung; diese drückte ihn immer mehr, ward ihm immer peinlicher. Der alte Herr und seine Gemeinde waren ein Hirt und eine Herde, in freundlichem Vertrauen so recht innig zusammengewachsen; Kinder, welche er getauft, saßen im Gemeinderat; Kinder, die er unterwiesen hatte, waren Großväter und Großmütter geworden. Sie hörten ihm mit Andacht zu, er mochte predigen oder sonst reden, hielten große Stücke auf ihm, und wie es dann so geht, neben ihm galt ihnen kein Pfarrer etwas. „Wenn üse scho afe-n-e-n-alte-n-isch, su thuet er se doch no all dür; mr tuschete-ne nit a-n-es Dotze dere junge Gumpine (Springinsfeld), wie me se jetz het.“ Das ist ein Zug in den Gemeinden, der sein Schönes, aber auch sein Gefährliches hat; schon der Apostel Paulus macht darauf aufmerksam.

Ist ein junger Mensch nicht geistig tot, so schwillt seine Brust während der Studienzeit; je mehr er lernt, desto mehr drängt es ihn zum Handeln; was seine Seele erschaut, will er hinaussetzen in die Welt, will die Ideale verkörpern im Leben. Wenn der Junge aus dem Kadettenhaus kömmt, will er ein Held werden, wie die Welt seinesgleichen noch nicht hatte; wird aus dem Student ein Vikari, so träumet er sich so gerne als Siegrist bestellt, dem tausendjährigen Reich einzuläuten, ihm Thür und Thor zu öffnen. Aber zwischen einem Kadetten und einem Vikari ist ein großer Unterschied. Der Kadett muß dem Lieutenant, dem Hauptmann, dem Oberst parieren, muß sich selbst tüchtig einreiten, fummeln lassen, ehe er selbst andere fummeln darf. Der Vikar aber weiß gar nicht, was er vorstellen soll, bald soll er Lieutenant, bald Hauptmann, bald Oberst sein, und weil er es nicht weiß, was ist natürlicher, als daß er am liebsten Oberst wäre und daher auch meint, er müsse es sein? Ebenso weiß der Pfarrer

nicht, für was er ihn halten soll; aber eben so natürlich ist es, daß er selbst am liebsten Oberst bliebe und den Vikar hielte für das, wozu er sich schickt oder was ihm, dem Pfarrer, am komodesten wäre, entweder für Kadett oder für Hauptmann. Daraus entstehen nun die fatalsten Verhältnisse, weil die Selbsterkenntnis selten ist, welche richtig urteilt, wozu man selbst passet und wozu der andere passet; diese Selbsterkenntnis haben Professoren nicht, wie sollte man sie einem Vikari zumuten oder einem alten Pastor, der sein Lebtag nie Professorenmuggen gehabt, d. h. sich nie beifallen ließ, sich einzubilden, er sei Holz für einen Professor. Nun mag es oft geschehen, daß allerdings ein Vikar zur Entfaltung aller seiner Thatkraft berufen wird, und da geht es oft strub genug zu und manchmal auch vortrefflich. Aber wiederum eben so oft steht der Pfarrer wirklich geistig an der Spitze der Gemeinde und kräftig; der Zusammenhang ist durchaus ungestört, nur zu einzelnen Verrichtungen fehlen ihm die Kräfte, oder seine Kräfte bedürfen einiger Erleichterung, seine ganze Konstitution bedarf größerer Ruhe. Das scheint nun so einem thatenschnaubenden, heldendurstigen Jüngling eine gräßliche Lage, statt daß sie einem kindlich frommen Gemüte, welches gerne in der Stille sich kräftigt und Erfahrungen sich sammelt, eine herrliche ist, eine Gelegenheit, so in aller Stille hineinzuwachsen in des Volkes Herz und Sinn, eine Gelegenheit, nicht nur im Hebräisch sich zu ermannen, sondern auch unvermerkt zum Verständnis des Volksgeistes zu kommen und wo derselbe das Loch hat, durch welches man ihm beibringen kann, was man auf hebräisch gelernt und homiletisch z'weglegen kann. Er will wirken, handeln, seine Jugend nicht versäumen, und der tolle Wahn sticht ihn, wenn er nicht regieren könne, so könne

er auch nichts lernen, als ob ein Lieutenant nicht eben einen guten Obersten mangelte, um ebenso ein Oberst zu werden. Nun geschieht dreierlei. Es giebt deren gutmütige Seelen, die sich an wenigem ersättigen. Sie befehlen den Schulmeistern alle drei Wochen, die Bänke in den Schulstuben anders zu stellen, lassen den Siegrist etwas länger läuten und ändern etwas in dem Admittieren, einmal auf Pfingsten, ein andermal auf Weihnacht, und würden es komod finden, die Unterweisungen des Abends zu halten. Indessen, da es nicht geht, hintersinnen sie sich nicht, sondern reden mit vieler Behaglichkeit von den neuen Organisationen, welche sie getroffen, und erwarten mit großer Ruhe ihre weltverbessernden Folgen. Andere sind ungenügenderen Geistes und streben tiefer; sie wollen wirken, nicht nur unter Schulbänken und Tischen, sondern auch auf die Gemüter; sie wollen fußen, wurzeln in der Gemeinde, wollen etwas für sich sein. Das gelingt ihnen aber nur dadurch, daß sie sich zwischen Pfarrer und Gemeinde drängen, den Zusammenhang zu stören, ihre Person an die Stelle seiner Person zu stellen suchen. Sie sind sich dessen sehr oft nicht bewußt, denn es ist gar zu schwer, immer klar zu wissen, ob man gründlich die Sache fördern möchte oder sich selbst, ob man Gott oder einem Götzen dienet, und zu solchen Götzen stempeln sich oft die, welche so schöne Manieren haben oder so geistliche, daß man nicht genug luegen kann. Das giebt böses Blut, verbittert manchen alten Tag, erzeugt manche Klage. Oft geht es einem solchen, so wie einem Eisenwecken, den man da einschlagen will, wo das Holz am besten verbunden ist; er zieht nicht, er springt zurück, mit dem Unterscheide, daß dann ein Eisenwecken stumm auf dem Rücken liegt, ein Mensch sich aber grausam gebärdet, davon läuft und die Welt voll brüllet, es sei nichts zu machen,

wie ja heutzutag auch jeder Hausierer, jeder Häftlimacher sich Plätzen abklagt, wie nichts mehr zu machen sei. Freilich geschieht es ebenfalls, daß ein Pfarrer erst erwacht, wenn ein anderer in der Lücke steht, in welcher er eingeschlafen; dann will er auch wieder kämpfen um seinen Pfosten, und leider Gottes geht es auch da nicht gut. Es handelt sich da nicht um Personen, sondern um ein Reich, und leider Gottes vergessen das nur zu viele oder meinen vielmehr, des Reiches Heil hange davon ab, ob sie Hauptmann seien oder Oberst, und das geht nicht nur Vikarien so oder Pfarrern, welche Vikarien haben, sondern noch ganz andern Prinzen.

Es gibt aber noch eine dritte Art, scheinbar zwischen beiden inne; die ist steinunglücklich. Die von dieser Species sehen tiefer als die von der ersten; Bagatellverwaltung genügt ihnen nicht; sie wollen mehr, sie wollen aus dem Vorhof ins Inwendige, aber wiederum nicht in ehrwürdigem Geleite, haben aber das Herz nicht, den Wächter wegzustoßen, haben die Energie nicht, sich zwischenein zu stellen; sie quellen über in innerlicher Bitterkeit; aber es quillt eben nur, zu Thaten wird es nicht. Sie verzehren sich in innerem Groll, sehen die Welt durch einen Gallensack und kaufen sich Kautschukschuhe, damit, wenn von wegen den Sünden die Sündflut wieder komme, sie doch nicht naß um die Füße würden. Dieser Art war auch unser Vikari. Er focht den Pfarrer nicht an, aber innerlich focht er desto mehr in Gedanken; in der Gemeinde setzte er ihn nicht herab; aber seinen Freunden klagte er schüli über seine innerlichen Krämpfe und seine äußere Gebundenheit. Zum allgemeinen Verhältnis kam noch ein besonderes, eine Verschiedenheit in den Glaubensansichten, die auch sehr oft eine verschiedene Ansicht vom Leben erzeugt, oder auch von einer verschiedenen Ansicht des Lebens ausgeht.

Denn das ist der Gugger, daß man so oft nicht weiß, was das erste, was das zweite ist, was vorangegangen und was hintennach gekommen. Schade, daß dieses so wenige wissen. Potz Tüfel, was gäbe dieses für verblüffte Gesichter!

Der Pfarrer war ein gutmütiger heiterer Mann; um Glaubensformen zankte er nicht, aber in Glaubenswerken eiferte er mit jedem; wie fromm er war, wußte Gott; die Menschen hätten es ihm nicht angesehen. Gegen die Menschen war er milde und je milder, um so niedriger sie stunden; jedoch konnte er gegen Unvernunft sehr heftig werden und um so heftiger, je höher herab sie kam; auch über der Armen Trägheit und Unverschämtheit ereiferte er sich oft; nebenbei aber gab er ihnen reichlich und mehr als er selbst billigte.

Anders war der Vikar. Er hielt nicht viel auf den Werken, von wegen man wüßte nie, wie grob sie mit Sünden befleckt seien, sagte er; aber auf der Rechtgläubigkeit hielt er viel, und wollte nie glauben, daß man über die Rechtgläubigkeit verschiedener Meinung sein könnte. Auf den, welcher nicht rechtgläubig wie er war, sah er recht kalt und vornehm herab, predigte übrigens oft von der christlichen Demut und bußfertiger Zerknirschung. Den Armen kappete er tüchtig ab wegen Mangel an Arbeitsamkeit und Frömmigkeit, und eben deswegen gebe er ihnen nichts, sagte er; er wolle ihre Sündhaftigkeit nicht verstocken helfen; aber wenn sie sich besserten und bekehrten, so würde Gott selbst ihnen Mittel und Wege zeigen, wie sie sich helfen könnten. Er jammerte, daß die Welt so im Argen liege, und wußte punktum warum; es fehlte an aufrichtigen Bekennern, und deswegen bekannte er sich Tag für Tag vor den Menschen und bot allem auf, daß man ihm ansehe, wer er sei und was er glaube. Es wollte ihn fast versprengen, daß er nicht wirken konnte nach seinem

Sinn für das Reich Gottes, daß durch das Verhältnis des Pfarrers zu seiner Gemeinde Hände und Füße ihm gebunden waren, und doch war er zu gutmütig, etwas gewaltsames zu versuchen und apartiges. Das Verhältnis mit Pulver zu sprengen oder dasselbe zu unterminieren mit Zeit und Feinheit, dazu war er von Haus aus zu ehrlich, und wenn man ihn zum letztern auch anleiten wollte, so begriff er's nicht. Er war daher steinunglücklich. Wenn die Brüder erzählten, was sie wirkten, wie weit sie es gebracht mit dem Reiche Gottes und wie manche Seele sie bereits darin hätten, und er konnte nichts erzählen, hatte nichts gemacht, nichts gestiftet, nichts, kein apartig Kirchlein aufgerichtet und mit so und so viel Seelen besetzt, so schämte er sich. Man klagte ihn der Lauigkeit an, stifelte ihn auf, die Sache nicht länger gehen zu lassen; der Heiland sage ja, er sei gekommen, Krieg zu bringen und nicht Frieden. Es heiße ja, wer Vater und Mutter mehr liebe als ihn, sei nicht sein, und so ein alter Pfarrer sei noch lange nicht sein Vater oder seine Mutter. Dann kam er stürmisch heim, machte saure Gesichter, ging der armen Sophie aus dem Wege sieben Schritte weit, als ob sie der Schwarze selber wäre, und gab dunkle Bescheide, von denen man nicht erraten konnte, was darin stecken sollte; aber zur Thätigkeit, zum Stiften kam er nicht, zum Obrist ward er nicht; machte sich aber beständig Vorwürfe darüber, war steinunglücklich, denn er meinte es ehrlich. „Hier hättest du anfangen können, da bot dir der Herr selbst das Heft, dort wollte sich dir eine Seele aufschließen," so stuckete er beständig mit sich, quälte sich mit Vorwürfen; aber im gegebenen Momente erkannte er die Gelegenheit nicht; erst nach einigen Tagen gingen ihm die Augen gewöhnlich auf — das eben hielt er für sein Unglück.

Er hatte sich übel geärgert, wie früher der Pfarrer das Anne Bäbi getröstet, wie er die Gelegenheit versäumt hatte, dessen Seele zu zerknirschen; überhaupt hatte er so oft seinen heiligen Ärger, weil es ihm vorkam, der Pfarrer gehe nur so auf flache, leichtfertige Weise mit den Menschen um. Jetzt war Anne Bäbi wieder in einem solchen Zustande, seine Seele gebeugt, die Bußzucht Gottes so augenscheinlich, daß es ihm mehr und mehr vorkam wie eine besondere Fügung, wie ein Ruf Gottes an ihn, daß er dieser Seele sich annehme, sie rette. Wenn es ihm hier gelänge, so würden an das eine Werk sich vielleicht hunderte reihen; vielleicht auch sei der Same schon lange im Boden, hätte Wurzel gefaßt, harre nur der günstigen Stunde, harre nur eines entscheidenden Schrittes von seiner Seite, um aufzugehen. Solche Gedanken gingen in ihm herum und mit ihm; er kämpfte gegen sie, ernährte sie wieder. „Soll ich es wagen, oder ist's nur eine Versuchung?“ so ging es des Tages so oft in ihm auf und ab. Denn er war von Natur auch in weltlichen Dingen sehr unschlüssig und konnte oft stundenlang angezogen am Fenster stehen, verweisen, ob es regnen werde oder nicht, ob er gehen solle oder daheim bleiben, und am Ende beim schönsten Wetter Hut und Stock wieder in die Ecke stellen, um sich Zeit zu lassen zum Besinnen bis am folgenden Tage. Überdies hatte er nichts Zudringliches, weder Süßliches noch Freches, sondern er war schüchtern, redete ungern Leute an, machte oft einen Umweg, wenn er Leute vor einem Hause sitzen sah, nur um ihnen nicht die Zeit wünschen zu müssen, und konnte er sie nicht umgehen, so wurde er rot, wenigstens allemal verlegen. Man kann sich jetzt vielleicht vorstellen, wie es in ihm kämpfte, wie er mehrere Male ausging mit dem bestimmten Vorsatz, zu Jowägers zu gehen, wie unwillkürlich

seine Schritte sich seitwärts lenkten, und er heim kam, ohne etwas verrichtet zu haben. Er machte sich dann die heftigsten Vorwürfe, faßte den bestimmtesten Vorsatz auf morgen, und morgen ging es ihm ebenso. Das Ding erwerchete ihn immer strenger; es kamen ihm, der sonst nie träumte, sogar Träume. Einmal sah er Anne Bäbi, das winkte ihm immer ängstlicher, immer drunglicher, und als er nicht ging, dünkte es ihn, als hebe es die Hand auf wie zum Fluch. Er erwachte, in Schweiß gebadet, bebend am ganzen Körper. Selben Tages führte er endlich seinen Vorsatz aus. Er war in Verlegenheit gewesen, was er gleich anfangs sagen wolle, warum er käme, ob er einen Vorwand brauchen, oder den rechten Grund, daß ein Traum, vom Herrn gesendet, ihn hieher gewiesen.

Er traf den Alten auf seinem Bänklein, wo er so oft absaß, wenn sein Herz schwer war, und schweigend in den Himmel schaute, bis das Herz ihm leichter ward; doch diesmal wollte es nicht leichter werden. Das Büebeli dauerte ihn grusam; es wäre doch noch e Guete worde, das hätt me=n=i de letzte Stunde dütlig gseh. Dann machte ihm Anne Bäbi grusam Angst, und sie wußten nicht, was mit ihm vornehmen. Es saß da, und nahm sich allem nichts an, und hätte nicht gegessen, nicht getrunken, wenn man es ihm nicht aufgenötet; bald brach es in Weinen aus, bald redete es, man wußte nicht, was, ob mit sich selbsten oder mit dem seligen Bübchen. Des Nachts konnte man es nicht zu Bette bringen, und war es im Bette, so hatte es weder Schlaf noch Ruhe, stand alle Augenblicke wieder auf.

Als der Vikar unerwartet vor Hansli trat, erschrak dieser, stand verlegen auf und wußte nicht, was das zu bedeuten hätte. Da erzählte ihm der Vikar, was ihm Gott gleichsam befohlen hätte und was er für einen wunderbaren

Traum gehabt und fragte, wo die alte Frau sei. Darüber verwunderte sich Hansli auch und sagte: „He nu so de, ebeso mähr! Sie ist dinne, chömet yche!“ Unterwegs setzte er noch hinzu: „Es het das geng so gha; es ist ihm geng alles wohl starch i Chopf cho, mi het si müeße-n-i-n-acht näh.“ Damit ging er voran ohne Komplimente, und überließ dem Vikari den Kummer, nachzukommen. „Lue da ist dr Vikari,“ sagte er in der Stube zu Anne Bäbi, das an der Stelle saß, wo das Bettchen des entschlafenen Knaben gestanden, die Hände im Schoße, erbärmlich seufzte. Anne Bäbi nahm wenig Notiz von ihm; die fremdartige Erscheinung riß es nicht aus seinem Gedankenkreise. „Hockit ab,“ sagte Hansli, „wenn Dr neue (irgendwo) cheut.“ „Ihr habt ein schweres Unglück gehabt,“ sagte der Vikari, „aber man weiß nie, für was eine Sache gut ist, und solche Heimsuchungen findet der Herr nötig, die Menschen aus Schlaf und geistigem Tode zu erwecken. Ja, denket, Frau, der Herr schickt mich zu Euch. Heute in der Nacht im Traum sah ich Euch, fast so wie Ihr da sitzet, aber Ihr winktet mir. Habt Ihr vielleicht in euerm Herzen ein Verlangen nach mir gehabt?“ Anne Bäbi, das, als es vom Unglück hörte, zu weinen angefangen, schüttelte auf diese Frage den Kopf. „Daraus kann man absehen,“ sagte der Vikari, „daß der Ruf um so bestimmter vom Herrn kam. Ja, gute Frau, er selbst schickt mich zu Euch, Eure Seele zu retten, die sonst ewig verloren gehen müßte. Da hat der Herr, der nicht den Tod des Sünders will, sondern daß er sich bekehre und lebe, noch das letzte an Euch versucht; darum, jetzt, wo Ihr seine Stimme höret, verstocket Eure Ohren nicht. Gället, das Knäbli habt Ihr sehr lieb gehabt, es ist so Euer Eis und Alles gsi?“ Da brach Anne Bäbi in lauten Jammer aus: „O Büebli, mys Büebli, wo bisch, i wott zue-dr, i chume, i

chume!“ „Ja, seht, Frau, das ist eben die Liebe, die ich meine, welche eine so große Sünde ist; es heißt: Du sollst den Herrn deinen Gott lieben über alles, und jetzt habt Ihr das Kind geliebt über alles und das war eine vermaledeite Abgötterei; denn das ist Abgötterei, wenn man etwas mehr liebt als Gott, und das Kind war Euer Gott. Darum, weil der Herr Euch nicht verstoßen, noch nicht ganz fallen lassen wollte, nahm er Euch das Kind; um Eurer Sünde willen mußte das Kind leiden und sterben, Eure sündliche Liebe ist Ursache seines Todes. Der Herr wollte Euch die Augen öffnen, wie es einem geht, wenn man sein Herz an etwas Vergängliches hängt und wollte Euch zeigen, daß er der Herr sei, der Leben gibt und den Tod sendet. Hättet Ihr das Kind weniger geliebet, es lebte wahrscheinlich noch; aber Ihr machtet es zum Stein des Anstoßes und des Ärgernisses, den der Herr wegräumte. Erkennet, wohin die Sünde führet: sie bringt einem um das Liebste; auch Euch hat sie um das Liebste gebracht; erkennet es, thut Buße und bekehret Euch. Ja, ja, Frau, bekehret Euch; gerade Ihr habt es am nötigsten. Ihr seid auch von den Leuten, welche meinen, sie hätten es nicht nötig, sie seien brave Leute; aber den rechten Glauben habt Ihr doch nicht; ein Herz zu Gott habt Ihr auch nicht, Ihr liebet alles mehr als Gott, und wollt doch um Eurer guten Werke willen in den Himmel; aber Eure besten Werke sind ja mit Sünden befleckt, und Eure Gerechtigkeit wie ein unflätig Kleid, und wenn Ihr Euch nicht bekehret, so seid Ihr auf ewig verloren, auf ewig; denn es heißt ja: Wer nicht wiedergeboren wird, kann das Reich Gottes nicht sehen. Ja Frau, denket, was Ihr Euch selber zugezogen habt, denket, vielleicht lebte Euer Kind noch, wenn Ihr bekehrt gewesen und es nicht so sündlich geliebt hättet, und daß Euch der liebe Gott das Kind

hat nehmen müssen, um Euch zu bekehren, weil Ihr, so lange Ihr das Kind gehabt, keine Augen und Ohren für ihn gehabt hättet. Erkennet Gottes Gericht, vergesset jetzt das Kind, und denkt an Eure Sünden und öffnet der aufrichtigen Buße Eure Seele, jetzt, wo es noch Zeit ist; Ihr wisset nicht, wie lange der Herr Euch noch Zeit gibt; denn der Mensch ist wie Gras und die Herrlichkeit des Menschen wie des Grases Blume."

„Je eher je lieber," heulte Anne Bäbi, „hüt no, grad jetz; o mys Büebli, mys Büebli, u=n=i soll jetz no dSchuld sy, daß gstorbe bisch, i söll di töt ha, u ha=n=i di doch so lieb gha, u dr gluegt Tag u Nacht, u jetz chunnt me däweg!" „Nit," sagte Hansli, „das seyt ke Mönsch; du hest gmacht, was de chönne hesch u nüt gfehlt; bis du ume z'friede." „Jä nein, mein guter Mann, z'friede soll Eure Frau eben nicht sein, das wäre nur der Friede der Welt, und der ist der Tod. Sie soll weinen und wehklagen, aber nicht um das Kind, sondern über ihre Sünde, und daß das Gericht Gottes hat über sie auf diese Weise kommen müssen. Sie wird dem Kind gut abgwartet haben, daran zweifle ich nicht, aber was half das? Wenn der Herr dessen Tod um ihrer Sünde willen beschlossen hatte, so kann man die Schuld am Tode eines Menschen werden, wenn man ihn auch mit keinem Finger anrührt, und gerade Schuld am Tode derer, welche uns am liebsten sind." Er hülf's nit z'starch mache, sagte Hansli, als Anne Bäbi, wie man auf dem Lande sagt, graduse brüelete, als ob man es an einem Messer hätte.

Es stach allerdings an einem Messer, aber an einem geistigen. Sein dumpfer, trüber, allgemeiner Schmerz, welcher wie ein schwarzer Nebel die Seele umhüllte und umnachtete, hatte sich ob diesen Reden in Bewegung gesetzt, und begann allmählig grausig sich zu verdichten und niederzuschlagen in

den einen Gedanken: es solle schuld sein am Tode des Bübchens, und wenn es nicht gewesen wäre, es lebte noch. Noch hatte dieser Gedanke sich nicht zu seiner zweischneidenden tötlichen Schärfe ausgebildet und eingebohrt; aber in formlosen Umrissen wogte er durch die Seele und erfüllte sie mit unaussprechlicher Trostlosigkeit, welche in einem bald lautern, bald leisern, wortlosen Wimmern und Webern sich kund that. Hansli tröstete immer strenger, es solle nicht so nötlig thun, und dSach nit so schwer näh; es sei dem Vikari nicht halb so Erst wie er drglyche thüy. Dieser war in bedeutender Verlegenheit. Er wußte nicht, war Anne Bäbis Zustand eine geistige Zerknirschung, ein Vorbote anrückender Bekehrung, oder war es nur das Weinen einer dummen, beschränkten Frau; sollte er jetzt die Wirkung ruhig abwarten, oder sollte er noch tiefer niederhalten. Daß er schon z'teuf (zu tief) gegriffen, davon hatte er keine Ahndung, und doch kam zu seiner Verlegenheit eine gewisse Angst, weil er diesen Zustand nicht recht heimzuweisen wußte. Er hatte wenig Erlebnisse, war noch niemals der sichtbar werdenden Bekehrung eines Menschen beigewohnt; aber er dachte sich, das werde wohl so gehen; das sei das Gären des Sauerteiges, der Herr fange an zu wirken; das beste werde sein, ward er rätig, er warte das ab, und sehe morgen nach, was sich herausgebildet, und wie er noch nachhelfen könne. Er sehe, sagte er endlich, daß es doch noch ein Herz hätte für Gottes Wort, und nicht ganz verhärtet sei; er hoffe zu Gott, das werde alles gut kommen und es sich wieder erwahren, daß der Herr die, welche er liebe, züchtige, und daß die Züchtigung des Herrn wirke eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit. Sie wollten jetzt noch ein herzlich Gebet verrichten und dann das Werk dem Herrn überlassen, der so mächtig im Schwachen

sei. Er betete, und wirklich herzlich; er meinte es gut und wollte eine Seele retten; aber eines gewissen Bangens mochte er sich nicht erwehren. Morgen werde er wiederkommen, sagte er. „He nu so de, ebeso mähr," antwortete Hansli.

Er wanderte darauf den Weiden nach dem Bach entlang nach Hause. Vor einigen Jahren war den gleichen Weg der Pfarrer gewandelt, als er Anne Bäbi getröstet und aufgerichtet hatte nach Jakoblis Blatterkrankheit, welche Anne Bäbi sich zuschreiben, sie zu Gemüte nehmen wollte. Heiter und freundlich war er den Weg hinunter gewandelt, hatte freundlich dem Spiel der Fische zugesehen auf dem klaren Grunde und fröhlich war es in ihm. Es war aber nicht die Fröhlichkeit des Selbstgefälligen, der sich erst selbst lobt und preiset, dann noch Mann um Mann sich denkt, jedem Lob und Preis zwischen die Zähne legt, um das durch sich selbst dorthin gelegte Lob sich als ein fremdes zu pflücken und sich zu Gemüte zu führen; es war ein wortloses freundliches Säuseln des Geistes, dem man keinen Namen geben kann, in dem Gott wohnet, das aber wie ein süßer Friedenskuß, wie ein Liebesblick des Himmels, unser Herz berührt, und ein selig Lächeln auf die Lippen ruft.

Jetzt stürmt unser Vikar denselben Weg entlang. Auf dem klaren Grunde sieht er das Spiel der Fische nicht; die Disteln sieht er dem Bache entlang; Kopf um Kopf derselben fliegt ins Wasser, schreckt die Fischlein auf dem hellen Grunde. Er lächelt auch, aber dann kömmt der Ernst wie eine düstere Wolke und legt sich über sein Gesicht; auf demselben sieht es aus, wie der Himmel aussieht im Aprilwetter. Er freute sich seines Werkes; herrlich sei es ihm gelungen, den Zunder des Lebens in einen Toten zu werfen, eine schlafende Seele zu wecken. Wenn er nächstens zu den Brüdern komme, so hätte

er doch auch was zu erzählen und es nähmte ihn wunder, was sie dazu sagen und ob wohl einem von ihnen was ähnliches gelungen. Und was daran sich knüpfen, was sein Werk für einen Fortgang nehmen, ds Pfarrers dazu sagen werden, nahm ihn ebenfalls wunder. Hatte er einmal diese Familie gewonnen, so hatte er den Fuß im Hafen, hatte einen Platz gewonnen zum Versammlung halten, konnte da wie von selbst an einem schönen Abend sich einfinden; angfähr fanden sich auch andere ein; einer erbaute den andern; es gab herrliche Stunden, den Herrn zu preisen und zu loben, der aus kleinen Anfängen so großes werden läßt. An einen wunderbaren unerklärlichen Traum knüpfte sich hier das Heil einer ganzen Gemeinde, vielleicht auf Kinder und Kindeskinder hinaus. Dann kamen wieder Zweifel gezogen über den Ausgang. Das Betragen der Frau schien ihm seltsam und ängstlich, und obgleich er fest glaubte, er werde mit Kraft und Gottes Hilfe die Sache zum rechten Ziel führen, so glaubte er es doch nur mit Anstrengung thun zu können. Dann ärgerte ihn Hansli mit seiner Kaltblütigkeit, und daß auch die andern eigentlich so wenig auf seine Worte gegeben, sondern nur ängstlich um die Mutter gewesen. Er dachte, wenn auch die alte Frau gewonnen sei, so werde es doch noch manch harten Kampf kosten, die, welche da gestanden wären, als gingen alle seine Reden sie nichts an, auf die rechte Bahn zu bringen; aber habe er einmal die Alte beim Herrn, dann wollte er mit den andern z'weg, und wolle ihre Herzen zerreiben, daß sie würden wie Korn unter den Mühlesteinen.

So sahen ihn die Weiden am Bache; o, so Weiden sehen viel; wenn sie alles erzählen könnten, was an ihnen vorüber geht, und was über die Herzen weht, die an ihnen vorüber gehen! Was aber erst eine Eiche sehen mag, welche seit fünf-

bis sechshundert Jahren an der gleichen Stelle steht und alles sieht, was des Weges geht, welche die Berner ausziehen sah zur Schlacht bei Laupen; welche sie sah, als sie nach Neueneck zogen; welche sieht, wie sie jetzt nach Wangen ziehn, einem Fischlein nach, oder sonst was Eßbarem; welche hin und her ziehen sieht Große und Kleine, Alte und Neue, Buben und Mädchen in wichtigen Dingen und eitelm Treiben, Aufgeblasene und solche, die aus dem letzten Löchlein blasen. Wenn so eine Eiche an der Freiburgstraße z. B. zu reden und zu erzählen begönne und die Nachricht käme auf Bern, wahrscheinlich auf die Centralpolizei zuerst, es rede eine Eiche auf der Freiburgstraße, das würde einen Klupf geben, der vom obern Thor bis zum untern ginge und auf dem Rathause würde guter Rat teuer. Auf den Klupf würde es ein Geläuf geben, zu hören, was die alte Eiche rede, der neue Prediger in der Wüste, und alle schlottern, es möchte jetzt an ihre Voreltern gehen, jetzt an sie selbst, ihre Weiber und Kinder. Es würde Allarm im Lande geben und was sonst noch weiß Gott, wenn nicht etwa der Centralpolizei-Direktor einen Einfall hätte, wie man die alte Eiche zum Schweigen bringen könnte. Noch aber reden glücklicherweise die Eichen nicht; auch die Weiden am Bache blieben stumm, konnten nicht erzählen, was der Vikar gehabt, als er bei ihnen vorbei gestürmt; sie vernahmen es daher im Pfarrhause nicht. Der Vikar traute ihnen nie, und seit der Geschichte mit der Predigt vertraute er ihnen auch nichts mehr. Aber ein Zeichen thun mußte er doch; er lächelte daher zuweilen, als ob er etwas wüßte; dann zog er bedenkliche Mienen, ließ hie und da ein bedeutsam Wort fallen, von dem man gar nicht begreifen konnte, wie er dazu kam. Er ging höher einher, in einer seltsamen Würde, schnippte seine Worte gar seltsam

hinaus, und wenn er einen Rock, mit Pelz verbrämt, besessen hätte, er hätte ihn bestimmt angezogen am selbigen Tage, trotz seiner Geistlichkeit. Je länger er von Jowägers Hause weg war, je dunkler Anne Bäbis Thun ihm ward, dessen Züge verschwammen, um so mehr war er überzeugt, daß ihm sein Werk gelingen werde. Er mochte daher den Morgen kaum erwarten, bis er gehen, den Fortgang betrachten konnte.

Einen Fortgang sah er allerdings, aber welchen?

Bei Anne Bäbi hatte sich der Gedanke immer bestimmter gestaltet, immer tiefer gegraben, es sei Schuld am Tode des Kindes. Die dunkeln Mächte des Wahnsinns walten geheimnisvoll; sie kommen und gehen, woher und wie, ist unbekannt, ihr Walten geht über der Menschen Raten, und wenn es auch Menschen zu gelingen scheint, einen Geist zu lösen, den sie gebunden, so hat Gott es gethan. Auch steht es in meiner Macht nicht, einen Menschen in die Gewalt dieser Mächte zu bringen, ihn binden zu lassen mit des Wahnsinns fürchterlichen Banden; der Sterbliche kennt den Zauberspruch nicht, dem sie gehorchen, der sie ruft und fliehen heißt; diese Gewalt liegt in einer höhern Hand.

Aber es giebt Gemüter, die Jahre durch am Rande des Wahnsinns schwanken, Gemüter, über die nicht bloß Begebenheiten, sondern auch einzelne Worte eine besondere Kraft üben, welche sie nicht bewältigen können, so daß dieses eine Wort gleichsam ihre Seele auf und niederpeitscht, in fieberhafter Schwingung sie erhält, und wie leicht geschieht es alsdann, daß über die üblichen Schranken die Wellen schlagen! Und das sind nicht etwa gräßliche, gewaltige Worte, es sind oft sehr unbedeutende Worte, Worte, welche man sonst nicht beachtet, aber sie schlagen zur verhängnisvollen Stunde in die Seele. Ihr könnet einen großen Teil dieser Leute daran

erkennen, daß sie nie ganze Sätze zu begreifen imstande sind; ihre Gedanken bleiben immer nur an einem Worte kleben, nur einzelne Worte bringen eine Wirkung in ihnen hervor. Aus ganzen Predigten wissen euch diese Leute nur einzelne Worte, die eben besondern Eindruck auf sie gemacht; aus einer ganzen Unterweisung werden gewisse Kinder nie mehr als einzelne Worte wiedersagen können. Kanzelt Mägde ab, so giebt es welche, die euch fast ds Guggers machen, indem ihr es nie dahin bringen könnt, den Sinn und die Bedeutung einer Abkanzlete zu begreifen; sie hängen sich an einzelne Worte, schnappen diese auf, fangen an zu räsonnieren, oder zu schreien und zu heulen, als ob ihnen ein Stich ins Fleisch gegangen, und diese Worte tragen sie bei sich herum, wie andere Leute was Rares, und weisen sie bei jedem Anlasse vor. Die einen geberden sich so aus Bosheit und Tüfelsüchtigi, aber andern ist es wirklich ihrer Natur gemäß. Es ist in ihnen eine Beschränktheit, von welcher man sich kaum einen Begriff zu machen imstande ist, die wirklich nur ein Wort auf einmal fasset, unter dessen Macht sie kommen, wie andere unter die Macht eines gewaltigen tiefen Eindruckes, den man fast nicht zu bewältigen vermag. Zu diesen Leuten muß man sehen, und sie mit besonderer Rücksicht behandeln, wie man auch Leute schont, welche einen schwachen Magen haben, der nicht alles ertragen mag. Diese Schonung schwacher Seelen empfiehlt auch Paulus und geht darin mit eigenem Beispiele voran, und wo sie außer Acht gelassen wird, da nimmt die Zahl der Wahnsinnigen zu, vide Neutäuferei. Ich will nicht sagen, daß man die Gewalt habe, einen Menschen wahnsinnig zu machen, sobald man wolle; aber man kann doch Ursache werden vom Wahnsinn eines Menschen, dessen Möglichkeit man recht gut hätte vorausseben und also hätte meiden, unter-

lassen können, womit man ihn herbeigeführt. Das sei nicht gefährlich, wird man vielleicht sagen; unter hunderten begegne so was kaum einem. Möglich, aber wer weiß, was Wahnsinn ist, wird es begreiflich finden; wenn ich meine, es lohne sich wohl der Mühe, gegen hundert menschlich zu verfahren, um den einen vor dem Zustand zu bewahren, welcher die Hölle auf der Welt ist. Möglich, daß so ein junger Kannibal von Mediziner oder Pietist nicht dieser Meinung ist, daß der eine sagt, auf so ein gschi— Bauernleben mehr oder weniger komme es nicht an, wo es sich um die Erweiterung der Kunst handle, und der andere, wo es sich um das Heil der Seele handle, komme es so auf einen Babiverstand mehr oder weniger nicht an, gölten keine Rücksichten, — zuegfahren, heiße es. Möglich, daß so geredet wird, aber doch sicher nur von medizinischen oder pietistischen Kannibalen.

Anne Bäbi hatte einen sehr schwachen Kopf und führte doch ein absolutes, despotisches Regiment, was öfters beisammen ist, als man glauben sollte; aber exempla wären odiosa. Worte, Eindrücke, setzten sich fest in seinem Kopf, regierten ihns und regierten ausschließlich das ganze Haus so lange, bis neue Eindrücke oder Worte die alten verdrängten, den Gedanken, dem Willen eine andere Richtung gaben und die alten blieben um so länger, je mehr sie Widerstand und Widerspruch fanden; Widerspruch und Widerstand waren die zwei Hämmer, welche Worte und Eindrücke stärker in die Seele schlugen. Das wußte Hansli und that es nie, und doch erfuhr er es noch manchmal, wie einfache, hingeworfene Worte, Bemerkungen wie Feuerteufel wirkten in Anne Bäbis Seele. Bloß Mädi widerstritt Anne Bäbi, gleichsam dessen böses Princip, siegte aber eben deswegen nie aus eigener Kraft. Hansli wußte, wie teuf bei Anne Bäbi alles griff, und wie es

durchaus einseitig von einem regiert werde, und es machte ihm deswegen oft Angst. Wenn was darnach käme, sagte er, es käme Anne Bäbi i Chopf, es wüßt ke Mönsch, wie, u de wurd's nit recht im Chopf, daß es ke Gattig hätt. Davon und von der Eigentümlichkeit des menschlichen Kopfes hatte der Vikari keine Ahnung; daneben war er grusam e Gschickte. Als er zu Jowägers kam und mit dem Traum anfing, schwanete es (ahnete) Hansli gleich, es könnte nicht gut kommen, Anne Bäbi könnte das z'teuf nehmen; er ließ darum auch einige Worte fallen, auf welche aber der Vikari mit seiner vorgefaßten Meinung und voll von der Wichtigkeit des bevorstehenden Werkes gar nicht achtete. Als derselbe kam mit seinen Vorwürfen, so faßte Anne Bäbi von dem Sinn seiner sämtlichen Reden nichts auf, als daß es Schuld am Tod seines Bübchens sei, daß dasselbe seinetwegen gestorben, und wenn es nicht gewesen wäre, so lebte es noch. Von Buße, Bekehrung, Wiedergeburt verstund es nichts, und ließ sich gar nicht träumen, daß es sich zu bekehren hätte; war es ja doch eine brave Frau, hatte nie mit einem andern zu thun gehabt, und gestohlen auch nicht, und in der Käsi war es auch nie gewesen, und in eine Käserei gegeben und mit der Milch bschissen und mit dem Käser unter einer Decke gelegen war es auch nicht. Also Schuld am Tod des Knäbchens war es, so sagten die Leute; sogar der Vikari kam expreß, es ihm zu sagen, ihm dem sonst niemand etwas vorwarf, niemand einer Sache es beschuldigte, als zuweilen etwa Mädi, aber nur verblümt und halblaut. Das kam ihm teuf in den Kopf, und sein Wimmern ward lauter, seine Angst größer. Wenn das arm Büebli nicht eine selligi Großmutter gehabt hätte, so lebte es noch; man sollte es doch auch töten, es verdiene nicht mehr zu leben, dMörder richte man; dLandjäger würden

wohl bald kommen und es holen, und es sei ihm recht, es sterb je eher je lieber, daß es wieder zu seinem Büebli komme. So begann es zu reden und immer deutlicher, je bestimmter der Gedanke in ihm sich ausbildete und immer ängster ward es seinen Leuten; sie kamen alle, ihns zu trösten, ihm zuzusprechen, ihm zu sagen, so was denke kein Mensch und es hätte den Vikari nur unrecht verstanden; aber es hörte sie nicht, oder wenn es sich ihrer achtete, so sagte es, sie könnten ihm lang reden; es wisse, was es wisse, und sie würden es bald erfahren, wenn die Landjäger kämen und es nähmten vor dHerre. Vor dem Gericht fürchte es sich nicht, je eher es sterben könnte, desto lieber sollte es ihm sein. Sie hofften alles von der Nacht. Wenn es schlafen könnte, so meinten sie, es würde alles vergessen; aber sie irrten sich. Es schlief nicht, es seufzte nur; es meinte immer die Landjäger zu hören; es stund oft auf, ging unter das Fenster, wollte hinaus, und nur mit großer Mühe konnte Hansli es im Bette hüten und behalten.

Als sie am Morgen den Vikar rasch den Fußweg hinauf kommen sahen, dem Hause zu, that es jedem weh in der ganzen Haushaltung, und es zuckte ihnen durchs Herz; aber keines sagte, was es fühlte, sondern machte bloß, daß es abweg kam, den Vikar nicht zu sehen brauche. Nur Mädi sagte: „Dert chunnt dä Stürmi, er cha jetz cho luege, was er agrichtet het; i will ihm's fry grad säge, sobald er dopplet; dä mueß wüsse, was er cha, dä!" — „Bis mr nit ds Hergetts," sagte Meyeli, „und keys Wort red mr zur Sach, ghörst; es ist mr wege ds Pfarrers, u de wird er öppe scho gseh, wie's ist." — „Das ist no dFrag," sagte Mädi, „e iellige=n=ist im Stang, es Surchabisbocki für=ne Grichtsäß az'luege, u wege ds Pfarrers bruchti me nit Chummer z'ha;

er syg=ne neue o z'uwitzig u z'geistlig, si sölle neue=n=enangere dSach scho mängisch ungnötet gseit ha." — „Syg das, wie's well," sagte Meyeli, „so schwygst du mir; emel einist hey mr Lydes gnue, mi mueß nit no selber neus mache." — „He ja, ja," sagte Mädi, „Anne Bäbi ist o mängist nit gege=mr gsi wie's hätt sölle; aber es cha mi notti doch no dure, u we=n=i wüßt, daß es öppis gege=mr hätt, su wär's mr doch leid." Da hoschete es draußen; Meyeli wischte die Hände nochmals ab und öffnete die Thüre, und als der Vikar fragte: „Wie geht es bei euch, was macht die Mutter? " so sagte es: „Nicht am besten;" die Mutter sei übel zweg, er solle aber so gut sein und hineinkommen. Der Vikar dachte an eine immer tiefer dringende geistige Zerknirschung, freute sich daher innerlich über das glücklich begonnene Werk und sagte, das, wo einem am übelsten scheine, sei oft gerade das Wahre, und wenn man es recht fasse, so führe es den Menschen zum rechten Heil. Meyeli antwortete nicht, sondern that die Thüre auf und ließ ihn vorangehen. Drinnen war Jakobli, er hütete die Mutter.

Anne Bäbi saß da, in dumpfes Brüten versunken, fuhr aber auf, als der Vikar hineintrat und sagte: „Ha=n=i's nit gseit? He nu, je eh dest besser." Nun begann ein schmerzlich Mißverständnis, welches den armen Leuten fast die Seele aus dem Leibe trieb. Der Vikar redete seine Sprache, redete vom Herrn und daß er Anne Bäbi zu ihm führen wolle. Anne Bäbi hatte diese Sprache nie gehört, verstund unter Herr den Richter, Pfarrer oder Landvogt, kurz, den, der ihm das Leben abspreche, sagte, es sei zweg, komme je eher je lieber, forderte nur noch eine Kappe und eine frische Scheube. Den Vikar ängstigte das; er meinte, sie brauchten deswegen hier nicht fort, der Herr nehme es auch hier an und auf die

Kleider sehe er nicht. Anne Bäbi sagte, es sei ihm auch recht, aber es hulf pressieren; es sei ihm daran gelegen, daß die Sache vor sich gehe, heute noch. Der Vikar fand pressieren auch gut; doch ward ihm unheimlich, er sagte von beten zusammen. Anne Bäbi sagte, wenn er es hier machen könnte, so sei es ihm auch recht, so könnten es seine Leute auch hören und ein Exempel daran nehmen; es werde aber müssen auf dChneu nieder? Es war ein herzzerreißender Auftritt; wie Jowägers alle weinten, kann man sich vorstellen, wie es sie schüttelte, als Anne Bäbi aufstand, Abschied nehmen wollte, bat, sie sollten ihm nicht zürnen, es heyg das Chingli töt, es chönn selber schier nicht sagen, wie; aber selig werd's notti und chömm de zu ihm, wenn es jetzt dStraf abthue. Dem Vikari begannen die Augen aufzugehn; er begriff, daß da ein Mißverständnis vorwalte; er fragte, was es gegeben, was Anne Bäbi eigentlich meine; gestern sei es auf so guten Wegen gewesen. Er vernahm, wie Anne Bäbi ihn verstanden, daß es müsse gerichtet werden, weil es das Kind getötet, wie es ihn für einen Schreiber oder verkleideten Landjäger angesehen, den der Herr geschickt, die Sache zu untersuchen, und, wie es behauptet, er werde wieder kommen, ihns holen, es müsse gerichtet werden; aber es sterbe gerne, dest eh sei es wieder bei seinem Büebeli.

Der Vikar verwunderte sich höchlichst, wie man so klare Reden mißverstehen könne; so etwas sei ihm doch wirklich noch nie vorgekommen; er wollte erklären, sich verständlich machen; der Schweiß stand ihm auf der Stirne; denn mit all seinem Erklären nagelte er Anne Bäbis Vorstellung nur fester, es pressierte nur dest stärker zu gehen. Es war ein fürchterliches Zuschen für die, welche inmitten dieses Mißverständnisses standen, und es nicht heben konnten, und hören

mußten, wie der Vikar es immer vergrößerte. Es ist aber eben so fürchterlich, wenn man redet und redet, und man sieht, daß man nicht verstanden wird, und man versucht es immer von neuem, aber findet die Sprache nicht, die verständlich wird, weiß nicht, wo es fehlt, begreift nicht, daß es daher kömmt, weil man Begriffe, Vorstellung, Redweise des Betreffenden durchaus nicht kennt. So kann man deutsch zum Deutschen reden und wird nicht verstanden; es ist, als ob beide direkt vom Bau zu Babel kämen.

Er wußte zuletzt nichts zu machen, als zu gehen. Der Herr werde das schon zum Guten wenden, sagte er; man müsse ihr nur Zeit geben zum Nachdenken; es werde das Wahre doch durchbrechen. Morgen wolle er wieder kommen, oder wenn man früher nach ihm verlange, so solle man es ihm nur sagen lassen.

Als nun der Vikar ging ohne ihns, ward Anne Bäbi sehr böse, und die Seinen hatten schwere Not mit ihm. So zum Besten halten ließ es sich nicht, sagte es; man gönne es ihm nur nicht; aber es wolle ihnen zeigen, wer Meister sei. Was es gethan, wisse es, und jetzt wolle es auch, was es verdient hätte, damit es selig werden könnte; aber grad das möchten sie ihm nicht gönnen und hätten ihre Freude daran, wenn es dem Teufel zu müßte; aber reisen wolle es es ihnen.

Dem Vikar war es schwer zu Mut und ganz dunkel im Kopf, und als er den Weiden entlang nach Hause ging, da ging er, als versinke er mit jedem Schritt bis an die Kniee in die Erde. Was er glaubte, es werde ihm zum Eckstein, war zum Stein des Ärgernisses geworden; während er von Freude und Ehre träumte, fand er eine zerrüttete Seele; statt fortzufahren und eine Seele retten, stand er an einer Mauer und hörte jenseits, wohin er keinen Weg wußte, einen herz-

zerreißenden Jammer. Noch stand ihm der innere Zusammenhang nicht vor Augen; aber nichts destoweniger war ihm sehr bange. Er besaß die Kaltblütigkeit der Neutäufer z. B., und ihre souveräne Verachtung gegen alle, welche nicht zu ihrer Partie gehören, nicht. Es geschah den Neutäufern nicht selten, daß in ihrer Mitte Menschen verrückt wurden. Diese ließen sie ohne Hülfe und stießen sie direkt oder indirekt unter die Kirchgänger zurück, in die Kirche zurück, aus denen sie dieselben gelockt hatten. Sie hatten keine Ahnung von einer Schuld an deren Zustand, weil solche Leute selten den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung erkennen; sie sagten ganz ruhig, ihr Zustand sei vom Teufel, und weil sie sagen, die Kirchgänger seien auf den Wegen des Teufels, so schlossen sie, solche arme Zerrüttete gehörten, als vom Teufel aus ihrer Herde geführt, wieder unter die zurück, die freiwillig dem Teufel zugingen, und überließen Sorge und Pflege denen, welche an ihrem Zustand keine Schuld trugen.

Den Vikar plagte dieser Zustand sehr. Er hatte wirklich Mitleid mit dieser armen Frau, obgleich er sich eines gewissen Ärgers über sie, daß sie so sehr seine Erwartungen vereitelte, nicht erwehren konnte und gegen einen Verdacht sich wehren mußte, als ob das alles nur Verstellung, ein angelegtes Spiel sei; es plagte ihn sehr, was die Leute dazu sagen werden, und ob nicht der eine oder der andere ihm die Schuld geben würde aus Unverstand und aus Haß gegen alles fromme Wesen und jedes fromme Wort. Wie aber das wohl möglich wäre, dachte er, mit einer Ermahnung einen Menschen zu verwirren; es wäre doch wohl traurig, wenn man keinem Menschen einen Zuspruch erteilen könnte, ohne Gefahr zu laufen, ihn verrückt zu machen. Das wäre Wasser auf die Mühle derer, die allem geistlichen Zuspruch feind seien und jeden verschreien als dumm

oder anmaßlich oder staatsgefährlich. Was ds Pfarrers dazu sagen würden, plagte ihn vor allem. Ob es besser wäre, er finge selbst davon an und erzählte ihnen die Sache, damit sie mit der Wahrheit berichtet würden, oder aber sich zu stellen, als ob er nichts wüßte, das beschäftigte ihn sehr. Darauf kam er immer wieder zurück, daß er an dem Unglück durchaus keine Schuld hätte, und widerlegte immer bündiger die Leute, rechtfertigte sich immer kräftiger, und wenn er fertig war, so war er doch nicht ruhig, sondern fing von vornen wieder an und wenn er hinten aus war, so kam er wieder vor für und immer wieder. Der gute Vikari wußte nicht, daß dieses Studieren zur Rechtfertigung, wo man immer wieder vorfür muß, meist nichts anders ist, als ein Zurechtzupfen einer Decke, welche zu kurz oder zu schmal für den Gegenstand ist, welchen sie decken sollte. Mit einer solchen Decke kömmt man nie zurecht; zupft man oben, so fehlt es unten, zupft man unten, so fehlt es oben; gäb wie man vorfür geht, fertig wird man nie. So ist es mit allen Entschuldigungsgründen, welche ein Unrecht decken sollen; ganz zu decken vermögen sie es nie, ein geheimes Gefühl sagt es uns; denn hier können wir die leiblichen Augen nicht brauchen. Und doch soll es geschehen, und wir sind die ersten, die meinen, es sei geschehen, das Ding sei ganz bedeckt, an dem wir doch noch immer auf und ablaufen und immer neu zudecken. Und wenn jemand durch die Decke sieht und was unter ihr liegt, so können wir recht zornig werden und aufbegehren, daß er uns nicht glauben will, sich nicht überreden lassen will, wie wir uns selbst überredet. Es wird wirklich manchmal seltsam komisch, wie so ein Hans oder ein Trini, dem man zeigt, was unter dem Deckeli liegt, sich gebärden kann wie eine Katz am Hälsig, als ob man ihm das himmelschreiendste Un-

recht thue, als ob er uns verklagen wolle noch am jüngsten Tage. Man kömmt selten darüber, ob er wirklich an seine Rechtfertigung glaubt oder ob es nur Zorn ist, daß man nicht an seine Gründe, nicht an ihn glaubt, wie an das Wort des Evangeliums, oder, im Geiste der Zeit ausgesprochen, daß man ihn oder ihns, Hans oder Trini, nicht für eine Autorität hält, die immer unbedingt Recht hat. Es ist allerdings schön, so dazustehen in wahrer Glaubenswürdigkeit, einem Turme gleich, fest in jeglichem Winde, ruhend auf den beiden Eckſteinen Wahrheit und Weisheit; aber daß man jedes Tschaggeli und jeden Lümmel und jeden Lügner und jeden Büffel für einen solchen Turm ansehen solle, das ist eine starke Sache. Seit man Gott die Autorität genommen, will will nun jeder Bube eine Autorität sein; es bleibt aber doch immer nur eine Bubenautorität. Freilich, wenn man ihm dieses zu verstehen giebt, verblümt oder unverblümter, so wird er taub, ist aber halt auch graglych.

So war dem Vikar sein Unrecht nicht klar und noch eines begriff er nicht. Es ist wunderbar, und alle Tage geschieht dies Wunder, daß, wenn ein Mensch etwas thut nicht aus Glauben und nicht zur Ehre Gottes (d. h. er kann es wohl sagen, aber er denkt doch dabei an seine eigene Erhöhung, was er für ein Köbi sei und was die Menschen dazu sagen werden), so erniedriegt ihn Gott und schlägt ihn in den Graben, d. h. es geht ganz umgekehrt als er glaubte; es schlägt übel aus, weist sich als eine verkehrte Handlung aus, oder hat sonst üble Folgen, die man freilich nicht berechnen konnte, welche aber doch die Menschen einem zurechnen. Das sind Fingerzeige des Vaters, zeitliche Strafen, welche verhüten sollen, daß wir nicht alles Gute, welches wir thun, hintendrein alsobald mit Sünden beflecken, mit den Sünden des Hochmuts und der Eitelkeit.

Das alles merkte der Vikari noch nicht, war aber nicht ruhig dabei; die Sache wollte ihm nicht aus dem Kopfe; er nahm sich aber vor, im Pfarrhause zu thun, als wüßte er nichts besonderes, und erst, wenn man ihn frage, zu sagen, was es sei, d. h. sein Deckeli hervorzunehmen und es zurecht zu zupfen.

Aber man fragte ihn nicht, man redete von der Sache nicht; er mußte sie in sich behalten, und merkwürdig ist wieder, wie so eine Sache ein eigentümlich Leben zu haben scheint, wächst, aufschwillt und je nach dem sie an einem Orte ist, uns entweder das Herz zu ver- oder den Kopf oben abzusprengen droht. Er mußte daran sinnen, er mochte wollen oder nicht; er mußte mit Gewalt sich zurückhalten, nicht noch am Abend zu Jowägers zu gehen; aber eine gewisse Scheu widerstand dem Drange; die Leute hatten ihn so sonderbar angesehen, waren weder freundlich noch dankbar gewesen und was sollte er sagen selben Abend schon wieder? Durch die Nacht besserte es hoffentlich, oder veränderte Umstände gaben ihm bessern Rat.

Aber am folgenden Morgen, während sie im Pfarrhause beim Frühstück saßen, klopfete es; die Magd kam herein und sagte: „Es ist neuer da, dr Herr söll use cho.“ — Wer ist es?“ frug der Herr. „Ich weiß nicht, aber er pressiert gar“. — „Gang lue doch, Sophie“, sagte die Frau Pfarrerin, „vielleicht kannst du auch Bescheid geben und drwyle ds Papali ustrinke.“ Sophie ging, kam plötzlich wieder und sagte: „Ds Jowägers Knecht ist draußen; Ihr sollet geschwind kommen, Papa.“ — „Was hat's gegeben?“ fragten Papa und Mama zusammen. Da stand der Vikar auf und sagte: Er wird wahrscheinlich mich meinen.“ — „Nein,“ sagte Sophie, „Euch meint er nicht; er hat ausdrücklich gesagt, dr

alt Herr, nit dr jung. Er sagte, es hätte neuis Ungschickts gäh; aber was, will er nicht sagen." „Du willst doch nicht gehen," fragte das Mamali, „der Weg ist wüst und der Morge kühl, u denk wie alt de bist; chönnt nit dr Herr Vikari afange gah luege was es wär?"

Aber während die gute Frau ihre Rede hielt, war der Herr schon draußen und als sie ihm die Schuhe und Überstrümpfe anzog, mußte sie hören, daß sie ihm doch nicht mit solchen Reden kommen solle, aber sie werde nie witzig; sie hätte doch ja gehört, daß man ihn wolle und nicht den Vikari. Das hätte er ihr vor dem Vikari nicht sagen können, ohne ihn zu beleidigen. So sei sie gerade mit ihrem vorschützigen Gutmeinen schuld, wenn der junge Herr böse werde, und meine, er, der Alte, greife ihm unbefugt ins Handwerk. Übrigens müsse es seinen bestimmten Grund haben, daß man ihn ausdrücklich verlange. Der Schulmeister habe ihm gestern Abend gesagt, was wohl bei Jowägers sei; der Vikari sei zwei Tage hintereinander dort gewesen. Er habe aber den Vikari nicht fragen mögen; wenn er den Geheimniskrämer mache, so könne er; fragen thue er ihn nicht. Es komme ihm aber fast in Sinn, was dort sei; indessen wolle er erst sehen, ehe er etwas sage. „Wann kömmst du heim?" frug die Mama, als der Herr Hut und Stock beides am rechten Ort hatte. — „Frage mich doch nie, wann ich heim komme; wie oft habe ich dir das schon gesagt? weiß ich, wie der Herr mich führt und was die Leute an mich bringen? Niemand als Gott hat eine so große Audienzstube wie so ein alter Pfarrer; wo er geht und steht, wird er angesprochen, muß Rede stehen, und er thut es gerne, gäb wie pressiert er ist; er weiß ja nie, ob das Wort, das er jetzt sagen könnte, ihm später noch einmal zu sagen erlaubt ist."

— „Aber Papali, wird nit höhn, i frage ja nit wege mir; i frage wege dir, wenn me dr soll dFinke z'warme thue u dr Nachtrock ufe=n=Ofe, und weil du nur zu Jowägers willst, so habe ich geglaubt, so ungefähr wüßest du, wenn du heim kämest, i=n=ere Stund oder zweune."

So ging der alte Herr und der junge sah ihm aus seinem Fenster nach. Erst regte sich der Zorn in ihm über den alten Herrn, der ihm immer ins Handwerk pfusche, nicht die Selbsterkenntnis habe, dieser Zeit nicht gewachsen zu sein (den Zeitgeist nicht im Leibe habe), neidisch auf ihn sei und nicht leiden möge, wenn er Fuß fasse in der Gemeinde. Doch dieses war nur der erste Schatten, der flog vorüber; denn so viel Gerechtigkeitssinn hatte der Junge doch, daß da der alte Herr sich nicht zugedrängt, sondern daß man ihn ausdrücklich gerufen habe. Aber erst nun recht kamen ihm Angst und Zorn und er hatte fast kein Bleiben mehr; es schien ihm, als hätte er das Recht, selbsten hinzugehen, zu sehen, was da wäre und zu verhüten, daß nicht eine unberufene Hand ihm zerstöre, was er so schön angefangen, und was vielleicht die andern Hausbewohner, welche so unempfänglich schienen, so Unchristen, nicht aufkommen lassen möchten, wie es ja oft geschehe, daß man die bis aufs Blut verfolge, welche sich bekehren wollten und den Heiland annehmen. Aber was war wohl begegnet? Wäre es nur ein allgemeiner Wunsch, und nicht ein plötzliches Ereignis, so hätte man den alten Herrn nicht so früh und dringlich rufen, sondern etwa sagen lassen, er solle kommen, wenn es sich ihm öppe schick, oder wenn er angfähr bim Hus vrby gang.

Und was für ein Ereignis war das? Er grübelte aus seinem Gedächtnis Wort für Wort wieder hervor; was gesprochen worden, und je mehr er zusammenzustellen hatte,

um so mehr stieg in ihm die Ahnung auf, Anne Bäbi habe den Tod gesucht. Schwermütige und Irrsinnige suchen ihn ja so oft, daß das jedes Kind weiß und sagt: „Zu dem mueß me luege; gäb wie leicht, so könnte der sich ein Leid anthun.“ So etwas mußte geschehen sein; aber warum berief man ihn nicht, der doch so treu sich ihrer angenommen, sondern den alten Herrn, der gleichgültig zu Hause geblieben und ihrem Jammer von Ferne zugesehen? Undank sei der Welt Lohn, dachte er. Unverstand suche bei jedem Unglück eine unschuldige Ursache; aber seltsam sei es doch, daß das Ding bald nach seinem Weggehen angefangen; hatte er doch gar nichts bemerkt, als er fortging; war's doch unmöglich, daß so bloße Worte einen solchen plötzlichen Eindruck hervorbringen könnten. Dem armen Vikari ging es fast so, wie einem, der in einsamer Scheune geruhet, dort eine Pfeife eingemacht, Feuer geschlagen, die Pfeife angebrannt, den Deckel zugemacht und seines Weges fortgegangen. Auf einem Hügel ruht er wieder aus, sieht hin, wo er hergekommen, sieht dort Rauch aufsteigen, einen Brand beginnen und es muß die Scheune sein, in der er geruht. Nun fällt ihm nach und nach ein, daß er dort Feuer geschlagen, die Pfeife angebrannt; aber Schuld am Brande konnte er doch nicht sein, hatte er doch einen Deckel auf der Pfeife und nirgends Feuer verzattert. Aber wie konnte dann das Feuer entstehen und brach es nicht bald nach seinem Weggang aus? Aber hundertmal hatte einer in einer Scheuer Feuer gemacht und nie hatte es gebrannt. Und machen nicht viele mit der Pfeife im Munde Heu herunter, und es brennt auch nicht? Aber wer dich dort gesehen, denkt er weiter, wird dir doch Schuld geben, dich zur Rechenschaft ziehen; denn wer als du kann es wohl gewesen sein? Und während solchem Verweisen fängt es an zu brennen in ihm, und die

Füße beginnen zu laufen. Die Füße der einen Gedankenreihe laufen dem Feuer zu, die Füße der andern laufen vom Feuer weg, alles je nach Art und Weise, ich will nicht sagen, des Bewußtseins von Schuld oder Unschuld, vielmehr nachdem Keckheit oder Verzagtheit und Unbefangenheit in ihm die Oberhand haben. So geht es einem, dessen Seele verweiset, ob durch ihre Schuld ein einsam Scheuerlein verbrannt sein möchte, und wenn auch niemand sie anklaget, kein Richter ihr nachforschet, die Wunde bleibt doch; das Bewußtsein möglicher Schuld verharschet so leicht nicht. Ein Leben ist mehr als ein Scheuerlein und wir haben vorhin gezeigt, wie es einem rechten Arzt durch die Glieder bebt, wenn das Werweisen ihn befällt, ob er ein Leben geopfert, zu dessen Rettung er berufen worden; wir haben gezeigt, wie es dem Quacksalber zu Mute werden sollte, der gegen Gesetz und Ordnung an ein Leben sich wagt und unter seinen Händen geht dasselbe zu Grunde, wie es ihm allerdings, aber selten, gschmuecht zu Mute werde, weil er selten oder nie sieht, was er angerichtet; weil er daheim bleibt und sich damit tröstet, die Leute haben es zwängen wollen und jetzt hätten sie nichts, als was sie erzwängt, und dessen vermöchte er sich nichts, er wasche seine Hände in Unschuld. Der Lümmel denkt nicht, was es Pilatus half, als er seine blutigen Hände wusch, daß Paulus sagt: Auch richte ich mich selbsten nicht, und daß ein anderer predigt, was recht und unrecht ist und nachdem was er predigt oder hat predigen lassen, das Gericht auch selber führt und darum sich nicht kümmert, worin sich einer gewaschen habe, ob in Dreck oder Unschuld, sondern wie einer gewesen sei und wie er gehandelt habe. Ähnlich wie leibliche Quacksalber es mit dem Leben haben, haben es geistliche Quacksalber mit der Seele; an den Neutäufern ist's nachge-

wiesen worden. Eine Seele zerrütten ist unendlich mehr, als ein Leben nehmen, ein Leben verwahrlosen.

Stirbt einer, so ist sein Leben abgeschlossen; er ruht im Grabe, die Seinen weinen um ihn, entbehren ihn; aber sie wissen ihn in Gottes Hand. Wird aber eine Seele zerrüttet, so gleicht der Leib einem entmasteten Schiffe. Dieses ist jedem Winde, jeder Welle preisgegeben; das Entsetzlichste ist jeden Augenblick zu gewärtigen: Mord, Brand, an sich und andern, eine völlige Entmenschlichung. Das Schrecklichste ist möglich, der fürchterlichsten Pein kann der Mensch verfallen, die fürchterlichsten Leiden den Seinen verursachen, eine unermeßliche Last ihnen sein, beides, denen, die ihn lieben und denen, die eigensüchtig sind, wenn der Wahnsinn ihn erfaßt hat. Denen die ihn lieben durch die Pein des Zusehens und die Unmöglichkeit, zu helfen, den Eigensüchtigen durch tägliche Opfer und täglich zu gewärtigende Schmach. Und ein Wahnsinniger vermag so wenig für das Heil seiner Seele zu sorgen, als ein Toter, und des Übelthäters Macht vermag ihn so wenig zu heilen, als ein Totschläger einen Erschlagenen lebendig machen kann. Man sollte also meinen, die Unthat, eine Seele zerrüttet zu haben, müsse einen fürchterlichen Stachel, einen nie erlöschenden Brand in des Thäters Seele werfen. Aber da wäre man im Irrtum. Von den Eigentümlichkeiten der Seele, ihren Krankheiten, den verschiedenen Folgen verschiedener Behandlungsweise, verschiedener Eindrücke, haben die wenigsten Menschen einen Begriff. Klemme ich einen Menschen in den Arm, so schreit er: Uy! und zeigt mir den Eindruck; aber das Dümpfi in einer Seele kann man nicht zeigen, wie ein Dümpfi im Arm und wenn mich einer tot schießt, so kann man ihm das Loch zeigen, wo die Kugel hineingegangen und wieder hinaus, und er kann nicht sagen, ich sei an einem Leberfluß oder an

einem Lungenbruch gestorben; aber wenn einer eine Seele zerrüttet, kann man ihm weder ein Loch zeigen, noch sonst was, die Einwirkung war eine geistige; darum leugnen alle geistig Blinden jede Schuld und gehen kaltblütig weiter und drängen an andere Seelen sich, unbekümmert um den Erfolg, und wenn es übel ausschlägt, sind sie nicht schuld daran. Und doch liegen sie in weit größerer Schuld als der leibliche Quacksalber. Nicht nur ist, wie oben gesagt, die Sache an sich die bedeutsamere, fürchterlichere, sondern der, welcher Seelen zerrüttet, bleibt nicht zu Hause und läßt sich suchen, wie der leibliche Quacksalber, sondern er sucht die Leute, er drängt sich auf und darum könnte er auch die Folgen sehen, könnte den gräßlichen Zustand der Irrsinnigen sehen, könnte zerrüttete Hauswesen sehen, das Elend der Irren; er sieht es auch, aber kaltblütig; das geht ihn alles nichts an, das hat der Teufel gethan, der umhergehet und suchet, wen er verschlinge, der Unkraut in den Acker säet und Macht über die Herzen hat, wo nicht der rechte Glaube herrscht. Solche Menschen haben ein einförmiges, religiöses Durcheinander, Gstürm, das allenthalben das Gleiche ist, so eine Art Aarwangerbalsam, oder eine wunderthätige Pillenart, oder ein Xaverielixier, und das wenden sie allenthalben und bei jedem an ohne Unterschied, als eine wunderthätige Universalmixtur; die Verbreitung dieser Mixtur ist ihr Beruf; der Herr hat sie gesandt; ob sie anschlage und wie sie anschlage und für wen sie passe, das zu untersuchen, ist nicht ihre Sache, nicht ihre Pflicht; das ist des Herrn Sache; der Herr macht das; er hat das Wirken und das Vollbringen, und wenn einer darob kaput geht, so hat das der Teufel gethan, der leider über diesen Menschen mehr Macht hatte als der Herr.

So war denn doch unser Vikar nicht; bei ihm griff die

Sache tiefer. Er war mehr einem jungen Arzte zu vergleichen, dem ein bestimmtes System, eine eigentümliche Mittellehre, eingetrichtert worden ist, die er nun allenthalben und an allen Naturen anwendbar machen will, und um so zudringlicher damit wird, je weniger die Menschen Zutrauen dazu haben. Er ist berufen, er meint es gut; aber er kennt nichts als sein System, kennt den Menschen nicht und die unendliche Verschiedenheit der Naturen nicht, an welchen er dieses System anwendbar machen will. Was würde man zu einem Tischmacher sagen, der mit Tannen-, Buchen-, Ahorn-, Kirschbaumholz u. s. w. akurat gleich umginge, oder zu einem Musikanten, welcher mit den gleichen Schlägeln eine Guitarre erpaukt, mit welchen er eine währschafte Pauke bearbeitet? Was hat man früher zu dem Arzte gesagt, der, um die Blutung einer Wunde zu stillen, geschwind noch ein Loch machte? Ähnlich ist das Manöver, eine Seele, welche bereits schon so tief im Jammer sitzet, daß derselbe fast über ihr zusammenschlägt, noch tiefer in den Jammer hineinzustoßen, ohne irgend nur daran zu denken, ob in der Seele noch Kraft sei, sich hinaus zu arbeiten auf die Weise, wie man es meint, daß nämlich der weltliche Jammer aufhöre und ein neuer Mensch beginne. Das ist ja fast wie jene Frau sang:

My Ma ist mir i dEmme gfalle,
I ha=ne ghöre gluntsche,
Hätt i=ne nit bim Bart erwütscht,
Hätt i=ne nit bas ache drückt,
So wär er nit ertrunke.

Steht ein junger Arzt an Totenbetten, wo er sein System zum Sargdeckel werden sieht, so schüttelt es ihn; schwere Gedanken wälzet sein Gemüt, schwere Zeiten sind es für ihn, bis er zur Einsicht gelangt, daß Kunst und Leben sich einen

müssen, daß es auf Erden kein System gibt, weder ein geistliches noch ein medizinisches, das, absolut genommen, einen Kreuzer wert ist, daß auf Erden alles relativ ist, d. h. sich modeln muß nach Natur und Lebensweise, nach Kraft und Schwäche, nach Wärme und Kälte, nach Fleisch und Erdäpfeln, nach Milch und Wein, nach hunderterlei andern Dingen noch. Und diese verschiedenen Modifikationen rasch zu fassen und geschickt in Rechnung zu bringen, in jedem gegebenen Fall, das macht den Arzt aus, der, wenn Treue dazu kömmt, eine Wohlthat des Landes wird, um den Tausende weinen, wenn der Herr den getreuen Arbeiter ruft.

Freilich schüttelt es manchen, und er kömmt doch nicht zur Einsicht; er jammert, er hat Mitleid; aber daß sein System, oder wenigstens seine absolute Handhabung nichts taugen, das geht ihm gar nicht auf; aber er möchte davon laufen, möchte aus der Haut fahren, möchte so recht gründlich unglücklich werden, das möchte er.

Ähnlich ging es unserm Vikari. Es hatte ein Unglück gegeben; aber daß er schuld daran sei, konnte er nicht glauben, und doch konnte er es nicht aus dem Sinn bringen; er repetierte alles, was er gesagt, und es war durchaus biblisch und akurat wie er es gelernt, ähnliche Fälle zu benutzen, um Leute Jesu zu gewinnen, ihre Seelen zu retten; er wußte nicht, sollte er fortlaufen, weit weg, daß ihn niemand mehr zu Gesicht kriege, oder hin zu Jowägers, zu sehen, was es gegeben. Jedenfalls hatte er zu beidem bei dem schlechten Weg Stiefel nötig; die zog er daher einstweilen an.

Unterdessen war der Pfarrer, so rasch sein Alter es ihm erlaubte, zu Jowägers Hause gekommen, wo Hansli mit verweinten Augen ihm entgegentrat. „Eh Hansli," sagte der Pfarrer stille stehend und verschnaufend, „was hat es bei

Euch gegeben? Ist jemand gestorben?“ „Ach,“ sagte Hansli, „meh as gstorbe=n=u doch nit; i darf's fast nit säge, Herr Pfarrer, u nie ha=n=i däycht, daß i selligs erlebe müeßt i üsem Hus, es ist viel z'schröcklig.“ „Aber was ist's denn?“ fragte noch einmal der Pfarrer. „Ach,“ sagte schluchzend Hansli, „denket, my Frau, mys Anne Bäbi, het si welle häyche, u wo das nit grate=n=ist, het es si i Hals ghaue, mir hey gmeint, mir chönne ds Blut nit gstelle. O Herr Jesis, Herr Jesis, was me=n=alles erlebe mueß, u was für Schang ha!“ „Aber mein Gott,“ fragte der Pfarrer, „was hat es gegeben; habt ihr Streit gehabt?“ „Bhüet=is nei,“ sagte Hansli, „öppe lang nie. Anne Bäbi ist geng öppe=n=e wenig es Meisterhafts gsi; aber mi het's lah mache=n=u nit viel drzue gseit, es un ds Sühniswyb hey enangere no nie ke Unantwort gäh u chönne's bsungerbar guet z'säme.“ „Aber öppis mueß doch gsi sy,“ sagte der Pfarrer, „und ich möchte gerne wissen, was, nicht aus Gwunder; aber i sött's wüsse, damit i wüßt, wie=n=i rede söll mit ihm. Vo wege, lueget, mi cha nit mit alle Lüte glych rede, u bi de=n=eine darf me=n=öppis gar nit säge, wo bi angere ds erste sy mueß.“ „Ach, Herr Pfarrer, i darf's fast nit säge, was es gäh het. Daß das Buebi gstorbe=n=ist, ist ihm grusam yche gange und es het tha wie lätz; es isch is scho z'selbisch alle=n=angst worde; aber verirrets ist's doch notti nit gsi. Da chunnt du, aber heit's nit ungern, Herr, dr Vikari u seyt, ds Anne Bäbi syg ihm im Traum erschiene. Öppis dumms e so! u=n=er müeß zu ihm, u=n=i säge no, es nähm alles wohl teuf. Aber er het sich desse nüt gachtet; es mueß=ne öppere gege=n=is ufgwiese ha. Er het dr Frau abezellt vo siebe Lyde nache, u=n=ere abeghaue, als ob si i ke Schueh yche guet wär. Das hätt no nüt gmacht; aber er het z'merke gäh, si sig dSchuld,

daß das Ching gstorbe sig, un das ist du yche gange. Mir hey's afangs ume nit sövli gmerket. Aber vo Stung zu Stung het's böser; es het gmeint, mi werd's cho reyche=n=u richte, un het si no druf gfreut, u das het is übel afah gruse. U wo du gester dr Vikari wieder chunnt, luegt es=ne du für e Landjäger a, wo's well cho reyche, u wo=n=er du betet het, su meint's, jetz müeß es grichtet sy u das syg dr Lebesab=spruch gsi. Wo=n=er du geyt, su het's du gmeint, mi well's ume für e Narre ha, u gseit, mi well's ume plage=n=u gönn ihm dr Tod nit; aber es well's üs scho reise. U=n=es het is es greiset, gäb wie mr is i=n=acht gno hey. Gester, wo mr z'Nacht gesse hey, ist ds Sühniswyh by=n=ihm gsi, das cha de bsunger guet mit ihm rede=n=u=n=ihm däsele, und het's ghüetet. Da faht ds Ching a brüele=n=im Stübli, und es ist ume=n=e=n=Augeblick nebe=n=us, u het niemere grüeft, es het's o nit gsinnet u gmeint, es chömm grad ume. U=n=es ist cho, sobald's chönne het; aber ds Meitschi het's es Brösmeli länger gsumet as es gmeint het, u wo's une chunnt, Herr Pfarrer, hanget mys Anne Bäbi scho am Ofestangli. Mi cha denke, wie das arm Fraueli, wo sust ungsungs ist, erschrocke=n=ist; es het e Brüel usglah, es düecht mi, i ghör=ne no jetz. U=n=i gschwing zueche=n=u haue's ache, un du het's dr Ate grad wieder zoge, vo wege, es ist ke Minute dobe gsi. Aber wo's zue=n=ihm selber cho ist, bhüet=mi Gott drvor, was die Frau gseit het, u wie si tha het, i möcht's kem Mönsche säge, daß mr=se nit heyge lah mache, u daß me=n=ere dr Tod nit gönn. Mir hey betet un pläret die Nacht, Herr, es stellt si das ke Mönsch vor. Aber mängist het's mi düecht, we dr Vikari ume wüßt, was es gäh heyg, u wenn er is müeßt helfe pläre=n=u bete. Aber so eine cha de gah u schlafe=n=u däncht: „Was frage=n=i drna!" Nit, daß i säge well, er syg

dSchuld; es wird so üses Herrgetts Wille gsi sy, vo wege, es isch is ume z'wohl gsi, u=n=i ha mängist däicht, was es ächt geb; es lay si alles ume z'guet a; aber a das, wo cho isch, ha=n=i nit däicht. Wo du Mittinacht vorüber gsi isch, da isch du Anne Bäbi rüehjiger worde=n=u het gstillet nah di nah, u du ha=n=i gseit, si sölle=n=e chly gah schlafe, i well jetz scho eleyni bi=n=ihm sy. U z'erst hey si nit welle; aber was hätt's abtreyt we da alli die ganzi Nacht ghocket wäre u pläret u betet hätte? U gege Morge=n=ane het's mi düecht, es schlaf, u du het's mi o gäh, u ds Sühniswyb isch scho uf gsi u=n=isch cho luege=n=u het gseh, daß mir bedi schlafe un het dThür off glah, u=n=i dr Nebestube Brot ygschnitte. Du mueß es du use, gah dMilch ab=em Für näh (si het welle=n=überlaufe) laht ds Messer nebe dr Brotchachle liege, u=n= Anne Bäbi uf wie dr Blitz, schießt uf's Messer u haut i Hals. Es het ume drglyche tha es schlaf, u het dr Glegeheit glußet. Un mi düecht's, i ghör öppis u schieße=n=uf u du gseh=n=i Anne Bäbi nimme=n=im Bett, un wo=n=i ume luege, het's ds Messer im Hals. Herr Pfarrer, gschmuecht isch's mr no nie worde, aber düecht het's mi, es geb mr eine mit=eme Zunstecke=n=i dChneuäcke, u=n=i müeß uf de Chneue zu ihm rütsche; es het mi düecht, es gang e ganzi Gloggestung, bis i by=n=ihm syg. He nu, Gottlob, es isch no früeh gnue gsi. Aber wie's üs gsi isch, wo mr's hey müeße ha, fast wie=n=es wilds Tier, u mr alli voll Bluet gsi sy, das cha niemere sinne. Mir sy gsi im Gsicht wie wyßbleichti Tüecher, u de voll Bluet drzue, es het eym vor em angere gruset, u=n=es isch alle gschmuecht worde, weder mir und Sami nit. Aber mi cha si o nit däyche, wie's eim isch, we me mit=ere Muetter, wo nüt z'chlage het u dryß'g Jahr mit=ere im Friede, wie öppe dr Bruch isch, glebt het, däweg z'weg mueß u se binge

mueß, wie=n=es Uvrnünftigs, ume für se chönne z'vrbinge u daß si si nit z'Tod blüeti, u mr die Schang nit müeße ha, daß si öppere=n=ums Lebe brunge hätt i dr Familie, u dr Vrdruß, daß es nit emal i Chilchhof chömm, so ume=n=i Wald use, wie, nüt z'sämezellt, es Uvrnünftigs. Du hey mr üses Lebes nüt meh wüsse=n=az'sah; angere Lüte hey mr's nit gern gseit, vo wegem Gred, un de isch dFrag, ob si=n=is hätte chönne rate; dr Vikari hey mr nit bigehrt, u hey emel Euch müeße plage, mr hey niemere gwüßt, zu dem mr besser ds Zutraue hätte. U wo Jakobli dBlattere gha het, heyt Ihr is o chönne tröste, i hätt's niemere glaubt, u ha sither no mengisch müeße dra sinne."

Dem Pfarrer war bei diesem Bericht zuerst das Feuer zu Haupt gestiegen und wäre fast in einige harte Worte ausgebrochen. Aber der Pfarrer war ein edler Mann und was er zu seufzen hatte, verseufzte er nur vor seinem Mamali und vor Gott; er verdächtigte den Glauben seiner Amtsbrüder nie, und namentlich verunglimpfte er einen Jungen nie; er vergaß nie, daß wir allzumal nur ein Werdendes sind, sei es nun ein junges oder ein altes, und wenn er auch ein junges Werdendes nicht liebte und es ihm nicht zu Gefallen war, so bestreute er dessen Weg nicht mit Gift, bezeichnete es nicht als ein Verdorbenes; er wußte, wie solche Urteile Schlingpflanzen sind, welche um die edelsten Naturen sich ranken, sie lähmen, verderben. Er gehörte nicht zu den niederträchtigen Amtsbrüdern, die in Gleißnerei den Schlüssel Petri suchen, meinen, ihre Brüder seien nur da, um sie zu einer Pyramide zusammen zu drücken, auf deren Spitze sie sich stellen können; zu den niederträchtigen gehörte er nicht, die alles um sich und neben sich verdächtigen, verkleinern, denen, wenn sie den Glauben eines Amtsbruders, oder gar

seinem Wandel einen Schlemperlig anhängen können vor ihren oder seinen Gemeindsgenossen, die Wollust die Augen auftreibt, daß man sie mit dem Zwilchhäntschen fassen kann, so klein sie im ordinäri Zustand sonst auch sein mögen. Dieser heillose kollegialische Sinn ist ein Fluch, der wie eine schwarze Wolke über allen Berufen weilt. Der Pfarrer unterdrückte daher seinen Zorn, hörte mit großer Betrübnis den Bericht zu Ende; dann frug er: „Und jetzt, wie ist eure Frau? redet sie und womit beschäftigt sie sich?" „Sie ist still," sagte Hansli, u mi cha nüt us-ere-n-use bringe; aber chömit yche-n-u luegit selber."

Drinnen traf er Meyeli und Jakobli in trostlosem Zustande, die Kranke still im Bette, in sich versunken und matt. Nachdem er den erstern freundlich die Hand gegeben, wandte er sich zur Kranken, setzte sich zu ihr; es nahm ihn wunder, ob sie ihn noch erkenne oder ob sie ihn auch für einen Landjäger halte, der sie holen wolle. Sie sah ihn lange starr an und man sah, daß sie mit dem Erkennen ringe. Da sprach der Pfarrer und sagte, er hätte sie lange nicht gesehen; aber er sei alt, komme nicht mehr viel fort, nicht einmal immer in die Predigt. Das letzte mal, daß er darin gewesen, da habe er auch Anne Bäbi dort gesehen mit seiner Sohnsfrau. „Ja Frau," sagte er, „damals, als Euer Sohn die Blattern gehabt hatte, erinnert Ihr Euch noch, es war an einem Sonntag, als ich da vorbei kam und ihn zum erstenmale sah, da hätte kein Mensch glauben sollen, daß der so bald ein jung und lustig Fraueli haben würde; aber der liebe Gott macht oft etwas ungsinnet. Bsinnet Ihr Euch noch, wie Ihr Euch damals kummertet, daß er die Blattern gehabt, und wie Ihr Euch ein Gewissen daraus machen müßtet, und jetzt denkt kein Mensch mehr an Jakoblis Blattern, er nicht und seine Frau noch

weniger. Im Gegenteil, sie danken sicher dem lieben Gott dafür; denn ohne die Blattern wären sie nicht zusammengekommen, und wer weiß, wo Meyeli jetzt Jümpferli sein müßte in einem halbbatzigen Chitteli. Damals hat man es nicht so nehmen können, und Ihr nahmet es recht schwer, und es machte mir damals recht angst um Euch; aber nicht wahr, es ist alles viel besser gekommen, als ich und Ihr gedacht?" Anne Bäbi sagte nichts darauf; aber man sah doch, daß es den Pfarrer erkenne, ihn nicht mit seinem Wahn in Verbindung bringe. Es war fast, als wolle es weinen und that es doch nicht; man wußte nicht, gedachte es der vergangenen Zeit oder bewegte ihns sein gegenwärtiger Zustand. Der Pfarrer that nicht, als ob er wüßte, warum es im Bette liege, bedauerte daß es krank sei, fragte, wie es mit seinem Söhnisweib zufrieden sei, sagte, daß alle Leute es rühmten, und vermied so sehr möglich jede Berührung des wunden Fleckes seiner Seele. Und Anne Bäbi blieb ruhig, und als er sagte, er wolle jetzt nicht mehr so lange warten, bis er wieder zu ihnen komme, er komme bald wieder, lächelte es fast und nickte mit dem Kopf; aber stille blieb es und kein Wort kam über seine Lippen. Draußen sagte der Pfarrer, der guten Frau Zustand sei allerdings bedenklich; man wisse nicht, spiele sie den Schalk oder sei sie sonst so still; indessen habe sie ihn doch sicher erkannt, und die Erinnerung an vergangene Zeiten hätte sie auch noch. Das Gebiet des Wahns sei freilich ein unermeßliches und fast unerforschtes; aber so weit er sich darauf verstehe, glaube er, Anne Bäbi sei noch nicht so weit über dessen Grenzen, daß es nicht noch zurückgeholt und vollständig geheilt werden könnte. „Was habt Ihr für einen Doktor?" „Keinen," antwortete Hansli, „wir waren bis dahin ungfellig zu allne,

und jetzt haben wir uns gescheut, einen zu holen; wir möchten die Sache so wenig als möglich unter die Leute lassen, und mi weiß wohl, wie die Doktere-n-alles plauderet ha müeße; es söll ja no mengist i dr Zytig dere Züg cho. So gradane verbinden können wir auch; es ist einmal ume ds Brotmesser gsi, wo i dr letzte Zyt öppe niemere dZyt gha het z'schlyfe; we's es Federmesser oder es Rasiermesser gsi wär, es hätt scho böser chönne gah." „Das ist möglich," sagte der Pfarrer, „aber ein Doktor sollte doch herbei. Es ist auch wegem anderen. Es fehlt Euer Frau freilich an der Seele, und was ich thun kann, soll nicht fehlen; aber Körper und Seele sind gar in einem engen Zusammenhang; wenn es einem fehlet, so leidet auch das andere, und manchmal scheint es an dem Körper zu fehlen, aber man muß doch die Seele doktern, wenn der Körper gesund werden will, und manchmal kommt in der Seele die Krankheit zum Vorschein; aber man muß sie im Leibe angreifen; dort hat sie ihre Wurzeln; die Seele ist bloß das Fenster, aus dem sie das Gesicht streckt. So kann man z. B. jemand töten, ohne daß man ihn mit einem Finger berührt, durch die Seele, durch Verdruß, Herzenleid und Kummer, und so werden wirklich auch viel mehr Leute gemordet als den andern Weg, und man kann hinwiederum jemand gesund machen durch Freude, Sanftmut, manchmal durch eine einzige fröhliche Nachricht, und wiederum kann man die Seele verrückt machen durch Brönz oder einen einzigen Schlag auf den Kopf, und kann sie heilen durch Aderlaß und Abführungs- oder andere körperliche Mittel; das sind geheime Thüren, welche die Erfahrung aufgefunden, der Verstand aber nicht beschreiben kann. Und ich glaube, gerade hier wäre ein Doktor nötig, oder wäre es vielleicht nicht am besten, wenn Ihr Eure Frau irgendwohin unter gute Aufsicht thätet, wo sie die ärztliche Hülfe

nahe hätte oder vielleicht gar im Hause? Man hat manchmal, so wie Ihr es auch habt, nicht einmal Zeit zur rechten Aufsicht."

„Man kann dr Zeit machen," sagte Hansli. „Und Anne Bäbi hat so lange Jahr gut zu allem gluegt, daß i nit wüßt, warum me jetz nit o guet zu ihm luege sött, u vrmah=n=es si dessе=n=allem ja nüt, u het's ume=n=übercho wege syr Ängstligi, für die es ja o nüt cha. Es wäre mir gruſam z'wider, es weiters zu thun; man weiß nie, wie ſie es bekommen, gäb was die Leute verſprechen, und wenn es ihm gehen ſollte wie jener Frau bi dem Umönſch, dem me dr L . . . . dokter ſeyt, wo aber nie glert het, ſi ume drfür usgit, wo dafür ins Blaue gekommen ſein ſoll, ich hinterſinnete mich." „Was hat dann der gemacht?" fragte der Pfarrer, „ich habe nichts davon gehört." „Man ſagt," antwortete Hansli, „der habe auch ſo eine Frau, der es gfehlt heyg im Kopf, in die Kur genommen, habe ſie vierzehn Tage lang hinter einander laxiert und purgiert und zehnmal zu Ader gelaſſen, ſie angeſchloſſen und in dieſem Zuſtand mit ihr gemacht, was ihn gelüſtet. E ſellige wett i doktere, daß er syr Lebtig usdokteret hätt." „Herr Jere," ſagte der Pfarrer, „das iſt ja fürchterlich; wie darf doch ein Menſch ſo was wagen! es wird ihm aber die Luſt dazu vergehen jetzt." „Mi cha de luege," ſagte Hansli, „wer uvrſchant iſt, lebt deſt bas, u wer weiß, ob dä nit no ſelber i dRegierig chunnt? Nei Herr, zu myr arme Frau wott i ſelber luege."

„Das iſt ſchön von Euch," ſagte der Pfarrer, „aber ſo müßt Ihr doch einen Doktor kommen laſſen; das iſt nötig, glaubt es mir, wenn Ihr es Brösmeli Glauben zu mir habt." „Meinet Ihr, es müſſe ſein?" ſagte Hansli, „he nu ſo de. Aber was für eine? I ha neue ke Glaube zu keim. We's

üsem Herrgett gfallt, su lebt=me, u we's üsem Herrgett gfallt, su stirbt=me." — „Ja, Hansli, u we's üsem Herrgett gfallt, su git's Chlee ame=n=Ort, u=n=a=me=n=angere Versette, u=n=a=me dritte Chorn, gäb mi heyg gsäyt oder nit, oder ist's nit so?" — „Nein, Herr Pfarrer, so ist's nicht, das ist ganz anderlei; aber wil Dihr's säget, so will i i Gottsname=n=ume Dokter us; aber Ihr müeßt säge zu was für eym, si sy mr all glych; es ist mir eine wie dr angere." — „In solche Dinge," sagte der Pfarrer, „mische ich mich sonst nicht, mein lieber Hansli; da aber die Sache not thut und Ihr mir lieb seid, so schicket auf der Stelle Euren Knecht nach Täubelige und lasset dem dortigen Doktor sagen, er solle so schnell als möglich kommen und zwar bei mir vorbei, es sei ein Notfall, Es ist ein junger Mann und mir verwandt und an seinem Beruf ist ihm gelegen; deswegen ist's, warum ich ihn rekommandiere und nicht wegen der Verwandtschaft." — „He, grad deretwege ist er mr recht," sagte Hansli, „es isch de öppe=n=o=n=e brave Herr, der nicht so bigehrt, eim a dr Nase desume z'füehre, bis eim ds Geld alles usem Sack grunne=n=isch. Öppe meh wüsse, as e=n=angere, wird er o nit."

Es war schon spät gegen Mittag, als der Pfarrer wieder gen Hause ging, und unterdessen hatte niemand im Hause vernommen, warum er war beschieden worden, und alle, bis zur Magd herab, hatten viel zu verwerchen von Gwunder und Teilnahme, sie wußten nicht welcher Gattig mehr, wie es denn auch schwer ist, Gwunder und Teilnahme zu unterscheiden. Am meisten doch der Vikari, der, als er seine Stiefel anzog, noch immer nicht wußte, welchen Weg damit, und eben sich entschloß, einen Freund zu besuchen und ihn um Rat zu fragen, als ihm an einem Bein die Knöpfe sprangen, in welchem die Stegreife hingen; denn ohne Stegreife ging

er nicht aus. Er betrachtete in großer Verlegenheit den Schaden: an einem Fuß Stegreife, am andern nicht, das ging doch nicht wohl; den andern Stegreif abmachen, wäre das kürzeste gewesen; allein er trug doch Bedenken. Er sah den Schaden genauer an: ein Knopf war gesprungen, war nicht wieder anzunähen, was er im Notfall im Stande gewesen wäre; neue Knöpfe hatte er nicht im Vorrat, und welche der Jungfer Sophie abzubitten, trug er wiederum Bedenken. Er dachte an andere Hosen, was auch möglich gewesen wäre, da er in der That noch welche hatte; aber sie waren teils neuer, teils dünner; die neuen reuten ihn bei dem schlechten Weg; in den dünnen fürchtete er einen Pfnüsel bei der feuchten Luft; darum trug er gegen die einen und die andern Bedenken. Er wußte sich wirklich lange nicht zu helfen; endlich fiel ihm ein, daß zunächst ein Schneider sei, an dessen Haus sein Weg vorbeiführe; dort hoffte er die nötige Hülfe ohne Bedenken. Er schoß, das Versäumte einzuholen, wie ein Schutzgatter davon und schoß unter der Hausthüre mit dem Pfarrer zusammen. Das war ein eigen Zusammentreffen. Man erschrickt zumeist, wenn man unerwartet mit einer Person zusammentrifft, sei sie, wer sie wolle; ist's dann aber eine Person, die in uns neben der sinnlichen Überraschung eine geistige Empfindung erregt, so wird der jähe Schreck durch alle Glieder fahren; bald wird es einem, als ob man mit Wasser begossen oder ins Feuer gestoßen würde, oder eine Art Starrkrampf jede Bewegung feßle.

Als nun der Vikar so unerwartet vor sich den Pfarrer sah, der nun alles wissen mußte, was ihn so sehr bewegt hatte, aber durch die fatale Stegreifgeschichte einen Augenblick in den Hintergrund getreten war, war's ihm fast, als stehe vor ihm ein Löwe, und zwar zum Sprunge fertig. Stumm

griff er zum Hut; mit großem scharfen Blick sah der alte Herr ihn an und frug: „Ihr weyt furt?“ Der Blick färbte dem Vikari die Backen rot, und hastig sagte er: „Ja, und wahrscheinlich chume=n=i nit zum Mittagessen,“ und mit dem wollte er vorbeischießen, fast wie ein Vögelein, das in Jägers Hand gefallen und diese Hand gelüftet glaubt. „So,“ sagte langsam der alte Herr, und schon war der Vikari unten entronnen, wie er meinte, und wußte doch nicht, warum er entrann, als der Herr sich umwandte und frug: „Wißt Ihr, daß ds Jowägers Anne Bäbi schwermütig ist?“ — „Ja, ich weiß es neue,“ sagte der Vikari, so abgebrösmet. — „Und daß es seit gestern zwei Versuche zum Selbstmorde gemacht hat, die ihm beide fast gelungen wären?“ frug der Pfarrer weiter. — „Nein, das weiß ich nicht,“ sagte der Vikari und ward fast weiß, er wußte ebenfalls nicht warum. — „So ist's,“ sagte der Pfarrer, „und man hat Ursache, Gott zu danken, daß beide Versuche vereitelt wurden, wenn es sich nur nicht drittet, die Leute gehörig wachen und niemand die Glut immer neu anbläst,“ sagte er im Umwenden und Hineingehen. So stichelte der Pfarrer; drinnen erst leerte er sein Herz dem Mamali und dem Töchterlein. Fürchterlich, sagte er, sei solche Unklugheit, zu blasen, wo die Glut schon glimme; man müsse doch vernagelt an Leib und Seele sein für so was. Das sei aber nur die junge Sucht, sich wichtig zu machen und auch etwas vorzustellen in der Welt; es sei die junge Anmaßung, die meine, sie habe das Pulver erfunden und die Weisheit gefressen; die meine, sie hätte den Schlüssel Petri in Händen und jeder aus ihnen sei erstlich ein Papst und zweitens noch ein Heiliger, was bekanntlich nicht alle Päpste gewesen. Er wolle nicht einmal glauben, daß es sei, um ihn Alten herunterzumachen und ihm das Vertrauen der Gemeinde

zu entziehen, obgleich man viele Beispiele von Exempeln der Art hätte. Da führen sie nun mit ihrer Lehre von der Zerknirschung und der Buße u. s. w. im Lande herum wie d'Schwarzwälder mit Bürste. Und wenn sie jemand zerknirschen könnten, d. h. daß er sage, er sei zerknirscht, und zum Zeichen davon stöhne und seufze, wie Eine, die gebläht sei und weine wie jener Jude, der Kabale und Liebe aufführen sah, mit der Fingerspitze so stark er konnte sich die Augenecken auswischte und den nassen Finger seinem Kameraden zeigte, sprechend: „Ich bin geriehrt, sieh, ich bin geriehrt, bin für mehr als sechs gute Groschen geriehrt“: so erklären sie ihn für gerettet, für durchgebrochen, nennen ihn Bruder und sprechen ihn heilig. In Rom spricht man einen doch nur heilig, wenn er drei Wunder beweisen kann; freilich giltet es auch, wenn einer gebratene Spatzen lebendig macht, was man bei jedem Taschenspieler lernen kann; aber wenn man mit der rechten Salbe den Kardinälen die Augen zu salben weiß, so sehen sie es für ein Wunder an, wenn einer dreimal hintereinander niesen kann oder über ein Spänchen springen. So machten sie Lumpenleute, die allem nachliefen, wo etwas zu finden sei für den Gluft, fürs Maul oder für den Gwunder, heilig, andere, welche es ehrlich meinten oder mit beschränkter Seele zu tief griffen, verrückt oder den Schalken zur Beute. Sie verstünden von einer Menschenseele und ihrer innern Entwicklungsweise gerade so viel wie Heustüffel vom Geigen. Sie lernten die Menschen anders gränneu, einige Worte plappern, wie man es auch mit Papageien und Elstern thun könne, auf eine appartige Art seufzen, und wenn dann das gemacht sei, so sagten sie, sie seien bekehrt. Es gebe Leute, sie thäten ihr Holz mit Steinfarbe anstreichen und sagten dann, es sei Stein, und andere färbten ihre Haare

und wollten, daß man einen alten Narren für einen jungen Narren halte; aber dieses christlich färben und anstreichen sei viel ärger; das sei eben das Anstreichen von Gräbern und der Betrug, ein Grab voll alten Uflat auszuschreien für einen Tempel voll Heiligkeit.

„Aber Papali, wie redest du auch," sagte die Mama; „denk doch, wenn dich jemand hörte, was würde man sagen?" — „Meinethalb, was man will," antwortete er, „aber es ist doch so, wie ich sage." — „Aber denk auch, Papali, das ist jetzt so der Brauch und es geht jetzt viel anders zu als ehemals; man thut viel frömmer, bsunderbar die Jungen, und das gefällt mir, und es dünkt mich, wenn du auch schon ein wenig nachgiebiger wärest, i will nit säge, i dSach ine gäh, nume nit so drwider sy, es würd dir nüt schade. Es ist emel jetz eso dr Bruch u dMode."

Da zuckte der alte Herr zornig zusammen, und der gleiche Blick, welcher vorhin den Vikar traf, schoß auch dem Mamali ins Gesicht. Dort wurden die frenndlichen Züge ängstlich, und bittend sah sie mit ihren Augen ihren Herrn an. Da wurde sein Blick milder; ein Lächeln schwebte durch seinen Ernst. Freundlich griff er unters rundliche Kinn und sagte: „Lieb Muetterli, bist auch ein Weibchen wie alle andern sind, und meinst, die Mode sei der Meister über alles, nach ihrer Laune müsse alles sich regen auf Erden. Was meinst, steht nichts über der Mode, ewig immer das gleiche? Sieh doch auf zu den Sternen und sieh, wie sie so ehrenfest gehen im gleichen Schritt, einen Tag wie den andern Tag; in keinem Wetter wechseln sie den Gang, gehen nicht schneller, nicht langsamer; keiner läuft schneller, weil der andere rascher kreist, keiner hemmt seinen Lauf, weil langsam der andere läuft; jeder geht, wie Gott ihn gehen heißen. Weißt du, vor bald fünfzig Jahren, wie es da Mode war, nichts zu glauben; wie man

in Frankreich Gott abschaffte und wie man nicht von Gnade predigen durfte, ohne verlacht zu werden, und vom Heiland kaum, wenn man nicht für einen Tropf angesehen sein wollte? Weißt du noch, wie man damals so weltlich predigte von allerlei, vom äußerlichen Gehorsam zuweilen, aber auch von allem Nützlichen, von der Stallfütterung und vom Kleebau, vom Fischfang und der besten Art, Fische auszunehmen und zu kochen? Habe ich damals Mode und Brauch mitgemacht? hast du mich deshalb nicht oft gerühmt und mir gesagt, du hörtest mich so gerne predigen, weil es etwas fürs Herz sei und nicht bloß für Stall und Küche? Jetzt sind bald 50 Jahre vorüber, und der gleiche bin ich, Gottlob, nicht geblieben, nicht auf einer Stelle bin ich stille gestanden; gegangen bin ich, wie auch die Sterne Gottes gehen, und ich fühle es, ich stehe näher dem Thore, hinter dem die Herrlichkeit ist; aber ich bin gegangen auf meine Weise und werde den Lauf behalten; ich weiß es, es ist mein Lauf und führt zu Gott; würde ich ihn verlassen und laufen nach heutigem Brauch und Mode, dann wäre ich einem Sterne gleich, der aus seiner Bahn gewichen ist; Zerstörung ginge vor mir her, und öde Züge hinter mir drein. Wohl sehe ich andere gehen in anderem Wesen; ernster ist dasselbe als das meine, anders sind ihre Worte, anders nennen sie die Dinge, anders teilweise werten sie dieselben. Ich ehre sie hoch; denn sie gehen ihren eigenen Gang; aber ich stürze mich ihnen nicht nach; denn ihr Gang ist nicht mein Gang. Daß ihr Gang mein Gang sein solle, steht nirgends geschrieben; das sollte man sich merken. Wir haben nur ein Vorbild. Unser Herr hatte zwölf Jünger; jeder folgte ihm, aber in seinem eigenen Gange. Nun aber giebt es auch Kometen mit langen Schwänzen. Von den Kometen weiß man bis dato nichts, als daß

sie zu gewissen Zeiten wiederkehren; aber von ihren Schwänzen sagt man, es seien Weltdünste, die gleichsam noch nicht recht wüßten, wohin sie gehören und wohin sie sollen, ungefähr wie Buben nach einer Solennität, nach welcher gewöhnlich auch eine neue Klasseneinteilung stattfindet. Dann giebt es freilich auch Dünste, die nicht einmal dazu gelangen, an eines Kometen Schweif sich zu hängen, die freilich sich erheben, so weit sie können, aber bald auf die Nase kriegen und als Hagel oder Schnee oder Regen zur Erde niederrieseln. Wie es nun Jahrgänge giebt mit Kometen, Jahrgänge mit Hagel und andere mit appartigem Schnee oder Regen, so giebt's akurat auch Jahrgänge mit Moden und Bräuchen aller Art im geistigen Leben. So wenig, lieb Fraueli, als du gerne hättest, wenn ich immer weinte, wenn es draußen regnen thäte, oder hagelte, wenn es draußen hagelte, so wenig fordere von mir, daß ich an eines Kometen Schweif mich hänge oder an irgend eine Mode der Zeit. Ich gehe meine Bahn. Halte mich nicht für hochmütig und glaube nicht, ich meine, Stern sei Stern und ich sei auch einer. Der Sterne sind unzählbare Heere, groß sind die einen, klein die andern, so klein sind unzählige, daß sie wie eine ungeteilte Masse erscheinen, fast dem Nebel gleich, und doch besteht dieser Nebel aus Sternen, von denen jeglicher seine eigene Bahn geht und jeglicher nach dem Willen Gottes; jeglichem ist Gott seine Sonne, um die er sich beweget. Sieh, unter diese Sternenmasse zähle ich mich. Komet bin ich keiner, du siehst; Nebelschweif habe ich keinen; die Zeitungen z. B. reden von mir nicht; nicht einmal auf den Sternwarten sieht man mich. Meteor bin ich keines; ich mache kein Aufsehen, mache nicht plötzlichen Glanz, zerplatze plötzlich und werde ebenso plötzlich wieder dunkel. Aber ein klein Sternlein will ich sein

in Gottes unzählbaren Heeren; des Menschen Auge unterscheidet mich nicht; aber mich sieht Gott und meinen eigenen Gang.

Freilich, lieb Fraueli, mußt du dieses nicht so buchstäblich nehmen, als wenn in der Ordnung der Sterne, zu welcher ich mich zähle, alles so ganz unwandelbar wäre, immer Sonnenschein und kein Schwanken irgend einer Art. Unsere Erde ist ja auch ein Stern mit eigenem Gange, und doch wechseln schön und wüst Wetter, Wärme und Kälte, ja, es erdbebnet auf ihr, Vulkane sprühen zu Zeiten Feuer, Sündfluten hat es gegeben; ja eine eigene Neigung im Gange soll sichtbar sein; aber doch ist ein eigener Gang. Nun soll es auch Doppelsterne geben, wo beide eins scheinen und doch ihrer zwei sind, einer um den andern herumgeht. Siehe, die stelle ich mir fast wie eine Ehe vor; was auf dem einen vorgeht, davon muß auch der andere kriegen. Brechen auf dem einen Vulkane aus, so wird der andere Asche oder Steine kriegen, und sündflutet es auf dem einen, so wird es wenigstens südern auf dem andern, und erdbebnet es auf dem einen, so giebt's auf dem andern wenigstens Erdlauenen oder Chleck (Spalten). So empfindet einer sicher den andern; aber wie akurat, das zu ersinnen waren bis dato unsere Gelehrten zu mutz. Sieh, so besteht eine rechte Ehe auch aus zwei Doppelsternen, und wenn es auf mir was neues giebt, z. B. Berge Feuer speien, und über dich hageln Steine, so gehe ich doch meinen Weg und du mit mir, und wenn es auf dir sündflutet, es trüb wird, wird's deswegen auch bei mir; so gehst du doch deinen Weg und ich mit dir, und wenn unsere Bahn sich schon neiget, hie ume=n=oder dert ume, so ist's doch unsere Bahn, die sich neiget.

Unser Vikar aber ist noch lange kein Stern, nicht einmal ein Komet, der durch den Himmel fährt und auf allen Stern-

warten ausgeschrieben wird; er ist noch ein Dunst. Ich glaube nicht, daß er ganz gemeiner Dunst sei, der als Hagel oder Regen wieder zur Erde fährt; ich will gerne glauben, er gehöre zu den höhern Dünsten, welche die Gelehrten Weltstoff nennen, aus denen namentlich die Schweife der Kometen bestehen sollen. Möglicherweise gestalten sich im Laufe der Zeiten solche Schweifdünste auch zu Sternen, so wie es ja aus den Kometen selbst durch die immer stärker auf sie einwirkende Anziehungskraft der Sonne manierliche Sterne geben soll; aber dato sind sie es nicht, und was aus ihnen wird, weiß Gott. Und soll ich solchen Dünsten folgen, mein lieb Doppelsternchen? Möchtest du es, daß dein alter Herr seinen Gang verließe, zu faseln anfinge, durch die Mode sich treiben ließe, wie die Dünste durch die Winde, sich anziehen und fortreißen ließe durch jeden Kometen, der vorüber fährt? Und wer weiß, ob er nicht der Schweif eines Kometen ist, der, in sich selbst zerfallen, erniedrigt wird, weil er sich selbst erhöht hat, der jetzt so ungemessen als Schnee und Regen niederschlägt, die Erde und das Wohnen auf ihr so trüb und unlustig macht?"

„Aber Papali, wottsch nit öppis," sagte sie, „es Tröpfli Wy; du erysterist di so, und du weißt doch, was dr Növö (Neffe) gseit het, du sölltist di vor dem hüete, es chönnt dr schade."

„Fraueli, wenn ich mit dir rede, das schadet mir nicht. Weißt du, ihr seid nicht vergebens unser Doppelstern. Ihr seid an uns gebunden, und gäb wie es euch hiehin zieht und dahin zieht, bald nach diesem Kometen, bald nach jenem, ja, wie es euch zuweilen gelüstet, selbst Dünsten das best zu reden, so müßt ihr doch mitkommen, könnt nicht von uns los. Denn wenn es euch ziehet hiehin, dorthin, so speien wir Feuer;

dann gutet es bei euch wieder; ihr sündflutet ein wenig; darob geht unser Feuer aus, und somit ist's gut. Aber das thue nie mehr, mir aus lauter Gutmütigkeit zumuten, mich an den Vikar zu hängen, er der Komet und ich in seinem Schweif. Das thue mir nicht, sonst machst du mich böse wie er. So unberufen herumzufahren, eine alte dumme Frau im Eifer für sein Reich verrückt zu machen und dann spazieren zu gehen, um den Vorwürfen zu entrinnen, das ist doch zu arg. Und ich hätte gute Lust, die ganze Sache anzuzeigen; doch hoffe ich, es komme noch alles gut, wenn er nämlich jetzt nicht noch hinausläuft, was ich jedoch nicht hoffe. Kinder, wenn sie was dummes angerichtet, laufen gewöhnlich so weit als möglich davon weg, damit ja niemand meine, das Ding komme von ihnen. Wenn ich ihn gewesen wäre, ich wäre da geblieben und hätte in Sack und Asche mich verkrochen; aber Kinder haben es eben so: aus den Augen, aus dem Sinn. Hoffentlich wird er je länger je mehr über uns zu klagen haben und eine andere Stelle begehren. 's ist mir recht, wenn es auch auf unsere Kosten geschieht."

Ungerecht war unser Pfarrer doch; darum, Gottlob, hat auch Gott keinem Menschen seine Wage anvertraut, nicht einmal dem christlichen Volksboten von Basel. Fast einer angezündeten Rakete gleich waren des Pfarrers Worte dem Vikar in die Seele gegangen. „Zwei Versuche zum Selbstmorde gemacht, die beinahe gelungen wären," und zu diesen Worten leuchteten des Pfarrers Augen und warfen einen seltsamen und sonderbaren Schein auf sie. Und Schein und Worte begannen zusammen zu gären; er vergaß seine Stegreife, sah des Schneiders Haus nicht, an dem er doch dicht vorüber ging; es drängte sich ihm doch aus dem Hinter-

grunde dunkler harmloser Angst die Frage hervor: „Bist du eine Ursache dieses Unglücks? Hat in heißen Stoff dein Eifer den Zunder geworfen?“

Für einen Vikari ist das wirklich eine schwere Frage, besonders da sie seine eigene Person betraf. Juristen behaupten immer, ihr Klient sei unschuldig, der Gegner im Fehler, und wissen das Ding so gut durchzuführen, wenn sie nicht bestochen sind, daß männiglich sagen muß: „Wäger ist's so,“ und das geht ihnen so nach, daß, wenn sie Richter werden, ihnen die ganze Welt unschuldig vorkömmt und besonders jede Eva, und daß kein Teufel sie überreden könnte, daß irgend eine Eva und besonders wenn sie noch alle Zähne hat, in einen Apfel gebissen oder gar einen Mann vergiftet hätte, und sollte man ein halb Pfund Arsenik in seinem Magen finden, und wenn man gar noch ein hübsches Evächen als Diebin einbringt, so ist man gar noch imstande, die Bestohlenen auszuschelten, es sei doch dr wert, wegen einer solchen Bagatellsach ein solch Fraueli auszuschelten. Wie soll man nun von diesem juridischen Standpunkt aus — und dies ist in der neuen Staatstheorie das Höchste, daß nämlich jeder unschuldig sei, den man Lust habe unschuldig zu finden, und schuldig nur, wer keinen Zahn mehr im Maul hat, oder was darin, das einem nicht gefällt — einem Vikar zumuten, daß er sich im Fehler bekenne, und daß es ihm angst werde ums Herz wegen einer Sache, wo man ihm juridisch gar nichts beimessen konnte!

Und doch ward's ihm angst und immer mehr; es dämmerte immer mehr der Zusammenhang zwischen seinem Bekehrungsversuche und Anne Bäbis Zustande auf, und daß seine Worte die bewegende Ursache gewesen; nur konnte er nicht begreifen, wie das hätte zugehen können, und schrecklich

schien es, wenn die Ausübung einer heiligen Pflicht, wenn das klare reine Gotteswort solche Folgen haben könnte. Es ist bekannt, daß einmal ein Narr in einem Fenster gestanden und eine unten im Garten arbeitende Frau gefragt, was sie meine, ob Gottes Wort auch schaden könne. Die antwortete unbsinnet: „Öppis dumms e so! wie wett das chönne schade?“ Da führte er den praktischen Gegenbeweis und schmiß der armen Frau eine schwer beschlagene Foliobibel auf den Kopf, worob sie fast ums Leben kam und es erfuhr, was Gottes Wort vermag — in eines Narren Hand. Dieses Geschichtchen kann nicht genug wiederholt werden, damit die Wahrheit so recht erkannt werde, daß es bei Gottes Wort auf die Hand viel ankömmt, in welcher dasselbe liegt, welche den heiligen Samen ausstreut. Die Katholiken verschließen den heiligen Samenbehälter, enthalten dem Volke die Bibel vor; die Reformierten gaben sie frei, untersuchten sonst aber die Hände derer, welche sich anboten, den heiligen Samen auszustreuen. Das könne man unterlassen, scheint man in neuerer Zeit zu meinen. Ob man wohl meinte, wenn man Narrenhänden den heiligen Samen überließe, so werde den Menschen der heilige Same selbst erleiden?

Jedoch ist nicht jede ungeschickte Hand eines Narren Hand. Übung und Anstrengung können aus einer ungeschickten Hand eine Meisterhand bilden; aber da fängt man bei Leichtem an und schreitet zum Schwereren fort; einem Lehrling werden nicht Kunstarbeiten zugemutet, einem Lehrling vertraut man gefährliche Operationen nicht an; wenn einer sich in den kleinen Finger geschnitten, so kann ihn der Lehrling verbinden, und wenn einem die Hühneraugen wehe thun, so mag er die auskratzen.

Nun aber ist es eine der kühnsten geistigen Operationen

(das Wort wird wohl erlaubt sein), wenn ein Seelsorger zu einem Menschen, der in leiblichen Jammer versunken ist, trittet und zu ihm spricht: „Das ist Gottes Gericht. Um deiner Sünden willen hat seine Hand dich geschlagen!“ Das mochte Hiob kaum ertragen, als er auf dem Misthaufen saß, geschweige dann ein Anne Bäbi. Der christliche Seelsorger muß aber noch weiter gehen, hat er einmal angefangen. „Aber dies Gericht. „so muß er fortfahren,“ ist nichts gegen das, welches deine Seele erwartet, wenn du nicht Buße thust und dich bekehrest; dieser dein Jammer wird verstummen; aber Heulen und Zähneklappern einer verlornen Seele verstummen nimmer; darum laß den Jammer um den Leib; jammere, daß du um so Nichtiges gejammert; jammere um deine arme Seele, jammere, bis der Sonnenschein der Gnade den Jammer dir trocknet.“ So den Jammer zu wandeln in des Menschen Seele, vom Nichtigen auf das Ewige ihn zu stellen und durch diesen Wandel Leib und Seele die Gesundheit wiederzugeben, das ist des Seelsorgers kühnstes, höchstes, fast göttliches Werk. Aber unbedachtsam unternimmt er es nicht, trittet nicht plötzlich ans Lager unbekannter Wesen, schleudert nicht den glühenden Stachel in ein unbekanntes Herz, so wenig als der Arzt auf Geratewohl mit einem Küchenmesser in das Auge fährt, auf welchem er den Star stechen will.

Dies war die Nuß, welche der Vikar nicht aufbeißen konnte, und warum er sein Herz, das so angst hatte, nicht begreifen, aber auch nicht beruhigen konnte; er hatte ja in seiner heiligen Pflicht gehandelt, hatte eine Seele retten wollen. Daß sie darob den Verstand verlor, daß sie sich das Leben fast genommen, konnte er etwas dafür, vermochte er sich dessen etwas? Er wollte immer sagen: „Nein,“ und doch brannte der Boden unter seinen Füßen, und das Herz klopfte

ihm, daß er's deutlich hörte, und als er endlich zu seinem Freunde kam, war er außer Atem, daß der Freund ganz erschrak über sein Aussehen, und doch lange nicht vernehmen konnte, was ihm begegnet sei.

Der Freund war einer von denen, die sich für bekehrt und in der Gnade halten, die also nach ihrem Sinn nicht mehr fehlen können, die, wenn man sie eines Irrtums überweiset, sagen: „Dafür kann ich nichts, der Herr hatte es mir so eingegeben," die, wenn man ihnen ein Unrecht nachweiset, entweder sagen: „Das begreift ihr nicht, solche Dinge wollen geistig geurteilt sein," oder: „Ja, der Herr hat mich fallen lassen; aber er hat mich auch wieder aufgerichtet;" einer von denen, bei welchen man nicht klug wird, sind sie dumm oder stellen sie sich einfältig, sind sie Jesuiten, die sich wie Schafe gebärden oder sind es Schafe, die aber zuweilen böckelen; einer von denen, welche nicht aus Leib und Seele zu bestehen scheinen, sondern aus zwei Schubladen, die, voneinander abgesondert, einander auch nichts angehen; in der einen Schublade haben sie die geistlichen Dinge, in der andern die leiblichen Dinge; die eine geht inwärts auf, die andere auswendig, die leibliche nämlich inwendig, die geistliche auswendig, und müssen sie einmal vor andern Menschenaugen die leibliche hervorziehen, so vergessen sie selten die Vorsicht, aus der geistlichen das weltliche mit einer geistlichen Brühe zu verakomidieren, so daß man die Dinge darin eigentlich auch für geistlich ansehen sollte. Er war ein Rüstzeug Gottes, ein eifriger Streiter für Christi Reich; darum haßte er jeden, der nicht seiner Meinung war, weil es heiße: wer nicht für mich ist, der ist wider mich; er haßte ihn aber nicht nur, sondern er verfolgte ihn auch, denn wenn er's nicht thäte, so würde ihm der Spruch gelten: wer mich verleugnet vor

den Menschen, den werde auch ich verleugnen vor meinem Vater, der im Himmel ist.

Als dieser, welcher den Vikar vielfach gegen den Pfarrer aufgestiefelt, zum Handeln getrieben hatte, dessen Erzählung hörte, lächelte er und sagte: „Aber Bruder, das macht dir angst? Du schwankest immer noch und dein Glaube ist nicht fest. Du hast ja nur das Wirken, dem Herrn ist das Vollbringen; du hast die Predigt, er aber ist's der verstocket und lebendig macht. Weißt du nicht, daß über einen Sünder, der Buße thut, mehr Freude ist im Himmel als über neunundneunzig Gerechte, und was sind Millionen und abermal Millionen Sünder gegen neunundneunzig Gerechte? Soll man Millionen schonen, wo man hoffen darf, eine Seele zu retten? Und wenn Tausende und aber Tausende zu Narren würden, was kümmert das dich, wenn du Seelen dem Reiche Gottes gewinnen willst? Ja, wer eine Seele vom Tode rettet, der wird bedecken die Menge der Sünden. Ja, es wäre recht gut, und ich würde dafür meinem Gott auf den Knieen danken, wenn alle die, welche nicht in unsern Bund, in den Bund Christi gehören, verrückt würden; wohl da würde die Welt endlich erkennen, wer das Eine, das Not thut, unsern Herrn, recht ergriffen hätte."

So redete der Bruder dem Bruder recht Mut ins Herz, und es gelang ihm auch, denselben zu steifen und zu stärken, so lange er bei ihm war, ihm die Bedenken zu nehmen über das, was die Leute sagen würden, ihm den Glauben beizubringen, daß eben solche Dinge geschehen müßten; das sei das Licht auf den Scheffel stellen, die Menschen würden aufmerksam gemacht, neugierig, ließen sich herbei, und habe man einmal einen, den müsse man dann nicht mehr fahren lassen. Er solle daher bei Leibe nicht von Jowägers weg bleiben;

sonst meinten sie ja, er hätte ein böses Gewissen, und gerade das würde sie im Wahn bestätigen, daß er selbst glaube, an der Sache Schuld zu sein. Unerschrocken müsse er hingehen, müsse fest und sicher sein; dann gewönnen sie Respekt und Zutrauen, und was böse gewesen zu sein scheine, gerade das werde zu einer Handhabe, an welcher er die ganze Familie fassen könne. Wo man auf Gottes Wegen gehe, da müsse man nichts fürchten, nicht den Teufel, nicht Menschen, sonst sei man seiner nicht wert; Fleisch und Blut ererbten das Himmelreich nicht.

So steifte er den armen Vikari, daß der ganz gstabelig ward, aber eben nur so lange, so lange die Stärke währte, in die jener ihn getaucht hatte; und bekanntlich hilft alles Stärken nichts, wenn der Luft stark geht oder wenn es gar regnet. Er hatte, ehe er heim ging, bloß etwas himmelblauen Kaffee getrunken, und draußen ging der Wind, daß die Bäume sich zur Erde bogen; nasser Regen peitschte über die Erde, daß es stob in den Wegen, und in diesem Hundewetter wanderte unser arme Vikari nach Hause, ward naß und immer nässer, und je nässer er ward, um so kleinmütiger ward er auch. Alles schien ihm wüst und trübe; er seufzte über seinen Beruf; er lag ihm auf den Schultern wie ein Berg von Blei; wenn er ihn nur abschütteln könnte, dachte er, sterben wäre ihm recht; er ward so weich, so wehmütig, Thränen standen ihm in den Augen, als er heimkam.

Zwölftes Kapitel.

Wie ein Doktor aus der Haut fahren will und ein Pfarrer ihn wieder hineinstößt.

Drinnen in der Stube war Licht und eine mächtige Disputation in vollem Gange; drinnen war der Doktor, der bei Anne Bäbi gewesen war und jetzt mit dem alten Herrn gewaltig stuckete, und derselbe mit dem Doktor.

Der Doktor war ein junger, geistreicher und begeisterter Mann, der durchaus seinem Beruf sich hingab, in ihm und für ihn lebte. Er dokterte nicht, um leben zu können, er lebte für zu doktern; er dokterte nicht um des Geldes willen, nicht um der Ehre willen; er hätte Geld machen können wie Heu, Stadtdoktor oder gar Professor werden; aber das that er alles nicht, sondern setzte für jeden seiner Patienten alles ein, was er hatte, Geld und Leben. Keine Nacht war so strub, die ihn abhielt zu gehen, wenn irgendwo Gefahr war, und nie kam er zu müde heim, um nicht noch die Mittel zu besorgen, welche sobald als möglich angewendet werden sollten. Wo Bedrängnis war, nahm er nicht nur kein Geld, er gab noch; daher wartete er Reiche und Arme mit gleicher Treue, und der Zulauf, den er hatte, war so groß, daß er in krankhaften Zeiten Vormittag und Nachmittag ein Pferd müde ritt oder fuhr. Aber einen eigensinnigen Kopf hatte er auch; heftig war er, wunderlich ebenfalls, bei der größten Gutmütigkeit; fromm war er auch; denn er war ein treuer Knecht seines Herrn; aber er hatte eigene Ansichten. Er war kein Materialist; doch frug er allem Kirchlichen nichts nach, und die Geistlichen hatte er durchweg auf der Mugge, und wo er einen bei einem

Kranken antraf, da schnitt er Gesichter eine neue Ell lang. Er behauptete immer, er wisse es allemal am Puls eines Kranken, ob ein Pfarrer bei ihm gewesen sei oder nicht; und wenn er für einen Kranken das Möglichste thue und für sein Leben verantwortlich sei, so wolle er an seinem Bette auch alleine Meister sein. Wo er auch nur von Ferne die Einwirkung eines Quacksalbers merkte, da blieb er weg: er wollte nicht, daß ihre Lümmeleien ihm in die Schuhe geschoben würden, sagte er, und habe man nicht Zutrauen zu ihm, so sei er fertig. Da er so gut und treu war, und ihn niemand, der ihn einmal erfahren hatte, gerne verlor, so hatten die Quacksalber um ihn herum wenig oder nichts zu thun; sie ließen weder bauen, noch kauften sie Äcker aus ihrem Blutgelde.

Man kann sich denken, was er sagte, als er zu Anne Bäbi kam und das Vorgefallene vernahm. Freilich sagten die guten Leute nicht: der Vikar ist schuld; sie wußten nicht, war das gefehlt oder nicht vor dem Doktor, und fehlen gegen irgend jemand, das vermieden sie mit der größten Ängstlichkeit. Dem Doktor ward aber der innere Zusammenhang auf der Stelle klar, und wenn er's auch um seines Onkels willen nicht sagte, so fluchte er doch mörderlich innerlich. Er verbot auf das Strengste, jemand, der nicht zum Hause gehöre, zu Anne Bäbi zu lassen, und wohl zu achten, was es rede, und so wenig als möglich ihm zu widersprechen, wohl aber, wenn es zu reden anfange, seine Gedanken auf unschädliche Dinge zu lenken zu suchen. Er sagte, sie sollten nicht Kummer haben, aber getreu folgen, was er befehle, nichts dazu, nichts davon thun, gäb wie sie das eine oder das andere gelüge, machte den gehörigen Verband, und da der Aufregung und dem Blutverlust eine bedeutende Abspannung gefolgt war, so wollte er für das weitere die Nacht abwarten. Das alles

sagte er nicht vor der Kranken; aber die größte Mühe hatte er, Mädi zu verhindern, in der Stube vor der Kranken alles mögliche zu stürmen, was ihm von der Kranken auf dem Herzen war und was es von dem Vorgefallenen wußte.

Er jagte es endlich förmlich hinaus, und ehe er fortging, nahm er sie noch alle in eine andere Stube und hielt ihnen eine lange Kapitelten über den Unsinn, einen Kranken zu betrachten wie einen Klotz Holz, der weder etwas höre, noch etwas schmöcke, und nun vor ihm alle seine Umstände und Zustände zu verhandeln, ob er leben oder sterben werde, zu- oder abnehme, geduldig oder ungeduldig sei, oder gar, ob es wohl oder übel gehen werde, wenn er sterben könnte. Vor Gesunden thue man das nicht; warum dann vor Kranken, die unendlich empfindlicher seien und alles schwerer nähmten als die Gesunden, so daß er überzeugt sei, mancher Mensch sei an den Reden gestorben, die man an seinem Krankenbett gehabt, und nicht an seiner ursprünglichen Krankheit. Ganz besonders aber in solchen Zuständen, wie Anne Bäbi sei, müsse man auf die sorgfältigste Weise jedes unbesonnene Wort vermeiden, das die noch vorhandene Glut anblasen könnte. Sie hätten ihm es ja selbst angedeutet, Worte hätten es in diesen Zustand gebracht; darum sollten sie doch ja recht sich in acht nehmen und durchaus nichts vor ihm verhandeln. „Dr Dokter chönnt no recht ha" sagte Hansli, „mi het süst geng nit Sorg gnue chönne ha mit-em Rede, daß ds Für nit i ds Dach chömm, u dWort hey teuf griffe; drnebe wär's notti e gueti Frau gsi u het ghuset, u's no guet gmeint drnebe."

„So", sagte der Doktor, „um desto mehr müßt Ihr Euch jetzt doppelt und dreifach in acht nehmen, und Euch binde ich sie ganz besonders auf die Seele," sagte er zu Meyeli, das in einer Ecke saß und sein klein Meyeli säugte. — „Aber

was fehlt Euch?“ sagte er. „O nichts,“ sagte Meyeli „ich bin nicht krank.“ — „Die Leute meinen oft, sie seien nicht krank,“ sagte der Doktor, „und es wäre doch die höchste Zeit, dazu zu thun; aber wenn sie niemand apparti fragt: wo fehlt's? un was hest? so sagen sie nichts, bis es zu spät ist. Wenn ich in ein Haus komme und sehe so etwas, so frage ich. Wenn ich in des Nachbars Haus komme und sehe Feuer im Stroh, ich lösche auch, und es ist mir nicht um den Lohn für's Löschen, sondern um des Nachbars Haus. Thut man das an einem Hause, wo man doch akurat ein gleiches bauen kann, sollte man das gleiche nicht an einem Menschen thun, dem man das Leben, wenn es einmal dahin ist, nicht wieder geben kann? Darum, Fraueli, fehlt Euch nichts? Es wäre ja schade um Euch; solche giebt es nicht alle Tage,“ — „Herr Doktor,“ sagte Meyeli,“ es fehlt mir wäger nüt, weder so müd bin ich, die Glieder sind mir so schwer, und doch kann ich nicht schlafen, und Mut habe ich nicht mehr wie ehemals. Aber die Hebamme hat gesagt, ich sollte bald wieder abführen, und wenn sich die Ägersten wieder zeigen, so wär' z'Ader lah vielleicht nicht bös; das Blut sei nicht gut, und es sei gut, wenn man es herauslasse und neues pflanze.“

Der Doktor ward ganz rot; wahrscheinlich fluchte er wieder mörderlich innerlich, und als er innerlich fertig war, begann er erst laut zu reden und sagte: „Frau, wenn jemand schwach ist, so muß man ihn nicht noch schwächer machen, und wenn jemand ohnehin wenig Blut hat, ihm nicht noch das Blut nehmen, was er hat. Laxiere und Blutlassen greift ja allemal an und schwächt; der stärkste Mensch fühlt es ja, geschweige denn ein schwacher. Wißt Ihr, Frau, was Ihr vor allem thun müßt? Ihr müßt das Kind entwöhnen. So lange Ihr säuget, werden die Säfte zu Milch statt zu Blut, und je

mehr Ihr Milch habt, um so magerer werdet Ihr. Nicht zusammengezählt, liebe Frau, könnt Ihr das an jedem Tiere abnehmen; je mehr es Milch giebt, desto magerer wird es, und jedes Tier entwöhnt seine Jungen zu rechter Zeit; es läßt sich nicht aussaugen bis auf das Blut. Merkt Euch diesen Ausdruck; der ist nicht von ungefähr erfunden worden."

„Herr Doktor, etwas Recht mögt Ihr haben", antwortete Meyeli. „Als ich den Bub säugte, ging's mir auch fast so, und so bald ich ihn entwöhnen mußte, wurde ich wieder z'weg und lustig, fast wie=n=es Meitschi; aber z'selbisch isch's angers gsi. Aber jetzt durete mich das arm Chindli; ich habe noch sövli Milch u=n=es lebt so wohl dra, un de ist ds Etwenne sövli e handligi Sach, un wer wett Zyt näh drzue, jetz wo me sövli z'sinne=n=u z'thue het." „Aber glaubt Ihr mir," fragte der Doktor, „es würde Euch bessern, wenn Ihr entwöhntet?" — „Es wär müglich," sagte Meyeli, „emel ds vorig Mal isch's grad besser cho, aber z'selbist het die Großmuetter mr zum Buebeli selig glueget; aber wer wett mr jetzt zum Meiteli luege, wo me geng byr Muetter sy sött?"

„Gerade das ist die beste Zeit," sagte der Doktor, „aber auch die höchste Zeit. Fahrt Ihr fort zu säugen, bei Strapazen, Tag und Nacht, so kann es morgen, übermorgen über Ort mit Euch gehen. Denn seht, da weiß man nie, wo die Scheide ist zwischen Leben und Tod. Darum muß man umkehren, sobald man merkt, daß man dagegen zugeht. Ist man einmal darüber, so helfen alle Künste nichts, und nicht einmal mit Hexen kömmt man wieder bergauf. Noch seid Ihr nicht darauf, aber zur Umkehr ist's Zeit. Denkt, wenn Ihr krank würdet, nicht mehr nach möchtet, da wäre ja doppelte Abwart nötig, und wenn's Kind seine Mutter verlöre, so wäre das unendlich mehr, als nicht mehr saugen können. Es ist

nur ums Ablegen einer Gewohnheit; bei Milch und etwas Essen ist das Kind immer so wohl, und ihm geht nichts ab. Gebt das Kind der sturmen Jungfrau da, wo schwatzen muß, und wenn sie obenaus nicht mehr könnte, es untenaus probierte; sie soll es einige Tage haben, und ihr, Frau, geht in die Stube zur Mutter, wohin die Magd mit dem Kinde nicht kommen kann, so macht sich die Sache von selbst und allen ist geholfen." — „DSach wär recht, sagte Hansli," aber z'Nacht — am Tage wolle er nichts sagen — gehe er nicht von seiner Alten weg. Dreißig Jahre fast seien sie in gesunden Tagen bei einander gewesen, und wenn er auch etwas zu gruchsen gehabt, so sei sie auch nie apparti gah ligge, u-n-öppis angers wolle er jetzt nicht machen. U mi söll nit Chummer ha; wenn es si rüehr, so merk er's scho." Das sei noch besser, sagte der Doktor; so habe die junge Frau des Nachts Ruh, und am Tag, wo sie abwarte, da sei die Unruhe auch nicht so groß; denn er denke, die Mutter werde so unruhig und plaghaft nicht mehr sein. Meyeli hatte noch manche Einwendung, und namentlich die Übergabe des Kindes an Mädi, dessen Launen man nie trauen konnte. Aber Jakobli redete stark ein und versprach selbst zum Kind zu sehen so viel möglich und Mädi unter Aufsicht zu halten, und er vermochte viel über ihns, von wegen alte Liebe rostet nicht. Als man Mädi die Sache vortrug, sagte es, es sei doch kurios, daß es jetzt zu etwas gut sein solle; zu-n-ere-n-alte Frau, wo doch nimme sövli viel a-n-ere glege syg, well me's nit lah; aber es Ching, wo alli dr Narre-n-a-n-ihm gfresse heyge, das wohl, das well me-n-ihm gäh. Aber es heyg's scho lang gmerkt, daß me's ume kujoniere well. We's de a Notchnopf chömm, wohl, de syg Mädi wieder guet. Aber es sei ihm gleich, es wolle das Ching nehmen; we me doch sövli wüest

gege=n=ihm sy well u=n=ihm ds Suge nimme gönne, so wär' doch niemere, der si synere=n=erbarmeti. Aber we's de brüel, su söll ihm de niemere dNase zueche ha u=n=öppe säge, es heyg's gchlemmt.

Erst als alles dieses fest bestimmt, ausgemacht und bereits in Kraft getreten war, verließ unser Doktor das Haus. Er hatte nur gar zu oft erfahren, daß, wenn er etwas angeraten, die Leute ihm den besten Bescheid gaben, und kehrte er den Rücken, so hatten sie es vergessen oder verlachten es, und thaten es natürlich nicht; denn von Gehorsam gegen den Arzt haben die wenigsten Leute einen Begriff, und namentlich die Berner nicht, denen überhaupt Gehorsam nicht ihre starke Seite ist; denn die folgen verflüemeret ungerne, und ehe sie es thun, schlagen sie erst hinten und vornen auf wie junge Fülli. Der Arzt habe den Züg zu geben, meinen sie, ums weitere sich aber nicht zu bekümmern; sie aber geben den Züg dem Kranken, wenn es ihnen gefällt, oder wie es dem Kranken selbst beliebt, manchmal auf einmal, was während zwei Tagen genommen werden sollte, manchmal alle ander Tag einen Löffel voll, statt alle Stunden einen.

Manchmal ratet der Arzt nicht bloß, er befiehlt und geht. Kömmt er wieder und frägt: „Habt ihr's gemacht?" so heißt's: „Herr Doktor, mr hey du denkt, mr hey du glaubt, hey gmeint, gsinnet," kurz, eine Menge Dinge, um die Sache nicht zu machen, welche der Doktor befohlen hatte. Jetzt erst macht der Doktor Beine und läßt den Befehl in seiner Gegenwart vollziehen oder wenigstens dessen Vollzug beginnen. Der Mensch ist nämlich ein wunderlich Ding und was ihm Mühe macht, ihn aus der Gewohnheit bringt, das ist ihm zuwider, das schiebt er auf, das mag er nicht. Nun gibt es viele Leute, die ihr Lebtag nichts sinnen, denken, glauben,

als warum sie eine befohlene Sache nicht zu thun brauchten. Hört man sie, so dächte man, sie säßen beständig ob dem Sinnen; es ist aber bloß ein Verneinen dessen, was sie sollen, was ihnen und andern gut wäre. Es gibt Knechtlein und Mägdlein, die alles unter den Händen vergessen, und fragt ihr sie, warum dies, jenes, nicht gethan sei, so haben sie entweder gsinnet oder denkt oder gmeint oder glaubt. Diese Redensarten gehen noch viel weiter hinauf. Darin fand wahrscheinlich einmal ein Oberst Grund zu dem Tagesbefehl: Ein Soldat soll nichts glauben, soll nichts denken, soll nichts meinen, soll nichts sinnen; ein Soldat soll nur gehorchen. Es lag Sinn in diesem Erlaß.

Als der Doktor fortging, sagte Hansli: „Dä gfallt mr nit so bös; er ist e kurlige (sonderbarer) und e guraschierte, u gfluecht het er doch nit; das cha=n=i afe hasse bi de Chranknen=ume. U ufem Vikari het er o nit viel; er hätt sust nit ds Rede vrbote; er het wohl gmerket, was dSchuld isch. He nu so de, we's ume besseret, u dSach nit öppe z'fast unger dLüt chunnt."

Im Pfarrhause hatte man den Vetter schon lange mit Verlangen erwartet; denn so in einem Pfarrhause hat man so auf einem Vetter sehr viel, überhaupt die Vetterschaft noch hoch in Ehren. Wenn auf irgend jemand, der von ferne nur verwandt ist, die Rede kömmt, so wird sicher allemal hinzugesetzt: „Es isch e Vetter, e Bäsi vo mr, frylich wyt use;" ja, so sagt man selbst, wenn der Vetter im Blauhaus und die Bäsi im Spital ist. Ist aber an einer Bäsi leicht etwas gutes oder ein Vetter in irgend einem Ansehen, so wird mit wahren Freuden davon gesprochen, und wenn so ein Vetter kommen will, so weiß es das ganze Dorf vorher, besonders der Metzger, der, es weiß kein Mensch wie oft, gefragt worden

ist, ob er dann und dann frisches Fleisch habe; dr Vetter chömm. Diese verwandtschaftliche Herzlichkeit ist nicht mehr Mode, gehört nicht zum guten Ton, vielmehr unter die Dinge, um welcher willen der Städter den Landbewohner vornehm über die Achsel ansieht, auch der Vornehme den Gemeinen mitleidig belächelt. Aber eben diese warme Herzlichkeit sticht so wohlthätig ab gegen die vornehme oder städtische Kühle, die doch am Ende nichts ist, als glacierte Selbstsucht. Man mag sich nur mit sich selbst abgeben, höchstens mit seinen Kindern; dem Rest frägt man nichts nach; 's ist nur Genur dabei und, Gott weiß, welche Last. Es ließen sich recht hübsch die Dinge zusammenstellen, um welcher willen der Städter andere Menschen über die Achsel ansieht; es würde ein sehr merkwürdig Ergebnis sich erzeigen.

Wenn man aber einen solchen Vetter lange umsonst erwartet, so brummt man nicht schlecht über ihn, empfängt ihn aber dann auch um so herzlicher, wenn er einmal erscheint. Schnippisch empfing ihn vor dem Hause Sophie und begann einen weiblichen Zank, wie sie es unter sich gewohnt waren, zwischen welchem hindurch mancher Funke blitzte, der Zeugnis gab, daß nicht Haß des Zankes Grund war. „Ruedi, du bist immer der gleiche Zaaggi und Dreißi, und wenn du einmal an einem Orte bist, so kannst du nicht mehr fort, besonders wenn etwas Hübsches im Hause ist.“ Rudi konnte nicht antworten; schon mußte er die Tante grüßen, dann den Onkel, und dann diesem Bericht geben über Anne Bäbis Zustand. Diesen fand er nicht schlimm; nur müsse man wissen, ob seine gegenwärtige Ruhe Schwäche sei oder Verstellung, und da es nichts rede, so wisse man nicht, was in ihm vorgehe, und um die Sache einigermaßen zu beurteilen, müsse man wissen, ob etwas der Art in der Familie sei und ob die

Frau schon früher Anlage dazu gezeigt. Der Pfarrer sagte, in der Familie sei durchaus nichts; überhaupt sei die Art Krankheit in seiner Gemeinde nicht heimisch; er wisse sich nicht zu erinnern, daß ein Fall dieser Art sich zugetragen. Von Anne Bäbi habe er nie gehört, daß dasselbe Anfälle der Art gehabt. Der Doktor bemerkte, der Mann habe doch selbst gesagt, es hätte immer die Sache teuf genommen und allem hert nahgsinnet, und das wolle ihm doch fast vorkommen, wie eine langjährige Anlage, welche jetzt sich entwickelt habe und ausgebrochen sei. Er sehe das nicht so an, sagte der Pfarrer. Anne Bäbi gehöre unter die Klasse Menschen, deren Kopf so eng sei, daß sie nur eine Sache fassen könnten, und diese Sache fülle ihn ganz; etwas anderes sinnen und denken als dieses können sie nicht; so scheine allerdings die eine Sache sie tiefer zu ergreifen als andere Leute, welche von mehreren zugleich bewegt würden. Deswegen aber sei es nicht, daß diese Dinge gar teuf griffen, bleibender als bei andern einwurzelten. Es möge wohl zuweilen geschehen, aber Regel sei es nicht. Man sehe im allgemeinen nirgends schnellern Wechsel als bei so beschränkten Menschen. Vernünftige Gründe seien die tiefen Wurzeln in des Menschen Seele; wo diese nicht seien, da bewege das ganze Leben des Menschen sich auf der Oberfläche der Seele und schlage seine Wellen hin und her nach dem wehenden Winde, den Zeichen und Mondesvierteln; wohl schnappten da die Wellen zuweilen über, kehrten aber bald wieder in ihre Ufer zurück. Je beschränkter, einfältiger, von der Sinnenwelt abhängig ein Mensch sei, desto veränderlicher sei er in Liebe und Haß, desto öfters wechsle er seine Freunde und seine Feinde, tausche die einen gegen die andern aus, erhebe heute den einen gen Himmel, morgen finde er ihn in keinen Schuh mehr gut; heute heule er sich

fast zu Tode und bald darauf jage er etwas anderem nach. Er glaube, daß bei Leuten von Anne Bäbis Art solche Anfälle weit weniger gefährlich seien, als bei Leuten, deren Seelen weicher und tieferer Eindrücke fähig seien. „Ich glaube, die Verzeichnisse der Irrenhäuser würden meine Ansicht bestätigen. Übrigens hat eben auch Anne Bäbi, allerdings immer an einer Sache, mit aller Beschränktheit gehangen; aber diese Sache ist nicht die gleiche geblieben, sondern sie hat gewechselt. Erst ist es an seinem Kinde gehangen, dann an dessen Hochzeit und hat mit derselben das Kind fast umgebracht, und diese Hochzeit war so ungereimt als möglich und akurat so, als ob sie Anne Bäbis größter Feind erdichtet hätte. Dann ward ihm die neue Sohnsfrau lieb und bald darauf verwechselte es dieselbe mit ihrem Kinde und hätte sie um des Kindes willen zu Tode plagen können. Jetzt stirbt das Kind; nun hat es nichts in sich, und es ist kein Jammer entsetzlicher als der eines plötzlich ganz öde gewordenen Herzens. Nun kömmt unglücklicher Weise mein Vikar dazu und wirft in dieses öde Herz hinein einen Gedanken, gibt dem formlosen Jammer eine bestimmte Richtung, aber leider eine ganz andere, als er will. Und das geschah um so leichter, da Anne Bäbi nicht gewohnt ist, daß man ihm abputzt, ihm so oben herab wie vom Throne die Leviten liest, also solche Worte um so greller und erschrockener auffassen muß; zu allem dem kam natürlich die körperliche Aufregung durch Weinen, Abwart, Schlaflosigkeit, Störungen vielleicht im Blutumlauf, was meist vorangeht oder doch dabei ist. So stelle ich mir den Gang der Dinge vor; in die geheime Werkstätte unseres Wohles und Wehs, woraus die Gedanken aufsteigen, die unser Thun leitenden Kräfte, gleichsam die Dämpfe, welche die ganze Maschine in Bewegung setzen, sehe ich freilich nicht. Aus

diesen Gründen halte ich die Krankheit nur für vorübergehend, die so schreckliche Folgen hätte haben können und jedenfalls immerdar eine sehr trübe Rückerinnerung für diese Familie sein wird."

„Ja Onkel, das meine ich auch," sagte der Doktor, „und daran ist Euer Vikar schuld; ich möchte das nicht auf dem Gewissen haben. Da hat man wieder einmal ein Beispiel, was Geistliche in der Krankenstube können, excüse Onkel! Es gibt bei allen Sachen Ausnahmen. Aber wunderselten wirken die Herren nicht nachteilig auf die Kranken ein. Schuster bleibe bei deinem Leisten, heißt es; der Doktor gehört zu den Kranken und nicht der Pfarrer." — „Zu wem gehört denn der?" fragte Sophie. — „Zu wem er will," sagte der Doktor, „zu allen Leuten, die ihn nötig haben, nur nicht zu meinen Kranken; hier will ich alleine Meister sein, wie ich auch alleine verantwortlich bin. Denn geht es unglücklich, so wird kein Mensch sagen: Der Pfarrer hat ihn getötet, sondern der Doktor muß an allem Schuld sein. Und wir haben schon so viel Hindernisse in dem Erfolge unserer Kunst, die auf keine Weise sich beseitigen lassen, daß es gewiß niemand verübeln wird, wenn wir wünschen, man möchte uns nicht noch mutwillig solche herbeiziehen, die so füglich zu vermeiden sind."

„Aber sag mir, Növö, meinst du, es solle kein Pfarrer zu einem Kranken gehen?"

„In der Regel ja, Onkel, es sei dann, daß der Tod entschieden und der Pfarrer ein vernünftiger Mann ist, der den Sterbenden nicht unnötig plagt; aber auch da wäre es besser, er bliebe weg, wenn der Kranke ihn nicht ausdrücklich verlangt. Will er ihn haben, nun meinethalb, der Tod kömmt ohnehin, und wenn der Kranke ihn mit mehr Plage haben will, so habe er es; des Menschen Wille ist ja sein Himmelreich, heißt es."

„Aber meinst du," fragte der alte Herr, „was der Pfarrer sage und wovon er rede, das plage nur, verursache Schmerzen?" — „Das ist allerdings meine Ansicht," sagte der Doktor. „Der Kranke muß liebreich behandelt werden, dafür sorge ich nach Möglichkeit; dann müssen Ruhe, geistige und körperliche, und Heilmittel das übrige thun. Und wenn ich sterben sollte, so möchte ich in vollkommener Ruhe sterben, ohne daß mich hier einer etwas frägt, und dort ein anderer tröstet; und was ich für mich wünsche, das möchte ich auch andern gönnen, und wenn ich irgendwo das Unglück haben sollte, einen anzutreffen, wie Euern Vikar, so spaziert derselbe zur Thüre hinaus, und wenn dieselbe zu weit abhanden ist, zum Fenster."

„Und ich, Ruedi, wenn du mich antriffst, zu welchem von beiden muß ich hinaus?" fragte der Pfarrer.

„Ihr seid doch nicht böse Onkel, und bezieht dies auf Euch?" antwortete der Doktor. „Ich weiß ja wohl, daß Ihr ein vernünftiger Mann seid, und nicht meint, Ihr müsset bei jedem Kranken assistieren, und während der Doktor den Leib plätzet, für die Seele ein Hühnerstegli zweg machen; Ihr laßt den Doktor machen und kommt ihm nicht ins Gehege." — „Nennst du des Doktors Gehege das Krankenbett?" frug der Pfarrer." — „Allerdings", antwortete der Doktor, was sonst?" „Ja da bin ich schon gar oft darin gestanden, und wenn du nicht so weit von mir entfernt wärest, so hättest du mich schon oft darin angetroffen, und da hätte es mich doch wunder genommen, was du mit mir angefangen. Aber daß das Krankenbett nur euer Geheg sei, verneine ich durchaus, und halte dich auf deine Art für eben so einseitig als den Vikari; auch du wirfst den Kübel samt dem Kinde um. Während er Platz haben will, um mit der Seele zu fechten ohne Rück-

sicht auf den Leib, hast du nur den Leib im Auge und willst dich eigenmächtig in den Alleinbesitz des Krankenbettes setzen. Und sehr merkwürdig ist, daß der Vikari, der nur mit Seelenheil hantieren will, materieller Art ist und viel auf dem leiblichen hält und für seinen Leib größere Angst hat als für seine Seele, die er für gerettet hält, während du, der seine Mitmenschen nur beim Leibe fassest und für diesen alle Rechte forderst, der du der ärgste Materialist scheinst, für dich sehr geistig bist, Leib und Leben in die Schanze schlägst, materiellen Genüssen wenig nachfrägst, aber der höchsten Anstrengung und Aufopferung fähig bist, eigentlich für dich doch mehr im Reiche der Ideen lebst als auf Erden. Und während deine Natur so hoch dich stellt, pflanzest du die Fahne einer Art rohen Naturalismus am Krankenbette auf und gehörst also eigentlich auch zu den Ärzten, die eben durch diesen Naturalismus und Kunstprahlerei die Masse der Menschen zu den Quacksalbern treiben, sich selbst allen Kredit rauben. Nur wird dieses bei dir weniger sichtbar als bei vielen andern, weil deine Natur eine andere ist als dein System, weil dein hervorleuchtend geistig Wesen den Leuten eben so wohl thut als deine Mittel, und deine aufopfernde Treue dir eine höhere Glaubwürdigkeit verschafft als deine Kunstfertigkeit, während so viele Ärzte in Natur und System Materialisten sind und ohne Treue und Teilnahme nur ums Geld doktern, und wo nun dieses sichtbar wird, da fehlt in der Not auch der rechte Glaube."

„Lieber Onkel, Ihr sagt mir da wunderliche Sachen durcheinander, Komplimente und Scheltungen, gute Sachen und unglaubliche. Daß wir die Quacksalber machen, daß das Volk uns geistlich will, das sind seltsame Aussprüche. Aus des Volkes Dummheit stammen die Winkelärzte, und wer ihns

am besten heile, das frägt das Volk, und nicht, wer am schönsten beten könne."

„So scheint es," sagte der Pfarrer, „aber so ist es nicht; anders sieht es in der Tiefe aus, als man glauben sollte, wenn man den Blick nur über die Oberfläche wirft. Die Bessern unter euch forschen freilich auch nach den Gründen der Erscheinungen; aber sie finden doch nur die im Fleische, in der sinnlichen Natur liegenden; die, welche aus dem Grunde des Geistes stammen, die übersehen sie; darum werdet ihr so ungerecht, so einseitig, und hemmt selbst so vielseitig euer Wirken, und den Spruch Jesu: Ins Himmelreich geht ihr nicht, und die hinein wollen, laßt ihr nicht, gewissermaßen auf euch anwendend, möchte man sagen: Das Reich des Geistes kennt ihr nicht, und die, die es bebauen wollen, lähmet ihr, schließt ihr nach Kräften aus und treibet gar oft eben deswegen eure Patienten dem ärgsten Aberglauben in die Arme."

„Ich begreife Euch nicht recht, lieber Onkel," sagte der Doktor. „Daß ich mit allen meinen Kollegen zufrieden wäre, könnte ich nicht sagen, wahrscheinlich eben so wenig als Ihr mit allen Euern Amtsbrüdern; aber was Ihr mir andeuten zu wollen scheint, glaube ich, sei nicht so; Ihr seht Gespenster, meine ich."

„Bleibst du da über Nacht, Ruedi?" fragte der Pfarrer. „Ich hätte fast Lust, habe eben jetzt nicht viele Kranke und keine gefährliche. Morgen aber möchte ich frühe da sein, um zu betrachten, ob die Frau nicht aus ihrem äußerungslosen Zustand heraus wolle oder nicht hinauszubringen sei. Aber warum frägt ihr das so plötzlich, Onkel!"

„Darum, lieber Növö, weil, wenn du fort wolltest, ich dieses Plänkeln, bei dem nichts heraus kömmt, als Mißverständnisse und Tybeni (Sticheleien) abgebrochen hätte; denn

wir stehen da im Halbdunkel vor einer Pforte, innerhalb welcher wir einander sicher verstehen werden. Aber hineinzugehen braucht es Zeit, und drinnen müssen wir uns ebenfalls etwas aufhalten, und was ich nicht ausmachen zu können voraussehe, das fange ich lieber nicht an. Willst du aber da bleiben, so wollen wir eine Pfeife stopfen. Sophie, hole Wein, aber von dem unter der Hurt links; das ist ein alter, frommer und läßt einen nicht hitzig werden."

Als Sophie hinausging, folgte ihr die Mutter. Der Növö kannte das Manöver, nahm die Tante bei der Hand und sagte: „Aber für mich macht mir ja nichts Apparts, durchaus nichts, sonst reite ich auf der Stelle fort." Sophie drehte sich auf der Schwelle um und sagte: „Häb nit Chummer; mr wey nüt mache als dr Rüebli wärme und Ghäck (gehacktes Fleisch) drzue, wo hüt überblibe ist. Du wirst wohl z'friede sy drmit." Sie mußten lachen; denn das waren wohlbekannte, dem Növö von Jugend auf verhaßte Gerichte. Indessen erhielt Sophie einen mütterlichen Zuspruch, sie solle doch nicht immer sagen, was ihr in den Mund komme. Es sei so ordlich vom Vetter, daß er dableiben wolle und ihnen einen heimeligen Abend machen, daß man ihm nicht zur Dankbarkeit unangenehme Dinge sagen müsse; sonst komme er nicht mehr. Sophie sagte, Ruedi werde hoffetlich nicht Dokterlis machen und einen Spaß übel nehmen wollen; sonst könnte er bleiben, wo er wolle. Wenn man nicht sagen dürfe, was einem durchs Gehirn laufe, so sei es mit der Heimeligi aus. Aber Ruedi sei an so was gewöhnt, und habe dem Papa selbst die uvrschantesten Sachen gesagt; es hätte sie nur wunder genommen, daß der Papa nicht böse geworden; sie sei manchmal darauf und daran gewesen, ihm seinen dökterlichen Übermut um die Nase zu reiben. Die Gütterlifürsten thäten, als wenn niemand

mehr witzig wäre auf der Welt, als sie alleine. „Gehe du und hole Wein," sagte die Mama, „und versäume dich nicht mit Räsonnieren; sonst wird der Papa ungeduldig."

In der Frage: Was ist heimelig? hat man das freundliche Eingricht um ein Kamin vergessen nach hartem Tagewerk, bei einer guten Pfeife, einem guten Glase und guten Freunden, namentlich ein artig Wybervölkli mit der Lismete Da wird es einem so behaglich warm, so traulich wohl, so mild bis ins Herz hinein, so friedlich, daß man nicht disputieren, nicht zanken kann; es ist einem nichts als behaglich, nichts als heimelig. Die Kälte ist die rationalistische Temperatur, wo man mit Schreiben und Reden, mit Zanken und Streiten sich zu erwärmen sucht; je mehr einem das Holz fehlt, destomehr muß man aufbegehren, um warm zu kriegen. Der Vikar war nicht dabei. Als er zwei Lichter im Zimmer sah, statt nur einem, war er in die Küche gegangen, und als er dort vernommen, daß der Növö da sei, der bei ihm schon lange in absonderlich bösem Geruche stand, war's ihm, als hätte ihn eine Natter gestochen, und er fuhr hinauf in seine Stube wie der Byswind.

Sie aber unten sädelten sich um den Kamin, brannten die Pfeifen an, machten es sich recht behaglich. Der Növö mußte Pantoffel anziehen, und während er's that, brachte Sophie noch die Resten von Rüebli und Chäck herein und fragte: „Was meinst, heft gnue dra?" — „Allweg," sagte der Doktor. Die Tante aber sagte: „Du bist gerg ds glych Säumeitschi!"

Dreizehntes Kapitel.

Wie ein alter Herr ins Reden kommt und nicht mehr hören kann.

Der Pfarrer achtete sich dessen nicht, sondern wie aus tiefem Sinnen erwachend, sprach er: „Wie mich doch das heimelet; so bin ich mit deinem Vater manchmal gesessen, und noch dazu gleichst du ihm immer mehr, und das gleiche Thema, welches jetzt zwischen uns liegt, lag auch so manchmal zwischen ihm und mir, und fast auf deine Weise verfocht er es, nur daß jede Zeit eine ungleiche Ausdrucksweise hat. Sein Verstand beherrschte fast unübersehbare Weiten; darum erkannte er seine Schranken nicht in allen seinen Ansichten; aber in allen seinen Verhältnissen herrschte das Gemüt vor, und beide wurden vermittelt durch einen Eifer, eine Berufstreue, die seine Lebenskraft früh verzehrten. Der gute Bruder! Wir waren beständig anderer Ansicht und doch nie uneinig; ein jeder bedauerte des andern Beschränktheit, und doch hatte einer den andern so lieb. Er bedauerte, daß ich außer Verstandesweite noch etwas annehmen müsse, das ich eben nicht mit dem Verstande zu erreichen vermöge; ich aber bedauerte ihn, daß er neben dem von ihm beherrschten Gebiete kein anderes anerkenne, so daß er mir vorkomme fast wie der Kaiser von China, der außer seinem, allerdings großen Reiche ebenfalls keine andern Reiche anerkennen wolle. Nun aber liegt zwischen dir und mir noch deine Zeit und meine Zeit, deine Jugend und mein Alter. Wie die neue Zeit die alte überragt in vielen Dingen, meint meist der Jüngling auch den Greis zu überragen, und es vergißt der Jüngling, daß

er nur unreif und meist auch das Unreife seiner Zeit in sich trägt, daß in jedem Menschen sich abklären muß das, was er in sich aufgenommen, und des Alters Weisheit es gegeben ist, zu pflücken der Zeiten gesunde, reife Früchte. Es vergißt der Jüngling so gerne, daß auch der Greis ein Jüngling gewesen, er selbst aber auch ein Greis werden wird. Ich sage das nicht als Vorwurf; denn selbsten ging es mir so und deinem Vater ebenfalls. Ach, er wurde kein Greis; wär er es geworden, wie hätte wohl seine Anschauung der Dinge sich gestaltet?

„Er ward in der Zeit gebildet, wo die Erkenntnis der Menschen Riesenschritte machte, der Verstand seine Grenzen unendlich erweiterte und darum in den Wahn verfiel, er hätte alle andern Gebiete verschlungen; wo der Mensch der Kräfte der Natur sich bemeisterte und sich einbildete, es gebe keine wirkenden Kräfte mehr als die, welche er in Ketten und Banden geschlagen, deren Wirkungen er erforscht und sie zu regeln imstande sei. Dem Menschen sei es gegeben, mit Zeit und Weil in seinem Wissen alles ihn umgebende, berührende zu umfassen, und was er noch nicht erfasset, das sei darum noch nicht erfaßt, nicht weil es nicht möglich sei, sondern weil die rechten Leute sich noch nicht damit abgegeben, die rechten Wege dazu noch nicht gefunden worden seien. Was er durch das Wissen erforscht meinte, hielt er für untrüglich, brachte es in ein System, und dieses System war sein Evangelium. Und weil die Mediziner, welche sich ursprünglich hauptsächlich mit diesen Naturwissenschaften beschäftigten, dieses Evangelium, daß alles was sei, auch vom Menschen müsse erklärt werden können, erfunden, so hielt er sie für das Licht der Welt, die den Schlüssel zu allem in der Tasche trügen, und von diesem hohen Standpunkte aus lächelte er auf alle

nieder, die unter ihm im Dunkel tappten, d. h. noch Dinge glaubten, welche sie weder sehen noch zergliedern konnten. Und weil er auf diesem Standpunkte die Bestimmung des Menschen, seine Vollendung, darein setzte, zu einem vollständigen Wissen zu gelangen und mit diesem Lichte des Wissens das ganze Gebiet des Glaubens und des Ahnens taghell zu machen, so haßte er recht eigentlich die Männer des Glaubens, die Dunkelmänner (das Wort Pfaff war damals noch nicht gebräuchlich), welche in den geheimnisvollen Schachten der Seele die höhern Kräfte hervorgruben, ein geheimnisvoll Auge entschleierten, und was dieses sah, frommen Glauben nannten. Seiner Überzeugung nach waren sie nicht nur überflüssig, sondern auch gefährlich; sie hemmten den Menschen auf dem Wege zu seiner Vollendung, und wenn er Meister gewesen wäre, so hätte er allen den Abschied gegeben. Er teilte sie der Mehrzahl nach ein in Betrüger, welche von dem Irrtum alles dessen, was sie lernten, vollkommen überzeugt seien, aber entweder es ihrer Faulheit angemessen fänden, auf diese leichte Weise ihr Brot zu verdienen, oder aber es zu ihrem eigentlichen Handwerk machten, das Volk in der Verdummung zu behalten, weil es in jeglicher Beziehung im Zustande der Verdummung am leichtesten auszubeuten sei; und in Dumm- oder Schafsköpfe. Unter diesen verstund er alle die, welche noch glaubten, was sie lehrten; denn es schien ihm rein unmöglich, daß ein vernünftiger Mensch noch an Dinge glauben konnte, die außer dem Gebiete des Begreiflichen und Erklärbaren lägen. Er mahnte mich in dieser Beziehung an einen Menschen, welchem von Jugend auf der Geruchssinn fehlt und der daher alle auslacht, welche von guten und bösen Gerüchen, die er ja weder sieht noch hört, noch mit Händen fassen kann, ihm sprechen.

Keine fanden vor ihm Gnade, als die, welche sein System annahmen, dem Wissen Himmel und Erde einräumten und mittelst dieses Schlüssels Himmel und Erde, Gott und Geist ganz natürlich und einfältig zu erklären wußten, daß es einem vorkam, sie kämen eben hinter dem Umhang hervor, hinter welchem ein Taschenspieler auf die natürlichste Weise die Künste bereitet, mit welchen er seine Zuschauer vor dem Umhang in Staunen und Verwundern setzt. Mit denen ließe sich noch auskommen, sagte er; indessen betrachtete er sie für sich selbst doch mit geheimer Schadenfreude, als die, welche gegen ihr Gebein wüteten, ihr eigen Reich zerstörten, und wenn sie dann dieses ihr Werk gethan hätten, selbst als überflüssig auf die Seite geworfen würden. Er verglich sie oft mit einer gewissen Wespenart, welche erst andere Wespen vertilget, um dann selbst von Raupen aufgezehrt zu werden.

„Mit mir war er in seltsamer Verlegenheit. Für einen Betrüger hielt er mich nicht; dazu dachte er zu brüderlich und hatte mich zu lieb, und für einen Schafskopf mich zu nehmen, war doch manches ihm im Wege. Nicht weil ich im Disputieren ihm nicht nachgab, er mich nie überzeugen konnte; das, sagte er, seien eigentlich nur Zeichen der Einfältigkeit; denn je dümmer ein Mensch sei, desto schwerer fasse er die Wahrheit, das Einfache, das Klare, während man ihn um so leichter überreden könnte, schwarz sei weiß, weiß sei schwarz, und der Gugger sei eigentlich der Teufel, und wer sich nicht in acht nehme, den nehme er und fresse ihn ohne Sauce. Er erfuhr im gewöhnlichen Leben mich nicht als Schafskopf, sah, wie ich Verhältnisse durchschaute, Umstände benutzte und, was ihm am meisten auffiel, Bemerkungen machte bei mir bekannten Kranken, welche ihm Fingerzeige waren zu ihrer

Heilung. Er sagte oft, es sei schade um mich, daß ich nicht Arzt geworden, und wie ich Geistlicher bleiben könne bei meiner Ehrlichkeit, begreife er nicht. Teils, meinte er, würden es Jugendeindrücke sein, welche unsere fromme Mutter, deren Liebling ich gewesen, mir eingepreßt, teils aber eine unbegreifliche Standesbeschränktheit, ein unwillkürliches Gefangennehmen des Gedankens und des Nachsinnens. Natürlich ließ ich mir diesen vornehmen Vorwurf des Beschränktseins nicht gerne gefallen, sondern bin retour gefahren und habe gemeint, ich könnte ihm noch mit mehr Recht den Vorwurf des Beschränktseins machen, ihm, der nur ein Gebiet anerkenne, in welchem er mit seinen fünf Sinnen, geführt vom Verstande, herumfahre, wo er mich an einen Jäger mahne, der mit fünf Hunden jagen geht, aber sehr oft das Gewild nicht erjage, weil dasselbe in anderes Gebiet sich flüchte und namentlich, wenn es Flecken hätte, fliegen könne und vor den schweren, vierbeinigen Hunden in luftige Regionen sich zurückziehe. Dann warf er mir wohl vor, wir seien allerdings weder Jäger, denn wir erjagten gar nichts, noch hätten wir Hunde, denn wir besäßen kein Gebiet, auf welchem Hunde laufen könnten. Wir mahnten ihn an Stangen, die im Nebel herumführen und in diesem trüben, öden Nichts nichts erguselten, als recht eigentliche Nebelstecher. Je mehr wir predigten, desto mehr verlören wir an Bedeutung, pflegte er zu sagen. Wenn unsere Predigt was wäre, so müßten wir bereits die Welt erobert haben; nun aber hätten wir uns um die Welt gepredigt, und lange gehe es nicht, so werde man uns allenthalben als überflüssig erklären. Es sei aber auch nichts natürlicher; denn all unsere Lehrsätze mahnten ihn an Rechenpfennige; sie glänzten wohl und klängen etwas, seien aber ohne Wert, beim oberflächlichsten Beschauen. Unsere Ver-

schreibungen aufs Himmelreich seien auch nicht gewichtiger und verlören alle Tage an Kredit, und die Menschen wandelten je länger je mehr gerade so, als ob sie nicht ins Himmelreich wollten. Zeit wäre es, wir redeten verständig zu den Leuten, wie sie dieses Leben zu betrachten und zu benutzen hätten, daß es ihnen zum Vorteil sei; dann wären wir doch zu etwas nütze, betrügten Gott nicht um die Zeit und die Obrigkeit nicht ums Geld. So redete mein Bruder, es war die Stimme der Zeit, und Pfarrer gab es, die wirklich in seinem Sinn predigten und von der Kanzel lehrten, was mit sieben Brachfeldern zu machen sei und was besser sei, Stallfütterung oder der Weidgang, und wie man Kälber wohlfeiler mit Heublüemtthee als mit Milch abtränke, sintemalen die Milch die Menschen selbst gut dünke, während Heublüemtthee kein Hund riechen möge.

„Und doch war mein Bruder selig ein Christ, wollte es aber nie glauben; ein freundliches Kindeswort trieb ihm Thränen in die Augen, aber auch jede Schlechtigkeit ganze Fuder Blitze aus seinem Munde; die Armen waren seine Kinder, und sein Leben bot er alle Tage zum Opfer; aber dabei redete er, daß man ihn für einen versteinerten Selbstsüchtling hätte halten sollen. Während er so mit allem Bestimmten und Gegebenen, mit allem Positiven in der Religion verfuhr, war er dem Bestimmten und Festen im Doktern zugethan; er war ein medizinischer Dogmatiker. Er war ein fleißiger, gelehrter Mann; was auf dem Gebiete der Medizin errungen war, das wußte er; er kannte die Krankheitsformen, ihre Ursachen, ihre Form und Entwicklung, den Gang derselben je in den verschiedenen Körperbildungen, den hagern, den fetten, den muskulösen und nervösen, und von allen die äußerlichen Kennzeichen; er kannte Stoffe und Kräfte der

Natur und wußte eine jegliche Wirkung derselben auf den menschlichen Körper in gesundem oder krankem Zustande, und wo verschiedene krankhafte Zustände in einem Körper sich vorfanden, wußte er akurat, mit welchen Kräften man dagegen fechten und wie viel von jedem Stoffe man für diesen Zustand und wie viel von einem andern Stoffe man für einen andern Zustand bedürfe und wie sie zu mischen, mit welchem Mittel zu binden seien, daß sie nicht auseinander strebten oder einander widerstrebten, sondern vereint, aber jeder auf einen besondern Zustand, auf den Körper wirkten. Und punktum erklärte er, warum dieser Stoff auf diese Form so wirke, auf eine andere anders. Und was da erkannt war, das hielt er felsenfest, das war sein Evangelium. Das gab er zu, daß das Gebiet zu erweitern, neues zu entdecken, der Bau höher aufzuführen sei, das Genie neue Agentien und Kräfte entdecken, das Talent Art und Weise ihres Gebrauches vervielfältigen könne. Wie oft ich ihn auch aufmerksam machte, daß die Lehrsätze und Dogmen auf seinem Gebiete nicht haltbarer mir scheinen, als ihm meine auf meinem Gebiete, daß er da eine Menge Voraussetzungen mache, die keinen Grund hätten, Dinge annehme, welche noch lange nicht bewiesen seien, und Wirkungen voraussage, die selten erfolgten, öffnete ich ihm die Augen doch nicht. Er sagte, darüber hätte ich kein Urteil und für solche Dinge keinen Verstand; ich müßte noch gar viel lernen, ehe ich in die Tiefe der Wissenschaft sehen, den Umfang derselben erfassen wollte, und blieb ein wunderbar gläubiger Mediziner, trotzdem daß sein Glaube so oft auf die Probe gestellt ward und sein System ihn im Stiche ließ. Aber dann hatte er hundert Gründe, seinen Glauben zu rechtfertigen vor sich und andern. Es war gefehlt worden in der Anwendung der Mittel oder im Gebrauch von Speisen,

oder aber es hatten ihm alte Frauen u sellige Züg ins Handwerk gepfuscht. Das haßte er furchtbarlich und hatte ein instinktmäßiges Mißtrauen gegen solche Einwirkungen. Sowie er in eine Krankenstube kam, sahe er in alle Winkel hinein, ob nicht ein Gütterli oder ein Papierli liege, zog auf das Sorgfältigste die Stubenluft in die Nase, um zu unterscheiden, ob dieselbe nicht mit verdächtigen Gerüchen geschwängert sei. Und wo er das Geringste merkte, sagte er ihre Schuld den Leuten auf deu Kopf zu, daß sie das und das brauchten, so daß die guten Menschen oft glaubten, er könne hexen, indem sie doch, da sie seine Art kannten, alles Verdächtige auf die Seite geschafft, ja manchmal sogar die Stube gelüftet hatten. Wie fein die Nase meines Bruders war, davon machte man sich keine Vorstellung; es ist aber auch komod für einen Arzt. Daß die Leute aber deswegen das Zwischeneindökterlen unterlassen hätten, davon war keine Rede, und keine Frau, welche er, sie ertappend mit einem Gütterli oder einem Salbli unter der Scheube, alle Schande sagte, ließ sich abhalten, noch selbigen Tages an einen andern Ort hin das gleiche Mittelchen zu schmuggeln; ihrethalbe könne er wüst thun, so viel er wolle, sagte sie, dr Gring heyg er doch no niemeren-abgschrisse. Oder aber er gab den Apothekern schuld, welche den Teufel im Leibe hätten, schlechte Droguen für gute zu verkaufen, oder nicht Zeit hätten, die Sache gehörig zu kochen; oder sagte, es seien da noch unbekannte Agentien, welche, wenn sie entdeckt wären, das Ganze aufklären und alle bisherigen Voraussetzungen rechtfertigen würden; aber auf das Unbekannte habe man nicht Rücksicht nehmen können, was zwar unglückliche, aber unverschuldete Folgen gehabt. So wußte mein Bruder immer sein System zu verteidigen, sich in immer festeren Glauben an dasselbe hineinzureden,

und doch war gerade das seine Qual im Leben, an welcher er auch starb, das Mißverhältnis zwischen Wissen und Können.

„Unbestritten war mein Bruder der wissenschaftlichste Arzt weit umher und auch ein glücklicher Arzt; seine Praxis war noch größer als die deine, mein lieber Növö; denn damals waren noch nicht so viele Ärzte als jetzt. Und die große Praxis stumpfte seine Teilnahme nicht ab; ein gefährlich Kranker lag ihm auf der Seele, und wenn ein Vater oder eine Mutter oder ein hoffnungsvolles Kind ihm starb, so sah man ihn wochenlang nie lachen; es war, als wäre ihm selbst das Liebste gestorben, und es konnte ihn quälen bis zum Tode, ob er wohl gehörig systematisch alle Kennzeichen zusammengestellt, alle nötigen Hülfstruppen in möglichster Macht aufgeboten hätte. Nun geschah ihm doch zuweilen, daß ein Kranker, den er allerdings heilungsfähig glaubte, an dem er alle seine Kunst umsonst versuchte, weiter ging und von einem andern Arzte, der meinem Bruder nicht die Schuhriemen aufthat in Beziehung auf das Wissen, oder gar von einem Quacksalber geheilet wurde oder wenigstens geheilet schien. Dann allerdings geschah manchmal, daß in Bälde etwas scheinbar anderes am Kranken ausbrach und ihn hinraffte; aber das scheinbar andere war doch nur der zersetzte und in anderer Form erscheinende alte Krankheitsstoff. Das wußte freilich die Menge nicht; sie pries nur die Heilung; den spätern Tod vernahm sie nicht oder brachte ihn in keine Verbindung mit der frühern Krankheit. Solche Fälle quälten meinen Bruder unendlich. Er hatte alle seine Kunst erschöpft, seine Mittel mit der größten Sorgfalt und Umsicht zusammengesetzt, und es war alles umsonst; es war, als ob er die Tränke einem Steine einschütte, und nun kömmt ein anderer

und heilt den Menschen fast blindlings. Manchmal meinte er, die erfolgte Heilung doch seinen frühern Mitteln zuschreiben zu können; aber die meisten Male konnte er dieses nicht, er mußte den Erfolg dem Gegner zugestehen. Das aber wurmte ihn fürchterlich; er brachte die Sache nicht aus seinem Kopfe; er durchlief die ganze Geschichte immer wieder, und immer hatte er recht; so wie er die Sache angesehen, so war sie auch, davon blieb er überzeugt; aber heilen konnte er sie nicht, das Können war einem andern gegeben. An dieser Mauer stand er oft Monate lang und stürmte wider sie; aber sie fiel nicht um; er blieb im Dunkeln, das Warum konnte er nicht erklären; der Zufall mußte ihm endlich helfen, wenn der Eindruck zu erlöschen, der Gegenstand zu erkalten begann.

„Da geschah es, daß ein Nervenfieber über unsere Gegend kam, man wußte nicht wie, nicht woher. Wenn der Föhn über die Berge kömmt und die Pflanzen versengt, so weiß man wohl, er kömmt aus dem heißen Afrika, heißt aber dort Samum. Wenn aber ein Fieber einbricht in die Menschheit, mit Feuersglut, mit Höllenangst Leib und Seele füllet, wer weist es nach, ob dasselbe als giftiger Schein vom Himmel gefahren oder ausgebrochen sei, als verpestender Dunst aus der Erde tief unterstem Grunde, wo in ihrem verborgenen Schoße gebraut werden die Geheimnisse, die nie des Menschen Auge ergründen wird, oder ob es geschlichen kam, unhörbar und leise, der Schlange gleich durchs glatte Gras bis an der Hütten Rand, mit einem Sprunge den erfassend, der sorglos zuerst in seine Nähe tritt, von dessen Lager dann sich schleichend an jeden, der an der Unglücklichen Lager sich wagt? Wo so ein Fieber eingebrochen ist in des Menschen sicher geglaubte Hütten, da gestaltet dasselbe sich entweder als Schlacht, die

rollend in tausend Donnern dahinbrauset, niedermähend auf ihrer Bahn zu Tausenden alle, welche auf ihrem Wege sich finden; oder zum mörderischen Gefechte, wo hier einer fällt, dort einer, immer mehrere, wo aus jedem Busche die Kugel pfeift, von jedem Hügel der Stein rollt, dann lange Strecken sicher bleiben, dann wiederum der Felsblock rollt, die Kugel sauft; wohl viele entrinnen, aber oft die am wenigsten, die am meisten sich gesichert wähnen, während der unverletzt steht, der kühn an den gefährlichsten Örtern gestanden.

„Aber wo eine Schlacht donnert, ein Gefecht daherprasselt, da zaubert der Donner den Mut hervor; es rauscht das Blut in den Adern; einer reißt den andern mit sich; die Massen erhitzen sich, das Bewußtsein geht unter; der Tod verliert seine Schrecken, Todestrotz wird zur höchsten Lust.

„Wo aber das Fieber daherschleicht, tückisch, lautlos sich in den Körper wühlt, da erfaßt ein stilles Grausen den Menschen vor dem Feinde, den niemand sieht, niemand hört, der so plötzlich, so brennend auftaucht in des Menschen Gebein. Wo er einen niedergeworfen auf sein Lager, da weilet der Feind, man sieht ihn nicht; aber man weiß es doch, weiß, daß er einem elektrischen Funken gleich von einem zum andern springt, daß er in einen Atemzug sich kleidet und das Inwendige findet, daß gegen ihn weder Wehr noch Waffen helfen, der Starke gleich dem Schwachen ist, der Mutige gleich dem Feigen.

„Und doch ist's gerade da, wo der Gottesfunken in des Menschen Brust am hellsten leuchtet, wo still und ungesehen ein Heldenmut sich entfaltet, den man mit Orden und Titel nicht lohnet, den aber der Vater im Himmel sieht und nicht vergißt. Ungeheißen tritt das Kind ans Lager der Eltern, stellt dem Feinde sich preis; die Gattin verläßt den Gatten nicht; der Vater wacht über seinen Kindern; ihren Dienst

verwaltet die treue Magd, so lange ihre Kräfte sie tragen und wenn eins nach dem andern fällt, vom tückischen Feinde giftig erfaßt, so tritt ein ander Glied des Hauses an seine Stelle, so lange noch eines ist, dessen Kräfte nicht gebunden sind in des Fiebers Schauern, im Todeskampf. Selten sind hier die Feigen, und wenn auch in dieser, in jener Brust die Angst ihre Flügel regt, es kämpft der Mensch sie nieder im Bewußtsein seiner Pflicht, im Vertrauen auf den da oben, dessen Hand auch über diesen Fiebern mächtig ist, im Glauben, daß Feigheit vor dem Tode nicht schütze, daß gar oft den Feigen auf der Flucht der Tod erreicht, der Mutige in Mitte von Leichen aufrecht bleibt.

„In solchen Schlachten ist der Arzt dem Feldherrn gleich, doch mit dem Unterschiede, daß er nicht von sicherm Hügel aus den Feind observieren, die Geschütze dirigieren, mit den Seinen manövrieren kann. Von Anbeginn muß er zunächst dem Feinde stehen, muß persönlich ihm in die Augen sehen, wo er sich zeigt, muß persönlich die Angriffe leiten von Lager zu Lager, muß an jeglichem helfend und tröstend stehen, muß allgegenwärtig sich machen, muß auf den Flügeln des Eifers sich vervielfältigen, muß selbst über Müde und Mattigkeit siegen, und wenn Rat und Kraft, Mut und Trost allenthalben ausgehen wollen, muß er die Quelle sein, die andere mit neuer Ausdauer tränket. Wie der Held seine Seele Gott befiehlt und nie denkt, daß eine Kugel seinen Leib treffen könne, muß der Arzt hervorragen über alle in klarer Unerschrockenheit, den Helden gleich, von denen die Sage geht, daß sie hieb- und kugelfest gewesen durch übernatürliche Kunst. Fällt er dennoch, und Helden schont der Tod nicht, so stirbt er einen Heldentod, dem größten Feldherrn gleich, und wenn sein Name schon nicht glänzt auf den Blättern der Geschichte,

so steht er doch verzeichnet in dem goldenen Buche, wo alle Namen stehen, deren Träger für andere in den Tod gegangen.

„Ein solcher Held war mein seliger Bruder in jenen Tagen mitten im würgenden Tode; mit einer eigentlichen Begeisterung flog er von Lager zu Lager; seine Kraft schien unerschöpflich; wenn man glaubte, hier sei er, so war er schon Stunden weit. Was ich helfen konnte, that ich auch, und vielleicht hier zum erstenmal so recht erkannte mein seliger Bruder, daß wir nicht nur leibliche Brüder seien, sondern daß wir auch als Arzt und Pfarrer in unserem Wirken Brüder sein könnten, sollten, Brüder sein müßten. Der Tod hatte keine Macht über ihn; das Fieber floh; aufrecht stand er auf dem Schlachtfelde; aber er hatte unglücklich gekämpft; die Beute, welche er dem Feinde entrissen, war gering, groß aber die Zahl, welche ihm erlegen. Viele Väter waren gestorben, ihnen nach die Mütter, und elternlose Kinder irrten klagend herum; auf den Gräbern ihrer Kinder kinderlos weinten Mütter, seufzten Väter, und jeder Seufzer war meinem Bruder ein Dorn ins Herz, jede Thräne ein glühender Tropf auf seine Seele, jedes verwaiste Kind ein Zeuge gegen ihn vor Gott. Denn nirgends hatte das Fieber gewütet, wie in seinem Bereiche, keinem Arzte waren so viele gestorben, und namentlich hatte einer, der einfältig schien und sonst nicht im besten Rufe stand, sehr viele gerettet.

„Das war's, was meinen Bruder fürchterlich ergriff. Umsonst stellte ich ihm vor, wie solche Krankheiten nie an allen Orten gleich innerlich, gleich zerstörend seien, wie oft die Lage eines Ortes oder die Zusammensetzung der Luft, welche durch dasselbe ströme, die Gewalt einer Krankheit erhöhe oder mildere. Wie auch auf keinem Schlachtfelde die Toten gleich verteilt lägen, sondern in Haufen hier, einzelne zerstreut

dort, so sei es auch in solchen Krankheiten; während oft ganze Dörfer verwüstet würden, blieben andere fast unberührt. Freilich wüßte man auf einem Schlachtfelde wohl, daß die Haufen niedergeworfen worden seien durch die Kugeln einer Batterie oder durch die Säbel der Kavallerie; in einer Krankheit lägen die Ursachen verborgener, und hie und da möge wohl ein Böswilliger die Ursache in einem Arzte suchen. Aber jedenfalls geschehe dieses von der Menge im allgemeinen nie; die Menge sage, namentlich bei solchen Krankheiten, sehr selten: Der oder jener Doktor ist geschickt oder ungeschickt in Behandlung der Krankheiten gewesen, sondern: Der ist bsungerbar gfellig (glücklich) zu der Krankheit, jener aber bsungerbar ungfellig; sie suchen also den Grund, daß einer mehr geheilt als der andere, weder in der größern Kunst, noch im bessern Fleiß oder Willen, sondern höher, und dieser Fingerzeig der Menge nach etwas Höherem sollte den Ärzten ebenfalls ein Fingerzeig sein. Namentlich bei ihm werde kein Mensch die Ursache in Mangel an Wissen oder Willen suchen, sondern es werde bloß heißen, zu der Krankheit sei er bsungerbar ungfellig gsi.

„Aber das war gerade der wunde Fleck, der in immer verzehrenderem Feuer brannte in seiner Seele. Kam es da auf das Gfell und Ungfell an, gelang blindem Tappen, was vollendetes Wissen nicht vermochte, stunden sie da als willenlose Werkzeuge einer Macht, welcher er längst alles Einwirken in menschliche Verhältnisse abgesprochen hatte? Sein Wissen war gleichsam sein Gott gewesen, seine Kunst seine Religion, mit welcher er seinem Gotte diente, und zwar in seltener Treue. War sein Gott ein Phantom, seine Kunst eine Täuschung? Sein Glaube war erschüttert, und mit seinem Glauben erlosch sein Lebensmut. Nicht gekränkte Eitelkeit war es, der

Ärger, daß einer mehr geheilt als er, besonders vom Volke gepriesen ward, was den starken Mann zusammenbrechen ließ, einem dürren Zweige der Eiche gleich; es war das Gefühl, welches den erfaßt, der sich von Gott verlassen glaubt für immer. Mit der ganzen Innigkeit seines Wesens hatte er in seinem Wissen gelebt, ihm sein Leben geweiht, dessen Ausübung seine Lebenszeit, und dieses Wissen verriet ihn in seinem wichtigsten Lebensmoment, in welchem Männer zu Helden werden, und seine Kunst war eine machtlose, eitle! Er war einem Kinde gleich, das mit hölzernem Schwerte die Welt bezwingen will. Er versuchte alles, seinen Gott zu rechtfertigen; er vermochte es nicht. Er ging unzählige Mal seine Heilungsweise durch, stellte ebenso oft alle Krankheitszeichen zusammen; er konnte keinen Irrtum finden; nach Regel und Kunst hatte er gehandelt. Er erforschte, was jener Arzt gegeben; das Sinnlose in dessen Mitteln konnte er nicht begreifen, und doch hatten sie geheilt. Da zerrann ihm sein Wissen, einem Nebelbilde gleich, und vor der Ausübung seiner Kunst schauderte er zusammen, wie die ersten Christen geschaudert haben mögen vor den Opfermahlzeiten, an welchen sie kurz vorher noch Teil genommen, vor einem Götzenbilde, zu dessen Füßen sie erst noch gekniet.

„Trostlos sank er in sich zusammen und richtete sich nicht mehr auf; vergebens versuchte ich, den Arzt zu machen. Ich stellte ihm vor, sein Übel sei ein körperliches; er wisse ja selbst am besten, daß der ungeheuren Anstrengung Abspannung folgen müsse, und mit der Müdigkeit des Körpers stelle sich ja immer eine gewisse Mutlosigkeit ein, und aus dem müden Körper schaue ein trübes Auge in die Welt hinaus, und sehe alles trübe im hellsten Sonnenschein. Im Maße als er sich erhole, würde eine andere Anschauung sich ihm von selbst

bilden, und wie in den Körper die Kraft wieder komme, werde auch in die Seele der Mut wiederkehren. Ich bat ihn, den Körper zu stärken, die Seele abzuziehen von den Trümmern seiner zerrütteten Welt, in die sie immerfort ihre Blicke heftete. Ich wollte mit ihm fortreisen, wohin er wollte; aber er wollte nicht; zu allem schüttelte er traurig das Haupt, und wenn ihm deine Mutter die Kinder brachte und ihn innigst bat, um ihretwillen sich doch zu erhalten, so wurde ihm wohl das Auge naß; aber in wehmütigem Lächeln schüttelte er das Haupt: „Ihr guten Leute," sagte er, „plagt mich nicht; mir hilft nichts mehr; ums Herz bin ich krank." So sank er sichtlich zusammen, und war auf keine Weise aufzurichten. Leute von allen Seiten kamen, baten, rühmten, weinten bei dem geliebten Doktor; aber es half alles nicht; sie ermutigten ihn nicht; bitter lächelte er zu Lob und Preis. Eines Morgens lag er tot im Bette; auf seinem Herzen lagen seine Hände, als ob er hätte dessen Brechen fühlen wollen; aber auf seinem Gesichte weilte ein heiteres Lächeln; es war, als ob in seine Dunkelheit neues Licht gebrochen wäre."

Die Erinnerung überwältigte den alten Herrn; es ging eine Weile, ehe er wieder fortfuhr, und niemand mahnte ihn; es war, als wenn alle lauschten, ob nicht ein Engel durch die Stube rausche.

„Das war das Leben und das Ende deines Vaters, lieber Ruedi," sagte er endlich, „und darum tauchte beides so hell wieder auf, weil du dem Toten riefest, in deiner geistigen und körperlichen Ähnlichkeit mit dem Vater, nur daß du noch in den Zweifeln der Jugend dich herumtreibst, daß du das Heil nicht in die bisherige Wissenschaft setzest, sondern in die, welche aus dir hervorgehen werde, wie du meinst. Du hältst, wie er, deinen Beruf für den höchsten, siehst auf

die andern vornehm herab, wie ihr dann wiederum von den Juristen, den Usurpatoren des Staates, weidlich verachtet und kujoniert werdet; in der Ausübung deiner Kunst aber bist du nicht Dogmatiker, wie er; du traust weit mehr dir selbst als dem System und näherst dich darin auffallend den Sektierern, welche das Heil auch nicht im Buchstaben suchen, sondern in dem ihnen, wie sie meinen, inwohnenden Geiste."

„Aber Onkel, ist das nicht recht? Heißt es ja nicht, der Buchstabe töte, der Geist sei es, der lebendig mache? Ich kann nichts mehr hassen, als diese Systeme aller Art, wo, was einer einmal gekaut hat, alle andern nachkauen sollen in alle Ewigkeit; sie mahnen mich an die Exerzierreglemente, wo, wenn der gestrenge Lieutenant befiehlt: Schultert! alle schultern, und wenn er sagt: Setzt ab! alle absetzen, wenn es sie schon dünkt, schießen wäre besser. Und warum sind wir gleich ausgerüstet wie unsere Voreltern auf die Welt gekommen, wenn wir nur brauchen sollen, was sie erfunden, nur trappen sollen, wie sie getrappet?"

„So seid ihr Jungen", sagte der Alte, „immer Kübel und Kind zusammen. Es ist kein Junger, der sich nicht freut, wenn er was erben kann, und ich habe noch von keinem gehört, der so stolz und hoffärtig gewesen sei, das Erbe seines Vaters wegzuwerfen, weil er es für eine Schande halte, Erworbenes von andern anzunehmen, da jeder ja Kräfte zum eigenen Erwerb hätte; jeder erbt, und zwar je mehr je lieber, und je mehr einer erbt, desto weniger geben die meisten davon ab. Aber eine andere Erbschaft will die Jugend, und namentlich die heutige, verleugnen und kann sie doch bei keinem Schritt und Tritt entbehren. Auf den Erfahrungen und Erfindungen der frühern Geschlechter steht das gegenwärtige Geschlecht, so wie aus den Anschwemmungen ver-

gangener Zeiten die jetzige Pflanzenwelt sich erhebt, und um so üppiger, je reicher die frühern Anschwemmungen waren.

„Jede Bequemlichkeit im Leben haben wir den Alten zu verdanken: die Gabel, mit welcher wir essen, die Erdäpfelrösti, welche wir essen, und gar manches Genie, welches hochmütig alles verachtet, müßte mit Nebukadnezar Gras fressen, welches derselbe mit langen Nägeln ausrauft, wenn er nichts essen sollte, als was er selbst erfunden. Nun giebt es durch Gottes Ordnung immer Leute, welche mit dem, was ersonnen, erfunden worden, sich bekannt machen, dasselbe zusammenlesen, zusammenstellen, und andern Menschen zum Gebrauch es anbieten, und viele, welche weder Zeit noch Kräfte zum Selbstsammeln haben, sind froh, so was fix und fertig zu finden; solche Zusammenstellungen nennt man im Gebiete der Wissenschaft System.

„Wenn Genie Neues erfinden, so entstehen neue Systeme; das Neue besteht nur in einigen Geistesblitzen, und was die neu zeigen, ist meist so einfach und simpel, daß man gerade bei diesen Blitzen die Beschränktheit der Menschen nicht sattsam anstaunen kann; denn das Neue ist eben so simpel, daß man sich nicht sattsam wundern kann, daß dasselbe nicht vor hundert Jahren jedem Stüdi eingefallen, und doch geht's wieder hundert Jahre, bis die Mehrzahl von der neuen Wahrheit was wissen, und noch die halben Ratsherren glauben nicht daran. Um dieses Neue bleibt aber das meiste Alte, nur daß man es anders ordnet; was oben war, muß nun unten stehen. Siehe, das ist gerade so, wie wenn eine junge Frau bei einem Witwer einzieht und ein neues Möbel mitbringt. Das neue muß in den Salon, das alte wird anders rangiert, und einiges kömmt auf den Estrich. Hat man aber Geduld, es hundert Jahre droben zu lassen, so holt man es im Triumph wieder runter,

und hält es zehnmal teurer als das schönste Neue; so z. B. was gelten jetzt die alten Nachtstühle, welche zu Ludwig des Fünfzehnten Zeiten ins Grümpelgemach gestellt worden? Nun giebt es auch Frauen, die, wenn auch nichts Neues zum Alten kömmt, doch alle Jahre das Alte umzügeln und immer am Rangieren sind, so daß man, wenn man zu ihnen kömmt, nie weiß, wo man ist; bei solchen tusigs Fägnesteten ist aber ein unheimlich Sein. Aber das Alte macht in den meisten Haushaltungen und Systemen immer die Hauptsache aus, wenn's schon manchmal der Hausherr nicht meint, weil er neu firnisierte Sachen für nagelneu nimmt.

„Aus diesen alten Schränken, den Systemen, stammt all dein Wissen her; dessen täusche dich nicht; aber keins dieser Systeme ist dein System, während hingegen viele es giebt, die das System, welches sie in ihren Heften abgefaßt haben, behalten ihr Leben lang und nichts dazu, davon thun und sich nicht träumen lassen, daß jedes System einen Viertel Spreu und einen Viertel Staub enthält, daß die Zeit aus ihrem System Spreu und Staub beträchtlich ausgesiebt; mit dem alten Staub und Spreu doktern sie glücklich fort bis an ihr Ende. Über diesen beschränkten Orthodoxen stund dein Vater unendlich hoch; denn er baute fort an dem System; er hielt es wohl für fest begründet, aber in Weite und Höhe nicht für ausgebaut. Du hast auch ein System, nämlich alles für gering und unbedeutend zu achten, was du erlernt hast, und für die Hauptsache dich, deinen Blick, deinen Witz, das heißt die glückliche Zusammenstellung, dein Urteil, dein Geschick, den Geist, aber deinen Geist. Du machst dich selbst zu deinem Gotte; aber auch dein Gott ist ein ohnmächtiger Gott, und in der höchsten Not wirst du ihn missen, und gebe Gott, daß es dir nicht wie deinem Vater geht, daß du an dir selbst

verzweifeln mußt, wie er an seinem Wissen; denn dein Weg ist noch viel der gefährlichere als sein Weg war. Dir selbst traust du alles zu, deinem Geiste, deinem Blicke, deiner Hand; sie erkennen das Rechte; sie wählen das Rechte, führen es aus auf die rechte Weise; wenn du fehlst, so schreibst du die Schuld nicht dem Mittel zu, sondern dir, der du nicht das Rechte gewählt, es nicht recht angewendet; du hast gefehlt und nicht die Wissenschaft, nicht das Mittel. Jung und kräftig, wie du jetzt bist, scheint dir das ein Geringes; aber so geht es nicht immer, und eben auch wieder bei deiner Innigkeit werden Fälle kommen, wo es dir schwarz vor den Augen werden wird, wo du wünschen wirst, es öffnete sich die Erde und verschlänge dich. Sieh, es handelt sich hier um Menschenleben; ist eines dahin, so ist's nicht wieder zu geben. Sterben dir Leute, wo es so recht übel geht, und du hörst, daß man sagt, du hättest unrecht sie behandelt, oder bei einem Sterbet bist du ungfellig, während ein anderer viele rettet: wessen ist die Schuld, als die deine, der du fehl gegriffen, falsch gesehen? da kannst du mit nichts dich trösten. Sieh, das wird dir zu Gemüte wachsen; deine Schuld, deine Beschränktheit wird dir sichtbarer werden alle Tage, und was dann als Arzt, als Mensch aus dir werden wird, weiß Gott. Denn es ist fürchterlich, wenn man sich einbildet, Leben und Tod habe man in der Hand, und während man Leben spenden will, kömmt der Tod heraus. Und was du dir selber sagst, das verschärfen dir noch die Menschen. Die Menschen ordinäri Schlages wissen natürlich nichts von Standpunkten und Systemen; aber in ihren Ausdrücken unterscheiden sie doch merkwürdig. Von dem einen sagen sie, er sei nicht gfellig zu diesem oder jenem; daneben meinte er es gut, und wenn er einem helfen könnte, so thäte er es und vergönnte es einem nicht,

wie es dere Schyßhüng geb. Von andern sagen sie, er könnte es, wenn er wollte; er sage es ja selbst, aber er begehre einen nicht gesund zu machen, sondern einen desume z'schleipfe, und je länger es gehe, dest astänger sei es ihm, von wegen dest mehr Züg könne er brauchen. Von dem aber, der nicht gfällig ist, und von dem, der es nicht gönnt, wenden sie sich gerne zu denen, die höher stehen als beide, deren Heilung weder in ihrem Gfell noch in ihrem Willen liegt, sondern in einer höhern Hand, unter welche doch am Ende der Mensch am meisten Zutrauen hat, am liebsten sich beugt, wie ja auch David lieber fallen wollte in Gottes Hand, als in die Hände der Menschen, und je tiefer der Mensch in der Drangsal ist desto dringlicher preßt sich ihm diese Ansicht auf, daß nur in einer Hand das Vollbringen liege, daß diese Hand ihre Werkzeuge wähle, und daß diese Werkzeuge allein Hingebung und vollen Glauben verdienten."

„Aber Onkel," sagte der Doktor, „Ihr kömmt da auf ein Feld, auf dem ich Euch zu finden nie erwartet hatte; seid Ihr noch im Aberglauben befangen, und wollt Ihr uns zu Marktschreiern machen; sollen wir den Theophrastus Bombastus Paracelsus nachahmen?"

„Eben das meine ich nicht," sagte der Onkel; „aber den rechten Namen hast du mir genannt, an welchem ich dir begreiflich machen kann, was ich meine.

„Dieser Paracelsus, möglicherweise ein Unterwaldner und geboren im Jahre 1493, machte gewaltiges Aufsehen in der Welt, und seinen Namen brannte er in die Geschichte ein. Er polterte gewaltig gegen alles bisherige Wissen, und sein Wissen bestund doch auch nur aus dem Wissen der damaligen Zeit, aber durchleuchtet mit einigen eigenen Geistesblitzen. Er dachte sich alle Heilmittel zusammengesetzt aus zweierlei: aus

Stoff der Erde, und in dem Stoff eine Tugend, Kraft, Seele möchte man fast sagen, welche letztere nicht erschaffen, sondern von Gott ausgeflossen sei, mit der Pflanze z. B. nicht zerfalle, sondern zu Gott zurückkehre, also mit den Sinnen nie wahrgenommen werden könne. Obgleich er diese Kräfte als von Gott ausgeflossen annahm, so konnte sich derselben doch bemächtigen, wer es verstund, und sie zu seinen Dienern machen nach seinem Willen, sodaß wiederum Leben und Tod gleichsam von ihm abhing, die Brücke zwischen ihm und Gott abgebrochen war. Er, gleichsam Herr dieser Geister in den Elementen, möchte fast zu zählen sein zu den alten Zauberern, eine Art von heidnischen Priestern, obgleich diese weniger schwatzten; er rühmte sich auch eines Lebenselixiers, wahrscheinlich zusammengesetzt aus Schwefel, Salz und Quecksilber, starb aber eben diesem Elixier zu Trotz ehe denn er fünfzig Jahre alt war. Sein Leben stand also in einer andern Hand als in seiner Hand, so wie überhaupt kein Leben steht in eines Menschen Hand, weder in seinem Wissen noch in seiner Kunst. Der Arzt hat es mit seinem Walten nicht anders, als der Landmann mit seiner Saat, der Hausvater mit seinem Haushalt, der Pfarrer mit seinem Wort; es ist alles, alles eitel, wenn Gott nicht Leben und Segen giebt.

„Der Landmann säet seinen Samen aus, denkt aber gewöhnlich nicht daran, daß er seinen Samen von Gott hat; daß er mit aller Kunst und Macht, und wenn man ihm auch alle Stoffe der Erde zur Stelle schafft, kein einzig Samkörnlein, und wär's auch der geringsten eins, machen kann. Und wenn er auch eines zu Stande brächte, dem natürlichen täuschend ähnlich, eines fehlte immer; Leben hätte es nicht, wachsen thäte es nicht. Aber zwischen dem verschiedenen Samen

hat er die Auswahl, und nach dem Systeme, nach welchem er will, und nach dem eigenen Sinn, wenn er will, kann er den Acker pflügen, auf ihm hantieren, wenig oder viel säen, tief oder flüchtig eggen, alles nach System oder Gutdünken. Je nach seinem Geschick und Fleiß gerät es zuweilen, und der Fleißige erntet nach Fleiß und Geschick, und wenn dies einige Male geschieht in geregeltem Gange, so kömmt gerne der Übermut, und es stellt der Mann in seine Kräfte jeglichen Erfolg, macht von seinem Willen abhängig den Ertrag. Aber dann kömmt's wieder anders, und was gut geraten war, will nicht mehr geraten, gewinnt kein Leben mehr; tot bleibt der Same, öde steht der Acker, die lebenspendende Hand bleibt geschlossen. Da beginnt der Mensch wieder zu fühlen, wer das Gedeihen giebt; denn wie er auch nach dem Himmel sieht, es regt keine Wolke sich; es kömmt auf sein Geheiß weder ein Sonnenstrahl noch ein Regentropfen; in kein Samkorn tritt das Leben; er kann beschütten, mästen, kratzen, decken, es hilft ihm all, all nicht — er steht an den Marchen seines Vermögens. Da beginnen die Katholiken ihre Prozessionen, die nichts sind als eine öffentliche Demütigung vor dem Allmächtigen, als ein thatsächlich Bekenntnis, daß wir nichts wären ohne ihn, als eine gemeinsame Bitte, daß er doch öffnen möchte seine Hand, damit die Geschöpfe ihre Speise erhielten zu ihrer Zeit. Bei uns bittet der fromme Landmann in seinem Kämmerlein, daß der, welcher die jungen Raben am Bache speiset, seiner Kinder nicht vergessen möchte. Und wo das Gebet ein inniges ist, da kömmt ein still fromm Warten über den Beter, wo er in Geduld und Demut des Herrn Thun gewärtigt, während der, der nicht zum Herrn sich zu wenden weiß, in solcher Drangsal sich gebärdet fast einem Pferde gleich, welches gebunden an

einem Pfahle steht, während hinter ihm drein das Feuer braust.

„Wie manchen Hausvater sieht man hasten und jagen, früh und spät, und es gelingt ihm nichts, und was seine Hände berühren, ist, als wäre es mit Fluch geschlagen, als wäre es ein Dolch, der seine Spitze immer gegen seinen Träger kehrt; sein Acker wird immer magerer, sein Stall verschlingt sein Geld; über den Seinen lastet Unfriede oder Krankheit, und je mehr er jammert, um so weniger nützt es, und je mehr er zuspricht, um so verstockter werden seine Leute. Kein Mensch kann erklären, deutlich machen, was da fehlt, wie da zu helfen wäre; denn es fehlet da das Unnennbare, Wunderbare, das nur einer kennt, nur einer giebt; es fehlet da der Segen von oben, das Gedeihen aus Gottes Hand.

„Dem Säemann gleich, der irdischen Samen säet, ist der Säemann auf dem großen unsichtbaren Weltenacker, der zusammengesetzt ist aus den Herzen der Menschen, auf welchen geistiger Same gesäet werden soll, und auf welchem die Schätze wachsen sollen aus dem Samen empor, welcher hinaufreichen soll unverwelklich und unverweslich ins ewige Leben.

„Sieh, auch wir machen den Samen nicht selbst; er kömmt auch uns aus Gottes Hand, wie dem Landmann Korn oder Roggen oder der andern Körner eines. Wir haben die Äcker zu bebauen, die Körner nach der Äcker Beschaffenheit auszuwählen; aber Leben zu geben einem derselben in den Herzen der Menschen, ja eines derselben lebendig zu machen in dem eigenen Herzen, das vermögen wir wieder nicht; das muß Gott thun, der Geist des Herrn, der im Anfang über den Wassern schwebte, der durch den Acker fährt, der ist's, der

unsere Herzen befruchtet, unserer Schwachheit aufhilft, dem Worte Leben und Gedeihen giebt. O, es giebt fürchterlich trockne Zeiten, wo kein Samkorn wachsen zu wollen scheint, Stürme und Regengüsse, die alle Mühe zu zernichten, den Säemann vom Acker zu treiben scheinen, wo er, wenn er bloß nach menschlichem Ermessen urteilen wollte, sein Amt für eitel halten, Mut und Glauben verlieren, an Gott und an sich irre werden müßte. Hundert- und aber hundertmal geht es ihm, wie es dem Herrn zu Chorazin und Bethsaida ergangen: von seinem Worte sieht er keine Frucht. Und das fühlt er noch inniger und klarer, wenn er mit dem Worte des Heils zu kranken Seelen tritt, sie heilen will. Wie sorgsam man die Krankheit erforschen, die Stunde wählen, den Samen prüfen mag, nur die Aussaat hat man in seiner Hand; ob das Wort Leben gewinnen oder tot bleiben, heilen oder noch kränker machen wird, das wissen wir nicht; dem Vollbringen des Herrn müssen wir uns unterziehen; sein ist und bleibt das Gedeihen und die Art desselben. Denn da innen in uns ist es wunderbar, und des aufgeblasenen Menschen Wissen reicht nicht zur Quelle seines innern Lebens, und der Mensch, der Herr der Elemente, der das Feuer in Zügel faßt und die Gewässer bändigt, ist ohne die Gnade des Herrn ohnmächtig im eigenen Herzen.

„Wie man aber von der Seele des Menschen nicht sagen kann: Siehe, hier ist sie, oder: Siehe, da ist sie, sondern wie sie allenthalben ist in ihrer kleinen Welt, dem Leibe, so verschwimmen geistliche und leibliche Zustände ineinander. Mit all deinem Wissen vermagst du mir die Marchen nicht zu ziehen zwischen beiden, nicht zu sagen: Hier hören die einen auf und bis hieher gehen die andern, und du mit all deiner Kunst hast keine einzige Heilung in deiner Gewalt. Sieh, da

drinnen ist es wunderbar, das fühlet deine Seele wohl. Du meinst, du glaubst, du hoffest; aber wie oft war deine Meinung irrig, dein Glaube eitel, dein Hoffen thorrecht. Geschah es dir nicht schon, daß du eine einfältige Wunde nicht zu heilen vermochtest, daß aus unbedeutend scheinendem Geschwür der Tod erwuchs, daß ein Mensch dir gerettet schien, und sein Leben erlosch, du wußtest nicht wie und warum, oder daß du ein Leben aufgabest als unrettbar, und es glomm wieder auf, und du konntest wiederum nicht sagen, warum und wie, und wenn du auch Laien Gründe angabest, du glaubtest doch selbst nicht daran? Da innen waltet, auch dem Arzte gegenüber, ein Höherer; ihm gehört das Vollbringen; er giebt dem Willen des Arztes den Segen und das Vollbringen; in des Arztes Kraft und Kunst liegt es nicht. Es ist Gott und nicht der Arzt der Herr des Lebens und des Todes. Kann doch ja auch der Arzt ebensowenig als der Landmann ein Samenkörnlein machen, irgend einen Stoff schaffen, den er zur Heilung braucht. Er kann entbinden und binden, zersetzen und zusammensetzen, läutern und verdichten, schwächen oder potenzieren, aber schaffen kann er nicht; schaffen kann nur Einer.

„So stehen beide, der Arzt und der Pfarrer, als Hüter und Wärter an einem Heiligtume, in dessen Allerheiligstes ihre Augen nicht schauen; sie sind Verwalter der Geheimnisse Gottes, und die Geheimnisse ergründen sie doch nicht. Sie gleichen Webern, die weben mit fleißiger, sorgsamer Hand; sie müssen achtsam sein und rührig, müssen fest Faden an Faden schlagen; aber was sie weben, wissen sie mit Bestimmtheit nicht; das Eingericht hat eine höhere Hand gemacht.

„Sieh nun, lieber Ruedi, so ist's; darum hast du mir

den Paracelsus unrichtig angeführt; denn so wie er es meint, meinte ich es nicht. Ich halte dafür, die Macht liege in Gottes Hand, er aber meinte, die Macht sei von Gott ausgeflossen in die Stoffe der Erde, und wer es verstehe, könne dieser Mächte sich bemächtigen, sie anwenden nach seinem Willen, könne ein Lebenselixier machen, einen Stein der Weisen, und somit unabhängig von Gott Herr des Lebens und des Wissens werden. Du aber meinst es auch nicht wie Paracelsus; du machst es noch kürzer und meinst, die Macht und die Kraft liege in dir, und alles erhalte erst Bedeutung und Wirkung durch deine Kunst und Anwendung; das ist's, was ich meinte, als ich sagte, du macheſt dich selbst zu Gott."

„Ja, lieber Onkel," sagte der Doktor, „so seht ihr Herrn es an, und wenn ich auch zugebe, daß am Ende alles auf Gott hinausläuft, so sehe ich doch nicht ein, warum ich ihn in besondere Beziehung zu meinem Beruf setzen soll und was dabei herauskäme; ich mache was mir möglich, und damit Punktum."

„Eben da ist kein Punktum, lieber Ruedi, wenigstens für dich nicht. Ja, wärest du ein Lohndiener, dessen Sinn nicht übers tägliche Brot geht und die nötige Quantität Wein dazu, so könntest du gewissermaßen, wenigstens in Beziehung auf dich, Punktum sagen. Du würdest doktern, was Zeug hielte, der Erfolg dir so ziemlich gleichgültig sein, und bei jedem Sterbefall würdest du dich trösten, einmal müsse es doch gestorben sein, und wenn niemand mehr sterben würde, so hätte man ja zuletzt keinen Platz mehr auf der Welt. Zudem würdest du nie schuld sein wollen an eines Menschen Tod. Du aber hast, wie gesagt, es anders. Die Teilnahme am Menschen selbst und das Leben in deiner Kunst werden

dir ihre Grenzen immer fühlbarer machen, immer peinlicher; deine Selbstanklagen werden immer häufiger werden, Beruf und Leben dir immer mehr erleiden. Beugst du dich aber demütig unter die höhere Macht, erkennst ihr Wirken über deinem, fassest so recht die Grenzen des menschlichen Wissens und Könnens, so fallen die Selbstpeinigungen über Dinge, welche nicht in deiner Gewalt standen, weg. Dann begreifst du so recht und kannst auf dich anwenden, was Paulus sagt: Dafür halte uns jedermann, daß wir seien Haushalter über die Geheimnisse Gottes. Nun aber erfordert man nicht mehr an den Haushaltern, denn daß einer getreu erfunden werde. Mir aber ist's ein gar Geringes, daß ich von euch gerichtet werde oder von einem menschlichen Tage. Auch richte ich mich selbsten nicht. Ich bin mir zwar nichts bewußt; aber dadurch bin ich nicht gerecht gesprochen. Der Herr ist's aber, der mich richtet. Es wird dir sein, als schiene immer die Sonne über deinem Leben. Bedenke, wie dunkel ein Leben wird, wenn der trübselige Mensch seine eigene Sonne sein will. Dann möchte ich auf eines noch dich führen; bedenke es, du kannst es. Du bist so mitleidig mit deinen Kranken, verstehst so gut ihre Schmerzen; ja es ist oft, als wenn du sie teiltest, und siehst du nicht, wie das deinen Kranken so wohl thut, wie sie an dir hängen? Um deswillen versuche noch eines: setze deine Seele am Platze von ihren Seelen und lausche dann, was in diesen Seelen vorgeht. Stelle dir vor, du wärest ein Vater, Kinder wollten von dir erzogen sein, eine Mutter, deren Herz in ihren Kindern schlägt, ein Mädchen, dem das Leben so freundlich lächelte, wenn es gesund wäre; aber krank wärest du, deine Kräfte schwänden, dein Körper fiele zusammen und du zögest von Arzt zu Arzt, und einer sagte dir dies, ein anderer ein anderes; einer

wollte dir über kurzem helfen, ein anderer über langem; ein jeder zuckte die Achsel über die andern und bei jedem wiederholte sich die gleiche Täuschung, und bei jedem erführest du es deutlicher, daß des Menschen Wissen Stückwerk ist und seine Kunst ihre engen Schranken hat, während die Angst ums Leben wächst, weil in keines Menschen Hand deine Rettung liegt. Sieh, da würde es dir gehen wie dem Landmann, dem Regen seine Saaten fäult oder Trockenheit sie aufzehrt; deine Augen würden die Hand suchen, aus der die milden Gaben kommen; um sie würden bebend deine Lippen beten; es würde dir alles beifallen, was zwischen dir und Gott wäre; dein Leben würde vor dir sich aufrollen; sein Menschliches würde dich plagen, die Vergangenheit wie ein Alp dich drücken; sühnen möchtest du dich, versöhnen den beleidigten Gott, damit er deine Gebete erhöre, Heilung dir gewähre. Hier ist's, wo der Seelsorger an der Seite des Arztes stehen, sorgen muß, daß die Angst der Seele nicht in die Leiden des Leibes hineinwächst, sie unheilbar machen; hier ist's, wo dafür gesorgt werden muß durch den Arzt selbst, daß der Kranke die Hülfe Gottes durch Vermittlung des Arztes erwarten darf, sie nicht bei Quacksalbern suchen müsse, weil er dieselben Gott näher glaubt.

„Im Glauben der Menschheit liegt es gegründet, daß Gott Mittler wähle zwischen sich und den Menschen, Männer Gottes, welche von Gott selbst empfingen Wissen und Kunst, den Geist zu dem, zu welchem Gott sie berufen und bestellt, die Kraft zum Vollbringen seines Willens. Zu solchen Männern wählte er die, welche unter den Menschen ihm am nächsten stunden, die Hochherzigsten, Hochgemutesten, Hochbegabtesten, Reinsten und Besten; denn sie waren Stellvertreter der Gottheit; in ihnen ward dieselbe verehret.

„Wie aus der Quelle das Wasser sprudelt, durch eigentümliche Kraft getrieben, so flössen aus ihnen die Gnadengaben Gottes in Worten und Werken, Heilungen des Leibes und der Seele. Wenn die Juden meinten, Jesus rede als einer, der die Kraft habe, und nicht als ein Schriftgelehrter, so meinten sie eben nur, seine Worte flössen aus göttlicher Quelle und seien nicht mühsam mit menschlichen Kräften zusammengelesen und ohne göttliche Salbung; wenn Paulus sagt, der Buchstabe töte, der Geist sei es, der lebendig mache, weiset er eben wieder darauf zurück, daß alles auf Erden tot sei, auch der Buchstabe, auch das Wort, wenn Gott es nicht lebendig mache durch seinen Geist.

„Auf dieser Vorstellung beruht die ganze Heiligenverehrung der Katholiken, und auf der Annahme, daß auch der Teufel ähnliche Werkzeuge wählen, mit besondern Kräften sie ausstatten könne, der Glaube an Hexen und Hexenmeister. Wunderbar haben sich diese Vorstellungen untereinander gemischt; weil man ihren Ursprung nicht mehr kennt, so findet man die Bruchstücke auf die seltsamste Art nebeneinander. Aber eine Vorstellung ist geblieben, die nämlich, daß die Austeilung der höchsten Gaben von Gott käme, freilich durch Menschen vermittelt, aber durch die reinsten und frömmsten. Darum fordert das Volk von seinem Geistlichen mit Recht zwei Dinge: erstens einen reinen Wandel, zweitens die Worte unmittelbar aus dem Geiste und nicht vom Papier; darum erklären aber mit hohem Unrecht die Neutäufer z. B. unsere Taufe, das Pfand der Versöhnung und das Zeichen der Reinigung für ganz wirkungslos, weil der Geistliche Teilnehmer der Sünden des Volkes sei, das ohne Zucht zum Nachtmahl komme, also kein Vermittler, kein Rüstzeug Gottes sein könne; darum heben sie sich so hoch, weil sie nichts wüßten auf menschliche

Weise, sondern alles durch den Geist. Diese Vorstellungen beherrschen aber auch den Kranken mehr und mehr, je bänger ihm um sein Leben ist, je öfter er die Unzulänglichkeit menschlichen Wissens und menschlicher Kunst erfahren hat. Wenn der Arzt an seinem Bette sich selbst erhebt, leichtfertig redet, Späße treibt, so wird es dem Kranken ordentlich angst dabei; es ist ihm, als wehe der Arzt den Segen von seinem Bette weg, als stehe Gott unter solchen Reden nicht hülfreich bei. Und wenn der Arzt dazu roh ist oder sinnlich, es bekannt ist, daß er nur an sich oder sein Wissen glaubt, ja, daß er mit diesem Glauben vielleicht noch prahlet, so bildet sich im Kranken nur zu leicht der Glaube, durch ein solches Werkzeug wirke Gott nicht, die Heilung könne durch einen solchen ihm nicht kommen, die müsse durch ein anderes, Gott näher stehendes Werkzeug verrichtet werden.

„Solche Werkzeuge stehen nun in den Quacksalbern in Menge da und harren auf die, welche von euch wegfliehen, wie Adler auf das Aas. Alle, oder wenigstens die meisten derselben, nehmen bewußter oder unbewußter eine gewisse Unmittelbarkeit in Anspruch, stellen sich dar, nicht als Schriftgelehrte, sondern als solche, welche die Kraft hätten. Die einen nehmen, freilich ohne daß sie es wissen, mehr etwas Hexenartiges an, während andere mehr mit dem Heiligenschein sich brüsten. Der Doktor im Emdthal bei Frutigen, welcher den Weibern die Hände auf die Brust legte, mit ihnen betete und mit der Fernröhre nach dem Glauben der Leute sich umschaute, spielte den Heiligen. Er fand auch den merkwürdigsten Glauben, selbst unter der hochgebildeten Klasse. Weiber hochgestellter Beamteten, Zweispänner aus Zürich und Basel suchten bei ihm Hülfe. Ja, wenn der Mensch hülfsbedürftig wird, wenn er den Wurm in sich fühlt, der am Leben nagt,

dann wird er kleinmütig, aller Bildung zum Trotz; dann steht er armselig da, dem ärmsten gleich, und sucht mit der größten Ängstlichkeit am gleichen Orte Hülfe, wo der Ärmste. Jener aber, der den Geist in einer weißen Flasche um Rat frägt, der nähert sich mehr dem Zauberer, dem Hexentum, findet aber auch großen Zulauf und ebenfalls von Leuten, von welchen man es nicht glauben sollte. Aber was ist der Mensch? Die einen operieren durch Mittel, welche keinen äußern Zusammenhang mit der Krankheit zu haben scheinen, aber eine geheime, wunderbare Sympathie oder Antipathie, andere durch wirkliche Arzneimittel, deren Zusammenhang mit der Krankheit sie aber auch nicht kennen, nicht erklären; aber sie erklären es für gut in diesem Fall, oder für jenes; sie nehmen eine besondere Kraft und Tugend in ihm an; aber sie wüßten nicht zu sagen, worin sie besteht. Daher untersuchen sie die Kranken nicht näher, sie rüsten das Mittel nicht besonders, sie individualisieren nicht; Mittel ist ihnen Mittel; sie teilen es aus aus höherem Auftrage, und Gott ist die Wirkung. Und wirkt es nicht, so hat Gott es nicht gewollt; der Quacksalber meinte es gut, nnd das Mittel war gut; aber dem Herrn war das Wirken vorbehalten. So ist es gegangen bis dahin, und so wird es immer ärger werden, wenn ihr die Gefahr nicht zur rechten Zeit bemerket, wenn ihr Ärzte nicht achtet die Fingerzeige Gottes. Denn sieh, mit der Wissenschaft ist es ganz anders gegangen, als man es sich gedacht hat; sie gerade ist's, die ihre Spitzen den alten Aufklärern, welche wähnten, es bald so weit zu bringen, daß alles klar am Tage liege, wie ein umgekehrter Bienenstock, entgegengekehrt hat. Die Wissenschaft ist bis an den dunkeln Schlund gelangt, in welchen keine Leuchte leuchten will, wo aber doch die Hauptsache liegt, oder mit andern Worten: sie

ist da angelangt, wo der Weg aus der Sonnseite der Natur sich umbiegt und an die Schattseite führt, aus dem Erklärbaren, durch die Sinne Wahrnehmbaren in die Tiefen des Naturgeheimnisses. Immer lebendiger drängt sich als Ergebnis aller Forschung das Bewußtsein auf, daß durch das Sichtbare ein geheimes Unsichtbares sich ziehe, ein wunderbares Band die Menschen unter sich verknüpfe, auf unerklärliche Weise mit der Natur nicht nur sie in Verbindung bringe, sondern auch mit einer höhern Welt; daß zwischen den Gestaltungen der Materie und den Äußerungen aller Kräfte gegenseitige Einflüsse und Wirkungen stattfinden, von denen die Sinne nichts wahrnehmen, die man weder unter das anatomische Messer bringen, noch in den Schmelztiegeln der Chemie zersetzen kann. Und daneben hat manches, das als alter Aberglaube galt, durch neue Erfahrung sich bestätigt, so manche alte Bauernregel, so manches Sprüchlein über den Einfluß des Mondes oder die Stellung der Erde zur Sonne. Der Magnetismus ragt wie ein Zauberberg in eure Wissenschaft hinein, und um ihn reihen sich aufs neue Geistererscheinungen, Besessene und solche, welche das zweite Gesicht besitzen. Die Wahrsagerei wird wieder einträglich und die Menge gläubig; aus dem leichtfertig gewordenen Protestantismus flüchten die Menschen sich in die dunkeln Hallen katholischer Münster. Und wie schon gesagt, ihr Ärzte kommt immer mehr zum Bewußtsein, daß Wissen und Können nicht eins ist, daß ihr oft wisset und doch nichts könnt, und daß ihr manchmal könnt und doch nicht wißt wie und warum, und daß ihr euch, wenn ihr es schon nicht eingesteht, doch immer mehr nach solchen Mitteln, die man früher verachtete, umseht, welche den krankhaften Zustand günstig umstimmen, auf bestimmte günstige Weise, deren Wirkung auf einem

unmittelbaren Naturverhältnis zum kranken Körper beruht, welches aber nicht weiter erklärlich zu sein braucht.

So hat die Zeit sich gewendet, und zum Teil auch ihr mit derselben; aber in der alten Stellung zum religiösen Glauben des Volkes steht ihr noch; darum glaubt es nicht an euch, sucht Heil und Heilung anderwärts. Begreifst du mich, Ruedi?"

„Aber, lieber Onkel, sollen wir denn Kopfhänger werden, Heuchler, oder gar katholisch werden, an den Betten der Kranken beten, statt ihnen Mittel zu geben, kurzum, den Narren machen auf jegliche Weise?"

„Hast mich nicht begriffen," antwortete der Pfarrer, oder hast mich begriffen, willst aber ausbeugen, um mir nicht recht zu geben. Das Beten könnt ihr denen überlassen, die dazu bestellt sind, wenn sie es gut finden. Man kann Glauben haben und zeigen, ohne Kopfhänger zu sein oder katholisch zu werden; bin ich ja doch weder das eine, noch will ich das andere werden. Aber das meine ich, daß man es euch ansehen soll am Krankenbette, daß ihr an eine höhere Macht glaubt, durch deren Willen euer Wirken bedingt ist, deren Verwalter ihr nur seid. Dann sei euer Wandel und Wesen so, daß der Kranke das Vertrauen fassen kann, Gott brauche euch zu Mittlern zwischen ihm und den Menschen, sei mit seinem Segen bei euerm Wirken. Das ist eine Art von Glauben, welche lange verachtet ward von den Weisen dieser Welt; es ist aber doch der einzige, den der Arzt fordern darf, der nicht irrig ist, den er aber auch suchen muß, wenn nach den Zeichen der Zeit die Kranken sich nicht mehr und mehr von ihm ab und den Wunderdoktoren zuwenden sollen, die allerdings eigentlich Lästerer und Betrüger sind und zwar darum, weil sie das, was Gott in der Menschen eigene Kräfte

gelegt, Wissen und Kunst, welche allerdings auch notwendig sind, nicht nur nicht haben, sondern auch nicht suchen und nicht nur nicht suchen, sondern auch verlästern. Sie sind akurat den Sektierern gleich, welche auch die Bibel, welche den Buchstaben enthält, verachten, und alles in den Geist setzen, den sie zu besitzen vorgeben. — Begreifst du mich jetzt besser?"

„Papa, ich bitte euch," rief Sophie, „merket doch auf mein Winken und kommt zum Essen, dRüebli sind schon ganz braun und das Ghäck wird räukelig und bräntelet und denket doch an den armen Vikari; der will was unter die Zähne, sonst kann er nicht schlafen, und vom Geiste lebt man nicht. Geht's aber zu lang, so thut er's uns doch zu leid, macht sich ins Bett, macht uns dann aber auch sieben Wochen lang ein Gesicht, daß man Wentelen damit vertreiben könnte, wenn man es am rechten Ort hätte."

„Der Vikari liegt dir am Herzen," sagte der Doktor. — „Ja, Vetter, das lyt er mr und zwar bsunderbar. O, du glaubst nicht, wie artig er gegen mich ist, und wie lieb ich ihm bin." — „So," sagte der Doktor, das habe ich nicht gewußt; es ist mir aber lieb, es zu vernehmen." — „Sophie, du bist doch auch immer die gleiche Chädere," rief die Mama, welcher es katzangst wurde; „du denkst gar an nichts, als dr Narre z'trybe; schäm di, u denkst nit dra, daß es Sache gibt, wo man nie dr Narren treiben soll " — „Ja los, Sophie," sagte der Papa, „laß dich nicht etwa gelüsten, den Vikari mit Jowägers zu necken; auch mit solchen Dingen treibt man keinen Spaß, und du, Ruedi, laß deinen Zorn ebenfalls nicht an ihm aus; ihr versteht einander so wenig, als ob ihr verschiedene Sprachen redetet und ihr beide setzt euch gleich auf die hohen Rosse, daß es ein Graus ist, du,

als ob du Karl der Große wärest, und er, als ob der Papst Gregor in ihm steckte, und noch ein halb Dutzend anderer Päpste. Hest ihm gchlopfet?" — „Nei, Papa," sagte Sophie, „i ha nit gwüeßt, ob ihr zum Aufhören zu bringen seid oder nicht. Aber dä ist de grad da, wenn er öppis z'esse schmöckt, es syg de, daß=ne ds Chuppe=n=öppe=n=acho syg, wil es so lang gange=n=ist; doch wenn's zum Esse geht, su chuppet er neue selte. Aber chömet, i schmöcke ds Ghäck scho." — „Wart, du Täschli," sagte der Doktor, der mit Sophie hinter Onkel und Tante ins Eßzimmer ging, und wollte Sophie einen Kuß applizieren, kam aber damit nicht zu stande; denn sobald Sophie das Manöver merkte, schrie es: „Herr Jeses, e Mus, e Mus!" Da schrie die Mama: „Herr Jeses, wo? wo? wo ist dr Maudi, rüefet dr Chöchi! Herr Jeses, wo ist sie, die uslätigi Mus!" — „Da hinter dem Vetter düre=n=ist sie," sagte Sophie, „aber wo sie jetz hi ist, weiß i nit; viellicht het er=se=n=öppe im Sack; er het scho mängist Muselöcher i sym Naselumpe gha." — „Lue doch, Vetter, lue," sagte die Mama in ihrer Angst. — „Heyt nit Chummer, Tante; da ist sie si uf all Fäll nit, und was dBäsi Sophie gseh het, weiß i nit; i ha key Mus gseh." — „Ein so z'erschrecke!" grollte die Mama, „wenn's nüt gsi wär!" — „Gwüß ha=n=i öppis gseh," sagte Sophie, „und i ha gemeint, es syg e Mus; aber verschwere wett i's nit, viellicht isch's o numme dr Schatte vo ds Vetters Nase gsi, wo so wüest und grau dr Mur na gloffe ist; aber für gwüß wott i's o nit säge." — „Du bist doch e chetzers Hex," sagte der Vetter halblaut, „aber wart, das treibe ich dir doch noch ein." — „Probier, mach was d' chast, es soll dr erlaubt sy; aber nimm di de o i=n=Acht, es chönnt de sy, i reiseti dir de no dr Vikari a u nit nume dMama."

Droben hatte der Vikar lange des Nachtessens geharrt

und war böse geworden, daß es so lange ging; schon dachte er daran, wie es wäre, wenn er zu Bette ginge, um sie recht zu strafen; da klopfte es plötzlich unter seinen Füßen; nun erschrak er, und hätte einen Batzen gegeben, er wäre unten gewesen und jetzt schon wieder oben. Er dachte wieder daran, ins Bett zu gehen; aber nun fürchtete er, sie könnten meinen, er dürfe nicht kommen, und das sollten sie nicht meinen; er machte sich also auf den Weg.

Aber unheimlich ist es schon, in eine Verwandtschaft hinein zu sitzen, wo man weiß, es frägt einem niemand viel nach, man stört, und alles ist froh, wenn man wieder geht. Wenn dann noch etwas vorgefallen ist, von dem man weiß, daß sie es verhandelt und unserer dabei nicht zum besten gedacht, ja, vielleicht die Verhandlung erst bei unserem Eintritt abbrechen, und alle Augen sehen einem so sonderbar an, und alle Augenblicke hat man eine direkte oder indirekte Fortsetzung zu gewärtigen, so ist es einem sicher zu verzeihen, wenn es einem unheimlich zu Mute ist, und man nicht recht weiß, was da für ein Gesicht zu machen ist.

Die meisten Menschen versuchen es, ihre Verlegenheit zu verbergen; denn man schämt sich ihrer; aber den wenigsten gelingt es einigermaßen. Die einen probieren eine gewisse Heiterkeit, welche aber selten gut steht. Die meisten verbergen sie hinter einer Donnerwolke, einem martialischen Gesicht, ab welchem es dem Teufel grusen soll. Wenn man das Ding sieht, so sollte man glauben, was da für eine Kraftkochete über dem Feuer sei, und ist's doch nichts, als ein schmerzliches Gränen des Herzens, das Bauchweh hat und gerne bas abe möchte. Der Vikari, ursprünglich eine kreuzgute Haut und zu einem von den Ehemännern bestimmt, die expreß für den Pantoffel geschaffen, daneben aber knurrig und

rumpelrurrig sind und darum meinen, sie führten das Regiment, und zwar ein scharfes, machte auch so ein Gesicht, daß man hätte glauben sollen, er sei ein Bombenkessel, der eben anfangen wolle zu schießen, und als Sophie ihm Suppe reichte, schnellte er das Merci ihr so zu, daß man es fast für eine Ohrfeige hätte ansehen können. Kömmt man nun mit einem solchen Gesicht einher, so macht man das Übel nur ärger, wenn man mit jungen, mutwilligen Leuten zu thun hat, während die Alten ein solches Gesicht ruhig lassen, nur hintendrein sich darüber beklagen und sagen: „Was het er doch aber für es Gsicht gmacht, und hätt doch Ursach zu einem ganz andern!“ Es gramselte Sophie in allen Fingerbeeren, mit dem Vikar anzubinden; aber anfangen durfte es nicht. Der Doktor, nachdenklich über des Onkels Reden, hatte sich anfangs des Vikaris nicht geachtet; aber durch dessen Merci war er geweckt worden, und begann ihm Blitze zuzuschießen, daß man wohl merkte, das Donnern werde auch wohl kommen.

Nun aber gibt es gute Weibchen, sie sind nie an einem Hof gewesen, nie im Weltschland, vielleicht nicht einmal in irgend einem Leseabend, aber sie haben ein leises, scharfes Gefühl für alle Stimmungen, welche mit ihnen um einen Tisch sitzen, und ein Trieb, diese Stimmungen zu vermitteln, daß kein Mißton entstehe, und ein eigenes Geschick zumeist, welches diesem Trieb zu Hülfe kömmt. Gerade so eins war das gute Mamali; es war ihr, als ob sie das Kniſtern fühle in Sophiens Fingerspitzen, in des Doktors Augen, und hinter des Vikars Gesicht voller stummen Donners das Grollen und Bangen der Verlegenheit.

In solchen Augenblicken hatte sie zwei Manieren: entweder brachte sie jemand auf ein Lieblingsthema oder aber

sie erzählte selbst eine alte oder neue Geschichte und reisete so das Unwetter unschädlich vorüber. Diesmal brachte sie den Doktor auf die Universität, wohl wissend, daß ein alter Student, wenn er an die Universität gemahnt wird, an der Erinnerung hängen bleibt, wie eine Fliege in einem Spinngewebe. Aber auf der Universität hatte der Doktor Duckmäuser erfahren, mit scheinheiligen Gesichtern; die hatten ihn um Geld geprellt; diese nahm er jetzt übers Knie, steuerte immer mehr einer allgemeinen Walketen aller Duckmäuser zu, daß es dem Mamali katzangst wurde und ihn mit einem Apropos absprengte von der Universität auf seine Praxis. Aber wie wurde ihr, als der Növö alsobald bei den Frömmlern war und auseinandersetzte, wie er da nichts machen könnte, so eine Betschwester in einer Stunde ihm verderbe, was er in einer Woche z'weg doktere! Sie versuchte, ihn ume z'wehre, mit Fragen nach allerlei Persönlichkeiten; aber es ging ihr, wie es einem oft mit einer Katze geht: jagt man sie zu einem Loch aus, so ist sie schon unter einem andern, oder mit Spatzen: sie fliegen wohl von einem Aste weg, aber nur auf einen andern, und bleiben auf dem gleichen Baume. Sie mochte fragen nach was sie wollte, so steuerte der Doktor auf den Vikari los, und Sophie that ihm Vorschub, wie sie nur konnte. Da nahm sie mit einem Apropos, die bequemste Springstange im Reden, einen Sprung auf die Bäume und frug das Papali, ob er nach Aarau um Bäume geschrieben habe; es wäre Zeit. Schreibe man zu spät, so müsse man haben, was überbleibe, manchmal die elendesten Grieggeln. Der Doktor ging in den Gegenstand ein und frug den Onkel, ob er noch immer so große Freude an der Baumzucht hätte, erzählte dann, wie das sein Lieblingsgeschäft wäre, wenn er nur Zeit dazu hätte, und nicht so ein unglücklicher Menschen-

doktor wäre. Die Bäume wären sein, und niemand als er legte Hand an sie, und wenn er an einem doktere, so pfusche ihm niemand hinein, und glücklicherweise hätten sie keine Beine, sonst, wer weiß, liefen sie auch von einem zum andern. Die Menschen aber machten einen wirbelsinnig; so lange sie laufen könnten, liefen sie von einem Doktor zum andern, und könnten sie nicht mehr laufen, so liefen die Menschen ihnen zu, wie Fliegen einem Aas, und wollten an ihm doktern unentgeltlich, und dann seien manchmal noch dere drunter — Himmel, wie wurde dem Mamali angst! Jetzt war die Lunte auf dem Pulverfaß, jetzt ging's los; da fiel ihr die Wasserflasche, mit der sie eben einschenkte, aus der Hand, splitterte, und das Wasser floß über den Tisch weg. „E Mus, e Mus!" rief Sophie, das Täschli, welches später die Unverschämtheit hatte, zu behaupten, dMama hätte das expreß gethan, um den Ruedi nicht an den Vikari kommen zu lassen. „Aber Mama, was machst aber?" sagte der Pfarrer, als das Wasser selbst ihn bedrohte. Der Doktor mußte ebenfalls aufspringen; denn er fühlte die Strömung bereits auf seinen Beinen. Sophie eilte mit trockenen Zwechelen herbei; Mamali sagte, es sei ihr doch so leid; sie wisse gar nicht, wie es gegangen sei; der Vikari nahm sein Licht und wünschte allerseits eine ruhsame Nacht, und endlich sagte Sophie: „So, nun ist's gut, und ds Wasser lauft nimme-n-abe. Aber gell, Ruedi, dMama cha gueti Punktümmer mache, aber nassi!"

Vierzehntes Kapitel.

Wie ein Pfarrer und ein Doktor zusammen konsultieren, d. h. über einander die Köpfe schütteln.

Am folgenden Morgen frühstückten sie ohne den Doktor, und schon waren alle fertig, als Sophie rief: „Dort kömmt er!“ Und wie Sophie das rief, stand der Vikari auf, und während er ging, warf Sophie ihm die Frage nach: „Weyt dr de nit warte=n=und lose, was er für Bricht bringt?“ Es zweiete sich dem Vikari; etwas reizte ihn zum Standhalten, und doch ging er, antwortete aber trotzig, er hätte nicht Zeit, und dSach werde er frühe genug vernehmen. „Das ist mir e Muffi“, sagte Sophie, „aber gäb wie er thuet, ds Herz ist ihm doch i de Hose, und warte darf er ihm nit.“ — „Söphi, „sagte die Mutter,“ du redest recht unanständig, und wenn's dr Vetter ghört hätt, er hätt o nüt meh uf dr.“ — „Su hätt er mira“, sagte Söphi, „was isch mr doch dra glege, heyg öpper öppis uf mr oder nit! I ha o dWeli, uf niemere nüt z'ha.“ — „Schäm di, Söphi, so z'rede; ernst ist's dr nit, und wenn's dr ernst wär, su wär's recht schlecht vo dr.“ — „Begehret Dr de, Mama, daß i uf alle Lüte viel heyg und mi hintersinneti, wenn so=n=es Dokterbürzi nüt uf mr het, oder soll i gar a=mene=niedere Schlabi a Hals hange?“ — „Sophie, los, schwyg; das ist gchiflet, und zwar unanständig; du weißt's wohl, wie's dMama meint und somit Punktum,“ sagte der Pfarrer. — „Aber es Punktum“ sagte Sophie, „aber das Mal so=n=es troches, i mueß es gwüß e weneli afüechte“, und somit nahm sie erst den Papa obenein und küßte ihn herzlich, dann die Mama, und während Sophie noch daran war, trat

der Doktor ein. „I chume=n=ebe recht," sagte er. — „Ja, Ruedi," sagte Sophie rasch, „wenn du nicht gekommen wäreſt, ſo hätte ich den Kaffee ab dr Gluet geſtellt." — „O, i meine nit wegem Gaffee, ſondern wegem Chüſſe; jetz wird dr Chehr a mir ſy." — „Es iſt mr leid," ſagte Sophie, wäriſt früeher cho; aber dMündſcheni ſy ab=em Für, und du weißt, die erchalte plötzlig, grad wie ds Blei, wo dScharfſchütze dChugle drus mache. Aber häb nit Flauſe; zell, wie's dobe=n=iſt." — „Chumm Vetter, ſitz, „ſagte die Mama," üſes Papali iſt ſcho lang gwundrig."

„Oben geht es wunderlich; aber, wie ich glaube, beſſer, als man hoffen durfte; das iſt mir eine kurioſe Frau, das. Nach dem Blutverluſt und erfolgter Abſchwächung iſt auch die geiſtige Aufregung verflogen, in welcher ſie ſich einbildete, daß ſie am Tode des Knaben Schuld ſei und den Tod verdient habe; ſie ſcheint ſich in den Glauben zu verwandeln, man wolle es ihr andichten, es ſei aber nicht wahr. Sie iſt ruhig, ſtill und hat nichts geſagt, als ſie hätte dem Bubeli keinen andern Zug gegeben, als den, welchen Mädi gebracht, u wenn der nicht recht geweſen ſei, ſo vermöge ſie ſich deſſen nichts, man möge ſagen, was man wolle. Dann ſcheint ſie wieder tief nachzuſinnen; denn auf alles Einreden, daß ja kein Menſch ſie ſchuld gebe, daß ſie ihm treulich abgewartet, und dr lieb Gott ds Büebli greycht heyg, gab ſie keine Antwort mehr. Aber ich denke mir, die Sache iſt auf der Beſſerung." „Es iſt möglich," ſagte der Pfarrer, „wenn nur nicht der Gedanke ſich in ihr ausbildet, es meinten es alle böſe mit ihr und hätten ihr expreß ſagen laſſen, was ſie ſich eingebildet, oder aber, Mädi ſei Schuld an des Kindes Tod, und Unwirſches gegen dieſes vornimmt. Ich glaube es zwar nicht, aber man weiß es nie; was da innen iſt, das iſt verborgen, und was geſchehen wird, weiß Gott. Und wenn

man einen Gedanken zu bilden suchte in der Frau, ihren Geist an etwas heftete, könnte man da nicht vorbauend einwirken und vielleicht etwas Bösem zuvorkommen?"

„Onkel, ihr habt recht," sagte der Doktor. „Man könnte der Alten Aufmerksamkeit auf das Kind lenken, welches das arme Fraueli entwöhnen muß, wenn es an der verfluxten Hebammenpraxis nicht zu Grund gehen soll. Man könnte ihr das Kind wie zufällig zu halten geben, hier einmal, dort einmal, könnte ihr zufällig sagen, Meyeli müßte entwöhnen; man brauchte nicht zu erklären, warum? Vielleicht nähme sie sich des Kindes an, und würde das andere ob diesem vergessen." „Aber Vetter, was denkst?" sagte die Frau Pfarrerin, einer sturmen Frau ein Kind anvertrauen! Man ist ja keinen Augenblick sicher, daß sie es nicht umbringt." — „Ich glaube nicht, daß Gefahr da sei," sagte der Doktor; im Gegenteil würde sie an diesem Kinde zeigen wollen, daß man ihr wohl ein Kind anvertrauen könne, daß sie das frühere nicht vernachlässigt. Natürlich müßte man sie anfangs nicht aus den Augen lassen, so lange bis sie ihr früheres Wesen wieder gewonnen, ihre sonstigen Ausübungen angenommen hätte."

„Nein, schäme dich, Ruedi," sagte Sophie. „Für den Besten habe ich dich nie angesehen, so wüst dich aber doch nicht geglaubt. Weißt du, wie du mir vorkömmst? Als ein Priester des Molochs, der seinem Götzen, dem Moloch, Kinder opfert. Anne Bäbi, die dumme Frau, ist das häßliche Bild und stellt deinen Götzen dir dar, den du, wie ich von Papa gehört, Kunst nennst. Deiner Kunst willst du das arme Kindlein opfern; nicht mit Gift, das versteht sich, das thust du nicht, auch nicht mit vermessenen leiblichen Mitteln; wahrwahrscheinlich weißt du auch, da du fast ein Professor bist,

daß die Ärzte mit solchen nur im äußersten Notfall fechten. Notfall ist nun keiner da; denn so viel ich dir abgemerkt, ist das nicht ein Notfall, wo bereits die Hoffnung wächst, sondern das ist ein Notfall, wo nach menschlicher Ansicht, und zwar nach wohlerwogener Ansicht, keine Hoffnung mehr da ist, nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge die Rettung von Seite der Menschen (unser einer, Herr Doktor, nicht so gelehrt wie ihr, behält Gott immer vor) an der Anwendung eines einzigen Mittels hängt. In einem solchen Fall wagt man an den halb aufgegebenen Patienten ein sogenanntes desperates Mittel, wo es heißt: Vogel friß oder stirb. Der Vogel ist der Patient; das Mittel aber ist seiner Natur nach tot, fühllos, in des Menschen Willkür gestellt. Nun hast du einen Patienten auf der Besserung, und deine Kunst hat sinnreich ein Mittel aufgegriffen, das möglicherweise ihn heilt; aber dieses Mittel ist ein lebendig Kind, ein Mensch, und das Mittel kann ob der Kranken verloren gehen, am Leibe vielleicht, an der Seele höchst wahrscheinlich. Aber das redet dir dann niemand nach, sondern es heißt nur, du seiest bsungerbar e Gschickte, du hättest ds Jowägers Anne Bäbi uf dr Stell z'weg gha. Aber wenn du das thust, so gruset es mir ab dir, und dein Lebtag sage ich dir Kindlifresser; du wirst auch meinen, es syg ume-n-es Ching."

Der Doktor hörte diesem Ausfall anfangs zu, wie allen Reden Sophiens, in denen ihm gewöhnlich ein Ball zugeschleudert wurde, welchen mit Geschick zurückwerfen zu können er sich bewußt war. Im Verlauf der Rede ward er doch ernst; denn eine solche ernste Rede hatte er nie von Sophie vernommen. Er war wohl aus den kindischen Neckereien, welche zwischen verwandten Knaben und Mädchen meist stattfinden, heraus; aber er stand doch mit Sophie noch auf dem

verwandtschaftlichen Standpunkte, wo man sich nur zuwirft, was einem eben zur Hand kömmt, und wo man noch oft die süße Liebe in Bitterkeiten und Salze hüllt, umgekehrt wie man es mit widerlichen Heilmitteln macht, Wurmmitteln z. B. Ein Mädchen kann die schönsten Gespräche führen mit sich selbst, manchmal sogar mit einer Schwester; aber gegen einen Vetter, der ihm lieb ist, oft ohne daß sie es weiß, ist sie einer Kastanie gleich, voll Stacheln um und um, und vom Kerne merkt er nichts, bis Liebe oder Zorn — beide sind gleich in ihrer Wirkung, werden aber ungleich umgrenzt — den Kern schwellen, die Schale sprengen, den Kern zu Tage legen. Nun liebt aber ein Mädchen, in welchem, wenn auch unbewußt, die Liebe sich reget, Kinder mit besonderer Zärtlichkeit, und wo es eines habhaft werden kann, da läßt es die ganze Zärtlichkeit, welche das Herz ihm schwellt, am Kinde los. Daher Sophiens Zorn.

„Du redest wie ein halber Doktor," sprach der Doktor; „man hört dir an, daß der Onkel auch einer ist." „Ein halber, wirst du meinen," warf Sophie hinein. „Aber," fuhr er fort, „du nimmst die Sache viel zu streng; hast du nicht gehört, daß man die Frau überwachen soll; da kann dem Kinde nichts geschehen." „Das weißt du nicht," sagte Sophie; „wenn einmal die Alte das Kind in ihre Hände nimmt, so läßt sie es nicht wieder los, sondern macht es wie mit ihrem Sohne und mit dem gestorbenen Knaben; sie verderbt sie am Leibe oder an der Seele. Es ist ein rechtes Glück, daß der Knabe hat sterben können; es weiß kein Mensch, was es aus ihm gegeben hätte. Und jetzt willst du das lieblichste Kind von der Welt, das so freundlich ist, und seiner Mutter wie aus den Augen geschnitten, der Großmutter in die Hände spielen, um es zu vermeisterlöslen und ein recht ungezogen,

unatlig Ding aus ihm zu machen! Man sollte gar keine Kinder in die Nähe von solchen Menschen lassen, geschweige dann sie brauchen wie ein Zugpflaster oder eine Haarschnur."

Der Doktor hörte Sophie so verwundert zu, daß er gar nicht an eine Antwort dachte. Da sprach der Pfarrer: „Sophie, dein Eifer ist schön, aber ganz verständig ist er nicht. Wenn du keine Kinder in Händen lassen wolltest, in welchen sie verdorben werden könnten, wo wolltest du mit all den Kindern hin, und wären vielleicht deine Hände die rechten? Das mahnt mich gerade daran, als wenn du keine Kirschen auf den Bäumen wolltest reifen lassen, weil sie die Spatzen fressen könnten, oder keine Erbsen ins Freie setzen aus Furcht vor den Tauben. Vor allen Gefahren kann man nicht sein; Gott muß man auch etwas anvertrauen können; alles voraus berechnen, beraten, verhüten kann man nicht. Sieh, da leben wir wieder als ohnmächtige Wesen unter einer höhern Macht, und unglücklich oder thorrecht sind wir nur, wenn wir diese Macht vergessen, in ihr Gebiet greifen, uns oder etwas anderes an ihre Stelle setzen wollen. Du hast deine Meinung nur in Beziehung auf diesen Fall geäußert; aber ich kenne sie wohl; du meinst eigentlich, man sollte keinen Großeltern Kinder anvertrauen, indem unter ihren Händen die Kinder vermeisterlöslet würden. Du kömmst mir mit diesem fast vor, wie der Doktor mit seinem Doktern; glücklich erziehen, glücklich heilen hat niemand in seiner Macht; wohl dem, der nur treu ist, und wenn du den Großeltern die Kinder nehmen wolltest, so wäre es etwas Ähnliches, wie wenn der Doktor den Kranken keine geistige Hülfe zukommen lassen wollte. Sonnenschein ist wohl herrlich und die Hauptsache; aber ohne Tau verkümmerten im Sommer die Pflanzen doch. Die Eltern sind die Sonnen der Kinder, in ihrer Wärme reifen sie. Aber

trocken sind die Eltern oft, ergriffen von des Tages Mühen, ihre Zeit gefüllt mit Arbeit; Befehlen und Zurechtweisen, das ist ihre immer wiederkehrende Aufgabe, niederdrücken das aufkeimende Böse ihre beständige Mühe. Die Großeltern sind der Tau der Kinder; sie sind's, die mit ihrer freien Liebe die kindliche Liebe nähren, frisch erhalten, immer ein offenes Herz haben für der Kinder Leiden und Freuden, dafür sorgen, daß das Gemüt des Kindes nicht erstarre im rauhen Leben, sondern weich und offen bleibe dem Guten, dem Schönen, der Liebe. Und wiederum erquicken die Kinder das alternde Herz, das sonst ganz öde wäre und ebenfalls vertrocknete. Denn die Kinder sind dem elterlichen Herzen entwachsen, bedürfen der Hülfe weniger, sind verschlossener geworden; an ihrer Statt ziehen die Großkinder ein und füllen es mit neuen Freuden, neuen Hoffnungen, erquicken es täglich mit dem Tau der Liebe. So hat der liebe Gott für das menschliche Herz gesorget, daß es weich bleibe im Leben. Erst giebt er einen Bräutigam, der schließt es auf; dann kommen Kinder und reinigen es; dann kommen Großkinder und erhalten es weich und warm, bis endlich Gott selbsten kömmt und es verklärt mit seiner Klarheit. So hat es Gott gewollt; es ändern wollen wäre Aberwitz und Grausamkeit; so könnte man mit dem gleichen Recht den Mädchen die Liebhaber verbieten, weil manches Mädchen durch sie verdorben, oder gar das Heiraten, weil noch mehrere dadurch an Leib und Seele unglücklich geworden sind.

„Das Zusammenleben der Großmutter mit den Kindern bei Jowägers kann später jedenfalls nicht verhütet werden; des einen oder des andern wird sie, wenn sie wieder zurecht kömmt, was wir zu Gott hoffen wollen, doch wieder insbesondere sich annehmen, dasselbe mehr oder weniger zu dem

ihrigen machen. Nun ist's doch wahrhaftig besser, sie wähle dieses freundliche, milde Mädchen, statt einem wilden, kräftigen Burschen. Ein solches Mädchen wird sie weitaus am wenigsten verderben, weil sie es nie von den übrigen wird losreißen können; denn ein solches Mädchen will allen lieb sein. Der vorige Bube hingegen war von allen mehr oder weniger getrennt, konnte mit der Großmutter alles machen; gegen alle nahm sie ihn in Schutz; darum frug er auch allen andern nichts nach. Möglicherweise wäre der verdorben worden; aber da hat Gott geholfen; möglicherweise hätte er durch den Zwiespalt, in welchen er mit allen immer mehr geriet, den bösesten Einfluß auf die Frau gehabt und die ganze Haushaltung gestört. Wer weiß aber, was die alte Frau in den Händen eines lieben, kleinen Mädchens wird, und ob dasselbe nicht recht versöhnend und mildernd auf ihre Seele wirket? Und das sollte nicht zu versuchen sein, Sophie, was meinst du?"

„Verzeiht, Papa," sagte Sophie; „ich bin ein vorschützig Ding. Ruedi, es ist mir leid, wenn ich hart war und grob. Aber es kam mir schrecklich vor, so ein Kind als Mittel zu gebrauchen, und so stelltest du es dar; jetzt, da der Vater das Geistige heraus gekehrt hat, fasse ich es, und belehren lasse ich mich gerne. Bis nit höhn." — „Nein, lieb Bäschen," sagte der Doktor; „wer wollte höhn sein? auf diese Weise sehe ich Mädchen gerne böse. Aber ich muß wahrhaftig fort, und kann vielleicht morgen nicht wiederkommen. Onkel, ich hätte eine Bitte an Euch." — „Was?" — „Ginget Ihr mir nicht heute oder morgen zu der Frau und sähet zu, wie es steht, und versuchtet, sie zu erkunden und aufzurichten? Sollte irgend etwas Bedeutendes vorfallen, so sendet mir einen Expressen." — „Aber Növö, ich bin ein Geistlicher." — „Onkel, straft mich nicht; ich bin nicht schlechter als Sophie; die läßt sich ja

auch belehren. Aber geht der Vikar zu ihr, so — schlage ich ihm beide Beine weg, er hört dann laufen."

Das vom Doktor vorgeschlagene Mittel hatte seine erwünschte Wirkung, freilich nur langsam. Anne Bäbi wiederholte öfterer, es sei nicht schuld, und wenn man ihm lange einen Herr schick, der's säg, so sei es doch nicht wahr. Mädi hätte den Züg gebracht; was fürige es gewesen, wisse es nicht, Mädi werd's wissen; sie sollten das fragen. Es hätte schon lange gemerkt, daß es ihm das Bubeli nicht gönnen möge; aber sein Lebtag hätte es an allem schuld sein sollen.

Der Pfarrer, vor welchem es auch so redete, wollte ihm sagen, es denke kein Mensch daran ihm die Schuld aufzubürden. Da fragte es, warum man ihm da so einen schwarzen Mann habe kommen heißen, der ihm das habe sagen müssen; er hätte da neuis von einem Traum gesagt; das sei nur gewesen, damit es nichts merken solle; aber es hätte es doch gemerkt. Das sei gefahren wie Feuer durch ihns durch; es hätt's gebüecht, ke Stung möge es mehr leben, und es sei ihm noch so, wenn es dSchuld sein solle. Der Pfarrer versuchte nun, ihm zu erklären, daß das sein Vikari gewesen, den niemand habe kommen heißen. Aber man hätte viel von ihrem Unglück geredet, und alle Leute hätten ein grusam Bedauern mit ihr gehabt, und da sei es gar wohl möglich, daß dem Vikari das im Traum vorgekommen sei. „Ja wolle," sagte Anne Bäbi, „e sellige Herr, u de no-n-e junge, wird vo-ne-re-n-alte Frau traume! Und wenn er so-n-es Bidure mit mr gha het, warum chunnt er de u seit, i syg dSchuld?" „Ihr werdet ihn unrecht verstanden haben;" sagte der Pfarrer; „er hat wahrscheinlich das Gegenteil gesagt, nämlich, ihr hättet das Kind nur zu lieb gehabt, und deswegen hätte es Gott zu sich genommen." — „Su ist er e Sturm", sagte Anne Bäbi;

„weiß dä de nit, daß es heißt, mi soll dChind lieb ha? Warum laht me de sellig ume=n=angere laufe? Aber i cha's notti nit glaube.“ Unterdessen war Meyeli mit dem Kinde hereingekommen; draußen war ihm gerufen; da bot es dasselbe der Mutter dar und frug, ob sie es nicht einen Augenblick halten wolle, es komme gleich wieder. Das Kind machte anfangs ein Dureli (verzog das Gesicht zum Weinen), lächelte aber gleich wieder, machte ein freundlich Gesichtchen und streichelte die Großmutter mit seinen Händchen. Unterdessen sprach der Pfarrer: „Seht, meine liebe Frau, daß kein Mensch an solche Dinge denkt; sie würden Euch nicht ein Kind anvertrauen, wenn sie euch nicht besser trauten als Ihr meint. Und das Kind könnte Euch nicht so lieben, wenn Ihr es nicht gut mit den Kindern meintet; die wissen es, wer es gut mit ihnen meint und wer nicht.“ Sein Lebtag, sagte Anne Bäbi, hätte es die Kinder immer gliebet; sie sollten das neue=n=afe wüsse, u=n=ihm de nit selligs zuemute. „Aber gäll, du meinst das nicht,“ sagte Anne Bäbi zur Kleinen, „du fürchtest dich nicht vor der Großmutter? Gäll, du weißt, die thut dir nichts? So=n=es Ching het mängist meh Vrstang as groß Lüt. Aber we's es Unglück gäh hätt, si wäre dSchuld gsi, u hätte müeße dSchang ha; i hätt mi desse nüt vrmöge, warum hei si mi welle dSchuld gäh“! Sobald Meyeli wiederkam, sagte Anne Bäbi: „Seh, nimm's u gieb ihm z'suge, u de cha=n=i=s sauft no=n=e weneli ha.“ „Mutter“ antwortete Meyeli, „i säuge nimme.“ — „Säugst nimme, warum nit?“ — „Dr Dokter het's bifohle,“ antwortete Meyeli. — „Es wird öppis angers sy,“ sagte Anne Bäbi, „aber wer het dr de ds Ching gha z'Nacht?“ „Mädi,“ antwortete Meyeli. — „Mädi, so, Mädi, dem vertrauist du de dys Ching, u=n=i bi dGroßmuetter; so, jetz gseh=n=i, wie dr's meinit. Aber Mädi, die Täsche, soll's

nit ha, i thue's nit." — „Mutter, Ihr seid ja krank gewesen; wer hätte Euch da mit einem Kind plagen können? Sonst bhüet=is, wem hätte man es lieber geben wollen?" — „Aber i bi nimme chrank, u daß es ds Mädi heyg, thue=n=i nit, i bi dGroßmutter; gäll, du arms Chingli, du hest müeße bi=mene sellige Mönsch sy!"

Und Anne Bäbi wendete von selber Stund an alle Aufmerksamkeit auf das Kind, und wenn es schon zuweilen noch seine Pfeile abschoß und sagte: es düech's, es well's z'r=schryße, daß me=n=ihm selligs dSchuld gäh heyg, u si chönne selber dSchang ha, we's unger dLüt chömm, u=n=es wär=ne recht gscheh, we's ihm grate wär, so waren das nur hohle Worte und weder Salz noch Pfeffer darin. Es waren gleichsam nur so Leuchtkugeln, welche Weiber sehr oft bei der Hand haben, um alles um sich herum im Respekt zu erhalten. Es wäre aber sehr schwer, auszumitteln, was Anne Bäbi kuriert, ob, nach der Ansicht des Doktors, die Liebe zum Kind oder eine andere Kraft, welche gar nicht in Rechnung gebracht worden, die Eifersucht gegen Mädi.

Wer berechnet da unten die Kräfte, welche sich regen, wenn von außen her etwas an den Menschen gebracht wird, irgend etwas in ihm in Bewegung zu setzen oder stille stehen zu lassen? Wir können rechnen ganze Bogen voll und akurat ausrechnen, was jede Zahl in sich enthält, 2 mal 2 oder x mal x, können abteilen den Hafer den Pferden und wägen das Wasser, welches ein Mühlrad treiben soll; aber im Menschen innen, da können wir nicht rechnen; es kann der Arzt nicht rechnen mit Bestimmtheit, wenn er den Leib heilen will, noch viel weniger, wenn er die Seele in der Kur hat. Des Menschen Inwendiges gleicht einem Gemache, dessen Wände

aus lauter Knöpfen bestehen, die aber sämtlich verborgen sind; man mag sich in demselben bewegen fast wie man will, so berührt man einen und merkt es nicht. Und dieser Knopf bewegt eine Feder, und etwas springt heraus, an das man gar nicht gedacht hat. Bald ist's der Keim zu einem Übel, den man hervorruft, ein verborgenes Feuer, das den Rest der Lebenskraft verzehrt, bald eine eingeschlossene Kraft, die dem Leben neuen Aufschwung giebt, die Heilung alleine übernimmt.

Bricht eine verzehrende Kraft hervor, geht es bös, so sagt der eine, das sei ein alter Rest, von dem hätte er nichts gewußt, oder da sei etwas ungsinnet dazu gekommen, an das man nicht gesinnet; wenn das nicht gewesen, so wäre er gerettet worden ohne anders; ein anderer aber sagt, da sei etwas, über das man noch nicht im Reinen sei, oder denkt es wenigstens, denkt, welchen Knopf man wohl berührt, aber renommieren thut er nicht, macht freilich auch mit vielem Werweisen vor dem Krankenbett dem Leidenden nicht Angst. Bedenkliche Gesichter und unschlüssige Mienen gehören allerdings auch nicht vor den Kranken, sonst verliert er Mut und Zutrauen, so gut wie die Soldaten, wenn der Feldherr nicht mehr weiß, wo er ist oder gar den Weitern nimmt.

Geht es aber gut, ungsinnet, so sagt der eine: „Jä gäll, ha=n=i's nit gseit, ha=n=i's nit troffe, macht das e=n=andere=n=o?" Der andere aber sagt: „Das hab ich nicht geglaubt; das haben wir Gott zu danken; der hat es über Menschen-Vermögen zum Besten gewendet." Kurioserweise nun halten die Menschen mehr auf dem Renommieren als auf dem Sichdemütigen, und nicht nur bei Ärzten, sondern allerwärts, und je überflüssiger einer thut, desto ein größeres Herrgötzli machen die Leute aus ihm, aber nur ihm zum Ver-

derben; denn noch kein Goliath ist erstanden, dem nicht sein David nachgekommen wäre. Aber es war von Anfang so; der Teufel war der erste Renommist, Marktschreier, Rühmi, und Eva glaubte ihm auch mehr als Gott. Wo die Lüge überzieht in einem Menschenherzen, da zieht auch der Glaube an die Lüge vor; aber wer aus der Wahrheit ist, der erkennet die Wahrheit. Diese Wahrheit wäre der Schlüssel zu manchem Rätsel, wenn man ihn nur beachten wollte.

Den Doktor ärgerte diese Hülfe durch die Eifersucht, wo er nur auf Liebe gerechnet, nicht schlecht. Er gehörte nicht unter die, welche sich zuschreiben, an was sie nicht gedacht; dagegen, wenn eine Kraft ins Spiel kam, an die er nicht gedacht, und ihm die Heilung verdarb, so machte er sich schwere Vorwürfe, eben daß er nicht daran gedacht. Er ärgerte sich besonders darüber, daß da, wo man etwas Gutes erwarte, etwas Schlechtes zum Vorschein komme. Wir hätten eine Saunatur, sagte er; es erleide einem, Mensch zu sein. Längs Stück sehe man an einem Menschen nichts Gutes; komme einmal etwas zum Vorschein, an dem man Freude haben könne, und sehe man es genauer, so sei es so schlecht als das andere; nur hätte es der Teufel schön angestrichen. Rechne man im Menschen auf eine gute Kraft, so sei die nicht da, lasse einen im Stich, und statt derselben springe eine schlechte hervor und verrichte den gleichen Dienst. Das mahne ihn gerade, als wenn Teufel mit Schwänzen und Hörnern den Dienst von Engeln verrichteten, wo einem ob den Teufeln die ganze Sache verleidete, wie gut sie an sich auch wäre. So müsse es einem erleiden, mit dem geistigen Menschen zu thun zu haben, wo lauter Trug sei; alles täusche, wenn man nicht auf lauter Böses rechne. Da

sei es in Beziehung auf den Körper doch unendlich besser, die Rechnung weit sicherer zu stellen und weit mehr zu trauen.

Der Pfarrer war nicht gleicher Meinung. Daß der Körper leichter zu behandeln sei als die Seele, gab er gerne zu; aber daß Böses im Menschen Gutes wirke, das sei eben das Trostreiche, ohne welches man verzweifeln müßte, ohne welches die Welt längst schon auf dem Kopfe stünde. Das sei eben Pfand und Siegel, daß der Teufel kein Gott sei, der mit unserm Vater im Himmel um den Sieg ringe, sodaß dato noch zweifelhaft sei, welches obenauf komme, das Reich des Lichts oder das Reich der Finsternis. Es thue wohl der Teufel wüst und suche was er vermöge; aber das eben sei sein Fluch und der Fluch aller derer, die ihm verfielen, daß sie wüst thun müßten fort und fort, aber nicht nur nichts abbrächten, sondern das Gute fördern, Gottes thätigste Diener sein müßten; siehe Exempel an Josef und seinen Brüdern, Christus und den Juden. Und wie es mit den Wesen sei, so sei es auch mit den Kräften; wie bös die auch seien, Gott spanne sie in seinen Pflug und pflüge damit sein Ackerfeld, daß es grüne und Früchte trage. Wenn man alles wegthun wollte auf Erden, was der Geiz, der Neid, die Ehrsucht u. s. w. gethan, es würde armselig aussehen auf Erden. Nun fromme das Gute, welches er wirke mit böser Kraft, dem Thäter nichts zum Heil seiner Seele; im Gegenteil, zur Sünde werde es ihm gerechnet; dem Christen gereiche diese Wahrheit zur größten Freudigkeit; wie es auch stürme um ihn und dunkel werde zu Zeiten, er zweifle nicht, werde nicht irre im Dienste des Vaters, dem jede Kraft zu Diensten stehe, der in die Hölle führe und wieder hinaus, der mit seinen Feinden, trotz ihrem Winden, seine Zwecke wirke.

„Ja, ja, das ist alles recht schön, Onkel," sagte der Doktor; „aber eine verpfuschte Natur haben wir doch, und das ist's, was mich eben ärgert, daß ich mir selbst erleide, mich selbst anspucken möchte. Ich glaube es nicht; aber möglich wär's doch, daß der Teufel mich ritte in meinem Berufe, mich spornte, andern voran zu kommen, und das könnte mich so ärgern, daß ich dem Teufel zum Ärgernis mein Lebtag im Bette liegen bliebe, um ihm zu zeigen, daß ich nicht sein Narr sein möge."

„Lieber Növö, ärgere dich nicht unnötig, aber werde etwas demütiger; das ist die Hauptsache, welche dir fehlt; du leidest halt auch an einer Zeitkrankheit, bist zu hochmütig, nicht gegen die Menschen, sondern eigentlich gegen Gott, und das ist eben der Unsinn. Willst Lieb Gottlis spielen und fühlst mit jedem Atemzug deine und anderer Gebrechen; das macht dich taub, wirfst alle Augenblicke dem lieben Gott den Bündel vor die Thür und kriegst noch den Weltschmerz, die allerneuste Krankheit. Drei Jungens haben von ihrem Vater drei Höfe geerbt, mager, wild, viel Steine dabei und Moraſt auch. Der eine der Jungen meint, was er hätte an seinem Höfchen, baut sich mitten im Dreck einen Thron von Steinen und setzt sich oben auf und brüstet sich oben, daß es ein Erbarmen ist. Dem zweiten ist der Hof zu unbedeutend, gering; er verschleudert ihn auf die mutwilligste Weise, unter beständigem Schimpfen und Klagen, und erst wenn er ihn nicht mehr hat und nichts anderes dazu, fällt ihm ein, wie gut es wäre, wenn er doch wenigstens das noch hätte, was er gehabt. Der dritte aber kratzt sich wohl in den Haaren; aber er bauet sich keinen Thron in D..., verschleudert aber auch den Hof nicht; er räumt Steine ab, trocknet Moräste aus, säet mit fleißiger Hand, thut was möglich ist, und sieh, am Ende ist das magere,

wilde Höflein doch dankbar, wird schön, ein lebend Lob seines Pflegers und lohnet ihn reich. So ist's mit unserer Natur; sie ist auch ein mager, wild Höflein; aber verachte es nicht, Növö, sondern verbessere es; namentlich aus dem deinigen läßt sich so manches machen, wächst ja schon so manches Gute wild. Falle nicht in den Fehler der meisten, die ihr Erbteil entweder überschätzen oder zu gering schätzen; baue es, du wirst davon reichlich ernten und Gott wird Freude daran haben. Und wo Löcher und Moräste sind, da hat Gott es wohl gemeint, wenn er Steine dazu gelegt hat; mit den Steinen kann man die Löcher vermachen; eins ist wider das andere gut. Darum auch war Anne Bäbis Eifersucht da; die war auch so ein Stein, welcher ein Loch vermachte, ein Reiz, welcher den Verstand wieder aus dem Loche lockte, in welches er versunken war."

„Ihr seid ein kurioser Onkel," sagte der Doktor, „Ihr dreht immer alles auf die bessere Seite, und darwider haben kann man nicht viel; aber alles so nehmen zu können, das ist eine Kunst, welche ich einstweilen nicht lernen werde. Eines aber müßt Ihr mir helfen. Euern Einfluß müßt Ihr anwenden, daß sie droben mir die alte Magd fortsenden. Das ist mir ein verfluchtes Mensch, das. Das ist eine von denen, die, wenn ihnen der Mann sagt: „Schwyg oder i schryße dr dr Gring ab," antworten: „U=n=i schwyge nit, u schryß ume, so surre=n=i no mit dr Röhre!" Die läßt mir meine Patientin nicht in Ruh; ihre Eifersucht ist nun ebenfalls erwacht, weil man ihr das Kind genommen und es der Alten gegeben; das kann sie gar nicht verwerchen. Wo sie nur kann, reißt sie dasselbe an sich, und kann sie das nicht, so stichelt sie: wenn es etwas Ungeschicktes gebe, so wolle sie nicht schuld sein; aber es düechte sie, man hätte es erfahren können, wie

es ungsinnet etwas geben könne, an das niemand gesinnet. Natürlich helfert dann die Alte auch, und das unterhält eine Aufregung, welche höchst schädlich ist. Es ist fürchterlich mit einer gewissen Klasse von Weibern. Wenn der Teufel in sie fährt, so muß es geredet sein; es muß use, und wenn jedes Wort eine Feuerflamme, die Welt ein Pulverfaß wäre, und wenn der Teufel mit einer dreizinggigen Gabel vor ihr stünde und sagte: „Schwyg oder i gable di uf", sie schwiegen nicht: use mueß's! Es ist mir schon manchmal ganz krampfhaft in die Hände gekommen und mir gewesen, als müßte ich so einer die Luftröhre etwas enger machen, und weil ich nicht durfte, hudelte es mich, als ob ich das ärgste Fieber hätte. Weiß Gott, Onkel, wenn es wirklich wahr ist, daß von jedem unnützen, geschweige dann von jedem verfluchten Worte Rechnung gegeben werden müsse, so habe ich es auch mit jenem Pfarrer, der einmal predigte: es seien keine Weiber im Himmel. Was meint Ihr, Onkel?"

„Weißt du, was der Papa meint," antwortete Sophie rasch; „die Weiber mit den unnützen Worten würden da sein, wo die Doktoren, welche nie was Unnützes gemeint und nichts Unnützes verschrieben hatten, und so würden cirka gleich viel Weiber wie Doktoren im Himmel sein. Übrigens, mein lieber Ruedi, thätest du besser, die Bibel auf dich anzuwenden, statt sie ob den armen Weibern zu verdrehen; denn es heißt nicht, daß man um eines unnützen Wortes willen nicht in Himmel komme, sondern daß man davon Rechnung ablegen müsse. Und was wartet denn eigentlich dem, der die Bibel verdreht und nur spottsweise sie anwendet; könnt Ihr mir das sagen, hochgeehrter Herr Doktor?" „Aber Sophie," sagte das Mamali, „du bist doch so pukt und aufbegehrisch; der Vetter hat ja nur Spaß gehabt." „Ich kenne den Spaß," sagte

Sophie, „und was dahinter steckt; hat er aber wirklich nur Spaß gehabt, so wird er meine Worte auch nur spaßweise aufnehmen; so ein gelehrter Herr wird wissen, daß es aus dem Walde kömmt, wie man hineinschreit."

„Kinder, zankt nicht," sagte der Vater, „und du, Sophie, geh und sieh, daß die Suppe uns nicht anbränntet; dein Ämtchen scheinst du mir ganz und gar zu vergessen und zu vergessen, daß ich es recht wohl leiden mag, wenn ein Mädchen mit allerlei Dingen sich befaßt, jedoch nie auf Kosten dessen, was es eigentlich soll. Du aber, Ruedi, vergreife dich nicht an der alten Dienstmagd, dem Mädi, und mute den Leuten ja nicht zu, daß sie dieselbe fortthun. Ich kann wirklich nicht begreifen, wie dir nicht gleich eingefallen ist, daß dieses geradezu die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen würde. Die Magd und die Frau sind wohl an die dreißig Jahre bei einander, und das Kifeln, welches dir aufgefallen, dauert ebenfalls an die dreißig Jahre; sie haben sich beständig gezankt und doch nie entzweit; Mädi wollte eine Art Ebenbürtigkeit behaupten, sich nicht kujonieren lassen, und Anne Bäbi wollte zeigen, daß es die Meisterfrau sei. Dieses beidseitige Streben war dreißig Jahre lang ihre Lebensfreude, war zum eigentlichen Lebenselement geworden, gab ihnen auch die beiden so notwendige Gelegenheit zum Reden, welche ihnen das schweigsame Mannevolk selten gewährte. Gegenüber dem Mannevolk waren sie einig, machten ihm gemeinsam den Marsch, hatten ihre Freude an den Schlemperligen, welche sie ihm anhängten. Weil sie gleichsam den gleichen Feind hatten, so meinte Mädi, sie müßten auch die gleiche Liebe haben; darum was Anne Bäbi liebte, liebte Mädi nicht nur, sondern meinte auch, der Gegenstand dieser Liebe müsse ihns noch mehr lieben als Anne Bäbi; daher die Eifer-

sucht. So ging es mit Jakobli, dann mit dem verstorbenen Kind und jetzt mit diesem. Das ist also gar nichts neues; es wird Anne Bäbi nicht aufregen, wenn Mädi trümpft, wird ihm im Gegenteil ins alte Geleise helfen, aus welchem ihns nur das Unerwartete, Unbekannte brachte, ein Tod, den es seit seiner Ehe noch nicht erlebt, oder ein Vorwurf, den es noch nie gehört. Jemehr das Alte, Gewohnte ihns wieder in Anspruch nimmt, destomehr werden die neuen und ungewohnten Eindrücke sich verwischen, das Gleichgewicht sich wieder herstellen. Entfernt aber die Magd, so wird Anne Bäbi neu angeregt, wird meinen, man habe das ihm zu Leid gethan, wird sich einbilden, sie seien die besten Freundinnen gewesen und deswegen habe Mädi fort müssen; für die Folgen, welche dieses hätte, stehe ich dir nicht."

„Aber Onkel, wenn ich bei gesundem Verstand dabei sein müßte, ich würde ein Narr; was muß das für eine Wirkung haben bei einer Frau, die eben nicht gesunden Verstandes ist?" antwortete der Doktor.

„Ihr Doktoren seid auch kurios," sagte der Pfarrer. „Ihr redet so oft davon, daß die Heilmittel einer jeden Natur angepaßt sein müßten, und vergeßt es doch so oft in der Anwendung. Davon will ich nicht reden, daß ein Fremder die Volkseigentümlichkeiten nicht beachtet, ein Stadtarzt das Leben der Landleute nicht berechnet, viele an die Familienanlagen nicht denken, sondern davon, daß ihr Ärzte so oft in den Fehler fallet, von eurer Natur und Eigentümlichkeit aus die Zustände aller andern Menschen zu beurteilen und zu berechnen. Es giebt Ärzte, welche schwächlicher Art sind und vor vielen Dingen sich in acht nehmen müssen oder sich in acht nehmen zu müssen meinen; die gleiche Lebensweise und Sorgfalt dringen sie nun ihren Patienten auf und ver-

derben sie auf diese Weise durch Verzärtelung. Andere bilden sich ein, wenn es sie am Kopfe beißt, es sei eine Gehirnentzündung im Anzuge, oder wenn es sie am Rücken jucket, es formiere sich eine Rückenmarkauszehrung, und nach diesem Meinen und Fürchten beurteilen sie die Zustände der Patienten und kämpfen als wie mit Löwen, während nur Mücken um sie tanzen. Handkehrum aber, wenn es sie selbst am Kopfe nicht beißt, so denken sie an keine Gehirnentzündung und sehen den bedenklichsten Zustand nur für ganz ordinäres Kopfweh an. Andere sind Meisterlose und schwatzen allen Leuten ihre Meisterlosigkeit auf, essen zeitweise keinen Salat zum Beispiel, dann soll niemand mehr Salat essen, oder trinken kein Bier, dann soll es auch männiglich lassen."

„Aber Onkel, haltet Ihr mich denn eigentlich für einen Tropf, daß Ihr mir solche Beispiele vor Augen haltet?" fragte der Doktor.

„O nein, lieber Ruedi; du bist meines lieben Bruders lieber Sohn; aber ich wollte dich nur darauf aufmerksam machen, daß du ein Mensch seiest wie andere Menschen. Nun hat jedes Menschen Auge seine eigentümliche Färbung, und wie die Farbe vom Sonnenlicht kömmt, das durch die Gegenstände verschieden gebrochen und zurückgeworfen wird, so brechen und spiegeln auf verschiedene Weise die Gegenstände in unserem Auge sich ab, je nachdem das Auge beschaffen, gefärbt ist. Diese Färbung wechselt bei manchem Menschen stündlich, bei andern unmerklich in der Jahre Lauf. Dieser Färbung unterliegt auch der Arzt trotz Wissen und Erfahrung; er sieht die Dinge eigentümlich an und nicht immer gleich, oft klarer, oft ganz nach eigentümlicher Stimmung. Es hängt des Menschen Heilung also nicht bloß von des Arztes Wissen, seinem Eifer ab, sondern auch von der jedesmaligen Färbung

des Auges, wenn nämlich des Menschen Heilung alleine in des Arztes Kunst gestellt wäre. Dieser Schwachheit bist du unterworfen, andern Menschen gleich, trotz allem deinem Wissen. Was dir weh thäte, die beständige Opposition, das Kifeln über nach deiner Meinung ausgemachte Dinge, das willst du verbieten und bedenkest nicht, daß es in gegebenen Naturen ein Lebensreiz nicht nur, sondern ein Lebensbedürfnis ist. Glaube mir, lieber Növö, die Beurteilung des Zustandes eines Menschen rein nach dessen innerer und äußerer Eigentümlichkeit, ohne Einmischung unserer Neigung oder Abneigung, unserer Vorurteile oder vorgefaßten Meinung (unserer eigenen Subjektivität), ist eine Sache, die ins Gebiet der Unmöglichkeit gehört, wo mit der größten Anstrengung nur eine Annäherung möglich ist. Für Arzt und Pfarrer ist's daher von der größten Bedeutung, dieses nie aus den Augen zu lassen; wer das nicht thut, macht sich zum Papst, und das ist eben lätz und sehr gefährlich."

„Aber Onkel," sagte der Doktor, „Ihr nehmt mir da ein zufällig Wort wieder so schwer auf und knüpft Wahrheiten daran, himmelhohe, es ist gar nicht mit Euch auszukommen." — „Lieber Ruedi, eben die sogenannten zufälligen Worte drücken bestimmte Ansichten aus, sind Blätter, die von einem Stamme fallen, und der Stamm hat seine Wurzeln tief unten in der Seele, und wenn ich bei jedem Worte, das dir aus dem Munde kömmt, dir die Wurzel zeige, welche es emporgetrieben, so verzeihe es mir. Ein alter Pfarrer hat auch seine Angewöhnung, und die meine ist die, innerlich in all seiner Bedeutung nachzuweisen, was äußerlich nur als zufällig erscheinet. Und wenn ich dich auch aufmerksam machen wollte, daß du von der übrigen Menschen Beschränkung nicht frei seiest, so wollte ich dich damit nur billig machen gegen

den Vikari, der aus gleichem Grunde fehlte, welcher dich auch fast einen Fehler machen ließ."

„Aber Onkel, ich hoffe doch nicht, daß Ihr mich mit dem Vikari zusammenzählen werdet; so ein halbverrückter Sturm bin ich denn doch nicht," sagte der Doktor. — „Sieh mal, lieber Növö, wie du gleich böse wirst, wenn man dir sagt, du seiest dem Irren unterworfen wie andere Menschen, auch wenn man dich auf der That ertappet. Du beurteilteſt das Verhältnis von Mädi und Anne Bäbi nach deinem persönlichen Gefühl und nicht nach ihren eigentümlichen Naturen, und was that der Vikari anders? Er beurteilte die Lage von Anne Bäbi und wollte sie benutzen nach dem ihm eingebläueten Systeme, das er für das einzig wahre hält und hauptsächlich deswegen, weil er ebenfalls die Welt als ein großes Tintenfaß ansieht, durch welches man waten muß unter Heulen und Zähneklappern, um zur himmlischen Freude zu gelangen. Er macht ein so unglückliches Gesicht, und weil er meint, er habe das rechte Trom ergriffen, so meint er ebenfalls, wen man selig machen wolle, den müsse man vorerst zum gleichen Gesichte bringen. Das ist eben die unglückliche Systemkrankheit, welche aber unter den Ärzten zu Hause ist wie unter den Theologen, unter den Pietisten wie unter den Ungläubigen. In solchen Händen wird jedes System zu dem berüchtigten Bette, in welches man seine Patienten legt; sind sie zu lang, haut man sie unten ab, sind sie zu kurz, reißt man sie auseinander, bis sie oben und unten ankommen; ob es ihnen wohl oder übel thut, frägt man nicht; man handelt nach seiner Überzeugung, und wer von seinen Kollegen nicht so handelt, den verdammt man, macht Ketzergerichte, wenn man kann, hält einen Arzt z. B., der Speck und Salat oder gar Speckſalat nicht radikal verbietet, für einen Mörder von Hand-

werk, dem man es legen soll, je eher je lieber. Darum, lieber Ruedi, hudle mir den Vikari nicht. Ich zähle dich allerdings nicht mit ihm zusammen; aber an Unduldsamkeit bist du ihm ähnlich. Ich bin auch nicht immer mit ihm zufrieden, das weiß Mamali am besten; aber ich lasse ihn gewähren, weil ihm das Vertrauen zu mir fehlt, welches die Jugend selten zum Alter hat. Mit dir habe ich offen gesprochen, weil du mir lieb bist, ich dir hoffentlich auch, und ich dich von der Einseitigkeit heilen möchte, welche so gerne den beschäftigten Arzt beschleicht, daß er alles um sich verachtet, bis an sich selbst, welche Einseitigkeit übrigens auch nicht selten den ehrlichsten Geistlichen anfliegt, der einsam lebt, der um so geringer das Wirken anderer würdigt, je unverwandter er seinen Blick auf das eigene richtet. Beide werden so gerne ungenießbar für die Menschheit, aber unerschöpflich in Klagen über sie. Doch, lieber Ruedi, wir kommen vom Hundertsten ins Tausendste, wie es auch wieder leicht den Leuten geht, die denken, aber selten zum Reden kommen; fangen sie jemals an, so will dann alles, was sie gedacht, auf einmal raus."

Fünfzehntes Kapitel.

Wie eine alte Frau einen jungen Herrn übers Knie nimmt.

Der Vikar hatte keine Ahnung, daß der Pfarrer ihn milde beurteilte und beim Doktor ihm z'Best redete; er dachte sich die Menschen um sich herum viel böser und feindseliger als sie waren, was uns allen übrigens hundertmal begegnet

im Leben. Er war bei Jowägers gewesen, und war dort nicht zu Anne Bäbi gelassen worden. Hansli hatte den Auftrag, ihn abzuweisen, übernehmen müssen, als man ihn kommen sah. Er hatte ihm gesagt, es bigehri neue niemere z'gseh, u ds Rede mit ihm syg verbote. Da hatte der Vikar gesagt, er wolle wieder kommen, wenn er denke, daß es gebessert hätte. Hansli aber sagte, er solle nicht Müh haben; dr alt Herr heyg neue gseit, er well öppe=n=umecho, Anne Bäbi sig a ihn gwahnet u schüch=ne minger. Aber wenn er sust well yche cho, su söll er ume cho; ds Sühniswyb chönn ihm es Gaffee mache, wenn er mög. Das wollte der Vikar nicht; denn er war böse und meinte, der alte Herr hätte gegen ihn aufgewiesen; er war aber zu schüchtern, auszupacken und zu sagen, man werde ihm doch Anne Bäbis Zustand nicht schuld geben wollen; der komme vom Herrn, und werde schon zum Guten führen, wenn man in der Arbeit an seiner Seele fortfahre und nicht die Hand vom Pfluge ziehe. Er verwerchete seinen Zorn und doch wiederum seine Angst in sich selbst, ergoß sie teilweise in seine Predigt über den Text: Ich schäme mich des Evangeliums Christi nicht. Aber bei jedem Essen sog er neuen Ärger ein. Er beobachtete alle Blicke, meinte in jedem Hohn zu sehen und ein geheimes Winken, und bezog alle Worte auf die wunderlichste Weise auf sich. Wenn z. B. Sophie sagte, es gebe bös Wetter, Schnecken liefen über den Weg, so glaubte er, Sophie stichle auf ihn, weil er ausgegangen gewesen, und wenn sie sagte, die Hühner werden heute manch Ei gelegt haben, sie hätten den ganzen Morgen gegaggelt, so nahm er das wieder auf sich; denn er hatte halblaut seine Predigt auswendig gelernt. Und doch durfte er auf solche vermeintliche Sticheleien nicht antworten; er mußte sich stellen, als merke er sie nicht, konnte nichts als

kuppen und böse Augen machen und schnauzen und allfällig eine Thüre hart zuschlagen. O, ein Vikar ist übel zweg, wenn er sich so verraten und verkauft glaubt in einem Hause, besonders wenn er verdrückter Natur ist und so Tag um Tag sein Ärgernis in der Einsamkeit verwerchen muß. Er hat nicht nur unglückselige Tage, sondern es setzt sich so gerne eine Bitterkeit an, welcher er sein Leben lang nicht los wird; wer einmal von solchen Stimmungen begwältiget wird, statt sie zu begwältigen, der bleibt gerne ihr Sklave sein Leben lang.

Da traf es sich einmal, daß das Mamali alleine daheim war; Papa und Sophie waren zum Besuch. Die gute Frau hatte das Verhältnis schon lange geplagt; denn ihr war nicht wohl, wo nicht Friede war; sie besaß eine Gutmütigkeit, die nie ohne Schmerz jemand böse sehen konnte. Sie war jeden Augenblick bereit, dem guten Vikar die treueste Mutter zu sein, ohne alle Nebenabsicht, und war von Sophie schon manchmal hart getadelt worden über ihre an Tag gelegte Gutherzigkeit, weil der Vikar sie deuten werde als ein absichtlich Netz, worin allerdings hier und da Vikare gefangen werden. Und allerdings hatte der Vikar, dem man allerlei von Hüten und in Acht nehmen vorgeschwatzt hatte, es so gedeutet. Er hatte keinen Begriff von der reinen Liebe, die außerhalb dem engen Kreise der Familie, ohne besondere Worte, an jeglichem Mitmenschen, sei es wer's wolle, den reinsten Anteil nimmt, und nicht nur mit Worten, sondern auch mit der That. Er kannte nur die Liebe, die seufzt und klagt, die Liebe mit schönen Namen: Heiland, Bruder, Schwester, die sich die Hände drückt, süß in die Augen blickt, und viele Zeichen hat aller Art. Diese Liebe besaß er für seine Mitchristen, d. h. für die sogenannten Brüder und Schwestern; gegen alle, welche er nicht so nennen konnte, meinte er hart

sein zu müssen; einen dringend Notleidenden hätte er erst bekehrt, dann erst bei Brüdern und Schwestern für ihn gesammelt. Er hatte darin etwas Ähnliches mit den Katholiken, die auch aus den Armen dieser Welt ihre Proselyten machen unter Versprechen von mancherlei Hülfe, die aber zum größern Teil gewöhnlich ausbleibt. Da nun die gute Frau nicht seufzte, nicht klagte, ihn nicht Bruder nannte, so begriff er ihre Liebe nicht, und Sophie hatte vollkommen Recht mit ihren Warnungen.

Als nun aber Sophie und Papa fort waren, hatte die gute Frau freie Hand zu dem, was sie schon lange so gerne gethan hätte, aber keine Gelegenheit dazu gefunden. Sie hatte Butter auf dem Tisch und Honig zum Kaffee, was bei ihnen selten war, weil der Herr nichts dergleichen aß. Das Mamali hatte nichts Berechnendes in ihrem Wesen; aber so gute Frauchen haben einen eigenen Instinkt, den Leuten gefällig zu sein und ihnen das Herz zu salben, als wenn es eine verrostete Thüre wäre, die sich steckt. Und wirklich, als der Vikar auf das Klopfen herunter kam und Butter und Honig sah, flog ein Schimmer durch die finstern Wolken, die auf seinem Gesichte lagen.

Es ist ein seltsam Ding, das menschliche Gemüt, und auf gar manches Gemüt, das hoch oben in den Wolken schwebt, hat ein Speckbröcklein oder eine Ankeschnitte mehr Gewalt, als ein Wort, das hoch oben aus den Wolken kömmt.

„Kommt und sitzet, Herr Vikari," sagte die Frau Pastorin; wir sind heute alleine daheim; ds Sophie und üse Herr sy ga Üflige, werde dert öppis Guets ha, darum ha=n=i denkt, mir welle=n=is o la wohl sy, es syg üs o öppis z'gönne. Servieret Ech mit Anke, er ist früsch; mir hey lang kei so süeße gha. I ha denkt, es wär schad, wenn me=ne=nit z'Ehre

zög. I ha Hung drzue gäh, aber wenn Dr Schabzieger weyt oder Münze, su säget's nume; es ist plötzlich da, sust heyt Dr geng Hung gnoh." „Wenn zur Selteni einem etwas Süßes vorkömmt," sagte der Vikari, „so muß man es nicht verschmähen, hat man doch Bitteres alle Tage zur Genüge." „E," sagte die Frau Pfarrerin, „redet mir nicht so; so ein junger Herr, der für niemand zu sorgen und zu kummern hat, der soll das Klagen andern überlassen, mit Klagen könnte er sich versündigen." — „Wenn sich niemand mit mehr versündigen würde, als mit Klagen, wie ich klage, es wäre wohl gut, und in der Welt stünde es besser." — „Aber mein lieber Herr, was habt ihr dann zu klagen, das sich auch dr wert und das noch dazu gut wäre?"

„Ja, meine liebe Frau Pfarrerin, das kann ich euch nicht sagen; ihr verstündet mich nicht, wie man mich überhaupt im ganzen Haus nicht versteht. Ist das eben nicht Grund zu Klagen genug, wenn einen niemand verstehen will, und hat man nicht Grund genug über die ganze Welt zu klagen, wenn die ganze Welt für nichts anders da ist, als für einen zu plagen und alles zu hintertreiben oder bös auszulegen, was ich zur Förderung des Reiches Gottes thue?"

„Aber, Herr Vikar, wie könnt ihr auch so reden, das ist ja recht grüslich. Z'chlage ha=n=i o allbe=n=einist z. B. über ds Sophie; aber de denke=n=i de, i syg selber dSchuld u heyg ihm früeher z'viel nahglah und de über mi selber no. I weiß wohl, daß i my Herr mengist höhn mache, daß i vor mengem sy chönnt und mengem Mönsch besser helfe sött, und das chlage=n=i am liebe Gott mengist; aber über die ganze Welt z'chlage, das wär ja e Sünd, het=se doch Gott selber gmacht! Und Ursach dazue hätt i o nit; i ha am Lieb Gott Ursach all Tag z'danke, das er=se so gmacht het und

mir so guet welle het. Es ist frylich viel Böses i dr Welt, aber viel Guets o, un mi mueß eis mit em andere näh. Die böse Lüt dure mi o, und i bete geng Gott für-se, u wenn i eim helfe cha, so spare-n-i's nit. I denke, wenn me guet gege emene böse Mensch syg, su gang ihm ds Herz am erste-n-uf und er denke, wie Guetsy e schöni Sach syg."

„Ja, liebe Frau, ihr begrifet mi halt nit u chönnet ech nit a my Platz stelle; ihr seid halt Frau Pfarrere und i bi nume dr Vikari; euch legen die Leute die Hände unter die Füße; ihr syt e gueti Frau u gönnet de Lüte-n-Esse und Trinke, und mi verfolget alles, und doch möchte ich den Menschen mehr bringen als so gradane zytlichi Spys."

„Aber Herr Vikari," sagte die Frau Pfarrerin, „Ihr redet immer von Verfolgern und von Ursache zu Klagen; ich muß doch fragen, was Ihr eigentlich damit meint? Aparti lustig seid Ihr von Anfaug nicht gewesen und habt oft ein finster Gesicht gemacht; aber ich habe dann gedacht, Ihr seiet nicht wohl und es fehle Euch vielleicht im Magen und hätte Euch manchmal gerne gesagt, Ihr solltet nicht so viel lindes Brot essen und nicht so viel Erdäpfelchrügeli; aber ich dachte dann, Ihr könntet es mir übel deuten und meinen, ich gönne Euch das Essen nicht, und weiß Gott, je mehr Dr esset, je mehr freut's mi, wenn Dr ume dr Mage nit verderbet, wo Dr de allbets so fur dry lueget und redet, als ob Ihr die ganze Welt verachtetet. Aber seit einiger Zeit macht Ihr nicht bloß albe-n-einist ein bös Gesicht, sondern fast immer und gebt so bösen Bescheid und so kurzen, daß mir das recht weh thut und ich schon manchmal gedacht habe, ich wolle Euch fragen, was ihr hättet; aber es wollte sich mir nie recht schicken. Daß wir etwas verschuldet, konnte ich mir nicht denken; ds Sophie ist freilich ein unbesonnenes Ding; aber bös meint es

es doch nicht, und die längste Zeit habe ich nicht gehört, daß es Euch etwas Appartes gesagt. Aber weil Ihr mir jetzt von Verfolgern redet, so muß es doch etwas sein. Und seid so gut und saget es mir; es ist so unlustig dabei zu sein, wenn jemand nicht zufrieden ist; ich kann es gar nicht ausstehen; lieber wollte ich die Haut vom Leibe geben, wenn es sein müßte, und es etwas hülfe, als so im Unfrieden oder in Mißstimmung leben."

Der Vikar wollte erst nicht mit der Sprache heraus, weil, wie er sagte, die Frau Pfarrerin das so gut wüßte als er, und daß er ihr das nicht zu erzählen brauche, von dem sicher alle Leute im Dorfe redeten.

Endlich begann er zu sagen, daß man ihn allerdings nie recht verstanden hätte, und daß sie nicht der gleichen Ansicht wären, und wie weh es einem thun müsse, für das Reich Gottes nichts thun zu können und unter Menschen leben zu müssen, die lebten, als wüßten sie eigentlich gar nichts vom Reiche Gottes. „Nehmt es nicht für ungut, Frau Pfarrerin; Ihr könnt es wohl gut meinen; aber wir sind halt nicht der gleichen Ansicht. Nun kömmt die unglückliche Geschichte mit ds Jowägers. Es ist nicht, daß ich mich da zugedrängt; was ich that, geschah auf höhern Ruf, und wo eine Seele zu retten ist, da soll man nicht zaudern und zögern, geht ja auch der Hirt dem Schafe nach, das in der Irre schreit, und es hat mich manchmal schon hoch gelüpft, wie wenig für solches gethan wird, wenn man doch weiß, wie groß die Freude im Himmel über ein wiedergefundenes Schaf ist und wie nichts auf Erden über die Rettung einer Seele geht. Ich gehe also hin, will die Frau aus dem irdischen, sündigen Jammer, aus der Trauer dieser Welt, welche den Fluch bringt, zu der Trauer führen, welche die Seligkeit wirket, und die Frau versteht

mich unrecht (ist wahrscheinlich schon bereits verrückt gewesen, wenigstens redete sie gleich anfangs so wunderlich), will sich ein Leid anthun, wird verhürschet. Jetzt soll ich an allem schuld sein; wenn man es mir schon nicht sagt, ich sehe es an den Augen an, wie man sich ansieht, wie man spöttelt, zäpfelt, und des Stichelns kann man sich auch nicht enthalten; aber was das Ärgste ist und worüber ich mich mit allem Recht beklagen könnte: jetzt will man mich nicht mehr zu der Frau lassen. Das kömmt gewiß von hier aus; das hätten die Leute — und ich kenne die Menschen so gut als andere — gewiß nicht aus sich selbst gemacht; das ist ihnen angegeben worden. Ich will nicht sagen, daß es der Herr Pfarrer selbst gethan; aber wenn nicht er, so doch der Doktor, und Mamsell Sophie wird ein gut Teil dazu beigetragen haben. Das nun ist nicht recht, nicht christlich, Leute gegen ihren Seelsorger aufzuweisen und noch dazu vom Pfarrhaus aus, und wenn einen das nicht böse machen sollte, so weiß ich doch wirklich nicht, was einen böse machen könnte; ist's mir doch nicht um meine Person, sondern um mein Amt."

Die gute Frau war ganz verblüfft über diese Anklage und wußte nicht recht was antworten; leugnen, was wahr war, das wollte sie nicht, und dem, was wahr war, die rechte Gattig geben, das vermochte sie nicht gleich. Es gibt der gutmütigen Weibchen zuweilen, die keiner Anklage, auch der ungerechtesten, begegnen können von der Hand weg, weil sie sich gewöhnt haben, das Recht andern zuzugestehen und immer zu fürchten, sie seien im Unrecht, sie gegen ihre eigenen Leute, ihre Leute gegen fremde Leute, ihre Kinder gegen fremde Kinder. Es gibt solche Weibchen; aber, wie gesagt, dicht sind sie nicht. Eines davon war die gute Frau Pfarrerin. Sie sagte endlich: „Nein, wahrhaftig aufgewiesen gegen Euch hat

sicher niemand; aber vielleicht hat der Doktor verboten, daß man jemand zu der guten Frau lasse." „Aber geht nicht der Herr Pfarrer auch dahin?" fragte der Vikari. „Ja, Herr Vikari," antwortete die Frau, „aber unser Vetter wird es ihm erlaubt haben oder hat ihn gar dafür ersucht, und da wird er es nicht anders haben machen können als hingehen."

„Aber Frau Pfarrere, seit wann hat ein Doktor das Recht, einem Seelsorger den Zutritt zu einem Krankenbett zu versagen? Ist nicht die Seele mehr als der Leib?" Da ward doch das Mamali bös; denn war ihr Herr nicht Seelsorger gewesen, ehe der Vikari noch in die Windeln gekommen? Es antwortete: „Aber my Herr ist o=n=e Seelsorger, und dä ist by=n=ihm gsi, dem het's dr Dokter nit verbote."

„Aber Frau Pfarrere," antwortete der Vikar, „was bin ich dann? Und hat ein Doktor das Recht, solchen Zwang zu üben, dem und diesem den Zutritt zu einem Kranken zu erlauben oder zu verbieten? Der maßt sich ein Recht an, welches kein Mensch besitzt, geschweige denn ein Doktor, der sich um seine Seele nicht bekümmert, verschweige dann um eine fremde." — „Ihr müßt das nicht für ungut nehmen, Herr Vikari. Ich weiß nicht, was der Doktor befohlen hat; aber er ist ein junger, unbesonnener Mensch, und wenn er öppis gseit het, so wird er gmeint ha, er sei für seine Kranken verantwortlich und was sie nicht ertragen mögen, müsse er verbiete; den einen verbieten sie ja den Wein und andern das Fleisch und andern das Sauerkraut und wie sie dann so sind, machen sie keinen Unterschied." — „Das ist eben das Elend," sagte der Vikar, „daß so einer zwischen Sauerkraut und einem Seelsorger keinen Unterschied zu machen weiß. Das ist ja gerade das Unglück dieser Zeit, daß, wo eine arme Seele hinfahre, es den Menschen so gleichgültig ist, als welchen Weg eine

Fliege fliege; und wer eine retten will, wo es so not thut, an den stellen sie vor die Thüre, und geben ihm Sachen schuld, denen kein wahr Wort ist.“ — „Werdet nit höhn, Herr Vikari,“ sagte die Frau Pfarrerin; „aber man muß mit den Leuten gar zogelich (vorsichtig, sanft) umgehen in gesunden Tagen, geschweige dann in kranken; sie mögen meist alles besser ertragen als Gottes Wort.“ — „Darnach,“ sagte der Vikari, „hat man gar nicht zu fragen, was sie ertragen mögen oder nicht; Gottes Wort ist Gottes Wort.“ — „Ja, aber,“ erhielt er zur Antwort, „wenn Ihr jemand bekehren wollt, so muß er doch leben und bei Verstand sein, und nimmt man ihm das eine oder das andere, so ist es mit dem Bekehren aus.“ — „Das ist Gottes Sache,“ antwortete der Vikari, „darnach haben wir nichts zu fragen.“ — „Geht mir, mein lieber Herr; das Wasser und die Milch sind beide Gottes Gaben; aber in die Hitz getrunken sind sie Gift und bringen den Tod. Das weiß ich, und darum muß ich acht geben, ob ich heiß habe oder nicht; da sieht Gott nicht vor, sondern sieht nur zu, und so ist's mit Gottes Wort; macht ja auch der Apostel Paulus einen Unterschied, wie my Herr gseit het.“ — „Ihr habt also doch über die Sache geredet,“ fragte spitz der Vikar. — „Warum nicht,“ sagte furchtsam die Frau; aber glaubt es nur, mein Herr meint es nicht böse; er bedauert den ganzen Vorfall und wird gewiß nichts nachteiliges über Euch sagen; aber mit dem Bekehren, sagte er, sei es eine eigene Sache, und so wie viele es sich dächten, ginge es nicht; man mache damit mehr Böses als Gutes.“ — „So redet man, ich weiß es wohl,“ sagte der Vikar, „aber wer sich nicht bekehrt, kömmt nicht ins Reich Gottes, so heißt es, und an Gottes Wort vergeht kein Düpflein, was auch Ungläubige, Rationalisten und Neologen sagen mögen, und wie sie einem im Weg stehen

mögen, wenn man das Reich Gottes mehren will." — „Aber mein lieber Herr, glaubt ihr dann wirklich, die arme Frau wäre verdammt worden, Gott bhüet=is drvor, wenn sie in dem Zustand, wo sie war, gestorben wäre?" — „Allerdings," sagte der Vikari, „das glaube ich, weil sie nicht bekehrt war, den Buben mehr liebte als Gott." — „Aber mein Gott," sagte die Frau, „Ihr macht mir ganz angst; wenn my Herr sturb oder ds Sophie, i chönnt mi o nit dry schicke; es weiß ke Mönsch wie=n=i brieggeti; glaubet ihr dann auch, ich würde verdammt, wenn ich stürbe?" Diese Frage stellte den Vikar in etwas; so einem guten Muetterli zu sagen, es werde verdammt, war hart; indessen überwand er die Schwäche und sagte: „Ja, es ist mir leid, daß ich's sagen muß; aber ich kann es nicht ändern; wer sich nicht bekehrt, wird nicht selig." Da sah die gute Frau den Herrn Vikari lange an; das Wasser schoß ihr fast in die Augen; endlich sagte sie: „Ihr seid ein junger Herr und meint es gut; aber meinem Herrn glaube ich doch mehr als Euch, sonst könntet Ihr mich fast z'weg bringe wie ds Anne Bäbi. My Herr, we=n=er so recht z'friede mit mr ist und er gseh het, daß es mr dra glege=n=ist, Friede z'ha und guet z'sy, het mr mengist gseit, i syg sy gueti Frau; er wünschti key besseri; i bikehr mi all Tag und das syg, wora dr Lieb Gott Freud heyg. Das het mr de allbets ds Herz e so wyt gmacht und e Freud, es het mi dunkt, i ghör dGlogge im Himmel lüte und e Muet und e Chraft gäh, es het mi dunkt, i chönnt alles ertrage und i möcht für es jeders Bettlerchind dür's Für düre. Zürnet recht nüt, Herr Vikari; aber mym Herr mueß i glaube. Ihr syt no so=n=e junge Herr und über das Bikehre villicht nit recht brichtet, und heyt's selber no nit erfahre, wie me si all Tag früsch bikehre mueß, und das nit so ist, wie mit emene Häntsche, der

gchehrt blybt, we me=ne einist gchehrt het, aber die schmutzigi Syte=n=innenache het und die suberi ussenache."

Er glaube, sagte der Vikari, er wisse doch, was Bekehrung sei und brauche das nicht erst zu lernen; übrigens seien rechte Christen von den Namen=Christen wohl zu unterscheiden.

„Ja, Herr Vikari, i will Ech nit zuemute, daß Dr vo=n=ere=n=alte Frau öppis lehre söllet, aber öppis möcht i doch säge. Ihr lueget=is nit für rechte Christe=n=a und nit für bikehrt; das thuet mr vo Herze weh; i meine's doch so guet mit=Ech, und Dir wäret mr so lieb. Es ist wahr, vo dr Sach rede mr nit viel und öppe so öppis appartigs mache mr o nit; aber doch gwüß denke mr im Herze meh a Gott as me glaube möcht, und wenn es so recht still um=is ist, recht heimelig, und mr is recht lieb hey, da geyt ds Herz is doch o mängist uf, und mir säge=n=enandere, was mr schöns sinne und denke. Aber drfür hey mr keini appartige Stunde; üsi chöme, mi weiß nit woher, u gange, mi weiß nit wohi. Dr glaubet nit, Herr Vikari, aber es ist gwüß wahr, was ds Sophie z. B. für schöne Gedanke het; i cha gwüß mengist nit bigryfe, woher es se het, und wenn me's gseht so da ume hürsche, und mängist ghörti rede, su wurd's niemere chönne glaube. I glaube gwüß, Herr Vikari, wenn dr is besser kenntet, dir wurdet nit so streng is aluege, und mir hätte viel ds besser Lebe mitenandere. I will nit säge, daß Dir nit frömmer syget; aber es dunkt mi geng, wenn me scho nit die glyche Maniere heyg und die glyche Redesarte, su sött me doch chönne so wie rechti Christe mitenandere lebe, fründlich und ohne Chuppe, und wenn me=n=öppis geg=enandere hätt, so chönnt me's enandere bikenne, und wenn es liecht z'mache wär, su söll's gwüß gscheh, wenn Ihr's nume wettet säge. Aber Ihr möget mr glaube oder nicht, ds Briegge ist mr scho immer

z'vorderist, we=n=i es unfründlichs Gsicht am Tisch gseh, oder nume=n=im Hus eis weiß." Dem Vikari kam diese Herzensergießung sonderbar vor; er faßte Mißtrauen, meinte, die Mama werfe Angel aus und wolle fischen, und doch war der trauliche Ton nicht ohne Wirkung auf ihn. Er antwortete daher auch höflicher: Es möge sein, daß man einander nicht immer recht verstehe; er urteile halt und handle nach seiner Ansicht. Aber er müsse es sagen, der Herr Pfarrer sei auch gar so kalt gegen ihn, und der Leichtsinn und die Leichtfertigkeit der Jungfer Sophie thue ihm in der Seele weh, und bei ihren Naturanlagen thue ihr die Gesellschaft des Doktors im höchsten Grad übel; vor dem hätte er einen eigentlichen Abscheu.

Der guten Mama nahmen ihre Gedanken eine eigene Richtung; sie überhörte die letzten Worte ganz; ihre Gedanken verdichteten sich unwillkürlich zu Worten wie Dünste zu Regen; sie antwortete: „Er ist doch gar e Guete und mir lieb wie=n=e Suhn; wenn's Gotts Wille=n=ist, daß er und Sophie z'säme chämte, und sie hey enandere gern, wenn si scho geng z'säme zangge, su nimmt es mi nume wunder, wie das z'säme geyt. Aber i ha geng dHoffnig, ds Sophie gäb so=n=es recht guets Husmuetterli, wenn einist dFlause versurret hey, nnd dr Übermuet verrauchnet ist."

„Also dJumpfere Sophie soll dr Herr Doktor hürate?" fragte der Vikari, und das Blut schoß ihm in Kopf, und es dünkte ihn, er hätte Ursache, bös zu werden; aber er dachte nicht nach, was für welche.

Da ward auch die Frau Pfarrerin rot, die laut gedacht hatte und unbedacht dem mütterlichen Gedankenzuge gefolget war, und rasch sagte sie: „Bhüet=is nei, Herr Vikari, darvo ist gar key Red; es denkt key Mönsch dra; aber i ha nume

denkt, wie das gieng, wenn zweu so wildi Lütli enandere-n-überchäme? Aber es ist kei Red drvo; so-n-e Dokter, mit enere sellige Praxis, wo no gar hätt chönne Professer werde, denkt nit a üses Sophie. Und we-n-er scho dra denkti, su weiß i no nit, was ds Sophie sieg; es ist gar es kurioses; mi chunnt nit recht drüber, wie-n-es es het. Aber syg das wie's well, gället, Herr Vikari, Dihr weyt wieder z'friede sy, und es fründlichs Gsicht wieder mache; sust erleidet mr no ds Lebe. Und wenn Dr öppe-n-öppis heyt, gället, Dr weyt mr's ufrichtig säge, und i will Ech helfe. Glaubet mr nume, wenn Dr fründlich syt mit üs, und bsunders geg-e Herr — so alt Lüt hey das so gern, und es brucht so weneli, für se z'friede z'stelle —, su hey mr es Lebe wie dVögel im Hirs. Mir sy gwüß nit so bös Lüt; mir bigehre dr Friede, und wenn mr emene Mönsche-n-öppis chönne z'Gfalle thue, u bsunderbar a-mene Vikari, su gscheht's gwüß, glaubet mr's nume."

Dem Vikari ging es bei dieser Rede wunderlich; er war innerlich bitter, daß Sophie so einem gemeinen Dokterli etwas nachfragen könnte, und doch ganz verblüfft, daß er das nicht gemerkt, und daß man das Töchterlein ihm also nicht anhängen wolle, wie er sich immer eingebildet, daß die Mutter ohne Nebenabsichten es gut mit ihm meine, und der Papa nicht deswegen ihm ein sauer Gesicht mache, weil er noch immer nicht angebissen. Er merkte unerwartet, daß er auf einem ganz andern Boden stand, als er geglaubt, und daß die Pfarrsleute eigentlich nicht ganz schlecht seien, durchriebenes Pack, sondern, wenn sie auch das Wahre nicht ergriffen wie er, doch sogenannte gute Leute seien, bei welchen zu leben wäre, und nur schade, daß Gott nichts von ihnen wolle. Es fiel in ihm eine Scheidewand zwischen ihm und ihnen; er

dachte, wenn er das früher gewußt, so wäre ihm mancher Verdruß erspart, manch trüber Tag weniger geworden; seine ursprüngliche Gutmütigkeit, welche durch das Mißtrauen eingesperrt gewesen war, war nach Verschwinden desselben entbunden, so daß er der Frau Pfarrerin recht gute Worte gab. Es sei ihm leid, sagte er, wenn er sie geärgert und ihr Verdruß gemacht; aber er könne nicht helfen; er handle konsequent und müsse die Leute immer nehmen wie sie sich gäbten. Der Herr Pfarrer billige seine Ansichten nicht, die er einmal nicht ändern könne und nie ändern werde, und deswegen, habe er geglaubt, sei derselbe auch böse über ihn. Die Jungfer Sophie aber betrüge sich manchmal so, daß gar nicht dabei zu sein sei, und man gar nicht wisse, was sie eigentlich damit meine und wie sie zu solchem Betragen komme. Aber (die dritte Ankenschnitte streichend) nach den gemachten Erklärungen sehe er ein, daß es vielleicht nicht so übel gemeint gewesen, als er geglaubt. Künftig allerdings wolle er, wenn etwas Unangenehmes ihm vorkomme und er Kränkungen erleiden müsse, die Frau Pfarrerin fragen, was das zu bedeuten hätte. Daß sie es besser mit ihm meine als die andern, das hätte er immer gemerkt, aber nicht begreifen können, warum, da sie doch nicht der gleichen Ansicht seien. Jetzt sehe er, daß sie von den natürlich guten Leuten sei, welche aus einer Art Wohlmeinen es mit jedermann gut meinten, aber ohne zu wissen, warum und wofür, es nicht wüßten, daß die Liebe alles in allem sei. Das sei zwar nicht das Rechte; aber wenn einmal das Vertrauen da sei, so hoffe er sie noch zum Rechten zu bringen. „Probieret's i Gotts Name, Herr Vikari," sagte die Frau, „aber zürnet nüt, wenn i bim Glaube-n-a my Herr blybe. So mängs Jahr hey mr z'säme glebt und es ist geng gsi, als wenn er dWahrheit selber wär, und we-n-i ihm

ha chönne folge, su ist's mr geng wohl gsi drby. Aber probieret, Herr Vikari, nume werdet nit höhn, wenn i=n=Ech widerspriche, u denket de, daß Dr nit es füfzehjährigs Meitschi i dr Hächle heyget, sondere es alts Muetterli, und wenn me dm Sterbe zueche=n=a ist, su sött me doch vom wahre Christetum öppe=n=öppis afange wüsse, vo wege, es wär bös, wenn üserein nit o öppis drvo lehrti bi dr Längi dr Zyt, sondere=n=ume die, wo's aparti studiere=n=us de Büechere. Es sei ja für die Unmündigen auch, sagt Christus, und so=n=e Unmündigi syg i o, tröste=n=i mi mängist, wenn's mr vorcho will, i syg z'wenig glehrt u wüß z'wenig."

Diese Wohlmeinenheit ging dem Vikari auch wieder zu Herzen; indessen sagte er, man sollte sich vor nichts mehr hüten, als die Bibel läz anzuwenden; das sei eine große Sünde, und viel Mißbrauch werde so getrieben. Er wisse wohl, die Frau Pfarrerin treibe mit solchen Reden nicht das Gspött, wie es so oft geschehe; aber ob sie das Unmündig recht verstehe, zweifle er, wenn sie es auch gut meine, und da möchte er ihr doch raten, mit solchen Sprüchen vorsichtiger zu sein.

Eben als die Frau antworten wollte, klopfte es. Die Magd kam alsobald und meldete den Weber an, der ein Stück Tuch hätte. Die Unterbrechung war der guten Frau nicht recht; sie hätte gerne gedorfet, bis Herr und Tochter heimgekommen wären, um das Herz recht zu leeren bis z'Bode. „Führ ihn in dein Stübli, wenn's nit usgseht wie=n=e Säustall, wie gwöhnlich, daß me nit emal meh e Chaz dry lah darf, vrschwyge de=n=e Mönsch. Es ist es Elend mit de Mägde," sagte sie; „Säu sy si, je länger je meh, a Lyb u Seel, u statt z'bete oder si z'wäsche, schrybe si Liebesbriefe, uflätig, daß me se dur=e Profoß sött la schmeize. Viellicht chume=n=i

bald ume; ganget mr no nit uſe, und wenn Dr no Gaſſe weyt, ſu ſchenket=Ech doch nume=n=y, es iſt no viel i dr Chanme."

In dieſer Erwartung ſtrich der Vikari unter lauter angenehmen Empfindungen ſich die vierte Ankenſchnitte. Es war ihm wirklich wohl, daß man es beſſer mit ihm meine, als er geglaubt; deswegen nahm er ſich auch vor, dieſes Wohlwollen zu vergelten und alle ſamt und ſonders zu bekehren, vor allem Sophie. Seitdem er wußte, daß man ihm Sophie nicht aufdringen wolle, ſah er dasſelbe mit ganz andern Augen an. Es ärgerte ihn, daß es Wohlgefallen an dem dummen, faden Doktor finden ſollte, der nichts thun könnte als ſpötteln und disputieren; ob da wohl nichts zu machen wäre, daß es den Doktor fahren ließe, daß ihm die Augen aufgingen über den Wert und Unwert der Menſchen? Dem guten Vikari waren ſeine Hoffnungen auf jene reiche Braut in die Brüche gegangen; ſo ein Weltkind hatte ſie ihm weggeſchnappt. Seitdem hatte er ſehr viel darüber nachgedacht, wie zu rechter Zeit den Mädchen der rechte Sinn beizubringen wäre, daß ſie das Wahre vom Falſchen unterſcheiden könnten und den Geiſt mehr lieben lernten als den Leib, einen bekehrten Vikari mehr als ein unbekehrt Weltkind, und ſein Nachdenken wurde in dem Maße ſchärfer, je vergeblicher er nach einem reichen Mädchen ſuchte, welches ſeine Braut werden wollte. In tiefen Gedanken der Frau Pfarrerin wartend ſtrich er ſich die fünfte Ankenſchnitte; da dieſe ſich aber mit dem Weber ſo vertieft hatte, daß ſie nicht wieder kam, ſo ging er hinauf in ſeine Stube und ſann der Sache noch tiefer nach.

Sechzehntes Kapitel.

Wie Jakobli zum Durchbruch kömmt und Meyeli matt wird.

Bei Jowägers kehrte die alte Einförmigkeit allmählig zurück. Anne Bäbi sänftigte sich; nur hier und da stöhnte es ängstlich auf oder sah lang starr vor sich hin; aber wenn das kleine Meyeli ihns anlächelte, mit den kleinen Händchen die runzlichten Backen strich, dann floh das innere Bild, der Krampf in den Augen löste sich; die Kleine drängte sich ihnen auf, fesselte Anne Bäbis Aufmerksamkeit; aber während seine Augen voll Wohlgefallens waren, kifelte sein Mund, zankte die Kleine aus, daß man hätte meinen sollen, da wäre lauter Ärgernis; die Kleine verstund das jedoch besser. Wie es Bücher gibt, wo man zwischen den sichtbaren Zeilen unsichtbare sich denken, sie lesen muß, wenn man des Buches Geist fassen will, so gibt es Menschen, deren Worte man sich wenig achten darf, wo Blick und Ton alles sind. Meyeli faßte dieses vollkommen, und während Anne Bäbis Worte lauter Tadel waren, war doch lauter Holdseligkeit zwischen ihnen, ja manchmal schimmerte sogar etwas Freundliches durch Anne Bäbis Züge herauf, daß es einem fast vorkam, als hätte der Morgenstern sich verirrt und käme einmal, statt vor der Sonne her am morgendlichen Himmel, heraus aus dunklem Kellerloch. Wenn dann Anne Bäbi so kifelte, so meinte Mädi, jetzt hätte es gewonnen. „Komm du zu mir," sagte es, „du chlys Narrli, du arms Tröpfli, we dGroßmuetter di nit cha rüehjig lah u nüt recht ist was d' machst — es Ching so ga z'erplage! — u nüt recht ist, was es macht." Dazu machte es aus lauter Täubi

gegen Anne Bäbi ein Gesicht wie eine Katze, wenn sie die Haare stellt über den Rücken, und griff wohl auch nach dem Kinde wie ein Habch, wenn er auf eine Taube stößt. Auch Mädis Worte achtete das Kind sich nicht, hörte nur der Stimme Ton, sah die Täubi in den Augen, flüchtete sich zur Großmutter, oder wenn Mädi es erhascht hatte, schrie und zappelte es wie eine Taube in des Vogels Klauen, daß Mädi es lassen mußte. „Gang, du Uflätli, du wüests Täschli du, du wirst es rechts Sackerdieli welle=n=abgäh, du. Mira, we d's z'wänge witt, su gang zu dr alte Rure" (rure, knurren), setzte es leiser hinzu. „Es nimmt mich nur wunder, warum ich so an einem Ort bleiben mag, wo eins wüster gegen mich ist als das andere und wo me sogar dChing drufhi brichtet, chum sy si füre gschloffe." Hatte es dieses Streites satt, so kehrte es seinen Spieß gegen das Mannevolk und knüpfte zu dem Ende die Allianz mit Anne Bäbi wieder fest. Diese Allianz mahnte einen an nichts besser als an den alten Strumpfbändel einer alten Kindermutter, der fast alle Morgen zerreißt, aber immer wieder zusammengeknüpft wird, sodaß man vor lauter Knöpfen keinen Bändel mehr sieht.

Früher hatten sie alle Jahre einmal eine Milchnot gehabt, und dann war für das Mannevolk ein bös Dabeisein. So oft der Tisch gedeckt wurde, wurde ihnen vorgehalten, was sie für Möffe seien, daß sie die Kühe nicht besser gereiset hätten; ihretwegen könnten sie jetzt selbst kochen, wenn sie essen wollten; ohne Milch könne man in einer Haushaltung in Gottes Namen nichts machen; so bei Herrelüte, wo alles fresse, wo seye nit freß, da frag me dr Milch nit sövli nah, da könnten sie es sonst machen; aber i=n=ere rechte Hushaltig, wo's o mönscheli, da müeß Milch sy. Das war die eigentliche Fastenzeit; dem Mannevolk war's wirklich, als ob es in Sack und Asche

wäre, und sehnlicher kann kein Fleischliebhaber das Ende der Fasten erwarten, als dieses Mannevolk auf die Wehen einer Kuh wartete, und wenn sie einmal ein Kalb möggen hörten, so war es Hansli allemal, als läute man mit allen Glocken. Solche Nöten, solche Haushaltungswehen, die allenthalben einkehren, wie's Weihnacht- oder Neujahrkindlein, die sind die rechten Fecker und Prüfer, auf welchem Fundament ein Haus gebaut sei, wie es mit dem Frieden stehe und wie das Gemüt gefärbt sei. Denn es giebt nicht nur Milchnöten; es giebt Fleischnot, wenn kein Mümpfeli (Mundvoll) mehr im Chämi ist; Arbeitsnot, wenn die Hände nicht langen oder nichts zu thun wissen; Dienstennot, wenn niemand dienen will, sondern alle befehlen; Wetternot, wenn's Wetter nicht ist wie Weiberlaune, alle Tage zweimal naß und zweimal trocken, Wösch und Sonneten ausgenommen; Krankheitsnot, wenn alles sich legen muß, sich niemand regen mag; Geldnot, wenn kein Kreuzer mehr zu finden ist, gäb wie man die Säcke schüttelt und wendet; Weisheitsnot, d. h. wo jeder meint, um weise zu sein, müsse er etwas anders wollen als die andern. Solche Nöten kehren allenthalben ein, hier regelmäßig alle Jahre, dort zuweilen im Vorbeigehen; weh aber dem Orte, wo sie zum chronischen Übel werden, d. h. sich festsetzen und thun, als ob sie da daheim wären! Ein König versprach einmal seiner Tochter eine goldene Kette, wenn sie ihm in Kindesnöten ein Liedchen singen würde; sie brachte es übers Herz, sang das Liedchen, kriegte die Kette, und ihr Kind ward der lustigste, tapferste König, welchen Frankreich je gehabt. Nun vermag freilich nicht ein jeder seinem Weibe eine goldene Kette zu versprechen, wenn es in irgend einer Not übers Herz bringen wolle zu singen und heiter zu sein, statt zu weinen oder zu kifeln; aber viel würden doch gerne

die meisten geben, ja mehr als eine goldene Kette; sie würden mit Banden der Liebe und Achtung immer inniger ihr Herz an des Weibes Herz ketten; sie würden es auf den Thron erheben ihrer Seele, würden alle Tage frei und froh es bekennen, daß es nächst Gott ihr Liebstes sei, daß sie, wenn sie es verlören, arme Tröpfe wären, wenn das Weib einen heitern, gottvertrauenden Sinn leuchten ließe in jeder Not. Es ist wirklich wahr, es ist traurig, wenn irgend eine Not im Hause ist: wenn es nicht regnen will, wenn der Kabis gesetzt ist, es regnet, wenn die Frau spazieren will, kein Geld zu finden, wenn Salz oder Brot zu kaufen wäre; aber hilft da Klagen, Kifeln, Kuppen, Kratzen?

Wird nicht jede Not zur doppelten Not, wenn sie auch die Gemüter mit Heulen und Zähneklappern füllt, sie aushöhlt zum graulichten Schlangenzahn, der hohl und scharf ist, aus dem nur Gift fließt in die Wunden, welche seine Schärfe aufgerissen? Oder ist's etwa durchaus notwendig, ist's ein unumstößlich Gesetz, daß zur Leibesnot die Gemütsnot sich gesellen, gleichsam Mann und Frau, daß, wenn es trüb außerhalb ist, es auch trübe innerhalb werden, daß, wenn kein Geld da ist, man weinen, wenn kein Regen kömmt, man kummern, wenn keine Milch da ist, man zanken muß? Da wäre ja jede Züchtigung eine doppelte, und in jeder läge ein unwiderstehlicher Reiz zu neuer Sünde; denn Kummern und Zanken ist nicht gleichgültig vor Gott. So wird es aber auch nicht sein im allgemeinen, und die innere Not wird nur da zur äußern unabtreiblich kommen, wo eine gewisse Ohnmacht ist, und der Mensch ein Sklave der Welt, der über sich kommen lassen muß nicht nur was sie ihm bringt, sondern der sich auch sein Gemüt von ihr muß überziehen lassen mit der Farbe, mit welcher es ihr beliebt. Nun aber giebt es

eine Kraft in jedem Menschen, welche das Gemüt erheben kann über die Traurigkeit der Welt, und von sich abwehren kann Stimmungen, welche, trüben Wolken gleich, unsere Seelen überziehen wollen, und in jedem christlichen Herzen soll gepflanzt und gepflegt werden das gläubige, demütige Vertrauen, das freudig in den Willen des Vaters sich schickt und in kindlichem Glauben alles willig nimmt als aus seiner Hand. Und dieses Vertrauen ganz besonders ist die läuternde, klärende Macht im Herzen des Menschen, welche alles Weltliche, das darüber hinwegzieht, wie trübe es auch sein mag, läutert, zersetzt, daß, was den Unchristen mit des Jammers Finsternis erfüllt, dem Christen zum milden Tau wird, der den innern Frieden, der über allen Verstand geht, gebiert, ihn, nährt und kräftigt. Ein solcher Christ steht auf der Höhe, wo die Sonne nie untergeht, wo es helle bleibt, wie schwarz auch die Nacht über den Thälern liegt.

Mädi freilich stand nicht auf dieser Höhe in ihrem goldenen Lichte. Mädi hatte es umgekehrt. Mädi mußte fortwährend bis über die Kniee im Kote der Not stehen und nach Herzenslust darin plätschern können, um wohl zu sein, und wenn wohlthätige Geister ihm einen Feenpalast erbaut und darin es umringt hätten mit allen Herrlichkeiten der Welt, es hätte da erst recht zu branzen und aufzubegehren angefangen. Von wegen, und das merke man sich, um zufrieden d. h. über der Not zu stehen, kömmt es nicht darauf an, was man hat, sondern darauf, wie man ist. Hatte es sich früher übel gebärdet, wenn es Milchfasten war, so gebärdete es sich jetzt noch übler wegen zu viel Milch; denn natürlich gewähren vier und fünf Kühe zu Zeiten einen rechten Milchreichtum. Es werde nicht fertig mit ausrichten, klagte es; es wisse nicht, wo sie stellen; man käme zu armen Tagen

wegen den Milchkacheln, hätte den ganzen Tag nichts zu thun, als zu waschen und zu brühen, und meine man fertig zu sein, so gehe erst das Anken an, und die Seele aus dem Leibe müsse es sich trüllen. Es schimpfte aber auch über das Verkaufen von Milch; da wollte es ein Narr sein und einem jeden Bescheid geben, in Keller laufen, für zwei Kreuzer oder drei, dazu noch in der Rechnung haben, wie viel jedes schuldig sei und zuletzt gar nichts bekommen, so daß es einem nur best täuber mache, je besser man sich an die Schuld erinnere. Es schimpfte über Sami, der an allem schuld sei; der sei so ein Milchhung, dem man nie genug deren geben könne und jetzt meinen werde, es solle Morgens und Abends eine Bütte voll auf dem Tische stehen. Aber dem wolle es es reisen; erst jetzt müsse der ihm recht Mehlsuppe fresse, und zwar so recht schön weiße, daß er meine, sie hätte die Auszehrig. Nebenbei räsonierte es noch über jegliche Arbeit auf dem neuerkauften Lande und über jegliche Frucht auf demselben. Für kein Lieb hätte man es bewogen, Rüben zu kochen, welche auf einem der neuen Äcker gewonnen worden. Sie hätten akurat eine Kust wie Katzendreck, behauptete es; kein Schwein wolle sie fressen, und wenn sie gebraucht sein müßten, so könne das Mannevolk sie selber kochen und fressen oder sie den Kühen geben, selb sei ihm glych, aber in die Küche solle ihm keine.

Diese Reden thaten Anne Bäbi bsunderbar wohl; sie wirkten bei ihm, wie bei andern Leuten ein Gläschen Schnaps oder sonst was Belebendes; sie knüpften es immer besser ans alte Leben an, reizten seine Thätigkeit auf und brachten es wieder ins alte Geleise, zur thätigen Teilnahme am Kampfe mit dem Mannevolk, der um so lebhafter ward, je reger das Leben desselben sich gestaltete.

Wenn Viehstand und Land sich mehren, so mehrt sich in einem Hause natürlich auch der Verkehr; es ist mehr zu kaufen und zu verkaufen; es kommen mehr Leute zum Hause, und man muß öfterer von Hause; es wächst die Sorge, und die ruhige Behaglichkeit geht mehr und mehr in eine bewegliche Geschäftigkeit über und steigert sich bisweilen bis zum fieberhaften Angsten (Arbeiten, in der Angst, nicht fertig zu werden). Je mehr Vieh man hat, desto leichter kehren Krankheiten ein in den Ställen, und je mehr man kauft und verkauft, desto öfter kann man übervorteilt werden. Und wenn ein Mensch aus langem Schlummer erwacht, und er meint, er habe sich verschlafen, so eilt er gerne um so mehr, je mehr er glaubt versäumt zu haben.

Als Jakobli zagend und zögernd einen Lichtstreifen aus seinem innern Leben blitzen ließ, da gedachte er nicht, daß diese einzelnen Streifen zusammenfließen, zu einem festen Körper sich gestalten, zu einem äußern, seinem Innern entsprechenden Leben werden würden. Es ist ein Eigentümliches mit diesem Durchbruche eines lange verhaltenen oder eines neu entstandenen innern Lebens, welches das bisherige Leben verschlingt und den Menschen als einen ganz andern darstellt, als er bis dahin erschienen und auch gewesen. Ein solches Heraustreten des innern und Verschlungenwerden des bisherigen äußern Lebens nennt der Christ, wenn nämlich das neue Leben das rechte christliche ist, Wiedergeburt; das Hervorbrechen selbst wird Durchbruch genannt. Man würde sich aber sehr irren, wenn man annehmen wollte, daß das neu hervorbrechende Leben immer ein christliches sein müßte, der Durchbruch immer ein geistiger; es kann inwendig ein ganz neu Leben entstehen, das alte verschlingen, welches keine christlichen Lebenszeichen in sich trägt; es kann aus dem Ver-

schwender ein Geizhals werden, ja, aus dem Geizhals, was man selten glaubt, ein Verschwender. Wenn nämlich ein alter Geizhals Witwer wird, und auf einmal die alte erloschene Fleischeslust neue Flammen schlägt, so sehe man zu, wie die neue Lust den alten Geiz verschlingt, der alte Mann ärger thut als ein junger Narr.

Es giebt viele Menschen, bei denen irgendwie und früher oder später Neues Altes verschlingt; aber sehr irren würde man sich, wenn man meinen wollte, der Durchbruch müsse immer ein plötzlicher, allen sichtbar, Stunde und Minute desselben genau zu bezeichnen sein. Diesen sogenannten Durchbruch sieht man oft so wenig, als man Pflanzen aus dem Boden kommen sieht; nicht einmal der Veränderte, in welchem das Neue das Alte gefressen, die jungen Kühe die alten, sieht die Veränderung, wird sich derselben bewußt. Dann geschieht freilich auch oft, daß ein inneres Leben nie zum Durchbruch kömmt, nie zur äußern Gestaltung gelangt. Es giebt Herzen, in denen wieder vergeht, was darin entsteht; nur schwaches Leben regte sich in ihnen, oder eine zu harte Kruste hatte das Bisherige ums Herz gelegt; sie zu sprengen vermag das Neue nicht. Es giebt aber auch Verhältnisse, Umstände, Umgebungen, es giebt eine Atmosphäre um den Menschen, in welcher das durchbrechende Neue nicht reflektiert, sich nicht gestalten kann; es strahlt wohl aus; aber es erlöscht wieder, weil es keine Nahrung findet, sinkt in sich zusammen, erscheint zuweilen wie ein junger Frühlingstag; aber am folgenden Tage ist es wieder entschwunden, wie der Frühlingstag, welchem ein tötender Reif gefolgt, wie eine Sternschnuppe, die vorüberfährt. Da ganz besonders sind dem Menschen Gottes Ratschläge unerforschlich; in tiefer Demut muß er sich beugen, wenn Gott es ihm verwehrt, das Beste, welches er in sich

trägt, zur äußern Gestaltung kommen zu lassen; da ist's, wo der Mensch das stille Genügen erlernen muß, das zufrieden ist mit dem Besitz, wenn die Welt ihn auch nicht sieht, zufrieden bleibt in dem Bewußtsein, von Gott gekannt zu sein, zufrieden zu sein, höhere Kräfte in sich zu tragen, als die Welt zu deren Entfaltung Raum giebt, Gott zu danken dafür, daß er es nicht umgekehrt, es nicht geordnet, wie an tausend andern, denen herrliche Weiten angewiesen, in welche sie sich munter vorgedrängt und jetzt darin nichts zu machen wissen als spazieren zu führen ihre Jämmerlichkeit, die alle Tage jämmerlicher wird und alle Tage den Spektakel größer macht, sie alle Tage verachteter.

Nach diesen Betrachtungen könnte man glauben, Jakobli hätte nach großen Dingen getrachtet, hätte Kilchmeier werden wollen, Präsident an einer Wahlversammlung oder gar Hüttenmeister bei einer Käserei oder gar ein Auge gehabt auf den bernerischen General-Kantonalgenialstab, hätte Heldenthaten verrichtet, Rechte an einer Käshütte genommen, häufig die Faust im Sack gemacht, dazu das Maul voll genommen oder sonst etwas, worin die heutigen Heldenthaten bestehen mögen; aber sehr würde man sich irren; so weit verstieg sich Jakobli nicht; Jakobli sinnete nicht weiter als an mehr Land, bessern Abtrag, größere Bschüttilöcher und mehr Mist. Wenn er mit Sami auf dem Bänkli saß oder im Stalle war, so drehte sich ihr Gespräch um diese Dinge, und ging er wo aus, so sah er sich die Augen aus, wo etwa ein Acker feil sein könnte, was auf jedem Acker stehe, ob Bersette oder Lücerne, ob schöneres oder schlechteres Korn als sie hätten. Zudem fing ihm das Handeln an zu gefallen, und wenn er am Morgen z'Märit wollte, so tanzten ihm die Nacht davor die schönsten Rot oder Schwarzblöschen auf dem Hauptkissen und auf dem

Dackbett herum. Am Morgen wanderte er mit geschwollenem Herzen, wie der Held zur Schlacht, dem Markte zu und wenn er heim kam, so mußten alle seinen Einkauf bewundern; er entdeckte immer neue tugendhafte Eigenschaften, konnte vor Freude wieder fast nicht schlafen, war am Morgen der erste im Stalle; die Freude dauerte, bis Fehler zum Vorschein kamen, bis es sich zeigte, daß nicht alles Gold sei was glänze, bis Sami die Achsel zuckte und meinte, es sei lätz gegangen, daß er nicht dabei gewesen; zu dem Kauf hätte er nicht geraten. Dann ward Jakobli kleinmütig; es dünkte ihn, er möchte das Tier nicht mehr ansehen; wenn es nur wieder zum Stall heraus wäre, möchte es gelten, was es wolle, und Hansli mußte wehren, mußte seine ganze Zähigkeit zu Hülfe nehmen, um übereilten Verkauf zu hindern. Das sei nichts anders, sagte er. Lehrgeld müsse ein jeder zahlen; wenn er schon meine, er könne es, so müsse er es doch immer wieder erfahren, daß der schlauesten Katze auch Mäuse entrönnen. Wenn man noch einmal so viel Kühe halten wolle, so müsse man noch einmal so viel handeln und also gewärtig sein, noch einmal so viel betrogen zu werden.

Drei Sachen solle er nie vergessen, so werde es schon gut kommen. Wenn er bei der Gewicht handle, so müsse er immer daran denken, daß zwischen lebendig und tot wägen ein großer Unterschied sei; es wisse das noch mancher Ratsherr nicht. Wenn er frage, ob eine Kuh trage, und der Verkäufer sage ja, und verfluche sich, daß sie trage, so müsse er sich wohl achten, ob derselbe etwa über die Kühe hereinliege oder sich mit dem Ellbogen darauf lehne. Thue derselbe dies, so müsse er sagen, er sehe wohl, daß sie trage; aber er meine nicht däweg; mit einem zweibeinigen Kalb wüßte er nichts zu machen. Und endlich müsse er von allem, was man ihm

sage, gäb wie man sich verschwöre, immer nur das Halbe glauben, und das sei manchmal noch zu viel. Wenn dieser Räte ungeachtet Jakobli übers Ohr gehauen wurde, und das geschah trotzdem, daß Hansli oder Sami bei ihm waren, so machte Hansli keine Vorwürfe; das sei gut für ein ander Mal, sagte er.

Jakobli hatte die Unart, welche große und kleine Kinder haben; was ihm gefiel, das fand er wohlfeil, an dem sah er keine Fehler; das meinte er, müsse er haben, und die andern Beiden ließen sich nicht selten von ihm ihre Bedenken ausreden und entlehnten seine Augen zum Sehen. Er het's emel welle ghebt ha, trösteten sie sich dann; er wird's scho no lehre, mi mueß ihm emel allbe=n=einist dr Wille lah; um es paar Chrone ist's de notti nit gfochte, we me se het, u=n=es ist besser, er bruch=se däweg, als öppe mit=em Wybervolch oder mit Schlägereien. Es ist einem jeden etwas geordnet, und wenn er das Geld nicht däweg brucht, su chunnt er e=n=angere Weg drum. Es gebe einen, der auch niemand was gönne, sich selbst keinen Schoppen; ausſehen thue er wie die teure Zeit, und wie gehe es dem? Wenn der zu einem Spiel komme, so verführe ihn der Glaube, er sei der Schlauste uf dr Welt, e kene so, zum Mitmachen. Da mache er einen Taglohn, denkt er; noch mengs Mal könne er laufen, gäb daß er aufmachen könne, was hier zu gewinnen sei; was guet Lüt einem steckten, könne man nicht rechnen. Und so oft es ihn gäbe, schlage es ihn in den Graben, u ke Mönsch wüß, was=ne sy Aberwitz afe gschadt heyg.

Wer so sich trösten kann, hat einen großen Vorsprung vor andern, und namentlich vor dem, welcher in allem Böses findet und Bitteres; es ist gerade, als wenn der eine Honig aufs Brot striche, der andere Galle; Brot ist Brot, und beide

haben das gleiche Brot, und doch hat es eine ganz andere Kust. Mädi erfuhr das. An dem Gläuf und Handeln hatte es seinen fürchterlichen Ärger; es war was Neues; es mußten mehr Schuhe gesalbet werden, und dann hätte man Beispiele genug, wohin das führe, sagte es. Es kenne manchen alten Hudel, der es nie geworden wäre, wenn er immer daheim geblieben wäre. Am meisten Galle machten ihm die Metzger und ihre Hunde. Es sei nicht mehr dabei zu sein, klagte es; man möge vor das Haus kommen, wann man wolle, so stehe ein Uflat davor, und sobald man öppe-n-einist abhocke, so brüel's i dr Chuchi usse: Heyt dr nüt feißes? Und dann sei noch vor ihre verfluechte Hünge nichts sicher, kein Huhn, keine Katze, und wenn an einem Orte was zu fressen sei, so schmöckten sie es durch sieben Zäune durch; ds Katzenkacheli sei immer leer, es möge darein thun, was es wolle. Wenn es einen mit einem roten Gilet sehe das Feld auf schießen, so düech's mengist, es möcht dr Tüfel sy, ume für e Viertelstung; dem und sym Hung wett's es reise, die chäme nit ume. So ward auch das einförmige Leben dieses Hauses bewegt; vom Ufer war die Kette gerissen, es begann, einem Kahne gleich, sich zu schaukeln auf den Wellen des Zeitgeistes, dem Trachten nach vermehrtem Erwerb, nach besserm Rentieren, nach mehr Prozenten.

In diesem bewegtern Leben war Meyeli dem Sonnenstrahle gleich. Worüber er schwebt, darauf wirft er einen freundlichen Schein; man stößt sich nicht an ihm; er ist niemand im Wege; aber heitrer wird es in einem selbst, ohne daß man sich dessen bewußt wird im Herzen; unwillkürlich sucht man seine Nähe, setzt sich in seine freundliche Wärme. Als Sohnsfrau sollte es, seit Anne Bäbi krank war, dessen Stellvertreterin sein, die Hausfrau. Nun ist das kein leicht

Stücklein, neben so einem alten Hauskäs die Meisterschaft zu führen und noch dazu, wenn die alte Meisterin noch da ist und jeden Tag mehr der Sache sich achtet. Da gibt es sonst Kompetenzfragen und Kompetenzstreitigkeiten jeden Fingerslang; was das eine thut, will das andere machen, aber zu einer andern Zeit und ganz anders, und eins schießt hier aus, das andere dort aus; eins brüelet, das andere pläret, eines klagt in der Stube, das andere im Stalle, kurz, es ist ein Elend. Tröstet man, man müsse Geduld haben, und sich in die Sache schicken, so ist man selbst ein Unflat und hat es mit den andern; hilft man und gschirret aus, so wird das Übel noch ärger, und handkehrum wird einem vorgeworfen, man habe kehrum alle auf der Mugge, und ja erst kürzlich mit diesem oder jenem so wüst gethan; es sei kein Wunder, daß man jetzt selbst an die Reihe komme. Wie sich eins rührt, stößt es an das andere; es ist beseelte Materie, die immer da sein will, wo andere Materie sich bewegt, die jede dieser Bewegungen nicht dulden will, sie schmerzlich fühlt; es ist das Reiben krankhafter Glieder aneinander. Aber eben das ist die Natur des Sonnenstrahls, daß er nichts schmerzlich reibt, daß nichts ihm feindlich im Wege steht; wo er nicht durch kann, da umfließt er das eine mit reichem Lichte, und wo er das nicht kann, da zürnt er wieder nicht, sondern beleuchtet freundlich und erquicklich das ihm Entgegenstehende. Das ist die wahre Geistesmacht, welche nichts zwängen will, aber das eine verklärt, das andere durchdringt. Das ist die eigentliche christliche Macht, die nicht mit dem Schwerte dreinschlägt und doch die Welt überwindet; das ist die wahre Sonnenmacht, warum Christus das Licht der Welt genannt wird; also nicht dessetwegen, weil er uns etwas Neues sagt, sondern weil er Gewalt hat und diese Gewalt im Reiche der Geister

wirket, unmerklich, aber unwiderstehlich wie die Sonne, in und über der Erde.

Meyeli hatte mit Mädi nie Streit, eben so wenig als mit Anne Bäbi; es kam ihnen nie in den Weg, jedes sah es an seiner Seite; denn jedem wußte es etwas freundliches oder lächerliches zu sagen, und jedes meinte, Meyeli helfe ihm so bloß nach, wo es nicht kommen möge und wolle bei ihm lernen, wie man es machen müsse, und Mädi that dann noch einmal so emsig, und Anne Bäbi nahm sich zusammen, und sagte: nicht die hundertsti Schwiegere hätt die Geduld gehabt mit einer Schwiegertochter u sövli us-ne gmacht wie es. Wo sie gekommen, sei sie in Gottes Name-n-ume-n-es Schlärpli gsi, u jetzt söll me se luege! Indessen war es nicht, daß nicht beide über Meyeli klagten und branzten. Wenn der Engel Gabriel zu solchen Weibern käme, sie müßten mit ihm gekifelt haben und um so mehr, je lieber sie ihn hätten. Mädi war mit Meyeli nicht zufrieden, weil es Anne Bäbi ästimierte und es viel zu Rate zog. Man müsse es Babi sein, wenn man einen solchen Sturm sövli achte und gar zu ihm z'Rat wolle, bsungerbar wenn man jemand an der Hand habe, der es einem hundertmal besser sagen könne. Anne Bäbi klagte, man sehe wohl, daß es nur so von geringe Leute nache sei; es dörf i Gotts Name nüt befehle-n-u niemere nüt säge; da lasse es Mädi sauen und karen, wie es nur wolle; darum gehe es auch so schön. Aber wohl, wenn es wieder nache möge, es well de, Mädi müsse rangiert sy, daß es wieder wüß, daß es e Meister heyg. Beide waren aber wiederum darin einig, daß Meyeli e junge Gali sei u mit-em Mannevolk dr Narr mach, daß me si fry schäme müeß. Es syg no jungs u wüß no nit, was me so a-mene Schnürsli heyg u wie me mit-ne umgah müeß. Es sei Schad um ihns;

aber es werd's wohl no lehre, mi müeß es ume lah mache, es werd ihm scho vo selber erleide; aber manchmal spreng es einem fast dWäng uf mit seinem narrochtigen Wesen. Wenn Mädi es zuweilen im Schopf oder im Stall mit dem Mannevolk freundlich reden sah, so pflegte es zu sagen, das sei auch noch von denen eins, wo man mit einem Mannebein locken könne wie einen Hund mit einem Hammenbein. Wenn es aber einmal erfahren habe was es, so werde es ihm wohl gehen wie ihm; ihm gruse es ab dem Mannevolk ärger als ob gschundnige Chroten, die Möffe, was sie seien. Das redeten sie nicht etwas im Verborgenen, daß Meyeli nichts davon merkte oder an den Thüren oder hinter Ecken horchen mußte, wie Sühniswyber oft thun sollen, wenn sie etwas vernehmen wollen. O nein, das alles konnte Meyeli hören, wenn es wollte; man nahm sich in diesem Hause mit dem Reden gar nicht in acht, d. h. das Weibervolk nicht; aber Meyeli ward nicht böse darüber; die Worte fanden in ihm nichts, welches sie entzünden konnten; mit einem freundlichen Worte brach es ihnen die Spitze ab; sie verloren alles Gift, und wurden harmlose Erschütterungen der Luft, heilsame Entleerungen der Lunge.

Aber eben darum waren alle gern um ihns, und darum sollte es auch bei allen sein, und hier rief man es, dort wollte man es haben; alle forderten seine Teilnahme, legten, wie in einen großen Schrein, bei ihm alles nieder, was sie in Lieb und Leid bewegte. Alle waren mit sich beschäftigt und ihren Ideen, d. h. mit dem, was ihnen durch den Kopf ging, und was förderte, was hemmte, das bemerkten sie, darüber redeten sie; dabei war Meyeli allen notwendig. Aber sie hatten es mit ihm fast wie mit der Luft, welche man einatmet und zu allen Dingen braucht: man kann sie nicht

entbehren, und doch denkt man nicht an sie; je nötiger man sie hat, um so weniger wird man sich bewußt, daß die Luft alles in allem ist; so war es mit Meyeli. Sie bemerkten es, wenn es nicht da war; war's aber da, so war es ein Lebenselement, dessen man sich erfreut, ohne seiner nur sich bewußt zu werden; es war jedem nötig; aber daß es etwas nötig hätte, daran dachte niemand. Es klagte nie; hätte es ein Wort gesagt, so wäre alles ihm dienstbar gewesen. Da es selbst nehmen, brauchen konnte, was es wollte, so dachte kein Mensch daran, ihm etwas anzubieten, dieses oder jenes ihm abzuwehren oder aufzudringen. Aber wenn es einmal zur Seltenheit in seinem Stübchen ruhen wollte oder des Morgens nicht füre mochte, so war es jedermann, als müsse er was suchen; eins ums andere frug draußen: „Wo ist Meyeli?" Dann ward es drinnen Meyeli himmelangst, und half das Fragen nicht, so kam eins nach dem andern an die Thüre und sagte: „Du solleſt neuis cho loſe!" oder schoß hinein wie im Vergeß und sagte: „Bist du da, ha die nume welle frage, u. s. w." „Ich komme plötzlich", sagte dann Meyeli. „Ney, blyb ume," hieß es dann; „häb di still, mr cheu's notti." War's aber dann in fünf Minuten nicht draußen, so schoß wieder jemand hinein und sagte: „I ha gmeint, du chömist nache; nit, daß di pressiere well; aber du söttist säge, wie me das mache sött oder wo äys syg." Dann war es natürlich mit der Ruhe aus, und Meyeli mußte auf die Beine, es mochte mögen oder nicht; es erfuhr, was Unentbehrlichkeit nach sich zieht. Ach, wie wohl kömmt's dem Menschen, daß er nicht der liebe Gott sein muß, es ihm niemand zumutet, ihm, dem armen Menschen in seiner Gebrechlichkeit, der Ruhe so nötig hat, und Geschäftigkeit so viel Unruhe macht, so große Pein, daß ewige Ruhe zum höchsten Glück ihm wird!

Diese ewige Ruhe ist aber nicht des Todes Ruhe, sondern die Ruhe, die mitten im Schaffen über dem Bewußtsein schwebet, daß die inwohnende Kraft allem vollkommen genügt, nie ermattet, nie zu spät kömmt, nie zu spät fertig wird. Diese Ruhe in der Schlacht, diese Ruhe in des Lebens Kampf ist das Zeichen des Helden, welches aber nie ein Mensch in seiner Vollständigkeit je erworben hat, und doch wie klein ist des größten Menschen Aufgabe gegen die Aufgabe dessen, zu dem täglich so viel tausend Bitten steigen und der noch Augen haben muß für so viel Milliarden, die nicht bitten können, nicht bitten mögen! Aber wie mancher Leib ist schon gebrochen, weil die Ansprachen die Kräfte überstiegen, das Gleichgewicht zwischen Sollen und Vermögen sich nicht fand, in fieberhaften Schwingungen die Bänder brachen, welche Leib und Seele zusammenbinden! Diese gebrochenen Leiber gehörten zumeist Müttern; Mutterherzen sind die Freistätten, in die die Treue sich geflüchtet hat aus der treulosen Welt, in welcher das Maul die Hauptrolle spielt und die Selbstpflege die Hauptkunst ist und der der Hauptkerl, der das Ungereimteste von sich zu geben im Stande ist.

Das Gefühl, allen alles zu sein, war Meyeli hoch und wert, erhielt ihm frohen Mut, wenn auch zuweilen die Mattigkeit wie eine dunkle Wolke seine Heiterkeit überschatten wollte. Es besaß den herrlichen Sinn, der in der Gegenwart sich immer an dem erhebt und stärkt, was unerwartet gut, besser ist, als die Vergangenheit erwarten ließ und als sie darbot, so wie es einen andern umgekehrten Sinn gibt, der kein Gedächtnis hat für das Übel in der Vergangenheit und kein Gefühl für das Gute in der Gegenwart, sondern nur für das Drückende, welches in jedem Leben ist, welches daher in beständigem Jammer schwimmt, daß das Vergangene ver-

entbehren, und doch denkt man nicht an sie; je nötiger man sie hat, um so weniger wird man sich bewußt, daß die Luft alles in allem ist; so war es mit Meyeli. Sie bemerkten es, wenn es nicht da war; war's aber da, so war es ein Lebenselement, dessen man sich erfreut, ohne seiner nur sich bewußt zu werden; es war jedem nötig; aber daß es etwas nötig hätte, daran dachte niemand. Es klagte nie; hätte es ein Wort gesagt, so wäre alles ihm dienstbar gewesen. Da es selbst nehmen, brauchen konnte, was es wollte, so dachte kein Mensch daran, ihm etwas anzubieten, dieses oder jenes ihm abzuwehren oder aufzudringen. Aber wenn es einmal zur Seltenheit in seinem Stübchen ruhen wollte oder des Morgens nicht füre mochte, so war es jedermann, als müsse er was suchen; eins ums andere frug draußen: „Wo ist Meyeli?" Dann ward es drinnen Meyeli himmelangst, und half das Fragen nicht, so kam eins nach dem andern an die Thüre und sagte: „Du solleſt neuis cho lose!" oder schoß hinein wie im Vergeß und sagte: „Bist du da, ha die nume welle frage, u. s. w." „Ich komme plötzlich", sagte dann Meyeli. „Ney, blyb ume," hieß es dann; „häb di still, mr cheu's notti." War's aber dann in fünf Minuten nicht draußen, so schoß wieder jemand hinein und sagte: „I ha gmeint, du chömist nache; nit, daß di pressiere well; aber du söttist säge, wie me das mache sött oder wo äys syg." Dann war es natürlich mit der Ruhe aus, und Meyeli mußte auf die Beine, es mochte mögen oder nicht; es erfuhr, was Unentbehrlichkeit nach sich zieht. Ach, wie wohl kömmt's dem Menschen, daß er nicht der liebe Gott sein muß, es ihm niemand zumutet, ihm, dem armen Menschen in seiner Gebrechlichkeit, der Ruhe so nötig hat, und Geschäftigkeit so viel Unruhe macht, so große Pein, daß ewige Ruhe zum höchsten Glück ihm wird!

Diese ewige Ruhe ist aber nicht des Todes Ruhe, sondern die Ruhe, die mitten im Schaffen über dem Bewußtsein schwebet, daß die inwohnende Kraft allem vollkommen genügt, nie ermattet, nie zu spät kömmt, nie zu spät fertig wird. Diese Ruhe in der Schlacht, diese Ruhe in des Lebens Kampf ist das Zeichen des Helden, welches aber nie ein Mensch in seiner Vollständigkeit je erworben hat, und doch wie klein ist des größten Menschen Aufgabe gegen die Aufgabe dessen, zu dem täglich so viel tausend Bitten steigen und der noch Augen haben muß für so viel Milliarden, die nicht bitten können, nicht bitten mögen! Aber wie mancher Leib ist schon gebrochen, weil die Ansprachen die Kräfte überstiegen, das Gleichgewicht zwischen Sollen und Vermögen sich nicht fand, in fieberhaften Schwingungen die Bänder brachen, welche Leib und Seele zusammenbinden! Diese gebrochenen Leiber gehörten zumeist Müttern; Mutterherzen sind die Freistätten, in die die Treue sich geflüchtet hat aus der treulosen Welt, in welcher das Maul die Hauptrolle spielt und die Selbstpflege die Hauptkunst ist und der der Hauptkerl, der das Ungereimteste von sich zu geben im Stande ist.

Das Gefühl, allen alles zu sein, war Meyeli hoch und wert, erhielt ihm frohen Mut, wenn auch zuweilen die Mattigkeit wie eine dunkle Wolke seine Heiterkeit überschatten wollte. Es besaß den herrlichen Sinn, der in der Gegenwart sich immer an dem erhebt und stärkt, was unerwartet gut, besser ist, als die Vergangenheit erwarten ließ und als sie darbot, so wie es einen andern umgekehrten Sinn gibt, der kein Gedächtnis hat für das Übel in der Vergangenheit und kein Gefühl für das Gute in der Gegenwart, sondern nur für das Drückende, welches in jedem Leben ist, welches daher in beständigem Jammer schwimmt, daß das Vergangene ver-

gangen, das Gegenwärtige gekommen sei. Das ist ein unglücklicher Sinn, und unglückliche Jammerbüchsen sind solche Menschen. Meyeli freute sich seines sichern Daseins, der Liebe, welche alle zu ihm trugen; wie so ganz anders war es damals, als Seppli den ganzen Tag mit ihm häfselte, ein dünnes Kitteli um seine schlanken Glieder hing, und es zweifelhaft war im Herbste, ob es neue Winterstrümpfe kriegen oder die alten neu gfürfüeßet werden müßten? Gegen dieses Glück schien ihm, was es zu tragen hatte, nicht beachtenswert; darüber zu klagen, hätte es für schlecht gehalten. Mit nichts könne man sich mehr versündigen, dachte es, als mit Klagen, wo man doch alle Ursache hätte, Gott zu loben und zu preisen. Da es aber nichts klagte, so nahm man an, es hätte keine Ursache zum Klagen; denn wenn neuere was weh thue, so sei's der Brauch, daß er's säge, sagte man, und wenn also einer nichts sagt, so thut ihm nichts weh, so schloß man. Man sieht, es ist schwer, die rechte Mitte zu treffen, und wenn schon alle das Sprüchwort kennen: zu wenig und zu viel verhöhnt alle Spiel, so gibt es doch wenige, welche es fassen, was zu wenig, was zu viel ist und den rechten Maßstab haben für das Ebenrecht.

Die Subjektivität zur Objektivität zu erheben mag wohl nirgends schwerer sein, als gerade hier. Dazu kam noch, daß Meyeli, seit die Haushaltung hauptsächlich ihm oblag, mit Speise und Trank sich nicht in acht nahm, nicht an sich dachte. Meyeli war kein verzogenes Ding gewesen, sondern war von harter Gnade, d. h. von solcher, die wenig gab, aber das wenige alle Tage aufrückte, abhängig gewesen; als es nun in andern Stand kam, überhob es sich nicht, meinte nicht, es möge nun alles erleiden, und das früher zu wenige müsse jetzt auf überschwengliche Weise gut gemacht werden. Anne

Bäbi war gut gegen ihns, d. h. für passende Speise und Trank sorgte es jederzeit; es möchte de öppe nit, daß ds Sühniswyb es gang ga vrbrüele, sagte es. Jetzt, da Anne Bäbi der Sache sich nicht annahm, sorgte niemand weiter für ihns; es stund alles in seiner eigenen Hand; es konnte ja nehmen, brauchen, was und wieviel es wollte, kein Mensch achtete sich dessen. Aber was eine andere nach Herzensluft gethan hätte, das brachte es nicht übers Herz; für ihns sei's nicht dr wert, was Appartes zu machen, dachte es, es sei sich nit z'thue, es möchte nicht, daß man meine, jetzt, wo es die Sache hätte, könnte es nicht genug an die Sache thun. Es lag sehr mächtig in ihm das Gefühl vor, dem es zwar keine Worte gab, das aber mächtigen Einfluß auf sein Thun hatte, daß es nichts eingebracht, an all den Vorräten, dem Besitztum nichts gesteuert hätte, daß alles, was es brauche, aus Jakoblis Sache gehe. Manche andere, welche nichts eingebracht, aber so reich eingesessen, hätte gemeint, die Kunst sei jetzt, so viel als möglich zu brauchen, sich recht wohl sein zu lassen, den andern die Lust zu vertreiben, es einem etwa vorzuhalten, daß man nichts eingebracht, selbst zu sagen zum Manne: „Du mußt nicht etwa meinen, weil ich nicht reich gewesen, lasse ich mich jetzt untere thun, ja wolle! Du hast gewußt, wie viel ich habe, warum hast du mich genommen, ich bin dir nicht nachgelaufen. Meinst öppe, ich hätte dich wege dr Hübschi gno? Wenn i nit hätt chönne denke, i chönnt öppe myr Lebelang guet ha, i hätt di nit mit-em — agluegt, daß du's de weißt, du Lädi, was de bist!" So redete Meyeli aber nicht; was es brauchte, nahm es immer als von einer anvertrauten Sache und konnte einer Art Angst sich nicht erwehren, es könnte zu viel nehmen, und die Leute möchten glauben, es sei ihm nur ums Brauchen, und es

hätte es auch, wie man Bettelkindern nachrede, die nichts von Hufen wüßten, sondern meinten, es müsse alles eines Tages gebraucht sein, und wenn sie es des Tags nicht möchten, die Nacht zu Hülfe nähmten. Freilich kam es ihns zuweilen an, Jakobli sollte ihm sagen: „Nimm doch, brauch doch, mach etwas für dich;“ es wollte ihns fast dauern, daß er's nicht that, daß er ihm nicht mehr ansah, was ihm fehlte, was es hätte, daß er ihm hauptsächlich von dem Lande redete, von Kaufen und Verbessern, sich kümmerte um eine Kuh, die nicht fressen wollte, nicht sattsam Milch gab, ihr abpassen konnte, und des Tages manchmal sagen: Es düecht mi, es well=ere bessere, si nehm ds Fresse gleytiger u dMilch well o afe cho. Es mochte auch zuweilen nicht essen; er sagte ihm nie: „Fehlt dr“ oder: „Mach dr öppis angers;“ das Arbeiten ging ihm oft so genug, er sagte nie: „Mast nit, lah's doch sy; es ist de nit, daß de di töte söllist.“ Der gute Jakobli dachte nicht daran, daß er eine Frau, welche alles unter den Händen hatte, heißen müsse etwas machen, und seine Mutter hatte auch oft bei Tische nicht viel gegessen; aber nach dem Grunde war nie gefragt worden. Wer wollte auch so unverschämt sein und eine Bäurin über Tisch fragen, warum sie nicht so viel esse als die Magd, die kein Hinterstübli hat und keine Zeit für ein Kaffee oder einen Eiertätsch zu sorgen und keinen Kuchischaft hat, in welchem eine Platte mit Fleisch steht, und keinen Keller, wo Käs und lindes Brot ist. Und wenn die Mutter nicht werchen mochte, so hörte das ganze Haus ihre Klagen, wie ds Mannevolk je länger je wüster werde u=n=i Bode=n=ache ke Vrstang meh heyg; da sött me geng werche, bis me=n=alli Vieri vo=n=ihm streckt; aber dene donstigs Chnüdere thät's es nit zum Gfalle, daß es si töti; es well zu=n=ihm selber sorg ha; sövli witzig sei es noch; es möcht de

notti nit, daß si dFreud hätte, wenn es si z'Tod wercheti. Da Mädi das getreue Echo von Anne Bäbi war, wenn es gegen das Mannevolk ging, so redete es in ähnlichen Fällen ähnlich. Was Wunder also, wenn es Jakobli nicht in Sinn kam, nachzufragen, wenn jemand nicht aß, oder nicht aufzumerken, ob jemand nicht werchete! Aß jemand nicht, so dachte man, er werde schon gehabt haben oder auf Besseres warten; werchete jemand, so dachte man, er werde arbeiten mögen; möchte er nicht, so würde er es schon sagen. Wenn einmal in einem Hause eine bestimmte, althergebrachte Weise ist, so ändert sich die nicht, und wenn jemand da mitten hineinfällt, so ist's fast, als ob er auf einen andern Planeten käme, wo die Menschen ganz anders beschaffen sind als er, z. B. eine ganz andere Haut haben als er und eine andere Redeweise, und sehr lange geht es ihm, bis seine Haut und seine Redeweise auch so geworden sind, wie die der andern. Nur zu oft wird die alte Art von dem jemand und die neue Art des jemand von den Alten für Bosheit genommen, für absichtliche Kränkung, und das Reiben fängt an, das so oft Herz und Mark zerreibt. Zumeist jedoch bildete sich mit der Zeit die nötige neue Haut, wenn nichts scharfes und ätzendes zwischen die Reibenden gegossen und geschmiert würde. Aber das ist eben das Böse, daß der Böse so gerne die Nase zwischenein steckt und das Reiben immer giftiger macht, immer ätzender. Die Geriebenen rufen ihn selbst herbei; sie klagen was sie beißt, und wem sie klagen, der reibt gewöhnlich Salz und Pfeffer ein, d. h. er tröstet, d. h. er gibt dem Klagenden Recht und reiset ihn auf. Das thut ihm für den Augenblick wohl; aber es verschlimmert die Wunde, macht sie giftiger und reizt zu verstärkten Reibungen. Nun aber klagte Meyeli niemanden, wenn's ihm schon im Herzen wehe that; es tröstete

sich selbst und munterte sich auf. Alles könne man ja nicht haben auf der Welt, dachte es, und besser hätte es doch, als es je hätte erwarten können, und wenn manche arme Frau es so hätte, sie würde Gott nicht genug danken können. Jakobli mein's ja gut, aber er sinn's nit, und wenn es es sagte, wie's ihm wäre, er würde schon dazu thun und ihm borgen mit Werchen und Essen. So goß es sich selbst den rechten Balsam in die Wunde, und wenn die Weiber alle, welche darüber unglücklich werden, weil die Männer nicht stark auf dem Erraten sind, und nie merken wollen, wo sie der Schuh drückt, also thäten, es wäre manche weniger übel in der Welt, und der rechte Doktor fände sich vielleicht noch, oder sie selbst fände endlich die große Kunst, nicht nur zu schweigen, sondern auch zu reden zu rechter Zeit.

Siebenzehntes Kapitel.

Von der Hübschi und vom Interesse.

Der Doktor hatte bedeutendes Interesse an Anne Bäbis Krankheitsfall genommen; es war ein eigener Fall in seiner Praxis; zudem war es ihm eine Standessache, zu zeigen, daß ein leiblicher Arzt zu heilen vermöge, was ein geistlicher angerichtet. Er ging daher öfter hin, den Fortgang zu beobachten und hatte Freude daran, wie Anne Bäbi regsamer, trotziger wurde, ihm hie und da einen Schlemperlig anhing, wie die Dokter alle nichts könnten und fürs Sterbe keiner noch etwas erfunden. Für niemand hätten sie noch so viel gedoktert, als für das arm Büebli selig, und kes sei ihnen

noch gestorben, als eben das Büebli und es fast damit; es glaube einmal, wenn sie nichts gemacht, es lebte noch. Nach allgemeiner Sitte hatten sie den Doktor das erstemal gefragt, was sie ihm schuldig seien, und gleich mit ihm abgeschafft. Sie ließen nicht gerne aufmachen, sagte Hansli; man könnt's vergessen oder es könnte sonst e=n=Irrtig gäh. Natürlich hießen sie ihn die ersten Male in der ersten Angst wieder kommen und frugen jedesmal nach ihrer Schuldigkeit, und gäb wie der Doktor sagte, sie sollten doch warten, es gehe dann zusammen, es mußte bezahlt sein, was er forderte, bald fünfzehn Batzen, bald zehn, bald fünf, bald nichts, je nachdem er expreß kam oder sonstige Besuche hatte. Nach und nach setzte Hansli ab mit der Dringlichkeit der Einladung zu wiederholten Besuchen: Es gehe gut, hieß es; wenn's böser ging, man hätte es ihm sagen lassen; aber er solle notti zueche cho, wenn er öppe=n=einist angfähr da dure gang. Der Doktor war lange genug auf dem Lande gewesen, um diese verblümten Redensarten zu begreifen; aber der Fall interessierte ihn zu sehr, um ihr gleich Folge zu geben; denn er lebte nicht dem Gelde, sondern seiner Kunst, wie er sagte, eigentlich ebensogut seinem Herzen; aber das sagte er nicht, ja, er gestund es sich selbsten nicht; er ging daher von Zeit zu Zeit immer noch hin, forderte aber nichts. Hansli dankte zwar und sagte, er solle es nur sagen und sich nicht schüchen; er gebe gerne öppis; er glaube aber, es heyg's jetz u bruch si wyter nüt meh, we me geng öppe styf lueg. Und doch kam der Doktor wieder; denn in dem Maße, als es bei Anne Bäbi besser ging, schien es ihm mit Meyeli zu bösen; es fesselte immer mehr seine Aufmerksamkeit; denn trotzdem, daß es das Kind nicht mehr säugte, nahm es doch eher ab als zu, und sein Gang hatte so etwas mühseliges, welches dem

geübten Auge nicht entgehen konnte. Nun ist es wirklich bös für einen Doktor auf dem Lande, etwas Vorbauendes vorzukehren, anzuraten oder Leute, welche ihm nichts klagen, zu fragen: „Fehlt dir nicht etwas und solltest du nicht etwas machen?“ Eigentlich hat der Arzt die Pflicht, auf alle schädlichen Einflüsse aufmerksam zu machen und auf jegliche Störung, welche er mit kundigem Auge heranschleichen sieht, ehe jemand anders sie wahrgenommen, und die vielleicht zu rechter Zeit leicht abzuwenden wäre. In Häusern, wo man ihn für das hält, was er sein soll, wird er diese Pflicht auch üben, sich jedoch vor großer Ängstlichkeit und dem Wahne hüten, als sei alles zu verhüten. Dieser Wahn kann dazu führen, mit sogenannten Präservativ-, Vorbauungsmitteln die stärkste Gesundheit zu ruinieren.

Auf dem Lande ist die Ausführung dieser Pflicht sehr schwer; die Menschen sind zu mißtreu, meinen gleich, es sei dem Arzt nur um die Batzen; wenn er nichts davon hätte, es wär ihm nicht halb so angst; aber es düecht eim nüt angers a=n=ihm, es macht e=n=iedere was er cha, u de ist er gar grusam e=n=arme, mueß alli Brösmeli chaufe u het nüt erwybet, u was er öppe gha het, het er vrlaberiert ob=em Studiere, er söll neue gröbelig brucht ha. Es chäm ihm jetz mängist chumlich, er hätt's no — so urteilt man. Es muß daher ein Doktor mit seinen Räten sehr vorsichtig und sparsam sein, und je älter er wird, um so behutsamer wird er auch werden, manchmal nur zu gleichgültig. Einem Jungen, dem noch die Ideale das warme Herz schwellen, der meint, er müsse aus aufrichtigem Herzen der ganzen Menschheit helfen, wird Behutsamkeit schwer. Was er sieht, meint er sagen zu müssen, und wo er Gefahr sieht, wird er kaum der Warnung sich enthalten können. Unser Doktor hatte bereits

einige daherige Erfahrungen gemacht, konnte etwas an sich halten; aber wo er Interesse an den Leuten nahm, da sagte er, was er in ihrem Interesse glaubte. Wohl war ihm mancher Wahn entflogen; aber den Sinn hatte ihm doch die Welt noch nicht verdrecket, der die Pflicht höher als den Vorteil hält. „Und Fraueli, wie geht es Euch?“ fragte er mehrere Male, bot Gelegenheit zu Klagen und Fragen. „O recht gut, mi mueß z'friede sy, apparti z'chlage habe ich nicht; wenn's nur der Mutter wieder ganz bessert,“ erhielt er zur Antwort.

Einmal traf es sich, daß das Mannevolk im Walde, Mädi mit zwei Gänsen z'Märit war, Anne Bäbi schlief und Meyeli an einem alten Tschopen nähte, als der Doktor dem Hause zu kam. Meyeli, als es ihn kommen sah, ging hinaus und sagte: Müetti schlafe, es gehe ihm alle Tage besser, es achte sich immer mehr und nehme sich der Sache an. Es freu ihn, sagte der Doktor, er möchte es aber selbst noch sehen, und wenn es nichts dawider habe, so komme er hinein und warte, bis es erwacht sei; er hätte heute Zeit; er sei viel gelaufen und froh, abzusitzen. Meyeli kriegte ein gar lieblich Gesichtchen, als es ihn hineinführte, und fragte, ob es ihm etwas warms machen solle oder ob er lieber es Brönz wolle, Kirschenwasser, sie hätten guets, es sei mehr als zehnjährig. Er frage ihm sonst nicht viel nach, sagte der Doktor; aber heute nehme er ein Gläschen; es sei frostig draußen und schon lange, daß er nichts gehabt; allbe-n-einist müsse man doch wieder Öl ins Lämpchen thun, wenn es brennen solle. Meyeli stellte die schöne weiße Flasche auf den Tisch, ein Fußgläschen dazu, zog das Brot aus der Tischdrucke, schenkte ein und machte eine Bemerkung zum Brot, daß es nicht aufgegangen, sie hätten sonst schöneres; aber der Müller

werde sie aber be..... haben mit dem Mehl. Es sei nichts mehr zu machen, und je mehr Mühlen es gebe, desto mehr bsch..... die Müller, für Schades yz'cho. Der Doktor frug, wer knete und backe bei ihnen. Meyeli erzählte, daß es früher die Mutter gemacht; seit sie aber krank sei, habe es sich Mühe gegeben damit, von wegen dem Mädi wolle es nicht haben, und ds Mannevolk begehr's ebe nicht, daß es knete. Es dunke ihn, sagte der Doktor, dHebi (der Sauerteig) sollte niemanden eher wirken als Mädi; es sei ja selbst eine lebendige Hebi. Doch verlor der Doktor seine Zeit nicht mit müßigen, üblichen Gspässen, wie sie dem lieblichen Fraueli gegenüber manchem z'vorderist gewesen wären; er begann traulich zu erzählen von diesem und jenem, was er heute gesehen und erfahren. So bei einem ehrbar traulichen Worte erwarmen die Herzen und tauen auf, noch besser als bei einer Pfeife und einem Glase Wein. Meyeli, welches nach Landessitte dem Doktor das Gläschen zu oberst hinter den Tisch gestellt, selbst aber unten auf dem Vorstuhl saß, des Tisches Länge und Breite zwischen sich und dem Doktor, redete freundlich drein, gab über diese und jene Auskunft, redete dem Vikari z'Best, als der Doktor fragte, ob er nicht da gewesen, frug den Arzt, was mit ihrem Mädchen zu machen, welches neue Zähne bekäme, ehe die alten aus wollten. Der Doktor riet, was gut wäre, fragte dann, ob ihm nichts fehle. Apparti nichts, sagte Meyeli; es hätte Ursache, dem lieben Gott zu danken, daß es es so gut hätte. Er zweifle nicht daran, sagte der Doktor; sie hätten aber auch alle Ursache, ihns gut haben zu lassen; dSühniswyber treffe man nicht oft so an. Meyeli meinte, er solle nicht vexieren, und wenn es schon öppe seine Sache mache so gut wie möglich, so sei sich dieses nicht zu verwundern; es sei gar ein arm Meitschi gewesen; an ein solches Glück

habe es nie denken dürfen; der liebe Gott habe es viel zu gut mit ihm gemeint. — Ds Geld mache nicht immer glücklich, sagte der Doktor; man habe manches Meitschi gezwungen, einen reichen Mann zu heiraten, und gemeint, wie man für ihns sorge, und dem Tod hätte man es zugejagt, mit dem Ärmsten wäre es glücklicher gewesen. — So möge es gehen zuweilen, antwortete Meyeli; aber ihm sei es nicht so gegangen, sondern wie es es nie hätte denken dürfen, nicht nur, weil es es gut gemacht, sondern weil es gerade den bekommen, der ihm im Sinn gelegen, es wisse noch jetzt nicht wie. Nun mußte es dem Doktor erzählen, wie wunderbar sie zusammen gekommen, wie alles gegen sie gewesen und sie beide junge, dumme Leutchen, wie es aber so werde geordnet gewesen sein, weil niemand etwas dagegen habe abbringen können. Der Doktor hörte mit großer Erbauung, aber ungläubiger Seele der Erzählung zu; wenn Meyeli nicht so ehrliche Augen gehabt hätte und zuweilen so lieblich rot geworden wäre, er hätte kein Wort davon geglaubt. Daß jemand in den Jakobli verliebt werden könne und zwar so plötzlich, gleichsam im Vorübergehen, das faßte sein Verstand nicht, das war ihm zu wunderlich. Daß man verliebt werden könne, das begriff er; doch konnte er sich nicht enthalten, alle, welche es so recht waren, wenigstens für halb einfältig zu halten; zudem nahm er an, daß etwas besonderes denn doch da sein müsse, durch welches das Herz eines Menschen gefesselt werde. Er war nicht eitel; aber wenn ein Mädchen aus Bewunderung für seine Kunst und Trefflichkeit in ihn verliebt geworden wäre, er hätte es begriffen, vielleicht eine Ausnahme in seine Ansicht gemacht und gefunden, das Mädchen zeige gute Anlagen und vielen Verstand; aber die Liebe zu dem verschnurpften Jakobli und zwar nur so vom An-

sehen, die war ihm zu kurios. Er begriff eben die Mystik der Liebe nicht, und an unerklärliche Eindrücke und Wirkungen glaubte er nicht. Indessen äußerte er seinen Unglauben nicht; er machte es, wie es in Beziehung auf den Unglauben viele machen: er hätte das Nichtsein ihrer Liebe gerne aus den Täuschungen derselben beweisen mögen. Er sagte bloß, solche Liebe sei schön und selten; schade nur sei, daß sie das Leben selten ertragen möge; wenn man nach wenig Zeit hingehe und nach dieser Liebe frage, so heiße es: „O Herr Jesis, schwyget mr drvo; daß me sövli e Narr sy chönnt, hätt i niemere glaubt. O, warum cha me doch nit hingerfür näh, o, wie angers miech me's doch!“ — Selb, sagte Meyeli, würde keins von ihnen sagen, und wenn sie auch minger narrochtig syge, als vor vier Jahre, so sei doch noch keins reuig gsi, und wenn's heute noch frisch wählen könnte, unger allne wär ihm doch geng Jakobli oben an. — Das sei schön und rar so, sagte der Doktor; er wolle es glauben, daß es so sei; aber es dünke ihn, sie sehe gar leid aus, und ganz z'weg sei sie nicht; er hätte daher geglaubt, es sei öppe=n=e Chummer, der sie drücke; so ein Fraueli habe manchmal etwas auf dem Herzen, und das verstör ihre Gesundheit und zuletzt auch das Leben, wenn man es ihr nicht ab dem Herzen bringen könne. — Das solle er doch recht nicht glauben, sagte Meyeli, es hätte das ungern. Wenn es öppe nicht mehr sei wie vor einigen Jahren, so sei das nichts anderes; es werde schon wieder bessern, wenn öppe=n=alles wieder gesund sei und dSach i alte Trapp chömm, wo es öppe=n=ein wenig mehr zu sich selbst sehen könne.

Hier blieb der Doktor stehen, ließ die Liebe fahren, nahm den Leib aufs Korn und erfuhr bald, daß Meyeli nicht Ruhe hatte und Speise sich nicht gönnte, weil es so einem armen

Meitli sich nicht schicke, den Meisterlos zu machen, und es sich nicht möchte nachreden lassen, es sei ihm jetzt nichts mehr gut genug und es möchte die Herrenfrau machen. Er begann nun eine Predigt, kapitelte Meyeli ab, führte ihm zu Gemüte, wie es sich zu rechter Zeit schonen müsse; was jetzt verhütet werden könnte, das könne später vielleicht gar nicht mehr gut gemacht werden; zu sterben werde es doch nicht begehren.

Das kam Meyeli fast übers Herz. Sterben, jetzt, aus seinem Glücke weg, das wäre ihm doch hart zu Herzen gegangen. So gefährlich werde es notti nicht sein, sagte Meyeli; aber gut verstehe er zu vexieren und einem angst zu machen; „aber es düecht mi, dMuetter heyg si grüehrt; i mueß doch ga luege.“ Der Doktor sollte nicht sehen, wie das Sterben ihm das Wasser in die Augen trieb. Zugleich war es ihm unheimlich beim langen Besuch des Doktors; es wußte, wie bös die Leute waren und wie leicht sie alles übel deuteten, und doch freute es ihns, daß der Doktor ihm seine Mattigkeit ansah, sich um ihns bekümmerte. Öppe viel helfe werde es nicht; aber es düech eim mängist scho, es heyg eim gwohlet, wenn dLüt es ume-n-afe wüsse, wie me's hey u wie's eim syg. Wie viele schöpfen Trost aus diesem Gedanken! — Als er weg ging, empfahl er Meyeli noch einmal größere Sorgfalt und wenn einmal der Sommer da sei, so müsse etwas gemacht sein, sagte er. Schade wär's für ein so hübsches Fraueli und eine Schande, wenn sie zu Grunde ginge mitten im Überfluß aus Mangel an Schonung und, bald hätte er gesagt, auch aus Mangel an Verstand und übertriebener Bescheidenheit. Es gingen aus diesen Gründen und dann noch aus Sucht, recht stark sich zu zeigen, sich berühmt zu machen, in den Ruf zu bringen, daß es keine bessere, keine,

die so viel leiste, gebe, mehr Frauen zu Grunde, als man glaube.

Als er ins Pfarrhaus kam, stach Meyeli ihm noch im Kopf und, nicht gewohnt, hinterm Berge zu halten, äußerte er seine Verwunderung über diese seltsame Liebesgeschichte, wie sie ihm noch nie vorgekommen sei, im Leben nicht und besonders auf dem Lande nicht. Es sei aber auch ein Weibchen, wie man sie selten antreffe; so etwas Feines und Zartes in Geist und Gestalt hätte er lange nicht gesehen. Es habe eine recht niedliche Hand, eine lautere, fast durchsichtige Haut und Augen, wie sie rar seien. Man achte sich derselben anfangs nicht besonders; aber wenn das Weibchen rede, etwas mehr als Ja und Nein, wenn Gefühle sich regten, so begönnen die Augen dunkler sich zu färben und immer leuchtender zu werden; das ganze Gesicht werde so lebendig, so reizend, daß man die Augen gar nicht mehr abziehen könne davon.

„Wärest du doch dort geblieben, Ruedi," sagte Sophie, „wenn es dir so Mühe gegeben hat, die Augen abzuziehen. Ich hätte nicht geglaubt, daß der Herr Vetter so empfänglich wäre." — „Warum nicht?" sagte der Doktor; „was hübsch ist, gfallt mir, und um so besser, je ordlicher und sanfter es noch zu der Hübschi ist. Und warum das Fraueli mich ganz besonders interessiert, ist das, weil gerade solche Naturen von der Welt und den Umständen am leichtesten erdrückt werden; so wenig als zarte Pflanzen ein rauhes Klima, mögen diese Unverstand und Roheit ertragen; sie bedürfen zarte Pflege." — „Ich glaube, du habest gute Lust, diese Pflege zu übernehmen, und dieses Ämtchen wäre gewiß angenehmer, als deiner undankbaren Praxis, wie du sie zu nennen beliebst, nachzulaufen. Thue doch das, Ruedi; da könnte man bei dir

lernen, wie man einem Kranken abwarten und wie man ihm kochen muß, daß es euch Herrn recht ist."

„Aber Sophie, schämst du dich nicht, so zu reden? Ist das nicht schön vom Vetter, daß er so großen Anteil an seinen Kranken nimmt? Es wäre wohl gut, es hätten es alle so; klagt man nicht oft über die Dokter, daß ihnen ganz gleich sei, ob sie einen Eichenklotz oder einen Menschen unter den Händen hätten?" sagte die Mama.

„Ja Mama, es ist gar schön vom Vetter; aber wunder würde es mich doch nehmen, ob er gleich großes Mitleid mit dem armen Meyeli hätte, wenn es wüste Hände hätte, eine verhagelte Haut, Triefaugen und einen Mund, wie ein alter Kuchischaft voll rußiger Pfannenstiele? Ich glaube, da wäre das Mitleid nicht halb so groß, wenn auch das Elend noch einmal so groß wäre."

„Du bist es wüests Meitschi, Sophie, so etwas dem Vetter nachzureden; ich muß mich schämen, ein Kind zu haben, das geng ds Böfere glaubt und füreziehr. I weiß auch gar nit, was du für eine Wut hast, immer mit dem Vetter zu zanken." — „O Tante, laßt Sophie doch machen," sagte der Doktor; „ich bin dessen gewohnt, bin überhaupt gewohnt, daß man mir alles bös auslegt. Gerade solche Auslegungen sind schuld daran, daß uns das Interesse an den Menschen vergeht, und wundern soll man sich dann gar nicht, wenn zuletzt uns allerdings die Menschen nicht anders vorkommen, als dem Kesselflicker die alten Pfannen, welche er ausbessern soll." — „Ja so öppe mit alten Weibern ist's einem jungen Doktor bald so; aber gegen junge, mit feiner, durchsichtiger Haut, nein Ruedi, da geht es dir nicht so; da hast du ein viel zu gutes Herz."

„Aber Papali, heiß doch das Meitschi schweigen; es wird je länger je uvrschanter geg=e Vetter," sagte die Mama; „es verleidet ihm gewiß noch, zu uns zu kommen und gewöhnt sich ein Zanken an, was a=mene junge Mönsch so übel ansteht."

„Häb nicht Kummer, Mama," sagte der Pfarrer; „sie haben schon manches Jahr zusammen gezanket und immer wieder Friede gemacht; der Növö weiß, wie das gemeint ist, nit halb so bös als es usgseht." — „Aber dem guete Vetter gah zuemuete, er habe nur deswegen Mitleid mit der jungen Frau, weil sie hübsch sei, das ist doch wirklich uvrschant und recht beleidigend für dä guet Vetter," antwortete die gute Frau recht böse. — „Ja, Mamali, öppis recht het ds Sophie doch, wenn's scho besser tha hätt z'schwyge." — „Aber Papali, was denkst doch, ds Sophie recht und het dem Vetter gseit, er interessiere sich für die junge Frau nur deswegen, weil sie ihm gefalle; denk doch, wie abscheulich, wenn das wahr wär?" — „E Mama, nit halb eso, wie du meinst; ich hab es geräde auch so wie der Növö."

„O Papa, häb nit Gspaß mit sellige=n=abscheuliche Sache; pfitusig, es könnte einem zuletzt ab euch gruse, wenn man nicht wüßte, daß es nur Spaß wäre." — „Kein Spaß ist's," sagte der Pfarrer, „purer, lauterer Ernst; die Sache ist ganz natürlich." — „Ja, nur z'natürlich," sagte die Mama. „Aber Papali, red mir nicht so; der Herr Vikari könnte die Sache für Ernst nehmen und sich darob ärgern, wie er auch recht hätte." — „Das wird er nicht," sagte der Pfarrer; „er wird es sicher auch haben, wie wir andern alle." — „Herr Pfarrer," sagte der Vikari, „ich bitte, mich da nicht hineinzuziehen; ich habe meine eigenen Grundsätze und muß bekennen, daß ich in solchen Dingen nicht Spaß verstehe; es

laht si nit gspasse mit sellige Sache, und wie me redt, denkt me=n=o.“ — „So habe ich es allerdings im Brauche,“ sagte der Pfarrer, „und was ich gesagt, meine ich auch. Aber es giebt Worte, Redensarten, über die man Zetermordio schreit, wenn jemand sie ausspricht, und zündet man diesen Redensarten ins Gesicht, so enthalten sie klare Wahrheit, die jedermann zugeben muß.“

Herr Vikari, was würdet Ihr z. B. sagen, wenn euch jemand anwerfen würde, ihr hättet die Schönen lieber als die Wüsten?“ — „Ich würde es für die gröbste Beleidigung halten,“ antwortete der Vikari. — „Aber nur,“ antwortete der Pfarrer, „weil ihr hinter diesen Worten einen zweideutigen, bösen Sinn suchen würdet; einfach für sich sind sie sicher vollständig richtig, Wenn z. B. zwei Kinder euch um ein Almosen ansprechen würden, ein niedliches, hübsches, hinter dessen Armütigkeit hervor noch eine gewisse Reinlichkeit schimmerte, und ein wüstes, strubes, mit einer langen Sch—=Nase, was gilt's, das erste Wort, den ersten Kreuzer erhielte das Hübschere oder wie man richtig zu sagen pflegt, das Ansprechendere? Und du, Sophie, wenn du im Simeligraben über den bösen Steg wolltest, wo du nicht alleine hinüberdarfst, und jenseits stünden zwei Menschen, ein schmutziger Bettler, ein schmucker Offizier oder Vikari meinethalben und beide streckten dir ihre Hände zur Hülfe, mich nähme doch Wunder, welche du wählen würdest, die schmucken oder die schmutzigen? Der Mensch hat von Gott ein Gefühl erhalten, welches durch das Schöne angenehm berührt, durch das Häßliche verletzt wird; das ist eine Wahrheit, welche nicht abgeleugnet werden kann, und wo dieses Gefühl sich verwischt, stumpf wird, da nimmt das Tier im Menschen zu und das Höhere schwindet. Das giltet nicht nur in Beziehung auf den Menschen, sondern an Pflan=

zen, Tieren, allen Gebilden aus Menschenhand zieht das Ebenmäßige an, Ungestaltetes stößt ab, bestimmte Formen werden schön genannt, andere häßlich. Warum das leugnen, warum böse werden, wenn man einem sagt, man ziehe das Schöne dem Häßlichen vor? Nun aber, und da liegt ein anderer Hacken, ist der Mensch eine Doppelnatur; er hat Leib und Seele; er kann also leiblich schön und geistig schön sein oder keins von beiden, oder das eine, aber das andere nicht.

„Es giebt Leute, welche körperlich schön sind, aber häßlich an der Seele, und diese Häßlichkeit ist nicht etwa eine versteckte, lauert nicht etwa nur in einer Ecke des blinzenden Auges, wie eine Spinne hinter ihrem Netze, sondern sie breitet sich über das ganze Gesicht und alle Glieder aus, giebt in jedem Worte sich kund, und einer findet diesen Menschen doch noch schön und schließt sich an ihn; dann kann ihm das allerdings zum schweren Vorwurf gelten. Worin besteht dieser Vorwurf? Er wirft dem Menschen das Ärgste vor, welches man ihm vorwerfen kann, nämlich das, daß er ein Tier sei und kein Gefühl für sittlichen Wert und Unwert habe. Es giebt z. B. hübsche Meitschi, glatt wie Bachfornen, aber sie legen Eitelkeit, Sinnlichkeit, Hoffahrt an den Tag, notzüchtigen ihr Geißenhaar, daß es kraus werde, reiben das Gesicht, daß es glänzend werde, lassen zu Ader, damit es etwas schmachtend werde, was beiläufig gesagt, Köchinnen, welche sich zu sehr gemästet, zu thun beginnen, machen jedem Sauniggel verliebte Augen, daß man auf dem einen sitzen und das andere absägen könnte, ein Büschelimüli, als ob sie dem Mond ein Mündschi geben möchten, verhunzen ihre handliche Figur, wie man eine währschafte Kalbete verhunzen würde, wenn man sie zu einem Wespi zusammenschnüren wollte, und laufen endlich wie alte Wallfahrer auf Erbsen, weil sie an jeder Zehe

zehn Ägerstenaugen sich z'weg erzwängt mit engen Schuhen, und reden dazu wie leibhaftige Dreckseelen; so müßte man selbst eine Dreckseele sein, wenn man an einem solchen Mensch Wohlgefallen haben wollte, und wäre es körperlich noch so schön geförmt. Da überwältigt die Seele den Leib, gießt etwas Abstoßendes über denselben aus, welches alles Wohlgefallen tötet.

„Es giebt aber wiederum Menschen, welche körperlich häßlich sind, im ersten Augenblick abstoßen, aber mit jedem Male, daß man sie sieht, gewinnen, daß man zuletzt ihre Häßlichkeit vergißt, recht hübsch sie findet, das innigste Interesse an ihnen nimmt. Es überwältigt auch hier der Geist die Form; die innere sittliche Schönheit, die Gutmütigkeit, das Wohlwollen, die Heiterkeit, die Reinheit, die Begeisterung werfen Strahlen aus, fesseln die Herzen, binden sie, doch nur die, welche für sittliche, religiöse Schönheit empfänglich sind. Es giebt allerdings Leute, welche für diese Art von Schönheit kein Gefühl haben; man findet sie unter der gebildeten und ungebildeten Klasse und sehr häufig unter den quasi zarten Mädchen, die aber mit Korsetts und Schnüren ihr Herz unterbunden haben und nun nichts mehr sind als oben dünn und unten dick. „E aber, Papali," sagte die Mama, „du wirst ja recht boshaft, e, e, das hätt ich nie von dir geglaubt." — „Was willst, lieb Fraueli, die Welt macht mich dazu; erfahre ich es doch täglich mehr, daß da, wo man am meisten vom Herz redet, die Herzlosigkeit am größten ist, und wo man nur vom inwendigen Menschen redet, die Dinge der Welt am meisten gelten. Doch, um auf unsere Sache zurückzukommen, muß ich noch sagen, daß, wo innere und äußere Wohlgestalt und Schönheit sich gatten, ein unwillkürlich Wohlgefallen entsteht und ein Trieb, diesem Menschen wohlgefällig

zu werden, und wenn er leidet, ihm zu helfen, geistig oder leiblich. Ein solcher Mensch wird, wenn er stirbt, am innigsten beweint, leuchtet noch lange im Widerschein der Liebe, wie die untergegangene Sonne im freundlichen Abendrot. Was Wunder also, wenn unser Doktor ein inniges Interesse an Jowägers Meyeli nimmt! Es ist dem Doktor nicht bloß erlaubt, nein, ich hielte ihm nichts darauf, wenn es nicht so wäre; ich müßte ihn für roh oder abgestumpft halten, und leid wäre es mir, wenn sein Beruf sein Herz schon verhärtet hätte; da gliche er meinem Bruder selig wenig." — „Ja, ja, es ist schön vom Ruedi, daß er ein so weites Herz hat, daß seine Patientinnen alle Platz darin haben; ich wünsche einst seiner Frau Glück dazu, sie ist doch immer in guter Gesellschaft," sagte Sophie. — „Ja, mein liebes Kind, einer Frau ist Glück zu wünschen, wenn ihr Mann ein Herz für andere hat; hat er keins für andere, so hat er auch keins für sie. An ihr ist's zu trachten, daß sie immer die erste Stelle darin einnimmt, daß sie nicht wird einem abgelebten Despoten gleich, der ein Unflat ist und doch Himmel und Erde für sich in Anspruch nimmt und zwar von Rechtswegen, den Mann z'Tüfels macht und doch will, daß er sie für seine gute Göttin hält. Sieh, ich hatte es wie der Doktor; es wird Familienanlage sein; bei was ich war, war ich nicht gleichgültig dabei, nicht kalten Herzens, sondern in lebendiger Wärme war ich bei allem, was ich that, und namentlich bei allen Menschen, die in den Bereich meines Amtes traten. Ja, und ich will dir sagen, wenn ein hübsches Bübchen oder ein hübsches Mädchen z. B. in meine Unterweisung kamen, so hatte ich allemal eine helle Freude dran, eine noch größere, als wenn mir prächtige Nelken und Rosen aufgehen im Garten. Freilich geschah mir oft, daß die erste Freude mir häßlich ver-

dorben wurde, wenn über die äußere Hülle der böse Geist seinen eigentümlichen bösen Schein warf; aber sehr oft dagegen ward mir das Äußere alle Tage schöner in dem Maße, als es mir gelang, mit der Hülfe dessen, ohne den nichts geschieht, den bessern Menschen zu entbinden, aufzurichten die Schwachheit und ans Ziel zu fesseln das immer heller werdende Auge. Deswegen, Sophie, ward deine Mutter nie eifersüchtig und blieb mir immer die liebste Blume, die Gott meinem Herzen geschenkt hatte; denn sie eroberte es durch Liebenswürdigkeit alle Tage neu, teilte meine Freuden und war mein Trost in trüben Tagen. Ja, sie ward mir noch mehr, sie ward mein Vorbild. Werde nicht böse, Mama, und wink mir ab; es schadet nichts, wenn die jungen Leute es hören. Sie war mein Vorbild darin, daß gerade, wo das abstoßendste Äußere ihr entgegentrat, ihr Mitleid am meisten rege ward, sie diesen Menschen am meisten bedauerte, am eifrigsten zu helfen begehrte. Gerade die Leute, sagte sie, seien am meisten zu bedauern, welche häßlich seien und an der Seele zugleich; die habe hier niemand lieb, und ob sie dort selig würden, liege im Zweifel; das sei doch so schrecklich, das Herrlichste, die Liebe Gottes und der Menschen, entbehren zu sollen in der Zeit und in der Ewigkeit. Dieser Leute solle man sich annehmen mit Liebe und Mitleid, gerade wie ja Gott auch der Menschen und namentlich der Juden sich angenommen, die so verstockten Wesens seien; die Liebe sei ja die Wärme, in welcher das Eis der Herzen schmelze. Wenn man solche Leute so recht christlich liebe, so wisse man nicht, ob man nicht ihre Seele retten könnte, daß sie Zutrauen faßten zu Gott und Menschen und Glauben an Möglichkeit und Notwendigkeit der Umkehr. So hat sie es gehalten immerdar, ist freilich oft betrogen worden und ausgelacht, wenn

sie so einem unflätigen Menschen aus der Tinte half, der nachher noch sieben Mal ärger ward und auf die Dummheit meiner Frau pochte; aber auch mehr als einmal, daß wir es erfuhren, hat ihre Liebe ein groß Werk vollbracht, ist einer armen Seele gewesen, was die Sonne der Erde ist. Da habe ich von ihr gelernt, wie es eine Liebe giebt, welche höher als die natürliche Liebe ist, die aus Wohlgefälligkeit entspringt; welche der Liebe Gottes verwandt ist, welche eben das Verlorene, das Häßliche am meisten liebt, weil es das Hülfsbedürftigste ist. Aber so weit in ihrer Ausübung brachte ich es nie und mußte oft zusehen, wie meine Frau gutmütig lächelte, wenn der äußere Schein mich anzog, ich mich immerdar zuerst zum Hübschern wandte, während sie es umgekehrt hatte. Aber Streit hatten wir deshalb nie, und, Sophie, es ist nichts unglücklicheres für einen Mann, als wenn die Frau in der Ausübung seines Berufes ihn lähmt, ihn zwingen will aus Eifersucht, daß er zum schnöden Lohnknecht werde, der kein Gefühl, kein lebendiges Interesse für die Menschen, die ihr Heil, sei es nun geistiges oder leibliches, in seine Hände gegeben, mehr hat."

Ja, sagte der Vikar, der Mensch täusche sich gar leicht über die Art des Interesses, welche er habe, und wissen könne man nie, wie weit das führe, und da müsse er doch der Jungfer Sophie recht geben, daß man, ehe man durch den Geist geläutert sei, sich vor jeder allzuwarmen Teilnahme an irgend einem Menschen, besonders andern Geschlechtes, zu hüten habe. Wenn nun da eine erleuchtete Frau, welche den rechten Unterschied zu machen wisse, die Schritte ihres weltlich gesinnten Mannes überwache, so habe sie vollkommen recht. „Herr Vikari," sagte der Doktor, „steht nicht an einem Orte: Wer glaubt, er stehe, der sehe zu, daß er nicht falle?

und wie weit die sogenannten erleuchteten und geläuterten Menschen ihre Teilnahme zu treiben wissen, das, Herr Vikari, kann man an den Muckern und andern mehr lernen. Bhüetech Gott und zürnet nüt!"

Achtzehntes Kapitel.

Was ein Doktor ausstehen muß und wie es ihm ergehen kann.

Es war ein struber, wilder Wintertag. Schnee wirbelte über die Erde; scharf pfiff der Wind über die Fläche, peitschte den Schnee, der Ruhe auf Erden gefunden zu haben meinte, wieder auf, jagte aufs neue in die Wirbel hinein, bis er sich bergen konnte hinter einer Hecke in einem Hohlweg; dort häufte er sich wie Soldaten hinter den Schanzen, wenn Kartätschenhagel die Felder fegt. Öde war's im weiten, weißen Lande; nur hier und da durchschnitt in schrägem, ängstlichem Fluge eine Krähe die bewegte Luft, die Gefährtin suchend, die vielleicht strub und kuppend auf einem Marchsteine sitzt. Langsam bewegt sich ein schwerer Frachtwagen durch die Ebene; die Pferde dampfen; den Kragen des Mantels schlägt der ungestüme Sturm dem Fuhrmann um den Kopf, und wie oft er Schnee von den Rädern schlägt, immer wieder drängt er sich zwischen die Speichen, preßt sich über die Schienen; immer mühsamer drehen sich die mächtigen Räder durch den wachsenden Schnee; oft weiß man nicht, bewegt er sich noch oder sind die bewegenden Kräfte aufgezehrt, sind sie am Erstarren, und doch schwindet er endlich aus dem Gesichtskreise, einem

schweren Leben gleich, das unter schwerer Bürde oft stockte und doch fort sich schleppte, lange, lange, bis es endlich schwindet aus den Augen der Menschen. Finsterer ward es; nichts sah man mehr über der Ebene, als wirbelnden Schnee und dieses Wirbeln auch nur zunächst um sich; der Gesichtskreis zog sich immer enger um den Menschen zusammen, jenem fürchterlichen Turme ähnlich, der immer enger und enger wurde, bis er seine Bewohner zermalmte. Manchmal reichte das Auge nicht weiter als der Arm, und oft mußte es lange sich schließen, den wunderbaren Fälladen vorziehen, den Gott selbst uns gegeben hat. Zuweilen heiterte es wieder; das Auge konnte sich öffnen, weiterhin seine Runde machen.

In einem solchen Zwischenraume sah man aus dem Walde hervor einen Mann treten, langsam, sah ihn stille stehen, die Hände in die Seiten stemmen, sich setzen auf einen Abweisstein. Dort saß er lange; lange sah man ihn, wenn der Gesichtskreis zusammenschrumpfte, wieder nicht; dann reichte das Auge bösdings wieder hin; aber lange wußte man nicht, saß auf dem Abweisstein eine strube, kuppende Krähe oder noch der gleiche Mensch. Man begann zu werweisen, ob man nicht hin solle, zu sehen, was mit dem Menschen sei; aber der wirbelnde Schnee dämpfte bedenklich die ohnehin nicht sehr brennende Menschenliebe, und wenn davon die Rede war, sprach einer zu dem andern: „Vetter, geh du voran, du hast Stiefel an.“ Ein Mädchen, welches dem Spiel und Werweisen zusah, konnte sich nicht enthalten, die verglimmende Liebesglut anzublasen: „Die wüestiste Hüng syt dr doch de, wo dWelt treyt, selb ist wahr. We's wär, für eine z'prügle oder eim öppis z'vrderbe, ihr hättet=ech längst usbsinnt und hättet gmacht, wele=n=eh. Jetz, wo's drum z'thüe ist, öpperem z'helfe, sött me meine, ihr hättet all papierig Scheiche und zuckerig

Gringe, ihr Stopfeni, was ihr seid, und wenn ihr nicht auf der Stelle geht, so gange mir Meitscheni.“ „So göht, das ist mr emel glych,“ antwortete ein Bürschchen, das Hochmut hatte für drei, dabei aber nicht drei Mäß Krüsch hoch war.

Eben als die Mädchen dazu sich anschickten, kam aus dem Walde heraus ein Wägeli; auf demselben saß ein Mann; beim Abweisstein fuhr er fast vorbei; dann hielt er plötzlich still, sprang ab und trat zum Steine hin. Dort erhob sich der andere; man sah nun gut, daß es keine Krähe war, ging mühsam zum Wägeli, der andere half ihm hinauf, und so rasch als der sich mehrende Schnee es erlaubte, fuhr das Wägeli dahin. Wem ist ächt das gsi? frug man sich, aber niemand konnte es sagen oder erraten.

Das war Ruedi, der Doktor, gewesen, der dort auf dem Steine gesessen. Die Röteln regierten stark und bösartig, das Scharlachfieber zeigte sich hier und da, und beide Krankheiten werden auf dem Lande, wenn sie es schon an und für sich nicht sind, aus zwei Gründen leicht gefährlich. Wenn die Vorläufer beider Krankheiten, Kopfweh, Halsweh, Husten, Fieber, nicht so stark sind, daß sie die Menschen ins Bett werfen, sie mögen wollen oder nicht, so geschieht es leicht, daß die Krankheit selbst am Ausbruch gehindert wird, zurückschlägt durch Erkältung, den Einfluß rauher Lüfte; gar manches Siechtum kommt vom Zurückschlagen dessen, was ausschlagen sollte, und manches Herz ist ob solchem Schlag gebrochen. Bricht die Krankheit auch aus, so wird sie sehr oft nicht gehörig beachtet, ihr nicht abgewartet, der Kranke den Einflüssen der Luft zu früh ausgesetzt, und es entstehen ebenfalls Rückfälle und Rückschläge, böse Augen, böse Ohren, Wassersuchten u. s. w.; der Arzt hat mit Predigen, Kapiteln, mit bösen Folgen weit mehr zu thun als mit der Krankheit selbst. Unser

Doktor nahm diese Krankheit um so mehr zu Herzen, da es zumeist Kinder waren, welche davon befallen wurden und Gefahr liefen, Zeitlebens den herrschenden Unverstand büßen zu müssen, wenn sie nämlich mit dem Leben davon kamen. Er machte es sich also zur Pflicht, so viel möglich selbst nachzusehen, versuchte, die Leute im Bett zu behalten, bis er nach eigenem Augenschein das Aufstehen ihnen erlaubte, und doch konnte er so vieles nicht verhüten und hatte auch mit lebensgefährlichen Folgen die Hände vollauf zu thun. Zudem war es noch einer der Jahrgänge, in welchen viele schwere Geburten stattfanden, ärztlicher Beistand sehr oft nötig war; denn nach Behauptung vieler Ärzte herrscht in dieser Beziehung ein sehr merkwürdiger Unterschied; so wie es in gewissen Jahrgängen viele Zwillinge geben soll, so gebe es Jahre, wo die meisten Geburten leicht seien, und wieder umgekehrt. Nach schwerem ermüdendem Tagewerk hatte er abends zuvor schachmatt sich niedergelegt; nach Mitternacht tönte die Hausglocke. Sonst hatte er es wie ein Soldat, den der erste Trommelschlag aus dem Bette sprengt; wenn die Hausglocke anschlug, so war er schon mit den Beinen zum Bette aus. Es war eine eigene Hast in ihm; er wußte, wenn man auf dem Lande den Doktor ruft, vollends des Nachts, so ist Not an Mann und die Zeit kostbar, und wenn man auch am Tage läutete, und er saß hungrig hinter dem besten Bissen, es stellte ihm den Appetit, er mußte aufstehen und gehen, es duldete ihn nicht ruhig. Zudem hatte er eine Magd, so ein alter Hauskäs, welche ihn schon auf den Armen getragen hatte; diese hatte ihn lieber als ihren Herrgott; er war ihr alles, aber über niemand ward sie auch so böse und mit niemand zankte sie mehr, als mit ihm. Ihr Ruedeli hätte daheim im Sessel sitzen und sich von ihr pflegen lassen sollen;

da hätte sie recht gerne, so lange es Tag war, Leute zu ihm geführt, ihnen gerühmt, wie keiner sei, wie ihr Ruedeli; schon von der ersten Stunde an sei er ganz anders gewesen, als andere Kinder, wo nichts als zu plären wüßten und alles zu netzen, was man ihnen untere mache; von der ersten Stund an hätte er sie gekannt und geng ds Gringli dräyt, wenn si gredt heyg oder ume=n=i dStube cho syg u gäb wie süferlig. U jetzt sei er e Dokter, wie's kene gäb, so wyt dr Himmel blau syg; er wüß, wo's de Lüte fehl, gäb si ume zum Hus zueche syge=n=u müeß da nit dNase i dBrunzguttere stoße=n=u si no längs Stück bsinne, wie die angere Stürmine z'ringsum, wo no mängist müeße ga dFrau frage, was sie ächt mein. So hätte sie ihm recht gerne eine große Praxis gegönnt, aber eben nur vom Sessel aus, und wenn sie dabei sein konnte und wenn es nicht Eß= oder Schlafzeit war. Sollte der Doktor aber fort in Wind und Wetter, da ward es auch bei ihr bös Wetter. Konnte sie bei den Leuten z'Platz kommen, so gschirrete sie mit ihnen aus und sagte ihnen, Verstang hätten sie keinen, und wenn sie zahlen sollten, kein Geld; sie kämen nur zu ihrem Herrn, weil der der dümmste Mensch sei auf Gottes Erde u niemere nüt heusche chönn. Wenn sie ihn zahlen müßten wie einen andern, sie wären nicht hieher gekommen. Noch vielmehr aber mußte der Herr hören, wie er nüt Sorg chönn ha; er werd's gwüß no einist erfahre, bi selligem Wetter usz'gah; gwüß chömm er ihm einist no tot hei, es well wette. Bald verläugnete es ihm Schuhe oder Stiefel, bald den Mantel, weil sie beim Schuhmacher oder Schneider oder noch naß und ungeputzt seien, und meinte so den Doktor hin und daheim zu behalten. Als er aber einige Male gesagt hatte: „E nu i Gotts Name, gange mueß sy," und gegangen war in leichten Schuhen, ohne Mantel, versuchte es diese Künste

nicht wieder. Aber das Räsonnieren und Abputzen konnte es nicht lassen; der Doktor hatte seine liebe Not mit ihm, und die Leute fürchteten es wie den bissigsten Hund; es war gleichsam der Cerberus oder Höllenhund vor des Doktors Apotheke. Und wie man es mit einem bösen Hund halten muß, ihn immer unter Augen haben und bei der Hand sein, wenn jemand naht, „Gusch!" sagen muß, „gang hintere, häb di still, Rämi!", so hatte es auch der Doktor mit der Magd. Er gab oft selbst Bescheid, winkte den Leuten durchs Fenster, nur herein zu kommen, und seine bekannten Kunden dressierte er ordentlich auf seine Magd hin, d. h. er sagte ihnen, erstlich sollten sie die Schuhe gut abputzen, ehe sie ins Haus kämen, und zweitens immer ein gewisses Bedauern mit ihm äußern, sagen, es sei ihnen leid, aber sie müßten einmal wieder den Doktor plagen; er werde sonst zu thun haben, daß er längs Stück nit werd wüsse, wo wehre. Wenn sie diese zwei Vorsichtsmaßregeln trafen, so konnten sie ziemlich sicher sein, ungebissen durchzukommen. Gerade wie die guten Haus- oder Bleicherhunde war sie am bösesten des Nachts; wem da der Doktor nicht alsbald zu Hülfe kam, hatte einen bösen Stand; sie sagte den Leuten wüst, verleugnete den Doktor, verschickte sie, kurz, sie that das Möglichste, dem Doktor das Aufstehen zu ersparen. Wenn die Leute nicht Utüfle wäre und kei Verstand hätte, si käme nicht noch z'Nacht, wo sie doch wüsse, daß er sich des Tags fast z'tot glaufe sei, schnauzte sie; das sei nur Bosheit; öppe so gschwing werd öppe niemere krank, daß me nit am Tag hätt chönne cho oder warte bis am Morge; es sei nur, weil die Hüng z'Nacht besser dr Zyt hätte z'laufe, u Tags se dZyt reu. Wollte der Doktor also nicht, die Leute verschickt wurden, ohne daß er es am Morgen vernahm, so mußte er selbst auf, wenn geläutet wurde, und nicht warten, bis Käthi seine Manöver machen konnte.

Diesmal tönten die Töne der Glocke ebenfalls in seinen Schlaf hinein, weckten ihn aber nicht zu hellem Bewußtsein. Bleiern lag der Schlaf auf ihm, dumpf hörte er die Töne; es dämmerte ihm ein Traum herauf, als läute es einer Leiche zu Grabe, als sei er ein Pfarrer und solle gehen, das Leichengebet zu halten; aber er konnte nicht; gebunden waren seine Glieder, die Beine wollten sich nicht bewegen; er wollte Kleider suchen und konnte nicht sehen, wollte rufen und konnte nicht schreien, und lauter und lauter tönte die Glocke, immer höher stieg seine Angst; aber bleiern, gebunden blieben seine Glieder; keins gehorchte seinem Willen, und je mehr er angstete, desto tückischer neckte ihn der Traum in seiner Ohnmacht. Und die Glocke verstummte nicht, gäb wie Käthi den Läuter abschrecken wollte. Nach seiner Sitte war es unters Fenster gefahren, hatte den Mann unten angefahren, was er da zu läuten hätte um Mitternacht, ob der Tag nicht mehr lang genug sei für ihres Schähr und Gstürm.

Das Mannli sagte, sie hätten gewartet, so lange sie gekonnt, und gemeint, sie wollen den Doktor nicht plagen; aber es hätte müssen sein; es solle dem Doktor sagen, er müsse zu einer Kindbetterin aufs Schneehübeli. — Er sei e=n=uvrschante Ma, z'meine, dr Doktor solle in einer solchen schwarzen Nacht in der Welt herumlaufen; es weck ihn nicht; am Morgen wolle es ihm's sagen, und somit schlug Käthi das Fenster zu. Mein Mannli aber, nicht faul, läutete herzhaft wieder, daß Käthi wie ein Sturmbock wieder unters Fenster fuhr und schrie: „Wottsch höre=n=oder nit, du Uflat, was de bist; dr Doktor ist nit daheim, un was nützt es dr, we d'scho die ganzi Nachbarschaft weckst mit dym vrfluechte Glüt?" — „Der Doktor ist daheim, und bis er füre=n=ist, lüte=n=i, zell druf," sagte der Mann; „i weiß was du für es Bürzi

bist," und läutete wieder und stärker. „Willst dich fortmachen, du Pflegel du, du dolders Bur, was de bist, oder i bschütte di!" rief Käthi. — „Bschütt, su bängle=n=i," antwortete das Mannli und läutete, als ob die Glocke hinunter müßte. Nun ward es Käthi Angst, nicht wegen der Glocke, sondern wegem Doktor; der war sonst alsbald da, wenn die Schelle ging; jetzt läutete der Sturm, als ob das Dorf brenne, und kein Doktor regte sich. Da ward es eben Käthi Angst, der müsse gestorben sein, sonst wäre er da; es stürzte in die Stube. Dort stöhnte der Doktor, brummte etwas von Sigrist, Betbuch, Kirche, daß es Käthi himmelangst wurde in der Meinung, der Doktor sei verirret. Es faßte ihn beim Arm, rüttelte ihn und sagte: „Herr Jeses, was fehlt=Ech! Die d—Lüt chönne=n=Ech doch nie ruhig lassen; ich habe schon lange gesagt, es komme so; jetzt heyt Dr's, jetzt chönnet=Er selber luege, mira! Herr Jeses, Herr Jeses," und draußen läutete es immer härter. — „Ganget ume, Sigrist," sagte der Doktor, „läutet noch, ich komme gleich." — „Herr Jesis, Herr, i bi Käthi, nit dr Sigrist; draußen läutet es Burechalb, und wott nit höre, dä Pflegel, das Veh!" Da fuhr der Doktor auf, als wären plötzlich Ketten und Banden gesprungen. „Bist du's, Käthi?" sagte er; ghörst, es läutet draußen jemand. Warum lässest du ihn nicht ein, du bist doch immer das Gleiche." — „Das wird der Dank dafür sein, daß ich so Sorg zu Euch habe," sagte Käthi. „Der kann noch lange läuten, dem Lümmel mache ich nicht auf." — „Auf der Stelle geh, Käthi, thue auf, führe ihn in die Apotheke; ich komme gleich." — „Steht doch nicht auf, Herr," sagte Käthi, „es nützt doch nüt, dä Kerli wott ja ke Züg, und derettwege heyt doch nit Müey." — „Was will er denn?" fragte der Doktor. — „Er het neuis vo=n=ere Chindbetti gstürmt; aber i glaub, er

syg volle; er wurd sust nit so lüte=n=u wär gange, wo=ne brichtet ha, u we's wär, su wird die wohl warte bis am Morge; was het die Täsche däweg brucht z'weg z'cho!" Unterdessen war der Doktor aufgestanden, hatte zum Fenster aus dem Manne gesagt, er werde gleich kommen, Licht gemacht, sich dürftig angezogen und ging hinunter trotz allem Kifel von Käthi, er soll doch nur im Bett bleiben und ihm befehlen, was es dem Stürmi sagen oder geben solle, es wolle es gewiß Punktum verrichten, aber auf solle er nicht, und dann voruse gar nicht, selb solle er ihm nicht ds Herrgotts sy, i=re sellige Nacht; zu selbem wett's de o no öppis säge. So belfernd zog Käthi hinter ihm drein die Treppe ab, wie ein Spitzhündchen, dem seine Dame zu unrechter Zeit ausgehen will oder eine Katze auf dem Arme trägt und liebkost.

Als der Doktor den Mann einließ und derselbe an Käthi vorbeiging, fehlte nicht viel, daß sie einander in die Gesichter geschossen wären; aus Respekt vor dem Doktor gränneten sie sich hinter dessen Rücken bloß an, das dann aber auch meisterhaft. Käthi ging nicht in die Apotheke; es schlirpete im Gang herum und schmetterte einige Thüren zu, so gleichsam Bezeugungen seines Mißfallens über den Bericht des Mannes. Der Doktor läutete, rief nach Mantel und Stiefeln. „Da wollte ich doch ein Narr sein und die ihm bringen," brummte Käthi; „so expreß sich ga z'töte, selb thue=n=i nit; mr wey doch de luege, wer Meister ist." Es wehrte sich handlich, wollte erst von den Stiefeln nichts wissen, den Mantel beim Schneider haben, mußte indessen am Ende den Doktor doch gehen sehen; er blieb Meister, aber mit Mühe und in großem Ärger. Er mußte alles gleichsam erobern, langsam, Schritt um Schritt, und pressierte der Fall doch so, und war des Doktors Natur ohnehin fast wie Feuer und Büchsenpulver. Es

mußte Käthi sein, seine alte Magd, um dieses ungeprügelt wagen zu können; indessen ward er doch voll Galle; innerlich fluchte er mörderlich und dachte, so könne das doch nicht fürder gehen; ärger könnte es ihm eine Frau, und wäre sie das böseste Räf unter der Sonne, nicht machen, und dann wäre sie doch die Frau und nicht bloß so eine alte Brummelsuppe von Magd.

Es war allerdings eine unlustige Nacht, um fast zwei Stunden weit zu gehen; denn von Fahren in stockfinsterer Nacht auf dem zu machenden Wege war da keine Rede, und ehe der Knecht geweckt, das Fuhrwerk zweg gewesen, konnte der Doktor halbwegs kommen. Es war, wie es am schauerlichsten ist, wenn man aus dem warmen Bette kömmt. Ein naßkalter Nebel lag über der Erde; frostiger Schneeluft strich übers Land; Schnee und Kot durcheinander füllten den Weg, der halbvoll Löcher und halbvoll Steine war, so daß, wenn man die Löcher mied, über die Steine stolperte, und in die Löcher geriet, wenn man die Steine mied.

Das ist etwas, in schauriger Nacht, müde und schläfrig, durch Dick und Dünn stundenweit zu gehen, seinem Berufe, seiner Pflicht nach, ohne Lohn vielleicht, ohne Ruhm jedenfalls; denn so was ist Schuldigkeit, kömmt in keine Zeitung, bringt in keinen grünen Sessel, bringt keinen Ehrenbecher, und doch ist das was anderes, als bengelhafte Artikel schreiben in warmer Stube oder noch bengelhaftere Audienzen geben in glänzenden Salons, und doch ist solch ein Liebesdienst in naßkalter Nacht eine größere Heldenthat, als ds Maul aufreißen in einem Kaffeehaus oder dummes Zeug schwatzen in einem Rathaus; und einer armen Frau zu helfen, die einem nicht einmal ein warmes Kaffee zu geben vermag, weil sie keine Milch dazu hat, ist verdienstlicher, als gegenseitig sich

zu verleumden und anzulügen und sich groß zu machen. Freilich, wenn man auf einem Dreckhaufen oder auf einem Galgen steht, sieht man größer aus, aber ob deshalb ehrenwerter, ist die Frage.

Und wenn nun so ein Doktor, ein sogenannter Landarzt, in tiefer Mitternacht solche Wege geht, feuchter Nebel sein Gesicht benetzt, schaurig der Wind durch den Mantel dringt, Kot und Schnee über die Stiefel schlagen, und es kommen ihm Gedanken über den Lohn der Welt und die Ungerechtigkeit der Welt, wer will sie ihm übelnehmen? Er setzt sein Leben ein und was bringt er davon: einen frühen Tod, einen siechen Leib; um seine Bezahlung märtet man, und wenn er unter die gewixten Herren kömmt, so lächelt man; so ein wohlgelecktes Schreiberchen, das seine Füße im Trockenen hat, sieht ihn über die Achsel an, und führt er eine Beschwerde, so rümpft man die Nase, schreibt darauf: selber Schuld! legt sie ad acta, d. h. dahin, wo alles liegt, was unbequem ist, nicht in den Kram dient. Jetzt wandert er den beschwerlichsten Weg auf Kosten seines Lebens; andere sitzen an glänzendem Souper auf Staatskosten, prunken mit Epauletten und Schnäuzen, vertrinken jährlich Tausende in Rheinwein und Champagner (vide Rechnungen), kommen dafür in die Zeitungen; jedes Wort, das ihnen vom Leibe geht, wird in Noten gesetzt und ausposaunt, und nächstens ist von Gehaltserhöhung, Gratifikation, Taggeldern die Rede, und für einen armen Landarzt, der dem Staate seine Bürger erhält und zubringt, ist nirgend ein Kreuzer, kein freundlich Wort, kein rechtlicher Schutz, und wenn er bezahlt sein will für gekaufte Mittel, kann er von Pontius zu Pilatus laufen, wird zu Herodes geschickt und wer weiß, ob man nicht auch noch das Geiseln gut findet für ihn. Wenn er solche Gedanken im

Herzen wälzet, der arme Doktor, in Nächten, wo kein Stern ihm am Himmel glänzt und schwarz wie die Nacht sein Beruf ihm scheint; wenn schwarze Quellen in seinem Herzen aufspringen und bittere Ströme über seine Seele fluten, wer will es ihm wehren und wird es ihm wohl der zur Sünde rechnen, der die Gedanken schauet im Herzen der Menschen? Das wissen wir nicht; aber wenn der da oben den armen Doktor liebt, so läßt er ihm freundliche Sterne aufgehen am Horizonte seiner Seele und freundliches Licht sie werfen in das Dunkel hinein, welches zu herrschen meinte in derselben. Freundliche Kinderaugen läßt er blicken ins Dunkel hinein, Kinderaugen, denen er der Sonne Licht erschlossen, des Lebens Licht erhalten, des Lebens Freuden ihnen zurück gegeben und alles mit weicher Hand und freundlichem Munde, beides treue Diener der inwohnenden Liebe. Sinnige Blicke läßt er strahlen ins Dunkel hinein aus flammenden Jünglingsaugen, aus tiefglühenden Mädchenaugen; sie danken ihm stumm und innig für der Eltern Leben, für die eigene Pflege, für der Geschwister Gesundheit; sie graben mit glühender Schrift Zeugnisse in sein Herz, daß sie ihn nie vergessen, daß er ihnen eine freudige Erscheinung sein werde, wo sie ihn treffen werden im Leben oder nach dem Tode. Es gehen ihm als Sterne am Horizonte seiner Seele Gattenaugen auf, strömenden Dankes voll für die Rettung des Teuersten; sie haben keine Worte, in ihnen klingt keine Münze; aber sie sind heiliger Verheißungen voll, daß einer sei, der echte Treue nie vergesse, der in wahren Treuen ausrichten werde, was seine Kinder nur mit stummem Danke zu vergelten vermochten. Mit freundlichem Glanze sieht er über sich aus weißen Haaren Augen blicken; sie freuen sich seines Thuns, daß er das Wahre ergriffen, sie lächeln ihm die Gewißheit zu, daß, wer ausharre

bis ans Ende, selig werde. Und hinter diesen freundlichen Augen strahlt es hell und heiter in unergründlichem Glanze über den ganzen Himmelsbogen, der wunderbaren Milchstraße gleich; es ist der Segen Gottes, der wunderbar und unerforschlich über dem Getreuen ruht, von Anfang bis zum Ende sein Thun durchfließt, der wie mit Mutterarmen alles umschließet, die der Getreue im Herzen trägt und sein sie nennt. Wo es so hell und herrlich aufgeht in eines armen Doktors Herzen, auf seinen struben Wegen in tiefer Mitternacht, hat er da wohl noch zu beneiden hohle Köpfe mit Schnäuzen, blonden und braunen, hohle Herzen, in die kein Schein fällt von oben, höchstens ein Schimmer von Epauletten, silbernen oder goldenen, hohle Seelen, in denen nichts wiedertönt, als Münz und gnädige Worte, in denen nichts weht, als Neid und Angst, in denen nie ein Stern am Himmel aufgehen wird, nichts, gar nichts, als höchstens einmal ein Titel oder ein Ehrenbecher oder eine Gratifikation.

Doch, wenn wir aufrichtig sein wollen, so flammte es diesmal nicht auf solche Weise in des Doktors Inwendigem, sondern ganz anders. Der arme Mann, der mit der Laterne vor ihm her ging, so rasch, daß der Doktor ihm fast nicht folgen konnte, war vom Doktor über die Umstände der Frau befragt worden, und das gab ihm Anlaß, über seine Umstände im allgemeinen zu reden, das Herz zu leeren, das voll war bis oben aus. Er war arm, hatte viele Kinder, war oft von Krankheiten heimgesucht und Unfällen aller Art; bald ging eine Geiß ihm dahin, bald nur das Gitzi. Aber auch so ein Gitzi ist für ein arm Mannli ein Kapital, ein Rittergut, für ein arm Mannli, dessen ganzer Reichtum eine verfallende Hütte ist und zehn Kreuzer Taglohn. Doch sei alles noch gegangen; denn seine Frau sei grusam fleißig, wisse

alles zu Ehren zu ziehen und hätte auch die Kinder dazu. Den Zins, den sie nötig hätten, hätten sie gewöhnlich mit dem Flachs gemacht, der noch wohl gerate auf ihrem Stückli Land, von wegen, eine Sau zu mästen möge es nicht abtragen bei ihrer Speis, wo man für dChing nicht genug Milch und Mehl habe, vrschwyge de für=ne Sau. Der Flachs sei im vergangenen Sommer gut geraten und dRösti sei bsungerbar gut gewesen; sie hätten Flachs erhalten, nie so, so schön und so gut. Seine Frau und dMeitscheni hätten gesponnen Tag und Nacht; es heyg es Garn gäh, ds Herz im Lyb heyg eym fry glachet und sie hätten ausgerechnet, es gebe nicht bloß den Zins, sondern noch eine Steuer für ein neu Bett für die größern Kinder, die bisher nur auf Spreuern geschlafen. Am zwanzigsten Tag Märzen sei er auf Bern gegangen mit dem Garn, habe es gut verkauft, einem ältlichen Manne; der habe ihm gesagt, er solle da warten, er wolle das Garn in seinen Keller tragen und sein Geld holen, welches er dort gelassen; gleich komme er wieder. Er habe gewartet, gewartet: der Mann sei nicht wieder gekommen; habe ihm nachgefragt: niemand habe ihn gekannt; ihn gesucht: ihn nirgends gefunden. Es könne niemand denken, wie ihm gewesen, sagte er, und aufs neue übermannte ihn Jammer und Zorn, daß er längs Stück zu keinem ordentlichen Worte kommen konnte. Lange habe er nicht gewußt, was machen, ob heim gehen oder in die Aare springen, und noch als er über die Brücke gegangen, sei er lange stille gestanden und heftig hätte es in ihm gwerweiset: will ich oder will ich nicht? Vor dem Heimkommen hätte es ihm gruset, er könne nicht sagen wie. Frau und Chinge, wo sich so auf sein Heimkommen gefreut, zu sagen: „Ich habe nichts, alles verleichtsinniget; alles ist fort, Pflanze=n=und Spinne, alles ist nüt!“ das

hätte er fast nicht übers Herz bracht; es heyg=ne düecht, wenn's nur brechen thät von ihm selber. Brech doch so mengi Bähre, wenn me z'viel usladi, warum de nit o=n=es Herz? Aber es heyg's emel nit welle gäh und selber es abenangere mache, heyg er doch o nit welle; er heyg a Frau und Ching denkt und a dSchang und nit welle=n=us eim Leid zweu mache. „Und i Gotts Name bi=n=i hei gange, aber wie, weiß i weiß Gott nit, und wie's du gange=n=ist, cha=n=i keym Mönsche säge. Aber es isch si o nit z'vrwundere: sövli Flachs, sövli Freud, sövli Flyß, u z'letzt vo allem nüt meh, nüt meh, als Chlag u Jammer u Zeise, u nit wüsse, wo=se näh. My Frau ist no guet gege mr gsi, het mi's nit lah etgelte, het mängist gseit, es hätt ihre so guet chönne gscheh wie mir; daß es so schlecht Lüt gäh chönnt, hätt si o nit glaubt, u das ist no my Trost gsi.

„Aber vo selber Stung a ist my Frau nie recht gsung gsi; es het=ere geng gfehlt; so mengs Ching si o gha het, so ist=ere nie gsi. Da ist erst dr Chummer recht agange, und es het is düecht, we=n=ume dMuetter wieder z'weg wär, dr Flachs chönnt sy, wo=n=er wett, u jetz chunnt das no drzue u=n=i förcht, si gstang's nit us, u de erst wär ds Unglück recht da, u=n=i wüßt mys Lebes nüt meh az'fah."

„E, wir wollen das Bessere hoffen," sagte der Doktor. „Aber habt Ihr nie vernehmen können, wer das gewesen sei, der Euch so schändlich betrogen; habt Ihr ihn nicht der Polizei angezeigt?"

„Azeigt, nei, das nit; mit dr Polizei redt üsereim nit oder er mueß; so armi Mannleni werde=n=ume desume gschosse=n=u abrüelet, u sy geng am lätze=n=Ort, sötte gar niene si. Ander chönne mache, was sie wey, u so=n=e Chellermagd brucht ume nebe=n=ume z'luege, so het sie dr ganz Rügge voll Hilf u Landjäger; üsereim trauet nit; wenn me=n=im Rege gsi ist,

laht me si nit gern no unter dTraufi. U vrnäh ha=n=i nüt chönne; dr Red a het's mi düecht, es sött e=n=Emmethaler sy, aber wüsse ha=n=i nüt chönne. We=n=i's vrmöge hätt, a=n=all Märite hätt i welle; atreffe hätt=ne müeße, u sys Schelmegsicht ha=n=i no z'guet im Sinn. Aber üsereim ist z'ringsum geng am Hag, u cha nüt mache, we=n=er scho dr Sinn hätt drzue. U we=n=i=ne scho atroffe hätt, was hätt es gnützt? er hätt's doch glaugnet, u siebe=n=Eide=n=ufenandere=n=use tha (er het es Gsicht drnah gha), er syg's nit, u wenn me scho ds Garn by=n=ihm funge hätt, so hätt er doch e=n=Usred gwüßt, für nit e Schelm z'sy, u daß i ds Garn nit ume=n=überchömm. Aber er mag sy wo=n=er will, so singt=ne Gott der Herr, un we's dem guet abgieng, so wett i nüt meh gseit ha, u wenn dä wüßt, was mr usgstange hätte, es düecht eim, er sött ke rüehjigi Stung meh chönne ha, u=n=es sött ihm sy, als vrbrönnti ihm üse Flachs uf syr Seel."

So erzählte der arme Mann, und der Doktor dachte, wie fürchterlich so ein Mensch sich versündigen könne, er wisse nicht einmal wie. Garn habe der gestohlen, für dreißig Franken vielleicht, dazu aber unendlichen, unnennbaren Jammer gebracht, das Leben einer Mutter, vielleicht mehrerer Kinder gefährdet, das Dasein einer ganzen Familie zerstört. Und jetzt müsse er, Doktor, seine eigene Gesundheit aufs Spiel setzen, müsse halbtot sich laufen, nicht nur das Schwerste umsonst thun, sondern vielleicht auch mit sauer erworbenem Verdienst gut machen, was jener verschuldet. Und das alles wisse jener alte Sünder nicht einmal, frage nichts darnach, sei vielleicht noch reich, vielleicht daheim im Ansehen, vielleicht gar Chorrichter oder Grichtsäß; denn es geschehe oft, daß die größten Zystigschweinigel daheim für ehrbare Männer gölten; daß er vielleicht stolze Söhne, hoffärtige Töchter habe, die

breit thäten allenthalben, es hoch her gehen ließen, und von der armen, elenden Familie wüßten sie nichts; deren Not brenne nicht auf ihren Seelen. Es dünkte den Doktor, wenn er nur des alten Diebes Namen wüßte, damit er ihm bekannt machen könnte die Folgen seiner Schelmenthat, ihm sagen könnte: „Sieh her, du Hund, das ist deiner Hände Werk!“ Es wußte der Doktor wohl, daß der Alte dieses einmal wohl erfahren werde; aber es ging ihm, wie es noch manchem geht; es ging ihm zu lange; noch heute, schien es ihm, sollte der es wissen und erfahren, sein Name sollte in jeder Garnlaube angeschrieben stehen, in jedem Wirtshause. Die Menschen haben keinen Begriff von der Langmut Gottes, wohl uns! Wenn einmal ein Mensch an Gottes Stelle wäre, er hätte fort und fort beide Hände voll Hagel und lauter Blitz und Donner im Munde. Wir sind halt Eintagsfliegen und müssen alsobald thun was wir vermögen; vor Gott aber sind tausend Jahre wie ein Tag; er kann zuwarten, ihm entrinnet dennoch keiner; darum aber mutet er uns auch seine Werke nicht zu; wohl uns, wenn wir das begreifen und derselben uns nicht vermessen! Der alte Garnschelm wird ihm nicht entronnen sein, und seine Buben werden ihm nicht entrinnen, wenn er nämlich welche hat und sie dem Alten gleichen.

In Schweiß gebadet, erschöpft, kam der Doktor droben an, fand die Not groß, größer als er sie erwartet hatte; an allem fehlte es, und um das einsame Häuschen standen keine reichen Häuser, in denen gute Frauen wohnten, wo man das Fehlende allfällig holen könnte. So ist's bös dabei sein, wo es an allem fehlt, wo man nach nichts fragen darf, weil es immer heißt: „Herr Jesis, das hey mr nit, u das o nit,“ wo um den Tisch die Kinder wimmern, und alle Augenblicke eines frägt: „O Müetti, gäll du lebst no u stirbst nicht?“

Indessen, als der Tag dämmerte am östlichen Himmel, war die arme Frau gerettet. Der Doktor schickte sich zum Heimweg an und hieß ein Kind mitkommen, etwas zu holen für die Mutter. „Dankeygit, Doktor," sagte die Frau; „der Vater im Himmel well Ech's vergelte. Es wär nit e jedere cho, sövli wyt bi selligem Weg u Wetter, u bsungerbar zu so arme Lüte; aber es heißt nit vrgebe, es syg e kene wie Ihr, so wyt me wüß. Aber Dokter, was bi=n=i schuldi? Es heißt, es syg süst e Dublone, u=n=Ihr hättet zwo verdient; aber weiß Gott, gäh cha=n=i=se jetz nit; aber wenn Dr Gidulb ha weyt, so müeßt Dr se ha, u sött i ds Strau ab=em Dach vrchaufe=n=u ds Hemmli ab=em Lyb. Es macht jetzt alles nüt meh, we=n=ume dMuetter drvo chunnt." — „Deretwege," sagte der Doktor, „habt keinen Kummer; sorget jetz für die Frau, was ihr könnt, das ist die Hauptsache, und was man für sie thun kann, soll geschehen." — „Aber Herr Dokter, säget recht, was Eui Sach ist; wenn i's afe weiß, su will i de luege, wie=n=i's mache bi längem; öppe grad nit; viellicht cha=n=i scho us de=n=Ybünge vo de Gvatterlüte öppis dra mache." „Habt Ihr's gehört," sagte der Doktor; „ich will nichts; brauchet Eure Sache für die Frau, das ist nötiger. Das wäre lustig, einen Menschen zu retten und ihn dann um des Lohnes willen, den man fordert, langsam verrebeln zu lassen!" — „Aber Herr Jesis, Herr Dokter, wenn ich das gewußt, ich hätte nicht kommen dürfen; nein wäger, das ist z'viel, emel ds halbe will i luege z'mache, glebt müeßet Ihr o ha." — „Habt nicht Kummer für mich," sagte der Doktor; „ich fordere dann bei einer reichen Frau desto mehr. Macht mir wieder Bescheid, sobald irgend etwas nicht recht gehen sollte. Adie." Und somit machte der Doktor sich fort, wartete den Dank nicht ab, der in Strömen ihm nachfloß; er fühlte es aber, daß sein Schatz im Himmel über Nacht ihm gewachsen war.

Es ist ein kaltes Heimgehen, nüchtern, nach durchwachter Nacht in pfeifendem Winde, der Schnee verkündend in den Bäumen saust und über die Felder fährt. Ein warmes Bett und ein Tag voll Schlaf wären dem armen Doktor zu gönnen gewesen; aber so gut ward es ihm nicht. Daheim warteten seiner viele Leute, mit denen Käthi sich herumschnauzte; denn sie wollten ihm nicht glauben, daß der Doktor nicht daheim sei. Sie kennten ihns wohl, sagten sie, und wüßten, daß es niemere nüt gönne, nicht einmal fürs Geld, und deretwegen den Doktor immer verlaugne. Die Leute pressierten alle schrecklich, hatten schon so und so lange gewartet, daheim die Leute grusam übel! Der Doktor nahm sich nicht Zeit zu ändern, wollte nur die Weitesten, die Nötlichsten ferggen, und weil immer einer nötlicher that als der andere, ein abgehender durch zwei neue ersetzt wurde, jeder sagte: „Nur mich noch, Doktor; dann ist's mir gleich, geht und ändert Euch," so verrann manche Viertelstunde, ehe der Doktor einen Augenblick gewann für sich. Naß und starr waren seine Füße, und mächtig fröstelte es ihn den Rücken auf. Warme Strümpfe und warmer Kaffee würden das schon vertreiben, dachte der Doktor, und allerdings besserte es ihm darauf. Dem Kinde, das er mitgebracht, lud er manches auf für die Mutter und nicht bloß Arznei; aber bestmöglichst verbarg er es vor Käthi immer so sorgfältig, als er es vor einer Frau hätte verbergen können. Darum gab er lieber sein bestes Hemde weg als ein minderes, welches weit besser am Platze gewesen wäre, das er aber aus Käthis Händen hätte fordern müssen. Erst jetzt ging sein eigentlich Tagewerk, der Besuch seiner Kranken an; so viele warteten sein, so spät war es schon. Scharf mußte sein Fuchs laufen, und in weiterm Halbkreise machte er seine Runde in möglichster Eile. Bös war der Weg, und Schneegestöber machte ihn noch böser; es war ein unlustig, unheimlich Fahren.

Mittag war längst vorbei, als er heim kam; heiß dampfte der Fuchs, und Leute warteten wieder auf Arznei, und Käthi fuhr wie ein Kobold im Hause herum, weil man nie mehr essen könne, wenn andere Menschen, und öppe=n=auch mit Manier; dr Herr müeß es abeschlah, ke Hung thät's so. Allerdings mußte es der Doktor heute wieder so machen; die Leute hatten ihn aufgehalten, und Besuche machen mußte er noch, seiner Meinung nach, und zwar über eine Stunde weit. Der Fuchs habe nicht recht fressen wollen, sagte der Knecht; kein anderes Pferd war zu haben; auch meinte der Doktor in dem immer dichter werdenden Schneesturm zu Fuß besser fortzukommen als in der Chaise, und so machte er sich auf den Weg, und zwar in der gleichen Hast, in welcher er den ganzen Tag gewesen war. Er war aber noch nicht weit gegangen, so fühlte er seine Unbesonnenheit; aber Umkehren war nicht seine Sache. Er fühlte sich sehr matt und in sich ein Nagen und Drehen, das immer heftiger ward; es gab einzelne Stüpfe, welche ihm den Schweiß auf die Stirne trieben. Er kürzte Wege und Besuche ab, so sehr möglich; aber immer peinlicher ward ihm zu Mute, immer schwerer das Gehen; eine unaussprechliche Sehnsucht hatte er nach heim; er hätte Jahre seines Lebens, alles, alles darum gegeben, daheim im Bette zu sein; aber die dazwischen liegende Stunde schien ihm eine Weltenbahn, eine Unmöglichkeit, sie zu gehen. Er zählte seine Schritte; aber auch dazu ward er bald zu matt; er stund stille nach jedem Schritte; aber einen neuen zu thun ward ihm immer unmöglicher, nicht allein der Mattigkeit wegen, sondern der Schmerz im Innern ward immer schneidender; er wußte, es war Kolik, und zwar ein Anfall von solcher Stärke, daß er dessen Ausgang nicht berechnen konnte, namentlich hier, verlassen im Schneesturm, nicht. Er konnte nicht weiter;

er setzte sich auf den Abweisstein und erwartete gefaßt, aber in fürchterlichen Schmerzen, was Gott über ihn verfüge.

Er führte ihm Jakobli herbei, der Schweine fortgeführt hatte und heim pressierte. Der wußte lange nicht, sollte er seinen Augen trauen; war der auf dem Stein halb eingeschneite Mensch, dessen Stöhnen so gut vernehmbar war, der Doktor oder nicht? War's nun der Doktor oder nicht der Doktor, da mußte geholfen werden, nicht bloß im Vorbeifahren gesagt: Gott helf dr! Jakobli stieg ab und fand richtig den Doktor in seinen Schmerzen, lud ihn auf, packte ihn ein, gab ihm den warmen Krug, den Meyeli ihm aufgedrungen, auf den Schoß und trieb das Roß so hart er mochte. Er hatte große Angst, und doch fühlte er eine große Freude in sich; jetzt einmal hatte er was Bedeutendes gethan, einem Menschen einen hohen Dienst erwiesen, wozu es ihm noch nie gekommen; jetzt konnte er sagen: „Wäre ich nicht gewesen, wäre ich nicht gerade dazu gekommen, su — wer weiß, wie es gegangen wäre!"

So etwas ist ein Lichtpunkt im Leben; etwas derlei wird sich im Leben der meisten Menschen finden, und dieser Punkt wird meist zur Achse, um welchen des Menschen Gedanken sich drehen und, wenn er sich nicht in acht nimmt, auch seine Reden. Es ist aber auch kein Wunder, denn in diesen Augenblicken spielte der Mensch eine Hauptrolle; wenn er nicht gewesen wäre! — Er ward ein Rüstzeug der Vorsehung, er ward ein Engel Gottes, jemand zur Rettung oder zur Vollführung eines Ereignisses gesandt. Wenn das Selbstbewußtsein sich auch nicht klar gestaltet, so erhebt doch immerhin ein solches Ereignis den Menschen, ist ihm ein Zeugnis, daß er nicht ein Ungefähr sei, ein Nichts im Zusammenhang der Dinge. Aber sehr merkwürdig ist es, daß Gott zu solchen

Dingen selten die wählt, welche bereit dazu sind, welche mit der höchsten Sehnsucht den Ruf zu etwas Bedeutendem erwarten, die Tag und Nacht gegürtet sind zum Heldentum, sondern die, welche nicht daran denken, nicht einmal von solchen Dingen geträumt haben.

Jakobli fragte, wohin er ihn führen solle? Das beste wäre, er führe mit ihm nach Gutmütigen; es würde seine Leute freuen, und sie wollten gewiß das Möglichste thun, oder er könnte, wenn er seye nichts schätze, ins Pfarrhaus. Wenn er aber wolle, so führe er ihn nach seiner Heimat; das komme ihm nicht darauf ab, er solle es nur sagen. Dem Doktor hatte die Stör etwas nachgelassen; er atmete ein wenig freier auf; deswegen wählte er auch die Heimkehr. Wenn Jakobli ihn zum nächsten Orte führen wolle, so finde er dort einen Freund, der eine Chaise habe, in welcher er rasch nach Hause komme. Nach Hause müsse er aber, wenn es schon weiter sei und er wohl wüßte, daß er bei ihnen wohl aufgenommen würde und er gute Abwart hätte. Allein bei ihnen hätte er keine Mittel, die er sicher noch brauchen werde; denn der Anfall werde sich wiederholen; zudem werde er einige Tage an der Wärme bleiben müssen. Daheim könnte er doch Audienz geben und Mittel verschreiben, seiner Pflicht obliegen; an einem fremden Orte würde ihn die Angst fast versprengen, und die Leute wüßten gar nicht, was es aus ihm gegeben hätte. Jakobli hätte ihn sehr gerne nach seinem Hause gebracht oder ins Pfarrhaus. Was die luegen würden, wenn er mit dem Doktor daher käme in diesem Wetter, und was sie erst sagen würden, wenn sie vernähmen, wie er ihn gefunden; sie vergäßten das ihr Lebtag nicht. Indessen ergab er sich doch dem Willen des Doktors, der allerdings seinen guten Grund hatte, und fuhr so rasch als möglich dem be-

zeichneten Orte zu. Das Schneien hatte aufgehört, dunkle Wolken zogen über den Himmel; im Westen zerriß die dunkle Wolkenwand; aus der Spalte blickte die Sonne noch einmal über die Erde, ehe sie zur Ruhe ging.

„Hört, Jowäger," sagte der Doktor, sich zusammennehmend, „etwas muß ich Euch noch sagen, wenn wir etwa nicht mehr zusammenkommen sollten." — „E Herr Jesis, Herr Dokter, das wey mr öppe nit denke," antwortete Jakobli. „Diesmal glaub ich auch nicht, daß es noch so weit sei," sagte der Doktor, „aber man kann nie wissen, und am wöhlsten ist man, es mag gehen, was will, wenn man alles abgethan hat. Darum loset: Eues Fraueli ist nit z'weg; es manglet dazu luegen, sonst könnt's fehle." „E aber nein, Herr Dokter, was Ihr nicht saget; du mein Gott, wott mys Meyeli sterbe? E aber nei," jammerte Jakobli und hörte längs Stück nicht, was der Doktor sagte; er that, als ob er schon zum Tischmacher müßte von wegen dem Totenbaum. „Schwyget und loset," sagte der Doktor, „so gefährlich ist es nicht, wenn Ihr dazu seht; aber es ist Zeit." — „O Herr Dokter, machet was möglich, gebt was gut ist, kost's was well." „Da kann ich nicht viel machen," antwortete der Doktor; „ihr müßt selbst der Doktor sein; Ruh und Speis sind die Hauptsache." „Mein Gott," sagte Jakobli, „von beiden hat es, so viel es will und was es will; es heißt niemand es etwas machen; alles ist unter seinen Händen, und kei Mönsch fragt, was es bruch oder was es nit brucht. Nei wäger, Herr Dokter, öppe wüest sy mir gege Meyeli nit, es hey's ja alli lieb, u ke Mönsch laht ihm's etgelte, wie me-n-öppe schier glaube möcht, daß es es arms Meytschi gsi ist." — „Ich weiß es," sagte der Doktor; „aber es vergißt es nicht, und das ist das Schönste an ihm. Eben deswegen thut es

mehr als gut ist und braucht nicht, was es sollte, und an allen Orten sollte es sein, weil man es an allen Orten gern sieht, wo man bei bösen Gränneu froh ist, wenn sie abseits liegen, und es niemand in Sinn kommen wird, sie zu wecken oder zu rufen. Seht, Jowäger, es giebt Rosse, die man hintere binden, andere, welche man jagen muß; mit den Weibern ist's fast eben so, und darum sollte der Mann immer den Verstand haben, zu sehen, wo das eine oder das andere nötig ist." Es brauchte die ganze Kraft des Doktors, seine Rede den Schmerzen abzugewinnen, und in recht elendem Zustande lieferte Jakobli ihn bei dem Hause des Freundes ab, erbot sich aber, ihn vollends heimzuführen; er wolle gerne bei ihm bleiben bis er wüßte, daß es gebessert und er es daheim sagen könnte. Das wurde nun nicht angenommen; starker Kamillenthee, Hofmannstropfen darein, milderten die Schmerzen, daß er das Fahren wieder ertragen mochte, und bald befand er sich in dem so sehr ersehnten Bette, aber auch in den Händen seines Käthi.

Diese alte Hauskatze war nicht ohne Verstand, und seit Jahren in einem Doktorhaus; es hatte es daher fast wie eine Doktorsfrau auf dem Lande. So eine Frau Doktere, wenn sie nicht ganz aus der Art schlägt, wird nicht nur mit dem Manne eins, sondern auch mit dem Doktor, d. h., sie wird ebenfalls ein Doktor, wenigstens ein halber. So eine Frau ist redselig von Eva her, welche, wie bekanntlich — es ebenfalls war, ja, als der Mann nicht Zeit hatte oder sein Mittagsschläfchen hielt, selbst mit einer Schlange zu plaudern begann, weil sonst niemand vernünftiges im Paradiese war. Kömmt der Mann heim, so muß er brichten, wo er gewesen, wie er es angetroffen, was er von dem Zustand der Patienten halte. Der Mann, dem allerdings seine Frau die

beste Gesellschafterin sein soll, giebt anfänglich schlechten Bericht und meint, so was interessiere eine Frau nicht; aber es ändert sich; er tritt immer mehr ein, sagt auch, welche Mittel ihm gefehlt und was er Neues probieren wolle. Am folgenden Abend ist dann die Frau gwunderig, wie das neue Mittel angeschlagen, mag fast nicht warten bis er heimkömmt, und kaum hat sie ihm was vorgesetzt zu essen oder zu trinken, so fragt sie: „Und, wie hest-se gfunde?" Am Morgen sitzt sie, wenn sie die Haushaltung gemacht hat, zuweilen in der Apotheke, sieht, mit welchen Guttern und Schachteln der Mann hantiert, hört, wie er die Leute fragt, was er für Schlüsse zieht, muß oft etwas kochen oder stoßen oder stoßen lassen, ihm Brechpulver rüsten, wenn er es selbst nicht erleiden mag, und wenn er fortgeht, so sagt er manchmal: „Sieh, Fraueli, wenn die und die kommen, so giebst ihnen aus der Guttere dreißig Tropfen, aus der fünfzig und thust aus dem Hafen so angfähr vier von diesen Löfflene. Aber nicht ghufet, ghörst, drzue schütlisch guet u heuschist de 4½ Batze." — „Aber säg los," sagt die ersten Male die Frau, „wollteſt du es nicht noch selbst rüsten, es macht mr grusam Angst, i chönnt mi vrschieße." — „Abah," sagt der Mann, „das wär öppe gspässig, wenn du das vergessen sollteſt. Lue, rüste kann ich das nicht, wenn die nicht kommen, und eh weder nicht sy die dolder Gnürzine wieder zu-mene-n-angere, u de cha-n-i das niemere gäh, u meh as zwe oder drei Tag blybt's nit guet, u de wäre-n-o wieder vier Batze dm Vaterland zue, u-n-üsi Praxis mah das nit erlyde." Später macht die Frau natürlich keine Komplimente mehr, ds Konträri, sie sagt dem Manne: „Du säg mr doch angfähr, was i öppe gäh soll, wenn Lüt chöme; es ist gar es gnietigs (langweiliges) Dabeisein, wenn sie so lange warten müssen." Denn es ist die Frau Doktorin, die in Ab-

weſenheit ihres Mannes Beſcheid abnehmen, mit den Leuten reden muß. Nun müßte ſie wirklich ein Stock oder, um es höflich zu ſagen, ein Stöcklein ſein, was aber bekanntlich Frau Doktorinnen nie ſind, wenn ſie aus den traulichen, täglichen Vorleſungen ihres Mannes nicht ſo viel profitieren würde, um die Leute vernünftig abfragen zu können, was und wo es ihnen fehle, nicht zu wiſſen, was jeden Augenblick die herrſchende Krankheitsrichtung ſei und aus welchen Guttern der Mann die heilenden Stoffe nehme und angfähr wie viel. Weiß ſie das einmal, ſo verſucht ſie hie und da einen ſchrecklich Preſſierenden oder einen gar Langweiligen oder einen, der eben gekommen, wenn ſie was Appartes auf dem Feuer hat, zu ſpedieren; das gerät ihr Tüfels gut, und — der Doktor in ihr iſt fertig! Ja, ſie verſucht einmal aus Tüfelſüchtigi einen Zahn auszuziehen; der geht wie Ketzer, die Frau kriegt Couragi wie ein preußiſcher Huſar; ſie nimmt ſie fortan dutzendweiſe wie Schnupf, und alle Welt ſagt, ſie könne es hundertmal beſſer als ihre Ma; der müſſe neue ſo ſchnuppe, daß es eim fry Angſt mach.

Kurz, das geht gar kurios mit dieſer Sache. So anfangs, wenn ſo ein ufgſetztes und ufgſüferets Meitſchi einen Doktor (auf dem Lande verſteht ſich, in der Stadt hat jedes Ding eine andere Naſe) heiratet, ſo macht's ein Gränimüli und ſagt, mit dem Ding wolle es nichts zu thun haben, mit der Sache ſolle man es rüehjig laſſen. Nun aber iſt keine rechte Frau auf Erden, welche mit dem Ding und der Sache, welcher der Mann obliegt und von welcher her ihm Geld, Name, und, wenn ihr wollt, Seligkeit kommen ſollen, in die Länge nichts zu thun wird haben wollen; ſie muß Intereſſe daran nehmen, davon angezogen werden, ſie mag wollen oder nicht, ſei nun ihr Mann was er wolle, Doktor oder Färber, Pfarrer

oder Bauer. Sie wird Interesse daran nehmen und Freude haben, wenn sie dem Mann helfen kann und sich geehrt fühlen, wenn er mit ihr von seiner Sache redet, etwas davon, sei es viel oder wenig, ihr anvertraut. Wohlverstanden, ich rede hier von rechten Frauen und nicht von Schlärplene, welche für nichts Sinn haben, als für das, was zum Mund ein- und ausgeht und für nichts Verstand, als für das, was sie um den Leib legen und in die Haare thun und allfällig noch für ein Fahri, eine Schlitteten, ein Musikfest oder einen Schießet. So geht es auch den Frau Doktorinnen; sie gewinnen allmählig Interesse an der Sache, sie vernehmen nebenbei noch mancherlei, was der Doktor nicht vernimmt, und nicht bloß so Sachen für die bloße Gwundernase, sondern Sachen, die dem Doktor komod und wichtig sind. „Säg los," hat schon manche Frau Doktorin zu ihrem Manne gesagt, „nimm dich dann in acht und glaube denen nicht alles; es könnte ganz was anderes sein, dämpf-se-n-emel nit, es chönnt sust fehle!" Wenn sie das rechte Maß im Einmischen halten und der Mann der rechte ist, Hand obzuhalten, so werden sie nicht nur des Mannes beste Gehülfinnen, sondern seine notwendigen Gehülfinnen bei starker Praxis, namentlich im Bergland. Appart einen Gehülfen zu bezahlen vermag er nicht, dazu ist der Landarzt zu karg bezahlt; muß er aber alles selbst besorgen und zwar treulich, so tötet er sich. Thut er es nicht treulich, so tötet er andere oder jagt sie den Pfuschern in die Hände, die zehnmal gefährlicher sind als eine vernünftige Doktorsfrau unter des Mannes Augen und in den täglich kontrollierten Schranken. Thut der Staat etwas für diesen Stand und nicht bloß für Schreiber und Militär, so ließe sich die Sache anders machen; sonst aber sind die rechten Doktorsfrauen nicht bloß notwendige Übel, sondern

wirklich Dienerinnen der Menschheit, und oft noch sehr liebenswürdige; versteht sich die nicht, welche dem Mann alles vertrinken und seine Abwesenheiten zu allen möglichen Seitensprüngen benützen.

Nun war Käthi freilich keine Doktorsfrau, hatte aber doch in seiner dreißigjährigen Praxis vieles los gekriegt, und was der Doktor wollte, konnte es ihm holen, und welche Abwart er nötig hatte, das wußte es. Es wärmte, feuerte, kochte, daß Funken aus dem Kamin fuhren, wie in einer Schmiede. Dazu aber heulte es, wie kein Schloßhund es im Stande wäre, und zwischen das Heulen hinein, gleichsam Hagelsteine in einem Platzregen, schmiß es seine Vorwürfe. Es hätte es längst gewußt, daß es so kommen müßte, wenn man keinen Verstand brauchen wolle. Hundertmal habe es es gesagt; aber so einer Magd glaube man nicht; so eine könne lange reden und hätte doch manchmal mehr Verstand am kleinen Finger, als ein Doktor am ganzen Gring. Einem Kind hätte es z'Sinn müeße cho, daß es z'töte gang, we me Tag u Nacht im Dreck ume stampf, i de nasse Schueh blyb u nüt Warms i Lyb nehm. U de, für wen? Für Lüt, für Lümmle, für grobs Pack, wo meine, e Dokter u=n=e Hung syge Gschwisterti, wo nit emal dankeigist säge, wo mängist hundert nit ufe=n=e Chrüzer gange. U de=n=e sellige Herr, so=n=e guete=n=u so=n=e glehrte, wie's uf dr Welt kene meh geb, weder daß er ke Vrstang hey, wo's so guet chönnt ha, wo dLüt ihm z'Hus u z'Heim chämte, gang de, u töt si wege selligem Züg, wo ke Hahne drnah chrähti, wo ume=n=alles froh wär, we=n=einist e Lust über ihs chäm, wie der Winter über dFleuge. So gebe es keine meh uf dr Welt, wenn dä sterb! Siebe Jahr lang heyg es=ne=n=im Wägeli zoge, u kes Brösmeli heyg er welle=n=esse, we=n=es ihm's nit gäh heyg,

u jetz mach er ihm's so, gäb was es säg. Aber er erfahre es jetzt und jetzt wisse er es; selber tha, selber ha, u=n=es gschächt ihm recht, we's ihm ume nicht so weh thät und er öppe gar dra sterb. So begehrte es ununterbrochen auf, während treulicher Abwart Tag und Nacht und wirklich unter Heulen und Zähneklappern. Doch gnädig waren alle diese Worte noch gegen die, welche diejenigen hörten, die zum Doktor wollten oder nach seinem Befinden fragten. Wir wollen sie nicht wiederholen; es braucht kein Käthi, ein Exempel daran zu nehmen, wie man den Leuten aus dem ff wüst sagen kann. Und doch verjagte es damit die Leute nicht; die Nachricht, daß der Doktor so übel erkranket sei, daß man ihn halb tot heimgebracht, erregte allgemeine Teilnahme, und je wüster Käthi that, desto ängster ward den Leuten, desto dringlicher frugen sie nach dessen Befinden.

Neunzehntes Kapitel.

Wie Jakobli wichtig wird und Meyeli gerührt.

Ängstlich hatten sie zu Gutmütigen Jakoblis geharrt. Schon als es zu schneien begann, munkelte eins hier, eins dort, wenn er nur dessen sich acht, bald gfergget sei, zeitlich sich auf den Weg mache; sonst gebe das eine strube Fuhr, und es wüß kei Mönsch, wenn er hei chömm, und ob er dr Weg fing. Wenn's so schney, su werd alles wyß, u dr Abgfymtist wüß nimme, wo dr Weg dure gang. Schon früh stand Hansli hinten beim Brunnen, Sami drehte mit dem Miste, Meyeli putzte den leeren Säustall aus, und Mädi

ſagte, ſie könnten lange luegen, der käme noch nicht, und es wiſſe kein Menſch, wie es ihm gehe. Es hätte gehört, wenn es ſo ſchney, ſo gäb's Wölf, u die freſſe=n=es ganzes Fuhrwerk mit allem was druf u dra ſyg, u=n=es gäbt=ne minger z'thüe as ame Ching e Lebchueche. Aber es geſchehe ihnen recht; a dem Jüdle=n=u Händele=n=u Rütere hätten ſie z'große Freud gha; es heyg's nadiſch geng däicht, es ghei=ne neuis uf dNaſe; we's ume nit das uſchuldig Büebli breychti, de=n=angere möcht's es ume gönne.

Der Schnee häufte ſich; die Sonne hatte nur einen Augenblick geſchienen, zu zeigen, wie ſchwarz und wild das Gewölke ſei; der Sturm begann von neuem, trieb den Schnee ums ganze Haus herum, in alle Gemächer hinein; hinter doppelten Fenſtern flackerte das Licht. Es war ein ängſtlich Warten; Sami verſuchte, den Brunnenſtock zu einer Art Leuchturm zu machen und hing die Laterne daran; aber erſt füllte ſie der Wind mit Schnee; dann warf er ſie ſo herum, daß Sami ſie retten mußte. Selbſt Anne Bäbi nahm größern Teil an der Sache als bisher und meinte, wenn der nicht wieder komme, ſo nehme es ihn doch wunder, ob es ihn auch ſolle getötet haben. Endlich, endlich hörte man ein Glöcklein, einen Geiſelknall; in der weißen Maſſe erſchien ein dunkler Punkt. „Es iſt=ne," ſagte Sami.

Es iſt ein heikles Ding um das Wort, mit welchem man einen ſpät Kommenden empfängt. Sagt man nichts, ſo iſt's gefehlt, und gäb wie leicht etwas, ſo iſt's wieder gefehlt. „Du biſt ſpät; ſcho lang hey mr blanget; mr hey jetz de i ds Bett welle, het's dr öppis gäh? mr hey afe Chummer gha," und noch viele andere Redensarten dieſer Art können in Stimmungen darnach empfindliche Stiche ſein oder gar brennende Lunten in ein Pulverfaß. „E du arme Hudi,

chumm gschwing, gschwing a dWärmi; gäll Sami, du luegst zum Roß u de chumm de, mr wey de esse. Wart, gib dr Kaput u dr Huet, i will di e wenig abstäube; wie de doch dry gsehst, es rechts Schneemannli! Aber Gottlob, daß de da bist, mr hey afe Chummer gha; bi selligem Wetter wär's ke Kunst si z'vrirre oder sust unglücklich z'werde," so empfing Meyeli seinen Jakobli. — „Es weiß auch kein Mensch, wie es mir ergangen wäre," erzählte Jakobli, „wenn dMähre nit meh Vrstang gha hätt als i. Scho lang ha=n=i ke Weg meh gwüßt u hell nit gwüßt, wo=n=i bi u ke Mönsch chönne=n=atreffe, für z'frage. U dMähre=n=ist geng ihre Weg furtgange=n=unbsinnet, und wenn's mi scho düecht het, i sött a=re reise, hüst oder hott, si het si desse weni gachtet u het ihre Weg furtgmacht. Da, wo's du guet gange=n=ist, i ke Grabe=n=u=über kes Port us, ha=n=i denkt, i well se lah mache; a=n=es Ort werde mr wohl cho, eh mr us dr Welt use syge, un si het's breycht. Aber z'mitts i üsem Dorf sy mr gsi, i ha no geng nit chönne wüsse, wo mr sy, u lang nit chönne glaube, daß mr daheim seye."

„Das düecht mi nüt angers," sagte Mädi; es hätte scho lang gwüßt, daß so=n=e Mähre meh Vrstang heyg als mänge, wo mein, was er syg; ja, es gäb mänge Gmeinrat, wo me nit sövli Vrstang fing als i ihrer Mähre Gring. „Wo=n=i no z'bifehle gha ha u du mi no z'förchte gha hest, wäristi sövli spät nit hey cho," sagte Anne Bäbi; „aber so=n=es jungs Fraueli, wo geng alles mit dr Liebi mache will, äftimiert=me=n=i Gotts Name nüt; es wird ihm o no angers cho vor em letzte Burdlefmärit." — „Muetter," sagte Jakobli, „balget nit; aber es wär mr allbets gange wie hüt, wenn mr ds glyche bi=gegnet wär, denket auch!" Nun erzählte er, wie er den Doktor angetroffen, wie er mit ihm gefahren, wo er ihn abgestellt und in welchem Zustand er gewesen sei. Das beelendete alle sehr;

ſelbſt Anne Bäbi ſagte, um den wäre es ſchade, wenn's ſcho-n-e Herr ſyg u no-n-e Dokter. Der hätt's greut; es wüßt eine, um den wäre es ihm gleich geweſen; aber ſellig breych's nie, geng die, wo's am meiſte ſchad ſyg drum. Das ſyg ihm afe-n-e-n-Ornig! „Aber daß es ſich grad ſo het müeße breyche, daß du dazu gekommen biſt u ke angere, das düecht mi afe!“ Das war doch der Grundtext jeder Rede und jedes Gedankenganges; das war etwas für das ganze Haus, etwas, das auf Kind und Kindeskinder übergehen mußte, der Großätti heyg einiſt im Schnee e Dokter ſunge, und wenn er nit gſi wär, er wär gwüß vrlore gange; er ſyg ſcho ganz ygſchneyt gſi, ume wenig vo-mene Schueh heyg-me no gſeh, u dr Großätti heyg's doch gſeh, wenn er ſcho ume-n-eys Aug gha heyg.

Und es war niemand im Hauſe, der ſich nicht an dem Gedanken erlabte, wenn er das nächſte Mal z'Chilche oder z'Märit gehe, ſo würden die Leute einander müpfen und ſagen: „Luegit, luegit, das iſt o eys vo dene, wo dr Dokter us-em Schnee zoge hey, ihre Bueb nämlig, und wenn dä nit gſi wär, ſo wär er nimme;“ und de werde me müeße Bricht gäh, Punktum, wie alles gange ſyg. Was der Dokter ihm wegen Meyeli geſagt, das miſchte er nicht in die allgemeine Erzählung; er hatte unterwegs gedacht, die Mutter und Mädi könnten das an Meyeli zürnen und meinen, es hätte ihnen den Lärm gemacht, ſie ſeien wüſt gegen ihns, und wenn ſie einmal etwas in den Köpfen hätten, ſo ſei es drin und alles verſprechen helfe nichts mehr. Auch ſei es nicht nötig, daß ſie es wüßten; wenn Meyeli beſſer zu ſich ſehe, ſo hätten ſie ja ſicher nichts darwider. „Aber denk ume-n-auch,“ hatte er ſchon am Abend, als er aus Dankbarkeit der Mähre noch ein Stück Brot brachte, das ſie gruſam gern nahm, im Stall dem Sami geſagt, „denk ume-n-o, wie dr Doktor eine-n-iſt!

Wo er am übliſte z'weg gſi iſt u ſi gha het, daß es mr übel angſt worde=n=iſt, u=n=amene=n=angere dGidanke vrgange wäre, het er no a=n=üs gſinnet und mr öppis gſeit; er het faſt nit chönne rede=n=u geng müeße=n=abſetze; aber nit tauſend Pfd. nähm i, daß er's nit gſeit hätt; Herr Jeſes, wie übel hätt's chönne gah! Denk, er het gſeit, Meyeli ſyg übel z'weg u ſyg dr Uszehrig zueche=n=a, u we me nit lueg, ſu ſyg's fertig." — „Das wär mr," ſagte Sami, „de wäre mr wieder ſchön z'weg; da mueß gluegt ſy enangerenah. Aber läz iſt's u blybt's geng, daß, wenn doch öppere ſterbe mueß us=eme Hus, me nüt drzue z'ſäge het u nit cha dargäh, wem ein am mingſte reuti. Aber üſe Herrgott het dGwalt u brucht=ſe; u wer anäh cha, nimmt nie dS ſchlechtiſte, ſondern dS Cunträri. Het er o gſeit, was me mache ſoll?" — „Nüt apparti, weder Sorg ha u borge mit Spys u Schaffe=n=u Rueh ha, ſo viel mügli, ſo werd's ſcho guet cho." — „We's ume das iſt," ſagte Sami, „ſu wey mr ſcho luege, u Mädi, die Täſche, nache chlepfe. Das het's grad wie die nütnuzige fule Roß: ſubald das merkt, daß öpper anger zieht, ſu lyt es hingere=n=u laht ſi wohl ſy u het Freud ſi z'mäſte. Es meint, je feißer es werd, deſt hübſcher ſyg's u hätt Muet dy Frau uſez'ſteche; es düderlet ſcho jetzt allbe=n=einiſch, ſo wege dr Hübſchi heyg ihm de im Hus bal niemere nüt meh fürz'ha. Aber ſelb iſt wahr, dä mueß ſy Sach guet i de Gidanke ha, u=n=a de Lüte mueß ihm o öppis glege ſy, nit ume=n=am Geld, und öppe=n=a=mene guete Schoppe. Drum hey dLüt o dr Glaube=n=a=ne, u we ſi all ſo wäre, ſu chönnt me ſe o deſt meh äſtimiere."

Sobald Jakobli mit Meyeli alleine war, berührte er das gleiche Thema; aber er begann es mit einem andern Ton. Er ward wehmütig und ſagte: „Ich hätte doch geglaubt, ich wäre dir lieber als ſo und du hätteſt größeres Zutrauen

zu mir?" — „E aber Mannli, was chunnt dir z'Sinn," sagte Meyeli, „und was heft für=ne Floh hinterm Ohr? Weißt du denn nicht, daß du mir alle Tage lieber bist und 's mi alli Tag meh gluftet di z'fresse vor luter Liebi? Was ist, was heft, wer het dr öppis dumms gstürmt?" — „Dr Dokter," sagte Jakobli. Da ward Meyeli rot. Es hatte es so ungern gehabt, daß der Doktor jüngst so lange alleine bei ihm war; es wußte wie die Leute sind, und meinte, Jakobli hätte etwas vernommen und sei eifersüchtig, und antwortete: „Dr Dokter wird öppe wenig gha ha über mi z'säge, u we=n=er scho da gsi ist, su hey mr öppe nüt bös mitenangere gredt, u=n=öppis wird er dr o nit gloge ha, sövli übel z'weg als er gsi ist." — „Ich wollte er hätte gelogen," sagte Jakobli; „es het mi öppe gmüeht genug und doch gäbte ich nicht tausend Pfund, daß er's nicht gesagt; so weiß man doch, woran man mit dir ist, du wüesti Frau." — „Hör," sagte Meyeli, „red use u martere mi nit. Öppis schlechts ha=n=i nit gmacht u=n=öppis schlechts het dr Dokter nit vo mr gseit." — „Nein, schlechts nicht," sagte Jakobli, „aber ist's nit wüest von dir, sövli lieb daß wir dich haben, und wo du ja Meister bist über alles, daß du thust, als gönne man dir nichts, daß du mehr arbeitest als du magst und nicht issest was dir gut ist, wo du doch über alles chast u ke Mönsch dir nah gugget?"

„Wer sagt das? ha=n=i ame Mönsch gchlagt, ha=n=i mit emene Wörtli euch vrbrüelet? das wäre ja schlechts vo mir." — „Nein," sagte Jakobli, „gchlagt apparti heft niemere; aber eben das ist wüst von dir. Hättisch's gseit, wie's dr wär, ume=n=e Düt tha, su hätt=me zu dr gluegt, wie zu=mene chlyne Ching; we d' mr sturbist, i hätt ke fröhligi Stung meh, u wie's mr wär, weiß Gott, u dr Ätti gstieng's o nit us; es wär ja, wie we ke Sunne meh wurd schyne, u das chast du

doch wohl gseh, u de geyst is das ga mache!" — „Aber wer geyt dir selligs go säge, wo=n=i mit kem Mönsch öppis dä=wäg gredt ha?" — „Hest nit ghört, dr Dokter het mr's gseit." — „Was het er dr gseit? bricht mr's recht." Jakobli sagte: „Meyeli, wir wollen nicht höhn werden. Wenn man höhn wird, man kann einander nichts auslegen, so wenig als eine verhürschete Strange abwinden." Nun erzählte Jakobli treu=lich, was der Doktor in seinen Schmerzen gesagt, und wie er ihn widerlegt, und wie der Doktor es ausgelegt, wie das komme und wie er es doch fast nicht habe glauben können, weil es ja alles in Händen habe und es jedem ansehen könne, wie lieb man es habe und ihm alles gönne, je mehr dest lieber. Ganz verblüfft hörte Meyeli dem Bericht zu, und als am Ende Jakobli fragte: „Oder ist's nit so?" so wußte es nichts zu sagen als: „Aber, aber, woher weiß er denn das? O keim Mönsch ha=n=i das gseit, nit emal am liebe Gott. Ja, i ha's nit emal selber recht denkt; es ist mr nume mengist eso gsi, mi sött mr das oder äys agseh, das oder äys mi heiße, es sött neuere z'Sinn cho; aber es ist mr nume so gsi; däycht ha=n=is nit emal; es ist plötzlig vrby gsi, aber gseit ha=n=is niemere; woher weiß er de das?" „Ja," sagte Jakobli, „so=n=e Dokter chunnt wyt umenangere u gar mengs u mengi Hushaltig chunnt ihm vor dAuge und vo eyre cha=n=er öppis vo de=n=angere=n=abnäh, u wenn er ja am Uswendige soll die inwendige Chrankheite=n=abnäh, kann er nit o grad öppis vo de Gidanke merke, wo bir Chrankheit sy? Das ist mengist fast ganz ds glyche. Aber säg du mr jetz, hest du üs nüt lieb, daß du is selligs witt gah ane mache? Däich doch o, das wär ja no viel grüsliger, als was es dr Muetter fast gar gäh hätt." — „Vrzyeh mr's," sagte Meyeli, „i ha nit däicht, daß es sövli bös chönnt use cho, u sövli gfährlig ist's

notti doch o nit; i müeßt's doch o gspüre, u Dihr hättet mr's doch de o müeße=n=agseh und hättet doch de wohl öppe=n=es Wörtli gseit, u de wär ja de scho alles guet gsi."

Nun erhob sich ein sehr bedeutsames Gespräch über das Ansehen und Selbstsagen, über das Heißen und Selbstnehmen, inwiefern man das eine könne, das andere thun müsse, und sie handelten dieses Kapitel gründlich ab. Es ist aber auch eins der bedeutsamsten in einer Haushaltung, in einer Ehe besonders; denn dieses Ansehen und Selbstsagen ist selten im Gleichgewicht und recht vermittelt; nur zu oft wird gerade dieser Punkt zum Barometer der Liebe oder der Macht gemacht; Peinigungen aller Art entstehen, ein Gram, ein Groll wächst auf, der so schwer zu vertilgen ist, als ein schwammicht Gefäß, das seine Wurzeln im ganzen Hautgeflecht verzweigt hat. Verstocktes Nichtsagen, übertriebene Anforderungen des Ansehens und wiederum rohe Rücksichtslosigkeit, ein starres Blindsein gegen die Zustände anderer zerstören Leben und Glück so oft als die gräulichsten Laster. Da das Papier uns zu fehlen anfängt, so können wir nicht die ganze Erörterung hersetzen; wir wollen bloß das Resultat zu Nutz und Frommen vieler notieren. Dieses Resultat war, daß keine Regel festzusetzen sei, daß da Liebe und Klugheit vermitteln müssen. Es gibt Augen, denen die Wahrnehmungsgabe fehlt; denen ist nichts zuzumuten; es gibt Umstände im Leben, Berufs- und andere Angelegenheiten, die alle Aufmerksamkeit an sich ziehen; da kann man oft nicht sehen, was zunächst vor Augen liegt, es ist einem auch nicht zuzumuten. Was jedem fehlt, das fühlt er selbst zuerst und am besten; warum es nicht sagen? Nur kein Mißtrauen gehabt, nur nicht alle Tage neue Liebesproben erdacht; jedenfalls soll immer der Grundsatz gelten, daß, was einer für sich fordert, er auch dem andern

zu leisten willig und bereit sein soll; denn da ist weder der Mann vornehmer noch die Frau, noch hat das eine oder das andere größere Pflichten in dieser Beziehung. Da mußte Jakobli im Fehler sich erkennen, daß er gewohnt sei, sich am Gesichte alles absehen zu lassen und andern nichts ansehe, während Meyeli das Hinterste errate. Es sei ein Unglück, sagte Jakobli, so hätte man ihn gewöhnt von Jugend auf. Sie hätten noch beifügen können, aber eben Ursache hatten sie nicht, daß, wenn Mann und Frau in diesem Punkte sich auch verständigt hätten und begriffen, gar oft Kinder, weichmütige Töchter das Leben schwer machen, ja manchmal vierschrötige Köchinnen, denen man alles ansehen soll acht Tage vorher, wenn sie einen nicht verbrüllen sollen, bei denen aber man denn doch immer fehlt; frägt man sie nach ihrer Gesundheit, so fehlt man; man treibt nur das Gespött mit ihnen, begreift ihre zarte Organisation nicht; frägt man nicht, so fehlt man; man meint, sie seien nur so gleichsam eichene Brunnenstöcke und ihrer Gattig Leute hätten weder Nerven noch sonst was Zartes im Leibe. Sami war eine kerngesunde Natur, die nicht wußte was Vapeurs waren, und Mädi hatte andern Stoff zu kifeln und war so in die Hausübung eingeurbet, daß, wenn zur Seltene ihm etwas fehlte, es keine Umstände machte.

Nachdem Jakobli und Meyeli in freundlichen Gesprächen die Sache erörtert, doch in ganz andern Formeln als oben die Resultate ausgedrückt sind, kamen sie beide zur Verwunderung zurück über den Doktor, der in solchem Zustande zwischen Leben und Tod, wie Jakobli sagte, Sinn gehabt und Gedanken für andere Menschen und ihre Umstände schärfer bezeichnet, als sie ihnen selbst bewußt waren. An solchen sollte man Exempel nehmen, sagte Jakobli; da kann man sehen, wenn

einer so recht mit dem Herz bei seiner Sache ist, so ist sie ihm immer z'vorderist, u=n=er vergißt alles andere darob, u nit ume=n=öppe dFlause, sondere sy eige Lyb u Lebe." Meyeli sagte nicht viel dazu; aber eigen bewegte es der Gedanke, daß der Doktor seine innersten Gedanken erraten, daß er in solchen Umständen an ihns gesinnet, sein Fürsprech und Mittler geworden. Es möchte ihn doch noch einmal sehen und ihm danken, sagte es, wenn es schon schier nicht dürfe. Wenn er sterben sollte, ohne daß es ihn sehe, es könnte sich nicht trösten; er müeß doch o wüsse, daß me selligs epfingi und daß me nit öppe ganz hert ums Herz syg, wil me=n=e Chittel a heyg. Die ganze Nacht träumte es schwer, sah den Jakobli im Schnee und den Doktor auf dem Stein; bald sollte es das Wägelein ziehen und vermochte es nicht; bald starb der Doktor, bald Jakobli; bald lag es selbst im Bette, und der Doktor kam und sagte: „Fraueli, schone müßt ihr Euch; es wär schad um=Ech; Rueh ha u mit dr Spys nachehelfe, u warum nit, es gönnt Ech's ja alles, u=n=ist alle ds rechte." Dann ward der Doktor schneeweiß; er krümmte sich zusammen und laut auf schrie Meyeli, daß Jakobli frug: „Herr Jemer, was heft?" Am Morgen war das erste die Frage, wie es wohl dem Doktor gehe. Sie wurden rätig, es solle jemand ins Pfarrhaus gehen. Hätte es ihm böset, so werde man dorthin wohl Bescheid gemacht haben, und sei das nicht, so seien sie doch sicher froh, zu vernehmen, was es gegeben, um nachfragen lassen zu können. Darüber ward man bald einig; aber wer gehen sollte, das stellte lange den Rat. Es kamen alle in Vorschlag, und jegliches hatte gute Gründe nicht zu gehen. Am wüstesten that Mädi. Wenn's öppe z'Märit gang oder süst öppis usz'ryte syg, da sinn niemere=n=a Mädi; aber wenn de=n=e Dreck usz'trappe syg, i ds Herrehus z'gah oder süst

neuis Uflat, da sött de Mädi vora, da wär's de guet gnue. Es könne nicht reden, daß man es dort verstehe, und si lah usz'lache begehr es nit, u ds Pfarrers Tochter syg ihm de zu=n=e=n=usfüehrischi (satyrische, spottfertige). Meyeli machte die meisten Stimmen und wehrte sich am wenigsten hert; es mußte sich z'weg und auf den Weg machen.

Zwanzigstes Kapitel.

Von Rumor in einem Pfarrhause und wie ein Mädchen einem Vikar predigt.

Der Sturm war vorüber, die Sonne schien wieder; der Schnee lag hoch und fest und mit gewaltigen weißen Perücken waren die Bäume bedeckt; die weiße Winterkappe hatten sie sich über die Ohren gezogen und bis tief in die Augen hinein. Noch war nicht allenthalben Bahn; hier und da sah man nur einzelne Tritte; die Menschen hoben daher die Füße, wie der Storch es thut, wenn er auf dem Großen Moos spaziert, oder ein Ratsherr, wenn er zum ersten Male aufs Rathaus geht. Meyeli konnte nicht den Fußweg ab; dort war noch niemand gegangen; es mußte durchs Dorf, und als die Leute es gegen das Pfarrhaus gehen sahen, ohne Säckli, ohne Körbli, worin eine Züpfe oder Metzgete verborgen sein konnte, nahm es sie grusam wunder, was es wolle. So zur Unzeit, für nüt und wieder nüt werd es gwüß nicht scho am Morge so zytlig da sein, und mehr als eine Frau scheute den Schnee nicht zwischen ihrem Haus und dem Nachbarhaus, tunkte kühn ihren Unterteil hinein wie eine

Kastanie in gestoßene Nidel und drückte sich zur Nachbarin hin und sagte: „Du, was het's ächt gäh bi ds Jowägers? Denk, die Jungi ist scho zum Herr, u dä ist chum uf, u dr Vikari wird no liege." Die Gelehrten waren von verschiedener Meinung; die einen meinten, es hätte wieder etwas mit Anne Bäbi gegeben, man werde den Herrn rufen wollen; die andern meinten, die Junge werde Streit gehabt haben und jetzt dem Herrn klagen wollen. Ihre (ihr Mann) sei gestern spät heim gekommen und vielleicht trunkne, u da werd's gegangen sein wie etwa an andern Orten auch. Aber wenn man allemal gehen und es dem Herrn klagen wollte, so hätte der kaum Ohrens genug. Aber so gehe es, wenn man mit dem Herrn zu bekannt werde; da meine man, wenn einen eine Laus gebissen, so müsse man hurtig springe und's gah chläfele (wiedersagen).

Glücklicherweise traf dicht vor dem Pfarrhause eine Frau auf Meyeli und fragte: „Was bringt dich so früh daher?" Ganz ehrlich sagte es dieser den Grund, und wie diese weiter ging, stand hier eine, dort eine und frug: „Du, was het's gseit, warum geyt's?" Als die Leute hörten warum, da sagten die meisten: „Es wär läz, wenn dä dahinger blieb; er chönnt mi grusam reue; er ist wohlfel gsi u het dSach doch verstange, u de ist's ihm grusam dra glege gsi. Und er het nit bigehrt, wie's mänge=n=angere thuet, dLüt desume zieh, für=se=n=um Geld z'bringe; we=n=er Rustig gha het, wo=n'r gwüßt het, daß si hilft, su het er se=ne o gönnt." Einige, und darunter namentlich Scheerer Joggis Sohn, der einige alte Guttern mit Träychern von seinem Vater geerbt hatte und daraus noch dokterte „dem Tüfel ebe", sagten, es geschehe ihm recht, warum heyg er welle besser sy as die angere. Aber sie hätten ihn wohl gemerkt; das sei der schlimmst

Schelm vo alle gsi. Der hätte gethan wie ein Narr, daß die Leute gemeint, er gebe ihnen nicht nur die Sache vergeben, sondern noch Geld dazu, und sei nachegfahre, ärger als e hungerigi Chatz amene Schnäfeli Fleisch oder dr Tüfel ane=re=n=arme Seel, daß man hätte meinen sollen, wie es ihm daran gelegen sei, ja, als ob er seinem Vater oder seiner Mutter nachfahre, die sich gehängt hätten im nächsten Tannenwald. Wenn er aber die Leute einmal gehabt hätte u dr Ruehm, er syg dr best, su hätt me de chönne luege, was das für e=n=Uflat worde wär, der wüestist Hung vo alle. Es sött allne=n=eso gah, wo afangs nit gnue chönne=n=a dSach thue u wo meine, si welle besser schyne=n=als die angere. Dr Ätti selig, sagte Scheerer Joggis Sohn, hätte allbets gseit, u=n=er syg e gstudierte Ma gsi, wie's se=n=öppe nimme dick gäb, wenn dHeustüffel scho im Heuet gumpe (springe), su gäb's e schlechte=n=Embet u=n=e früehe Winter, un wenn so=n=e Junge grad wott dr Däche sy obe=n=a u thuet, as wenn's no keyne so gäh hätt, su zell me=n=ume druf, dä duret nit lang; entweder geyt er ab oder er wird z'letscht eso uwert, daß ne ke Hung meh a—.

Ins Pfarrhaus brachte Meyelis Nachricht, welche es mit aller Sorgfalt vorbrachte und nicht etwa fragte: „Erschrecket nit, aber i ha welle cho frage, ob dr nüt vrno heyget, ob dr Dokter gstorbe syg oder nit?", große Aufregung. Der Pfarrer sagte: „Richtig, es geht ihm wie dem Bruder selig; sein Beruf tötet ihn; ich habe das schon lange gesagt; für so heiße Herzen ist er nicht." Sophie wurde blaß, drehte stumm sich ab, erst zum Fenster und, als es das Weh nicht lautlos verwerchen konnte, zur Thüre hinaus. Der Mama liefen die Thränen bachweise übers runde Gesicht; aber sie verlor keinen Augenblick ihre ruhige Klarheit. „Papa," sagte sie, „wir

wollen sogleich hin; es wird wohl irgendwo ein Roß zu haben sein; wenn schon viel Schnee ist, so kann man den Schlitten nehmen; dr Luft het ghört, und mir chönne=n=is guet ymache. Aber gah luege mueß i, und du channst ihm de o öppis säge; viellicht lost er dr jetz und bigryft wie d's meinst. Dä guet Vetter! Käthi wird scho zu ihm luege; es weiß, was me=n=öppe macht; aber us dr Hut wird es=ne sust sprenge mit sym Chlage und wie es mit de Lüte=n=umgeyt. Viellicht wär's guet, wenn i es paar Tag dert blieb; i cha's mit=em Käthi guet, und we=n=es öpper by=n=ihm laht, su bi=n=i's. Uf all Fäll will i es Päckli mitnäh, öppis Nachtzüg und öppis dürrs Züg. Mir hey gar vortreffli bschnittni dürri Birrli; dr Dokter, dä arm Ruedi, het=se geng so vortreffli gfunde=n=u mengist gseit, öppis bessers für Chrankni als die wüßt er nit." — „Und ds Sophie?" fragte der Pfarrer. — „Das," sagte die Mama, „lassen wir daheim. Lue, mr wüsse nit, wie mr's atreffe, und du kennst ds Sophie, es mueß geng zeige, wie's ihm ist; es cha nit anders, und du weißt, wie dLüt sy und bsunders i dem Nest, wo er ist. I bigryfe gar nit, wie er geng dert sy ma. De ist no das: ds Käthi hasset ds Sophie und si zanggete gwüß um Ruedis Bett, wie si mängist e Tüfel und e=n=Engel um ene=n=armi Seel zangge sölle. Nit, daß i drmit säge well, ds einte oder ds andere syg e Tüfel oder syg e=n=Engel."

So lauteten der Mama alsbaldige Gedanken, welche auch sogleich in Ausführung gebracht wurden. Es wurde nach einem Pferde geschickt, und je nachdem man eins haben konnte, wollte man alsbald verreisen oder früher zu Mittag essen und dann gleich nachher. Papa ging, Sachen auf die Post zu rüsten. Meyeli rühmte noch den Doktor, wie gut er gegen

sie gewesen sei und wie er sich afe hätt möge gmüehje; aber von dessen letzten Reden zu Jakobli sagte es nichts. Nachdem es noch den Gruß aufgetragen und gefragt, ob sie wohl dürften fragen lassen, wie es gehe, es nehme sie grusam wunger, nahm es sittigen Abschied. Es wolle die Frau Pfarrerin nicht aufhalten am Z'wegmachen, aber wenn sie öppe kein Roß haben könnten, so stehe ihre Mähre zu Diensten; sie sei öppe nit die gleitigist meh, aber dest frömmer. — Auf dem Heimweg stand manche Frau ihm z'weg, um nähern Bericht zu vernehmen vo wegem Dokter. Es hatte sich schon mehr als eine Erzählungsweise gebildet. Die einen wollten haben, Jakobli habe ihn erfroren gefunden und auf dem Wägeli sei er ihm wieder z'weg gekommen, während die andern das Gegenteil behaupteten, er hätte ihn lebendig gefunden und erst auf dem Wägeli sei er gestorben. Daß der Doktor noch gelebt, als Jakobli ihn verließ, und wöhler als er ihn gefunden, war allen recht; aber Meyelis einfache Erzählung glaubten sie nicht recht. Daß so ein Herr Bauchweh kriege, daß er nicht mehr fürers möge, das hätten sie nie gehört; sie wüßten auch nicht, wie so einer, der Spys heyg wie er ume well, es auflesen wollte. Das müeß öppis angers gsi sy, aber er werd's nit ha welle säge oder heyg's am Jakobli verbote z'säge; so-n-e Herr syg gar schlimm u wüß geng e-n-Usred; aber es müeße nüt z'mache sy oder si welle-n-ihm drüber cho.

Sobald Meyeli fort war, suchte die gute Mutter ihre Tochter und fand sie in ihrem Stübchen, den Kopf ans Bett gedrückt und bitterlich weinend. „Sophie," sagte die Mama, „nimm dich zusammen; die Sache ist nicht so bös; wäre es schlimmer geworden, so hätten wir sicher schon Bericht erhalten, glaub's." — „Wenn's besser worde wär, so hätte er

es uns sagen lassen, damit wir nicht erschrecken; denn er hat doch wohl denken können, daß wir vernehmen würden, wie der Jowäger ihn gefunden, und weil er nichts hat sagen lassen, so kann er es nicht, ist vielleicht schon tot, glaub's," so sagte Sophie. — „Sieh, Kind, das legt jeder aus nach seiner Angst oder seinem Glauben, und ich glaube nicht, daß so ein Kolikanfall gleich töte; dr Vetter hat sonst eine starke Natur und ist dem nicht unterworfe. Aber nimm dich zusammen und los, was ich dir zu sagen habe, wenn ich vielleicht diese Nacht nicht heimkomme. Vielleicht ist's em Vetter eine Erliechterung, wenn ich bei ihm bleibe, und wenn Käthi öpper duldet, so duldet's mi." — „Aber Mama, ich bleibe nicht daheim; ich will mit, ich stehe es hier nicht aus und niemand hält mich zurück, i will gah, i mueß." — Mit großer Mühe gelang es der Mutter, die Tochter eines bessern zu berichten, ohne ein Machtwort des Vaters nötig zu haben; denn Sophie nannte Pflicht, wozu das Herz ihns trieb, und wo das Herz im Trieb ist, da hat die Mutter schweren Stand, die Tochter auf die Pflichten des Anstandes und der Klugheit zurückzuführen, ihr begreiflich zu machen, daß es Umstände gebe und Krankheiten, wo eben solche Erscheinungen, wie es beabsichtige, peinlich seien und gefährlich werden könnten. Sie sprach Sophie Mut ein, sagte ihm, so solle man bei einer bloßen Gefahr nicht machen; man könne sich versündigen; wie es sich denn geberden wollte, wenn das Unglück wirklich eintreten sollte. Dann gab sie ihm ihre Aufträge: ds Mittag sei rangiert, sagte sie, und für z'Nacht solle es ein Sillery-Schöchli rüsten, der Papa hätte ihn gar gern; den Nachtrock solle es ihm auf den Ofen legen und d'Pantoffle vor seinen Fauteuil stellen, und wenn sie nicht heimkomme, so solle es dem Papa das Nachtzeug rüsten, das Nastuch unter das

Hauptkissen thun, dieses wohl hinaufziehen, ein Ohrenkissen aus dem Bette thun, das andere schön glatt auf das Hauptkissen legen und die Federn im Volet hinunterschütteln zu der Fueßete. Dann solle es den Papa fragen, ob es kommen solle, ihm das Licht zu löschen, und in acht solle es sich nehmen, ob er seine Tabatiere auf das Nachttischli gelegt, und wenn sie nicht dort sei, er vergesse sie manchmal, so solle es sie aus dem Rocke nehmen und hinlegen. Jetzt aber solle es hinaufgehen auf den Estrig und ein Körbchen beschnittene Gelbbirli aus dem Schnitztrog nehmen, von den letztjährigen, sie seien besser, linker Hand im dritten Untergschlacht, es wisse wohl. Vrirre söll es si nit, nebezueche syge Lederbire, die wäre-n-öppe nit am beste.

Da die Nachricht kam, daß man in einer halben Stunde das Roß haben könne, so entstand ein lange nie erlebter Auflauf und Aufruhr im ruhigen Hause. Mamali mußte dem Papali Kleider füre thue und beorderte Sophie ans gleiche Geschäft für sich. Beim Papa ging das geschliffen zu; ob die Auswahl nicht groß war oder der Sinn einig, bleibt dahingestellt, item, was Mamali füre that, zog Papali an sonder Bemerkung, geschweige Widerrede. Bei der Mama ging's schon anders. „Diesen Rock willst du doch nicht anziehen, Mama," sagte Sophie, immer noch die Augen abwischend, die ganz rot waren. „Ich habe ihn hervorgelegt, weil du es befohlen hast; aber es ist es rechts Uslätli, abgschosse-n-u ganz us dr Mode; leg doch dä a, wo dr dr Papa vorfern oder no länger zum Neujahr gäh het." — „Aber was denkst, Sophie! Wenn i es paar Tag dert blybe sött, su müeßt i de no eine mitnäh; dä reuti mi de für all Tag, denk doch, häb o Vrstand." — „Mama, wenn dr Papa Euch einen neuen Rock schenkt, so sollte er Euch gleich einen zweiten schenken,

damit Ihr den ersten sparen könnt, und dFrag wär no, ob Ihr nicht noch einen dritten kauftet, um den zweiten zu sparen." — „Aber Herr Jeses, Sophie, was bringst du mir da für eine Haube, die schönsti wo=n=i ha, wo de mr zum Namestag gmacht hest! Nei, Sophie, die lege=n=i nit a: denk doch, unter=e Huet u no so=n=es Ding drüber, i vrgisse geng, wie me=ne seit; es wurd die schöne Band ganz vrdrücke. Nei, bring mr die mit de gäle Lätsche, wo=n=i fern a dr Visitatz agha ha, du weißt wohl, die, wo ds Papali gseit het, i gfall ihm so wohl drin. Aber gang lue gschwind, ob de=n=am Papali nit chönnist dGetere=n=ythue; es dunkt mi, i ghör=ne berze. I will drwyle die Hube suecke."

Sie waren noch nicht fertig, so kam schon der Bericht, das Pferd sei z'weg; Sophie tribelierte, Mamali zappelte, Papali klagte, das sei ihm doch afange=n=es Gjast und er haß nüt meh als das und auf eine Viertelstunde komme es jetzt nicht an; dr Christe chönn ja em Roß no=n=e weneli Ryterchorn gäh, wenn key Haber meh syg. — Endlich war man fertig. Mäntel, Schlüpf, Bettflasche, Roßhaarfinke, kurz alles, alles bei der Hand; Christe spannete an, da sagte die Frau Pfarrerin: „Sophie, reich doch gschwind das Hammli, wo wir letzthin gekocht haben; es ist noch fast ganz, und Käthi ißt für sys Lebe gern Hamme." — „Mama, worein soll ich es thun?" — „Wickle du es in einen von den groben Kuchilümpen, dert rechter Hand im Schaft, du weißt." — Sophie that wie geheißen, es war angespannt; da, als Sophie mit dem Hammli kam, sagte die Mama: „Es chunnt mr no z'Sinn, ds Käthi wird nüt z'Mittag ha für=is, und ds Papali wartet nit gern länger als bis am Zwölfi. Was meinst, Sophie, wenn mr no die chalte Cotelettes mitnähmte, die wäre doch bald gwärmt, und mir lebte viel besser dra, als

so a=mene Bitzli vrraxetem Bratis, wo Käthi is viellicht ließ reiche." — „Aber Mama, und de mir?" fragte Sophie, „mir hey ja das sölle z'Mittag ha!" — „Mach de öppis, mach was d' witt; es ist no=n=es Rüppeli i dr Beizi, nimm das und Chalbfleisch im Fliegehus; du chönntist einist zur Ab=wechslung Chalbervögel machen." — „Aber Mama, worv söll i=se thue?" fragte Sophie. — „Thue=se i=n=es Druckli, da werde si am wenigste vrdrückt; lue, dert ist Papier, und es Druckli findst uf dr Laube; aber nimm eys, wo's nüt schad ist; du weißt, Käthi git nüt ume." Sophie ging. — „Sophie, Sophie," rief die Mutter nach, „es chunnt mr z'Sinn, mi chönnt ds Hammli o grad drzue thue und dr Chuchilumpe hie bhalte; er ist vo=mene ganze Dotze. Nimm es größers Druckli; nimm das, wo mr im Herbst Trübel drin überchd hey; es ist nüt schad drum, es ist ganz vrhudlet, und thue ds Hammli unte dry u dCotelettes obe druf u deck de schön mit Papier; lue, es sy dert Zytunge, es ist nüt schad drum." Sophie machte das alles ohne Widerrede und schlug keine einzige Thüre deswegen dest härter zu. Endlich hatte es sie im Schlitten eingepackt, hatte drunglich angehalten, mit Thränen in den Augen, Papa solle früh heimkommen; es verzapple sonst. Christen hatte Hü gesagt, und ein struber Mönch war mit dem ungewohnten Schlitten einige Dutzend Schritte in die Kreuz und in die Quer gelaufen, da hieß es: „Christe, häb still!" Christen hielt still; dann hieß es wieder: „I ha my Tabatiere vergesse=n=und die sött i doch ha." — Christen sagte: „Söll=se gah reiche?" — „Nei," sagte die Mama, „häb ds Roß recht; i will gah." Sophie, welches stehen geblieben war und ihnen nachgesehen hatte, kam daher=gesprungen. „My Tabatiere sött i no ha, si wird im andere Chleid blibe sy," sagte der Pfarrer. „So geht's, wenn me

so jastet; dest länger chunnt me de nit ab Fleck." Sophie sprang fort. Wie üblich fuhr der alte Herr fort zu suchen; er heyg doch gmeint, sagte er, er hätte sie zu sich gesteckt, und wie er das sagte, fand er sie richtig im Giletsack. — „Wenn's ume jetz ds Sophie wüßt," sagte die Mama, „das arm Meitschi suecht si sust no z'Tod." — „Soll i's dr Jumpfere gah säge?" fragte Christen. — „Lue, lue," ruft die Frau Pfarrerin; „er geyt hintertsi, häb, häb!" Christen zwickte das Roß; das Roß schnellte vorwärts; da riß Christen wieder rückwärts, und nicht mehr richtig ward das Ding. Gäb wie der Pfarrer sagte: „Gang ab, Christen, und häb ds Roß," Christen blieb sitzen, wollte zeigen, daß er fahren könne; so-n-e chetzers strube Buremünch müsse nicht meinen, daß er Meister sei, zwickte, und wenn der Münch vorwärts wollte, so riß Christen dest stärker am Leitseil.

„Häb still, Christen, häb still!" schrie die Frau Pfarrerin; aber je mehr sie schrie, dest stärker schriß Christen und dest strenger ging es dem Dorfbach zu, und wer weiß, wie weit oder wie tief es gegangen, wenn nicht der Sigrist zu Hülfe gekommen wäre. Der brachte das Roß zur Vernunft und sagte zu Christen: „Zwicke-n-und schryße geyt neue nit z'säme, däych dra." — „Es ist aber auch ein Roß darnach; da macht e jedere was-ne guet düecht," sagte Christen. — „Ja, ja, du hest recht," sagte der Sigrist, „a dr nächste Wahlvrsammlig gibe-n-i dr dStimm für Ratsherr; du hest die rechte Grundsätz u dUsrede grad drzue; wenn menge scho ds einte het, su fehlt ihm doch ds angere." Der Sigrist war nämlich ein Schalk; so redete er vor dem Pfarrer und besonders vor der Frau; kam er aber zum Statthalter oder gar ins Pintengschenk, da redete er ganz anders.

Unterdessen hätte man Sophie und Tabatiere fast ver-

gessen, wenn nicht sie selbst gekommen wäre mit mehreren alten Tabatieren und einem großen bleiernen Hafen. „Papa," sagte sie, „leset selber aus, welche Ihr wollt; die rechte, welche Ihr sonst braucht, habe ich nicht finden können; ich habe Euch alte gebracht und der Hafe zum Fülle, weli Ihr am liebste heyt." — „Dankeigist," sagte der Papa, „i ha-se gfunde." — „Ergüsi, Jumpfere," sagte der Sigrist, „ist's erlaubt?" und längte mit gstabeligen Fingern in den Hafen. — „Hü, du —" sagte Christen und verschluckte aus Respekt den Rest. — „Leb wohl, Kind," sagte die Mama, „häb guet Sorg, und wenn d' Chalbervögel machst, su hau-se-n-emel nume dünn."

Sophie war ein starkes, stolzes Mädchen, das nicht leicht sich bloß gab, seine Gefühle in sich zu verwerchen wußte, mit seinen Grundsätzen aber nicht hinter dem Berge hielt; wäre es ein Mann geworden, es hätte was Mannhaftes vorgestellt; jetzt war es das Licht seiner Eltern in ihren alten Tagen, und das ist das Höchste, was ein Kind sein kann. Was Sophie machte zwischen der Abreise der Eltern und dem Mittagessen, das wissen wir nicht, allweg keine Kalbervögel.

Als um zwölf Uhr aufs Läuten der Vikari hinunter kam, war Sophie gefaßt und seine Augen nicht mehr rot. Ganz verwundert sah der Vikari sich mit Sophie alleine; von der Abreise des pfarramtlichen Paares wußte er nichts. Er hatte wohl anfänglich außergewöhnlich viel Thüren gehen hören, später eine ungewöhnliche Stille; aber was das zu bedeuten hätte, hatte ihm niemand gesagt, und darnach zu fragen hielt er unter seiner Würde. Man glaubt es gar nicht, wie gstabelig und gemessen das in einem Pfarrhause zugehen kann, wenn Vikari und Familie sich gegenseitig aufs

hohe Roß gesetzt haben; wie wenig Worte da gewechselt werden, wie wenig man von einander Notiz zu nehmen scheint, während man sich jeder Miene achtet, jedes Räusperns, jedes ungewohnten Schrittes, ihn zum Gegenstand ernsthafter Betrachtungen macht, die recht peinlich werden, weil man nie fragen darf, ob man mit seinen Schlüssen und Erklärungen das Rechte getroffen. Nun geht es im Menschen wie im Wetter, das trocken geworden ist. Es giebt eine Zeit, wo die Trockenheit steiget und, gäb wie es Wolken giebt, für Guggers Gewalt kein Regen fallen will; und wiederum eine andere Zeit, wo es noch trocken ist unten, in höhern Luftschichten der Regen sich bereitet und husch da ist, ehe man es sich versieht, ja meint, erst jetzt wolle es recht trocken werden. Gerade so ist's in sogenannten gespannten Verhältnissen. Während der Spannungsstoff im Herzen aufgehäuft ist, wächst die Spannung; man wird alle Tage trockener, redet alle Tage ein Wort weniger, nimmt eine Notiz weniger, und wenn jemand ein Bein brechen sollte, so bestimmt man sich, ob man nach dem Falle fragen oder kaltblütig abwarten wolle, ob man ihn erzähle. Aber wie der Zahn der Zeit nichts Zeitliches verschont, so beißt er sich auch in diesen Stoff, verzehrt ihn allmählig, und bei kleinem Anlasse löst sich die Spannung; es giebt einen herzhaften, nahrhaften Streit, auf den gut Wetter folgt, oder einen sanften Regen und noch besseres Wetter darauf. Zuweilen aber erzeugt sich der Spannstoff neu in ungeheurer Masse und hält dann lange vor. Vor einem halben Jahre hätte der Herr Vikar an den Tisch sich setzen können, siebenmal mit Sophie alleine, er hätte nicht gefragt, warum? und Sophie hätte ungefragt ihm die Ursache noch siebenmal weniger angegeben. Nun stand es aber anders als vor einem halben Jahre; die Erklärung, daß Sophie und

der Doktor wahrscheinlich zusammenkommen würden, die Gewißheit, daß man ihm Sophie nicht aufdrängen wolle, hatten ihn milder gestimmt, an Gift und Argwohn ihm gezehrt, und ein recht aufrichtiges Bedauren mit Sophie hatte sich in sein Herz geschlichen; mit dem frivolen, rohen Doktor, der für nichts Höheres Sinn hatte, mußte sie steinunglücklich werden, dachte er, mit einem Menschen ohne Religion! Und schade sei es doch um sie, vortreffliche Anlagen hätte sie, dachte er. Was sie lese, scheine sie zu verstehen; ohne Empfindung sei sie nicht und manchmal komme ihr wirklich etwas in Sinn, das einem noch zu denken gebe, es sei recht kurios. Freilich habe sie ein böses Maul und sei im hohen Grade spöttisch. Er glaube aber nicht, daß das aus bösem Herzen komme und von wirklich boshafter Richtung; der leidige Doktor werde daran schuld sein, der habe eine satanische Zunge, die ihm der Böse selbst ins Maul gesteckt zu haben scheine. Es sei aber auch kein Wunder; bei den Grundsätzen, welche der Doktor habe, wundere es ihn nur, daß es nicht ärger sei. Wäre einmal das böse Beispiel nicht mehr da, der fatale Doktor überhaupt beseitigt, Jungfer Sophies natürliche Gutmütigkeit würde sich sicher wieder Bahn brechen, und mit ihrer Seele wäre wohl etwas zu machen, sie wäre zu retten, meinte er. Schade, daß kein Vermögen da sei, daß die Leute gelebt hätten wie im Himmel, geholfen allem Lumpenpack und sonst gelebt, als wären sie reich, und nicht gedacht, daß man sparen müsse, weil man nie wisse, wie man es brauchen könne. Wäre Vermögen da, so wäre Sophie eine so üble Partie nicht; mit der Haushaltung wisse sie umzugehen; alles gehe ihr flink von der Hand; auch sei sie so übel nicht, alles gesund und frisch, das sei nicht zu verachten; aber ds Vermöge, ds Vermöge, das fehle, und so heyg eigetlich alles gfehlt; das syg z'letzt doch dHauptsach.

So stund der Thermometer, als er die leeren Plätze erblickte und sich mit Sophie alleine. Warum Herr und Frau fehlen, frug der Vikari. Wo sie hin seien und warum, berichtete Sophie. Sophie war weich im Herzen, hatte Mühe an sich zu halten, die innige Angst zu verbergen. Das gab ihr etwas Weiches, Mildes, an welches der Vikari nicht gewohnt war; ihm war hauptsächlich die schnippische, spöttische Seite zugekehrt gewesen. Nun gab ein Wort das andere; Sophie erzählte, wie der Doktor sich opfere, Jugend, Gesundheit der Treue in seinem Berufe und wie ihm nicht zuzusprechen sei, wie er selbst seinem Eifer nicht abbrechen könne, wenn er sich es auch vorgenommen, auch das, was er opfere, in keinem Verhältnisse stehe zu dem, um deswillen er es einsetze. Mache man ihm darüber Vorwürfe, so antworte er, an ihm sei es nicht, zu berechnen, was er thue; den Wert von dem zu ermessen, um weswillen er es thue, dafür habe Gott allein die Wage. Ja, ja, sagte der Vikari, er hätte nichts darwider; so was man sage, sei der Doktor ein vortrefflicher Mann; desto mehr sei es Schade, daß er nicht christlicher sei, sondern ein so frivoles Wesen hätte und so verderbliche Grundsätze und Ansichten. Sophie ward rot, und der Geist des Zornes regte seine Flügel. Ja, sagte sie, das sei wahr; Herr, Herr sagen thue er nicht viel, auch nicht an die Brust schlagen und beten vor den Leuten; aber den Willen des Vaters thue er und dem wandle er nach, der für andere gestorben sei. Die Leute möchten das Nervenfieber oder die Röteln haben und Weg und Wetter sein, wie sie wollen, er frage nie: könnte ich es auch bekommen, könnte es mir schaden? Da war am Vikari der Kehr rot zu werden. „Jungfer Sophie," sagte er, „ich weiß wohl, was Ihr meint; Ihr hauet mir wieder eins nach altem Brauch; aber Ihr thut mir un-

recht. Es ist wahr, ich bin zu niemand gegangen, welche die Rötle oder das Nervenfieber hätten; aber es verlangte mich niemand, und denket! wie leicht ich die Rötle hätte aufleſen können; denn ich habe ſie noch nicht gehabt, denket!“ „Und dann,“ ſagte Sophie, „was wäre das geweſen; es hat ſchon mancher Menſch ſie gehabt, und wenn es anfangs ſchon rote Punkte im Geſichte gibt, die vergehen bald, ſagt man, und man ſei nachher nicht weniger hübſch als vorher.“ — „Um das iſt's mir nicht, Jumpfer Sophie,“ ſagte der Vikari, „ich bin kein ſo eitles Ding, wie deren ſo viele herumlaufen; aber meine Mutter hat mir geſagt: „Ludi, ſchon di, dRötle heſt no nit gha, ds Scharlachfieber nit. Überhaupt vor allen-anſteckete Chrankheite hüet di; i üſer Familie möge mir ſe nit erlyde; mir hey gar es lebigs Bluet.“ Ha-n-i mi jetz, ſo für nüt und wieder nüt, ſölle ga uſſetze, wo mi ja niemer begehrt het?“ — „Herr Vikari,“ ſagte Sophie, „was meint Ihr, wenn die alti Jowäger ds Scharlachfieber gehabt hätte, wäret Ihr auch gegangen, ihre Seele zu retten? Dorthin ſeid Ihr ja auch ungerufen gegangen.“ — „Jumpfer Sophie,“ ſagte der Vikari, „ſolche Fragen muß ich mir verbeten; Ihr ſeid nicht mein Viſitator, und es iſt beſſer, wir kommen nicht wieder in dieſen Ton.“ „Indeſſen,“ ſetzte er nach einigem Beſinnen hinzu, da die Milde in ihm vorherrſchend war, „ich ſchäme mich nicht es zu ſagen; ich habe meine Schwächen, ſo gut als andere Menſchen, und eine davon iſt die, daß ich mich vor Krankheiten fürchte. Es iſt mir ſchrecklich, nur zu denken, wie ich krank werden könnte, geſchweige denn krank zu ſein. Meine Mutter ſelig hat mir von Jugend auf geſagt: „Ludeli, Ludeli, häb Sorg, du chönnteſt chrank werde, und chrank ſy iſt e ſchröcklichi Sach, du glaubſt nit.“ Das iſt mir nachgegangen, ich kann nicht helfen, und das wird mir

der Herr wohl verzeihen. Aber solche Ansichten zu haben wie der Doktor, keinen Glauben zu haben wie er, das ist schröcklich, glaubet mir das, Jumpfer Sophie. Ich meine es gewiß gut; aber wenn ich so einen Menschen ohne Glauben ansehe, es kömmt mich alle Mal ein Schauer an und besonders, wenn ich mir dabei denke, wie ein solcher Mensch Frau und Kinder unglücklich machen muß, ja im Stand ist, sie um ihr Seelenheil zu bringen." — „Herr Vikari," sagte Sophie, „ich weiß nicht, soll ich böse werden oder soll ich lachen; aber wie gspäßig Ihr mr vorchömmet, cha=n=i=n=Ech nit säge." — „Was ist denn da gspäßigs, i möcht Ech gfragt ha?" sagte der Vikari. — „Werdet nit höhn," sagte Sophie. „Da Ihr es gut meinen möget, so will ich es auch nicht werden, obgleich ich alle Ursache dazu hätte; aber meine Meinung erlaubt mir zu sagen, Ihr habt mir die Eure gesagt; ich denke, an mir sei jetzt auch dr Kehr. Wenn ich Euch ansehe, so geht es mir mit Euch, wie Euch mit dem Doktor: Ihr dauert mich; aber auch er dauert mich; Ihr dauert mich alle beide. Ihr dauert mich, und warum? Ihr seid ein Meisterlösli von Jugend auf; Euere Person ist Euch alles, und die ganze Welt wertet Ihr nach dem Maßstabe, welchen die Meisterlosigkeit verfertigt, und Euer ganzes Thun hängt wieder von der Meisterlosigkeit ab oder mit andern Worten, reine Selbstsucht oder, mit Euch zu reden, der alte Mensch regiert Euch noch vollständig, hat sich aber hinter schöne Ansichten verkrochen, mit Dogmatik verschanzt und wehrt sich gewaltig mit Bibelsprüchen, so daß, wenn man nicht durch die Spalten sieht, es rund um Euch wie wahres Christentum aussieht. Aber es ist es doch nicht. Ihr wollt die Welt bekehren; aber an Euch selbst erprobet Ihr euer Christentum nicht, seine Kraft habt Ihr nicht erfahren. Bedenkt doch, wie empfindlich Ihr seid, wie miß=

trauisch, wie eifersüchtig auf meinen guten Papa, wie besorgt um Eure Person, wie ängstlich, fast als ob Ihr von keiner Vorsehung etwas wüßtet, wie gebunden an ein gut Plättlein, das wir Euch übrigens von Herzen gönnen, wie so ganz ohne alle Freudigkeit. Seht, und eben deswegen bedaure ich Euch; denn auf dem Wege werdet Ihr nichts werden als ein grämlicher Greis, der den Himmel nie blau sieht, werdet in düsterem Sinn verkümmern, werdet am Ende auch um alle Euere schönen Redensarten kommen und nichts als Seufzer und Klagen haben über die Menschen nicht nur, sondern auch über die Führungen Gottes. Was aus Euern Ansichten werden wird, weiß ich nicht; aber Ansichten, die nicht eins geworden sind mit dem Thun, wie die Seele mit dem Leibe, scheinen mir nur Nebel, und die gestalten sich bekanntlich alle Augenblicke anders. Ob Ihr mit diesem grämlichen Sinn eine Familie glücklich machen werdet, weiß ich nicht; aber ich glaube es nicht, Ihr werdet den Fehler nie an Euch suchen wollen und in all Euern Wunderlichkeiten nicht den Ausdruck des vermeisterlösleten Kindes erkennen wollen, sondern nichts als Euere natürlichste Natur, die Ihr schonen müßtet und somit werdet Ihr Euere Leute unglücklich machen oder werdet von ihnen zum Besten gehalten, verachtet werden, und Ihr werdet jedenfalls nicht die heitern Tage haben, wie unser gute Papa sie hat.

„Aber auch den armen Doktor bedaure ich, dem sein Leben in seinem Berufe aufgeht, der nie das Seine sucht, Geld verschmäht, das Hemd weggibt, sich selbst in jede Gefahr stürzt, um einen Bettlerknaben zu retten. Der hat nie Zeit an sich zu denken, sein Sinnen geht auf andere; er kennt keine Bequemlichkeiten, hat keine Rücksichten für sich und fordert keine. Er ist heftig, wild, aber nicht für sich, für andere;

wenn man ihn verfolgt in seinem Thun, so kömmt er einem fast wie ein Engel vor, und doch bedaure ich ihn, möchte manchmal bitter weinen für ihn. Seine Treue, seine Liebe sprudeln aus seiner edlen Natur, sind aber eben ungeregelte Triebe; sie reißen ihn fort zu ungemessenem Fluge, bis er zu nahe der Sonne kommt und zurücksinken muß in tiefe Nacht. Ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll, ich ungelehrtes Mädchen, daß Ihr mich nicht unrecht versteht, nicht böse werdet. Ihr habet einen Glauben; ob er der rechte ist, weiß ich nicht, aber Euer Thun entsteht nicht aus Euerm Glauben, sondern aus Euerer Natur; eben daher kommen auch des Doktors Werke; aber wie gut sie auch sind, seine Natur ist doch die rechte nicht, ist eine sündhafte, treibet zur Sünde, treibt ihn zur höchsten Sünde, sein eigener Gott sein zu wollen, seines Schicksals Schmied, wie man sagt. Das thut aber ein Mensch nie ungestraft, und das Gefühl seiner Ohnmacht, der eigenen Unzulänglichkeit kömmt früher oder später mit zermalmender Gewalt über ihn, wie Papa sagt, macht ihn zum Menschenhasser oder führt in zu der Lasterhaftigkeit, die aus innerer Zerstörung kömmt, oder zu Schwermut oder Wahnsinn. Denn, sagt der Papa, es bedarf der Demut, der Anerkennung unserer Ohnmacht, der Allgewalt Gottes; es bedarf das Bewußtsein unserer Sündhaftigkeit und der Erlösung und Genugthuung in Jesu, der Notwendigkeit, daß der Geist des Herrn unserer Schwachheit aufhelfe, um weder ein Narr noch ein Vieh zu werden; so wie aber alle diese Worte, sie möchten ausgesprochen werden wie sie wollten, nichts hülfen, wenn sie nicht zur aufopfernden Liebe und Treue, zur Tötung unserer Selbstsucht uns brächten. Und das ist, was dem Doktor fehlet; früher oder später wird er an den Menschen oder an sich verzweifeln, weil er den freund-

lichen Vater im Himmel nicht kennt, der denen, die ihn lieben, alles zur Seligkeit wendet und den Treuen lohnet, der bis ans Ende ausharret, und wohin das ihn führen wird, weiß Gott. Doch er ist so gemütlich, so herzinnig gut im Grunde, daß Gott ihm vielleicht sein Thun mit seinem Glauben auf sanfte Weise vermittelt, auf welche Weise, weiß ich nicht, aber er verdient es". Während Sophie sprach, hatte ihr ganzes Wesen sich erhoben, die Wangen waren blendender geworden, die Augen schwammen in eigenem Glanze. Verstummt war der Vikari gegenüber gesessen; kein Auge hatte er von Sophie gewendet, und als sie schwieg, fragte er endlich: „Also Ihr glaubet, der Doktor sei besser als ich?" Fast wehmütig klang sein Ton.

„Euern beidseitigen Wert abzuwägen, habe ich keine Wage, und Urteil sprach ich noch keins aus; aber daß Ihr mir beide einen Mangel zu haben scheint, das habe ich ausgesprochen. Euch fehlt die Frucht des Glaubens, ihm das Fundament zu seinem Thun, Euch die Kraft in Euern Ansichten, ihm die Verklärung seiner Werke; wem mehr fehlt, weiß ich nicht; fraget Gott." — „Aber ich bin doch ein Christ und er ist keiner," antwortete der Vikari. — „Wer hat Euch das eine oder das andere gesagt?" antwortete Sophie. „Vergesset nicht: Mit welchem Maße ihr messet, mit dem wird Euch wieder gemessen werden." — „Spricht hier nicht die Bibel?" fragte der Vikari. — „Die Bibel spricht gerade wie ein Spiegel," antwortete Sophie; „wen das eigene Licht blendet, sieht sich immer im Licht, andere im Schatten, und wen geistige Verblendung plagt, wird weder auf sich noch andere getreu die Bibel anzuwenden wissen." Da sagte der Vikari: „Ihr kommt mir da sehr streng, Jungfer Sophie; ich will nicht hoffen, daß Ihr mit mir das Gespött treiben

wenn man ihn verfolgt in seinem Thun, so kömmt er einem fast wie ein Engel vor, und doch bedaure ich ihn, möchte manchmal bitter weinen für ihn. Seine Treue, seine Liebe sprudeln aus seiner edlen Natur, sind aber eben ungeregelte Triebe; sie reißen ihn fort zu ungemessenem Fluge, bis er zu nahe der Sonne kommt und zurücksinken muß in tiefe Nacht. Ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll, ich ungelehrtes Mädchen, daß Ihr mich nicht unrecht versteht, nicht böse werdet. Ihr habet einen Glauben; ob er der rechte ist, weiß ich nicht, aber Euer Thun entsteht nicht aus Euerm Glauben, sondern aus Euerer Natur; eben daher kommen auch des Doktors Werke; aber wie gut sie auch sind, seine Natur ist doch die rechte nicht, ist eine sündhafte, treibet zur Sünde, treibt ihn zur höchsten Sünde, sein eigener Gott sein zu wollen, seines Schicksals Schmied, wie man sagt. Das thut aber ein Mensch nie ungestraft, und das Gefühl seiner Ohnmacht, der eigenen Unzulänglichkeit kömmt früher oder später mit zermalmender Gewalt über ihn, wie Papa sagt, macht ihn zum Menschenhasser oder führt in zu der Lasterhaftigkeit, die aus innerer Zerstörung kömmt, oder zu Schwermut oder Wahnsinn. Denn, sagt der Papa, es bedarf der Demut, der Anerkennung unserer Ohnmacht, der Allgewalt Gottes; es bedarf das Bewußtsein unserer Sündhaftigkeit und der Erlösung und Genugthuung in Jesu, der Notwendigkeit, daß der Geist des Herrn unserer Schwachheit aufhelfe, um weder ein Narr noch ein Vieh zu werden; so wie aber alle diese Worte, sie möchten ausgesprochen werden wie sie wollten, nichts hülfen, wenn sie nicht zur aufopfernden Liebe und Treue, zur Tötung unserer Selbstsucht uns brächten. Und das ist, was dem Doktor fehlet; früher oder später wird er an den Menschen oder an sich verzweifeln, weil er den freund-

lichen Vater im Himmel nicht kennt, der denen, die ihn lieben, alles zur Seligkeit wendet und den Treuen lohnet, der bis ans Ende ausharret, und wohin das ihn führen wird, weiß Gott. Doch er ist so gemütlich, so herzinnig gut im Grunde, daß Gott ihm vielleicht sein Thun mit seinem Glauben auf sanfte Weise vermittelt, auf welche Weise, weiß ich nicht, aber er verdient es". Während Sophie sprach, hatte ihr ganzes Wesen sich erhoben, die Wangen waren blendender geworden, die Augen schwammen in eigenem Glanze. Verstummt war der Vikari gegenüber gesessen; kein Auge hatte er von Sophie gewendet, und als sie schwieg, fragte er endlich: „Also Ihr glaubet, der Doktor sei besser als ich?" Fast wehmütig klang sein Ton.

„Euern beidseitigen Wert abzuwägen, habe ich keine Wage, und Urteil sprach ich noch keins aus; aber daß Ihr mir beide einen Mangel zu haben scheint, das habe ich ausgesprochen. Euch fehlt die Frucht des Glaubens, ihm das Fundament zu seinem Thun, Euch die Kraft in Euern Ansichten, ihm die Verklärung seiner Werke; wem mehr fehlt, weiß ich nicht; fraget Gott." — „Aber ich bin doch ein Christ und er ist keiner," antwortete der Vikari. — „Wer hat Euch das eine oder das andere gesagt?" antwortete Sophie. „Vergesset nicht: Mit welchem Maße ihr messet, mit dem wird Euch wieder gemessen werden." — „Spricht hier nicht die Bibel?" fragte der Vikari. — „Die Bibel spricht gerade wie ein Spiegel," antwortete Sophie; „wen das eigene Licht blendet, sieht sich immer im Licht, andere im Schatten, und wen geistige Verblendung plagt, wird weder auf sich noch andere getreu die Bibel anzuwenden wissen." Da sagte der Vikari: „Ihr kommt mir da sehr streng, Jungfer Sophie; ich will nicht hoffen, daß Ihr mit mir das Gespött treiben

wollt. Aber über eins muß ich mich wundern, darüber nämlich, daß Ihr so ziemlich gewandt über geistliche Sachen zu reden wisset und Euch recht ordentlich ausdrücken könnet, ohne doch Übung zu haben in solchen Gesprächen und ohne eben mit der Sache Euch zu beschäftigen?" — „Woher wißt Ihr, daß ich keine Übung habe in geistigen Reden und daß die wichtigste Angelegenheit der Menschen mich nicht beschäftigt?" — „Ihr habt ja noch gar nie mit mir darüber geredet, und wenn ich von solchen Dingen anfangen will, so brecht Ihr ab oder lauft fort," antwortete der Vikari, „während Ihr stundenlang mit dem Doktor Euch herumstreiten könnt über Sachen, von denen mich dünkt, sie sollten eine Tochter wenig interessieren." — „Vielleicht aber interessiert mich der Doktor destmehr," antwortete Sophie, mit einem Gesicht, in welchem ein ganzer Kratten Lachen sprühte. Doch, da blutrot der Vikar wurde, ward alsbald Sophie wieder ernsthaft und sagte: „Verzeiht, es ist mir weiß Gott nicht ums Lachen; aber Ihr treibet einem dazu mit Euerm Katechisieren. Mit meinen Eltern, mit meinen Lieben rede ich viel von geistlichen Dingen, ich erbaue mich gerne daran, aber ich zanke nie darüber. Ich habe es mit ihnen, wie Mädchen es mit ihrer Liebe haben sollen; mit Vertrauten rede ich gerne darüber, aber nicht mit Fremden. Wenn ich mit dem Doktor viel rede und über Unbedeutendes, so habt Ihr vergessen, daß wir miteinander aufgewachsen sind und vieles uns bedeutend scheinen mag, was andere nicht fassen." „Das wird eben die Liebe machen," antwortete der Vikari rasch und eifrig. — „Und wenn es es wäre, Herr Vikari, so wäre ich doch darüber keine Antwort schuldig," antwortete Sophie, stund rasch auf und sagte: „Es wird Zeit sein abzuräumen." Der Vikari war kaput; er war wieder an den Rand eines

Feldes gekommen, auf dem er sich für sein Leben gerne tummelte; auch hätte er da noch manche lehrreiche Redensart anzubringen gewußt; er fragte daher: „Ihr seid doch nicht höhn? Ich habe es nicht bös gemeint; das ist mir so entronnen, ich weiß nicht wie.“ — „Habt nicht Kummer, Herr Vikari, höhn bin ich nicht; aber wenn ich schon nur ein Landmeitschi bin, so weiß ich doch, daß es Schranken im Gespräche gibt, die man nicht überschreiten soll, es sei einem dann erlaubt worden; zudem dachte ich: während wir hier von ihm redeten, wie von einer toten Sache, ringe der arme Doktor wirklich mit dem Tode oder sei schon tot.“ Die zurückgedrängten Gefühle sprudelten aufs neue auf; Sophie ging hinaus.

Einen strengen Nachmittag hatte der Vikari zu verwerchen, bald dachte er daran, was er Sophie noch alles hätte sagen sollen und wie er sie hätte abfertigen können, daß sie das Gäxnäsi hintere gehabt, und bald sinnete er Sophie nach, wie es doch ein nettes Meitschi wäre, wenn es recht geleitet würde, und wie es ein verdienstlich Werk wäre, wenn man es auf den rechten Weg leitete; das Mädchen hätte Grütz im Kopf und aus dem wäre was zu machen. Es sei wirklich schade, daß so wenig Vermögen da sei und die Eltern so wenig für ihre Tochter gesorget und gemeint, sie müßten gute Leute sein und immer geben, wo man etwas von ihnen wolle; däweg komme man nicht durch die Welt, sondern z'arme Tage, und wenn man es selbst wohl noch machen könnte, so müßten es am Ende noch die Kinder entgelten. Sein Studieren von dem einen zum andern brachten ihn in ein rechtes Fieber; er mochte das z'Abe gar nicht erwarten und paßte aufs Läuten wie ein Sekretär aufs Zwölfeläuten (die ersten haben Dispensen). Es fehlte nicht viel, er hätte

alles aufs Papier geworfen, was er thun und sagen wollte, eine Analyse gemacht. Endlich läutete es. Im Satz war er bei der Thüre; dort besann er sich, blätterte noch in einem Buche, brachte sich in eine kaltblütige Disposition, ungefähr wie ein Offizier, wenn er das Häftli am Kragen einmacht und Handschuhe anzieht, und stieg die Treppe hinunter. Aber gäb wie er ansetzte, um in Stimmung und Gespräch zu kommen wie am Mittag, es gelang nicht. Sophie war kalt im Äußern, unruhig im Innern, winkte jedem längern Gespräche kurz ab; der Vikari hatte seine zwei Tassen getrunken, er wußte nicht wie, und als Sophie ihm die dritte offeriert hatte und er sie abgeschlagen, sagte sie: „Exküse, Herr Vikari, aber i mueß in den Keller, die Äpfel faulen stark und morgen wollen wir backen.“ — „Es ist doch e Bock, sage man was man wolle; man sieht ihm von weitem an, daß es nicht in Bern in der Töchternschule gewesen ist,“ dachte der Vikari, und kam lange zu keinem freundlichen Gesichte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Wie Sophie werchet in ihrer Seele und wie es beim Doktor innerlich spukt.

Sophie hatte die Offenheit über Mittag leid gethan; „Wenn er nur jetzt nicht meint, ich wolle ihn zu meinem Vertrauten machen und die Herzensergießungen fortsetzen,“ dachte es. Zudem wollte es lieber alleine sein, wenn die Eltern heimkamen; mochten sie Nachricht bringen, welche sie wollten, so brauchte es sich nicht zu genieren.

Es mußte lange darauf warten und ſtand, es weiß kein Menſch wie oft, unter die Hausthüre, ehe es das Schlittengeläute hörte. Der Papa kam alleine und brachte gute Nachricht. Der Doktor war noch ſchwach; aber die Anfälle waren nicht wiedergekommen, und Käthi ſelbſt hatte die Mama gebeten, da zu bleiben, nit um ihm abzuwarten, ſondern nur, damit er minder Längizyti habe u nit immer a die donſtigs Zwilchchutte denke, wo öppe krank ſein könnten. Er ſyg e Grüſel; es wüß ke Mönſch, was es mit ihm heyg; aber mach er ume ſo u fahr furt, ſo werde man ſehen, wie es gehe; aber ſchuld daran wolle es dann nicht ſein; ſeine Sache habe es gethan wie öppe nit mängs ſe tha hätt, wenn ihm ſcho ke Mönſch drfür dank und es bi allene dr wüeſt Hung ſi müeß.

Sophie ließ der Doktor herzlich grüßen und ihm ſagen, es ſolle doch ds Jowägers Bricht machen, daß es ihm beſſer gehe und ſie auch von ihm grüßen, beſonders die Jungen. Dr Jung hätte ihm einen großen Dienſt geleiſtet und er ſei verſtändiger als man es ihm anſehe.

Dieſer Auftrag wurmte Sophie, es wußte nicht warum; es ärgerte ihns, daß man es ihnen appart ſollte ſagen laſſen, daß er beſſer ſei; vernehmen würden ſie es ja ohnehin. Die Leute würden doch denken, was da für ein appart Gläuf und Gſchick ſei. So in einem Meitſchiherz regt ſich gar manches, es begreift es ſelbſt nicht; wo die Herzen aber gut, ſtark und treu ſind, da wird dasſelbe über Nacht verwerchet und verwunden; wenn am Morgen die Sonne aufgeht, ſpiegelt ſie ſich in einem wieder lauter gewordenen Herzen.

Als am folgenden Morgen der Pfarrer fragte: „Haſt du es ds Jowägers ſagen laſſen?“ antwortete Sophie: „Nein,“ aber es gedenke gleich nach dem Frühſtück ſelbſt zu gehen, mit Schrecken hätte es geſehen, daß ſie mit den Eiern faſt

aus seien, vielleicht, daß sie ihm geben könnten oder sagen, wer hätte.

Es war ein kalter Morgen; wie schwerer Rauch schien des Mundes Hauch; es knarrte der Schnee unter den Füßen, glitzerte und funkelte wie ein Diamantenfeld; eng ward die Nase und kalt, und zwischen einem zarten Jungfernnäschen und einer alten Branntweinnase war fast kein Unterschied mehr. Gäb wie Sophie in sein braunes, etwas fadenschyniges Mäntelchen sich hüllte, gäb wie gschwind es trippelte, ein erfrornes Näschen brachte es doch zu Jowägers hinauf, wo man mit Freude und Verwundern ds Herre Söphi daher kommen sah. Es werd welle cho säge, wie's am Dokter gang, und es werd nit sövli bös sy, sust chäm es nit selber, und brav sei's von ihm, daß es sich selbst gmüehe mög u syg no so chalt. Freundlich ward Sophie von Meyeli unter der Thüre schon empfangen und brauchte nicht lange zu hoschen und zu warten. „Herr Jemer, chömet Ihr, Jumpfere, i der Chälti; nei aber, gschwing chömit yche. Chömit i dHingerstube, si ist o warmi, u=n=i dr vordere hey mr dSchnyder, u da wüsset Dr wohl, wie das usgseht, wenn die a=mene=n=Ort sy."

Wie üblich sagte Sophie, es wolle sich nicht aufhalten, es wolle nur ausrichten, was der Vetter Ruedi befohlen, dem Jakobli noch zu danken und ihnen sagen zu lassen es gehe recht ordentlich, er hoffe, bald wieder zweg zu sein. In der freundlichen Stube, in welche die Morgensonne schien, mußte Sophie absitzen um sich zu wärmen, wie Meyeli sagte. Es wolle geschwind den Mann rufen, es werd=ne freue, z'ghöre, daß es em Dokter guet gang; er heyg ihm sither geng es Gwüsse drus gmacht, daß er nit mit ihm bis hey syg. Meyeli benutzte die Gelegenheit, ein Brot zu holen und eine Flasche mit süßem, angemachtem Brönz, wie in den meisten Häusern

zu finden ist, und Sophie mußte, es mochte sich wehren wie es wollte, davon einige Schlückchen kosten, mußte es rühmen und fragen, wie sie es ansetzten. Dazu kam Jakobli, erzählte die ganze Geschichte noch einmal und erzählte auch, um ds Herre Söphie Freud zu machen, er wollte wetten, unter Tausenden seien nicht zwei wie dr Doktor. Während es ihn zusammengezogen, fast wie eine Weidenrute, habe er noch an seine Frau gesinnet; er werde denkt ha, wenn er sterben sollte, so könnte niemand mehr sagen, was er gesehen. Er habe ihm gesagt, sie sei bös zweg und ausgelegt warum, und kein Mensch habe ihm etwas davon gesagt; es hätte gar niemere daran gesinnet, und doch sei es Punktum so gewesen, wie er gesagt. Meyeli wollte immer ablenken, pressierte ds Herre Söphi mit Brönz, konnte aber doch nicht sich enthalten, zu sagen, das werde es dem Herr Doktor nie vergessen, daß er noch an ihns gesinnet, e sellige Herr und äs es eyfalts Burefraueli; es müeß geng und geng dra sinne.

Es wurde ds Herre Söphi ganz kalt wieder, trotz der warmen Stube, und an der Nase biß es es ärger als früher draußen; im Halse ward es geschnürt, daß kaum der Atem herauf mochte, und das Herz that ihm so weh, so herzinniglich weh, daß es mit der Hand darnach fuhr, es hielt und drückte. Also Rudi hatte nicht an ihns gedacht, sondern an die da; einer jungen, hübschen Frau strebten seine letzten Gedanken zu, der da, die ihm gegenüber saß! Sophie hielt an sich, wie ein starkes Mädchen; weder bittere Worte noch bittere Thränen entfielen ihm, wohl aber die frühere Freundlichkeit; es fühlte, lange hielt es es hier nicht aus. Es brach mutz ab, vergaß die Eier, und auf die Frage, warum es plötzlich so pressiere, es sei ja nicht einmal erwarmet, sagte es, es werde ihm fast wunderlich, es müsse an die Luft, und eingefallen sei ihm

plötzlich, daß es der Köchin nicht gesagt, was sie zu Mittag kochen solle; so müsse es heim. Mit einer Hast machte es sich los und eilte fort, daß es dem Meyeli schwer auffiel. „Ha=n=i mi ächt öppis vrfehlt?“ fragte Meyeli; aber i wüßt doch schier nit mit was, aber si ist plötzlig so wunderligi worde=n=und het es Pressier gha, daß i nit wüsse cha, wäs das bidüte söll.“ „Gmüehy di nit,“ sagte Jakobli, es wird sy wie si gseit het; si wird ds agmacht Brönz nit möge=n=erlyde, i ha's früeher o so gha, u=n=i ha scho vo meh Lüte ghört, die's o so heyge.“

Oft stand Sophie still das Feld ab, drückte die Hand auf die Brust, die auf einmal so enge ward, zog den Atem mühsam hinauf, wehrte den hervorquellenden Thränen, dem andringenden Schluchzen, und in der Gedanken wirbelndem Gewirre stand groß und schwarz: also damals dachte er nicht an dich, sondern an eine andere. Wer es weiß, was es ist, wenn man sieht, daß der letzte Blick eines Sterbenden einen sucht, der letzte Händedruck einem wird, das letzte Wort einem giltet, der letzte Gedanke einen mitnimmt in die andere Welt hinüber und wie dem Geliebtesten das Letzte giltet, der letzte Gedanke es hinüber nimmt, ja, wie die Sage sagt, der scheidenden Seele das Recht giebt, dem abwesenden Geliebten den letzten Gruß selbst zu bringen und das Zeugnis, daß sie ihn im Tode nicht vergessen, der mag Sophies Weh ermessen, als es vernahm, wo Ruedis Gedanken weilten, als er an des Grabes Pforten sich wähnte.

Ein flüchtiger Kuß, ein mutwillig Augenspiel, neckische Worte, wie brennen die das Feuer der Eifersucht nicht an in liebenden, erregbaren Herzen; aber wie wenig haben sie meist zu bedeuten, hinterlassen keinen Eindruck, und mit Strömen von Liebe löscht der Geliebte der Geliebten Eifer=

sucht. Aber nach dem letzten Blick giebt es keinen Blick mehr, und nach dem letzten Gedanken kömmt kein neuer Gedanke mehr und trägt die verlassene Geliebte hinüber ins ewige Gedenken; was mit dem letzten Gedanken gegangen ist, das bleibt dem Geliebten in Ewigkeit. So ist diese Untreue, die vielen so unbedeutend scheint, die größte, die bleibendste; sie zeuget von des Herzens wahrer Meinung und sie bleibet in Ewigkeit. Und Sophie war nicht das Bild, das er mit hinüber getragen hätte; bei Sophie war seine Seele nicht, als er zu scheiden meinte! Das war's, was so weh dem armen Mädchen machte, das Herz ihm abdrücken wollte. Aus dem Weh erzeugt sich zumeist der Zorn gegen die, von denen das Weh kömmt; auch er quoll bei ds Herre Söphi auf; warum sollten wir es verhehlen, war es doch ein Menschenkind wie ein anderes. Zorn über Ruedi! „So hätte ich ihn nicht geglaubt," dachte Sophie, „habe ihn immer für besser als die andern gehalten; aber er ist wie alle. Ich hätte es nicht geglaubt, daß er auch so wüst wäre; aber was weiß man; zu trauen ist keinem, und so-n-e Doktor, wie viel Anlaß hat er nicht! Aber schlecht ist's allweg von ihm, und noch dazu eine Frau, die Mann und Kind hat." „Aber sie wird ihm Anlaß gegeben haben," sprach der sich wendende Zorn, „ich weiß wohl, wie viele Weiber sind; sie müssen alle löcken und die scheint auch der Art zu sein, macht sie doch immer ein so kokettes Mineli, und wenn sie sich nicht darauf verstünde, ihr Mann wäre nicht so an ihr ghanget, gleich vom ersten Mal, die Täsche was sie ist, und thut so fromm drzue und so unschuldig. Und will dem Doktor nichts gesagt, er soll alles gemerkt haben, die Täsche, ja wolle!" So brannte lichterloh die Flamme der Eifersucht in Sophie, bis sie in den Strahlen eines höhern Lichtes erloschen. Es kam über

Sophie das Gefühl der Ungerechtigkeit, seiner menschlichen Schwäche, der überspannten Forderung, daß es meine, es sollte auf Erden einer Seele ihr Höchstes, alles in allem sein. Hatte es nicht dem Vikar von des Doktors Treue geredet und wie in seinem Beruf sein Leben aufgehe, hatte ihn deswegen so hoch gestellt, und daß er zuletzt an Meyeli dachte, war das eine Untreue an Sophie, war es nicht vielmehr die Treue bis in den Tod an seinem Beruf, waren es nicht vielmehr Meyelis Zustände, bei denen seine Seele war, als Meyelis Wesen und Holdseligkeit? Meyelis Hülfsbedürftigkeit, machte sie es nicht zu des Doktors Nächsten, dem er in diesem Augenblick noch Hülfe konnte werden lassen? Und über diese Treue, ob der er alles vergaß, sich selbst, Leib und Seele, sollte es zürnen, sollte sie brechen wollen durch Forderungen, die nirgends Grund hätten, als in altem, angestammtem Wahn und in der eigenen Eitelkeit und Selbstsucht, sollte ihn lähmen, ihn anders wollen, bloß um seinetwillen, sollte sein Götze werden wollen, am Platze eines andern Götzen?

Was Sophie vom Doktor wollte und wünschte, war es nicht etwas viel höheres, als dieser Wechsel eines Götzen mit einem andern, war es nicht die Demütigung vor Gott, die Anerkennung, daß derselbe alleine unser eins und alles sei, wir nichts ohne ihn und all unser Thun nur dessen Verherrlichung? Sollte es ihm zürnen, daß er noch immer der Gleiche war wie von Anbeginn, war es eine Täuschung, wenn er auch jetzt gewesen, wie es ihn von je gekannt; sollte es nicht eben jetzt, wo er sich so getreu geblieben, so weit es ein Mensch im Leben kann, um so inniger in Liebe zu ihm stehen, mit treuer Liebe, die eben nicht das Ihre will, zu verklären suchen sein Wesen, zu überwinden seinen Wahn, zu öffnen suchen die Augen der Wahrheit, daß das Heil in der Anbetung liege und nicht in der Selbstvergötterung?

Dieses alles ging aber nicht auf dem Heimwege bloß an Sophie vorüber, lief in einer schnell verlaufenen Stunde in dessen Seele ab; es war ein Wogen und Kämpfen, welches Tage dauerte. Es war einer der Momente in sein Leben getreten, und hatte einen Eindruck in seiner Seele hinterlassen, welcher entscheidend wird fürs ganze Leben. Ein solcher Eindruck wird den einen Seelen zum finstern Sack, aus welchem Finsternis um Finsternis strömt, bis es dunkle Nacht geworden ist in der Seele; in andern gestaltet er sich zu einem glänzenden Punkte, welcher immer strahlender wird, alles finstere verzehrt, die Seele läutert und Tag werden läßt in ihr, wie es auch das Licht ist, welches die Nebel verzehrt und es klar werden läßt zu Berg und Thal. Dieses innere Werden sah man äußerlich Sophie wenig an; bloß hörte es zuweilen nicht, was man zu ihm sagte, vergaß etwas, welches es sonst nie vergessen, und spitzige, spöttische Worte hörte man keine von ihm. Der Pfarrer betrachtete es mit stillem Ernste, der Vikari aber meinte, jetzt, da sie ihm den Kropf geleert, meine sie, fertig zu sein; aber einmal müsse sie doch noch vernehmen, was er von ihr halte. Je mehr er darüber dachte, was er ihr alles sagen wollte, desto mehr drängte sich ihm Sophiens Bild auf; immer mehr mußte er an sie denken, denken, wenn die eine gute Erziehung genossen hätte, so hätte etwas aus ihr werden können; Naturanlagen hätte sie. Jetzt sei sie doch gar zu ungebildet, und von allem, was eine gute Erziehung bezeichne, sei keine Spur: keine Musik, nicht einmal öppis auf einer Guitare, kein Zeichnen, und schöne Arbeiten habe er sie auch noch keine machen sehen, keine Idee von Geographie; sie wisse ja nicht einmal, welches die größten Flüsse in China seien. Alles was sie wisse, habe sie vom Papa gelernt; darum rede sie manchmal, daß man

meine, man höre einen alten Pfarrer, und Takt genug hätte sie nicht, zu begreifen, daß so etwas für ein junges Mädchen sich nicht schicke, so theologisches Zeug! Ja, wenn es wahres Christentum wäre, dann wäre es ein anderes! Wenn es noch jetzt ein halbes Jahr das Glück der Töchternschule genießen könnte, noch jetzt könnte was aus ihm werden; die Anlagen wären da.

Als das erste Mal der Doktor wieder hinaus kam, empfing ihn Sophie mit weichmütiger Freude. „Was hätteſt gſeit," fragte er, „wenn ich geſtorben wäre?" „Briegget hätt i, Ruedi," ſagte Sophie und ging hinaus. — „So hätte doch jemand um mich briegget," ſagte der Doktor, „das iſt mehr als ich geglaubt habe." — „Aber Növö, wie redſt de doch," ſagte die Frau Pfarrerin, „es iſt eine allgemeine Angſt um dich geweſen; du glaubſt nicht, wie viele Leute gekommen ſind, zu fragen, wie es dir gehe." — „Ja, es wird ihnen Angſt geweſen ſein, es gebe ihnen dann niemand mehr die Mittel umſonſt; wenn ſie denken könnten, es mache es ein anderer auch, ſo frügen ſie mir wenig nach." — „E aber Növö, ſo mußt du nicht reden, es iſt nicht recht; es iſt weit und breit niemand ſo beliebt wie du; es dunkt ein faſt, wenn ein paar bei einander ſeien, ſo redeten ſie von dir." — „Und ſtürbe ich heute," ſagte der Doktor, „ſo wäre ich morgen vergeſſen."

Dieſe düſtere Stimmung trat immer mehr hervor bei ihm. Es war ein gewiſſes Sattſein des Lebens, eine eigentümliche Mutloſigkeit, welche ſeiner ſich bemächtigte, ein Verzweifeln an ſich, an ſeiner Kunſt, an den Menſchen. Alles ſei eitel und nichts, ſagte er, und lohne der Mühe ſich nicht; das Höhere, das dem, welches an ſich allerdings eitel und nichts iſt, Weihe und Wert giebt, das fand er nicht. Körperliche Schwäche mochte eine Urſache dieſer Mißſtimmung ſein.

Früher hatte er seinen Körper nicht gefühlt, darum auch nicht geschont; derselbe war ihm gehorsam, versagte ihm keinen Dienst; wohin sein Eifer ihn riß, dahin trug willfährig der Körper die Seele. Nun war es anders; leicht ward er müde; den verstärkten Anforderungen vermochte er nicht nachzukommen; je eifriger der Geist ward, desto schwächer ward das Fleisch. Dieses Gefühl riß ihn zu der größten Ungeduld hin, obgleich er als Doktor am besten wissen sollte, daß Geduld und Schonung alleine die Kräfte nach und nach wieder ersetzen können. „O, was ist der Mensch für eine elende Kreatur!“ rief er oft aus, „das Tier ist besser daran; lieber sterben als so mühselig da ume chrebse und schnaagge!“

Dazu noch ein anderes. Seine Krankheit hatte ihm so recht fühlbar gemacht, wie nötig ihm eine Frau wäre und nicht nur für sein Haus, sondern auch für sein Herz. Käthi zeigte seine Liebe in Branzen und Schelten, gleichsam unter Blitz und Donner, und das ist nicht die Liebe, welche man auf dem Krankenbett gerne hat. Dort muß die Liebe walten, welche still und freundlich ist, mit Blicken zu reden weiß, alles zu erraten weiß, auch wann ein freundlich Wort an seiner Stelle ist. Sophiens immer klarer zu Tage tretende milde Innigkeit, welche alle Späße, alles Zänkeln ausschloß, that seinem wunden Herzen so wohl; er erkannte es alle Tage deutlicher, daß er bei Sophie alles finde, um so recht glücklich zu sein, und dieses Glück glaubte er sich versagen zu müssen. Wie sollte er eine Frau ernähren, da er kaum sich selbst durchzubringen vermochte? Mehrere Jahre hatte er mit großem Erfolg gedoktert, und was erobert? Wenn er einen Rock wollte machen lassen, so mußte er lange mit sich zu Rate gehen, ob es es erleiden möge, und wenn die Droguerierechnungen einliefen, so waren die Mittel wohl gebraucht,

aber das Geld dafür nicht da. In diesem Augenblick war er so ernüchtert in seinen Finanzen, daß ein Paar Stiefel zu bezahlen ihn in Verlegenheit gebracht hätte; woher nun die Hochzeitskosten nehmen, woher die Kosten eines vermehrten Haushaltes? Seine Praxis konnte er nicht ausdehnen; seine Kräfte genügten der gegenwärtigen nicht. Sollte er auf einmal aufschlagen, hart werden, Geld fordern, wo er sonst noch welches geschenkt; sollte es von ihm heißen: „Wie doch dr Dokter e wüeste wird, e=n=uvrschante Hung! Jetz gseht me, warum er z'erst fast nüt gheusche het, es ist ume gsi für is z'löcke; jetz, wo=n=er meint, er heyg is, jetz wird er dr uvrschantist vo alle u het ds Messer zueche, daß es fry ke Art het. Aber ohä, dä ist lätz dra; dem sy mr schlimm gnue, dä erwütscht is nit." So, wußte der Doktor, würden die Leute reden; nicht nur wäre von Dankbarkeit, billiger Einsicht keine Rede, sondern sein ganzer früherer Ruhm wäre dahin und damit auch ein großer Teil seiner Praxis. Sollte er nun Sophie hineinziehen in seine Dürftigkeit, es aussetzen einem kümmerlichen Dasein, aus Selbstsucht es seiner freundlichen Lage entreißen, auf die Gefahr hin, dasselbe bald zur Witwe zu machen? denn wenn der Anfall noch einmal kam, so überstund er ihn nicht, das wußte er. Aber war das nun nicht fürchterlich, mit Wissen und Kunst es nicht einmal so weit gebracht zu haben wie ein munterer Bauernknecht, dem mehr als Fünfe zählen ein Hexenwerk ist, der getrost ein Weib nimmt und getrost alle Jahre ein Kind zur Taufe trägt und in den Fehljahren zwei? Muß es nicht zu maßloser Maßleidigkeit führen, wenn man der Welt alles opfert im edelsten Sinne, und die Welt giebt einem nichts dafür, als höchstens einen leeren Dank, so lange man kein Geld fordert? Nirgends bringt man es hin; während man allen hilft, könnte man

verhungern, und niemand würde fragen: „Bist öppe hungerig?“ Weibern und Kindern kann man das Leben retten und hat nicht einmal Brot für ein eigenes Weib und eigene Kinder? So ein Knubel von Käusi, der von nichts weiß, als von Kühen und Stieren, vom Schweiße armer Kinder sich mästet, sich lieber ein Stück aus dem Hintern beißen ließe, als eine wohlthätige Handlung begehen, so einen Knubelkäusi konnte er doktern in Lebensnot, und wenn er zehn Batzen forderte, so vergrännte derselbe sein Maul bis an die Ohren, und während er mit Verzen in den schlechtesten Walliserbätzlein die zehn Batzen herzählte, sagte er: „I hoffe jetz, es heyg's; i vrmöcht nit, viel chrank z'sy, vo wege Doktere ist e türi Sach.“ Und wenn er fortgeht, denkt der Knubelkäusi bei sich: „Sie sind bim Hagel all Fötzle; es bringt kene nüt drvo; wenn i hundert Buebe hätt, Dokter müeßt mr kene lehre, ds Geld lieber a Zeys thue, hür aber viertusig Pfung!“ und somit hebt er die Beine einige Zoll höher, und wenn er das nächste Mal den Doktor sieht, so macht er ihm ein noch einmal so hochmütiges Gesicht: „Ja, lue mi ume=n=a,“ steht darauf geschrieben, „i bi notti e=n=angere als so=n=e Fötzel wie du!“ Diese Gschrift kann der Doktor alle Tage lesen auf Gesichtern, wo die Hände, welche dazu gehören, nicht schreiben können, kann lesen: „Heft ke Geld, u we mr di nit erhaltete, su vrrebeltist,“ und dagegen hat er nichts zu setzen; er kann ja nicht heiraten, vermag die Hochzeitkleider kaum, geschweige dann eine eigene Kuh. Da soll man sich trösten mit dem innern Bewußtsein, mit dem Bewußtsein seines höhern Wertes, seiner geistigen Überlegenheit!

Ja, das ist ganz recht, ganz schön; das geht so lange als man hat, was man will oder was man bedarf; so lang als man nicht leiblich und peinlich den Mangel an Materie

zu fühlen beginnt, so lange ist's herrlich zu reden von dem Bewußtsein, von geistigem Gefühl, von höherer Auffassung und innerem Genügen. Am warmen Kamin z. B., bei einer Pfeife Tabak und einem guten Glase kann man es ertragen, wenn man gegenüber sitzenden Gesichtern es eben ansieht: „Red ume, bist doch e Lappi, schwätz ume; 's ist guet, daß de nüt z'befehle hest; vrsteyst doch hell nüt, u=n=öppe no nie het me ghört, daß de=n=öppe Geld usgleue=n= oder öppis gchauft oder öppis g'erbt heygist." Aber in der Lage des Doktors, bei seiner körperlichen Schwäche und seinem vermeintlichen Unvermögen zu heiraten, bei dem Verhältnis der Arbeit zur Ernte (Burepraxis: es steinigs Acherli), dem Gefühl, daß in Zukunft das Thun sich nicht mehren, die Ernte abnehmen müßte, in dieser Lage mußte dieses alles lähmend auf dem Doktor lasten und, wie gesagt, eine Maßleidigkeit erzeugen, wo man lieber heute als morgen sterben möchte, derjenigen gleich, die einen überfällt, wenn man müde ist zum Tode, man lieber sterben möchte, als noch einen Schritt thun. Ja, es ist schön, wenn man sagt, der Mensch solle Gott gleich sein, solle seine Pflicht thun, nach Lohn nicht fragen, solle sich innerlich erheben über die äußere Welt, am eigenen Bewußtsein sich satt fressen; daß man alle Glückseligkeitslehre verdammt: der Mensch müsse nach Grundsätzen handeln, unbekümmert darum, fahre er damit Gott oder dem Teufel zu, das ist gar schön, auf dem Papier nämlich.

Ganz anders ist die menschliche Natur; die ist nicht stark an und durch sich selbst; ihrer Schwachheit muß zu Hülfe gekommen sein; in ihrem Elende muß sie getröstet werden, am Stabe höherer Hoffnungen aufgerichtet. Das hat Gott in seiner Gnade gethan, hat uns die Erde gezeigt als eine Insel im Weltenmeere, als ein St. Helena, wo wir in

dem Fluten der Materie anlegen, uns erholen, neue Kräfte, Speise und Trank, sammeln sollen zur fernern Reise ins neue, uns verheißene Land, hat uns den Trost gegeben, daß unserm Sehnen nach reiner Seligkeit ein freudiges Ziel gesetzt sei, daß das geistige Erheben kein trostloses sei, sondern ein Steigen auf der Leiter, die zum Himmel führt; daß das Entbehren der Materie keine Strafe sei, sondern eine Fügung Gottes, das Ertragen einer Last eine Übung der Kräfte sei, nicht eine Ungerechtigkeit — denn auf dem Wege unseres Heilandes gleiche alles droben, jenseits, sich aus, jedes Rätsel werde gelöst und jeder finde, was er verdient bei Leibesleben. Diese Lehre ist freilich eine Krücke; aber so lange wir schwache Menschen teilweise Sklaven der Materie sind, bedürfen wir dieser Krücke, und die Edelsten, Höchsten bedürfen ihrer am meisten; das Tier, der Knubelkäusi, der im Bewußtsein seiner Stiere und Kühe, seiner paar tausend Pfund lebt, bedarf ihrer am wenigsten — denn wir sind und bleiben halt Menschen, so lange wir hier weilen, und zu etwas anderem wird uns keine Theorie machen, weder eine Rousseausche noch eine Hegelsche, noch irgend eine allerneueste. Ein sehr merkwürdiges Beispiel dieser Wahrheit ist eben der Kommunismus unserer Zeit; er ist ein Kind der Verwerfung der sogenannten Glückseligkeitslehre; man solle nicht ans Jenseits denken, sondern seine Pflicht thun, eben weil sie Pflicht sei; man solle geistig sich emancipieren, ohne zu fragen warum, es sei an sich selbsten schön. So hat man allmählig das Jenseits wegstibitzt, die Fortdauer nach dem Tode wegdisputiert; was aber geblieben ist, das ist: erstens die menschliche Natur, welche was haben will, deren Gott die Materie ist, und zweitens die Lehre, daß Bildung Geist, Kultur, Aufklärung, geistige Emancipation und wie das Zeug mehr heißt, erst den Men-

schen zum Menschen mache und so ein Gebildeter, Gegeisteter, Kultureter, Aufgeklärter, Emancipierter unendlich mehr sei, als so ein dummes Menschenkind, das weder in einer Sekundarschule gewesen sei, noch in einer Töchternschule, besonders einer burgerlichen, weder im Weltschland, noch auf einem Kaffeehaus oder gar auf Reisen.

Nun sind so viele Kulturete geworden und Emancipierte, geben lateinische und griechische Letzgen oder wursten die Sprachlehre oder können Bücher schreiben und sollten eigentlich schneidern, sind gegeistet über alle und haben nichts, haben nichts diesseits und haben kein Jenseits; sie haben es selbst über Bord geworfen; es beschwerte ihr Schifflein zu stark; sie wollen doch etwas; denn sie haben trotz der Kultur die menschliche Natur, die was will, so gut wie der gemeinste Schweinsjunge. Trotz allem ihrem Bewußtsein, ihrem Innern, ihrem erhabenen Standpunkte wollen sie doch was haben und zwar in der wunderbarsten Ironie nicht etwas für den Geist in unserm geistigen Jahrhundert, wo man angeblich um des Geistes willen das Christentum für veraltet erklärt hat, sondern sie wollen was haben für ihre Zähne, für ihren Bauch. Es ist eine furchtbare Ironie, welche mit Allgewalt diese Allgegeistigsten zu ihren schweinischen Gelüsten zwingt; es soll der Welt der Wert dieses geistigen Bubentums handgreiflich gezeigt werden. Gäb was die um sich bögeln, aufbegehren, bäumelen: „Gieb her, Bauer, Aristokrat, verfluchter Hund!", will ihnen den sogenannten geistigen Hunger niemand stillen mit Mädchen, Weibern, Bratwürsten und Bauernhöfen; man läßt sie brüllen und aufbegehren. Und nun, was macht dieses geistige Hallunkentum? Es kehrt die Bildung um, wie man einen Spieß umdreht; wie man sonst mit der Bildung ein wirkliches geistiges Wachstum bezweckte, eine Emancipa-

tion des Geistes von der Materie, eine Annäherung an Gott, ein Wachstum zur neuen Wohnung beabsichtigte, so scheint das neue Hallunkentum die Bildung als ein Mittel zu betrachten, der Materie sich zu bemächtigen (nicht über sie sich zu erheben), sie unter die Zähne und von da in den Bauch zu führen, zu betrachten als eine Art von Mäusenfalle, in welcher man aber statt Mäuse Weibervolk und Braten fängt und Rheinwein samt Zeug zu währschaften Hosensäcken. Sie stellte auch erst ganz sachte die Fallen auf: Staatsgüter für alle Staatsbürger, Rechtsamene für alle, die nichts hatten, Maßguttere für durstige Offiziere, Haberkasten für dicke Schimmel, welche man von der Eidgenossenschaft bezahlt haben wollte, Pfarrereinkommen für magere Schulmeister, Burgergüter für schlechte Burger und noch schlechtere Hintersäßen, große Einkommen für weite Mäuler, und in diese Falle lockte man mit dem feinsten Gifte, das niemand merkte, das aussah, als käme es vom Himmel her, mit Theorieen, die klangen wie Sphärenmusik, wie Schulmeistergesang, wie das herrliche Klingen am Zürchersängerfeste, oder wie mit Speck die Mäuse, mit Ehrenbechern, Lorbeerkronen, moralischen Ehrentiteln und hyperboräischen Lobpreisungen in allen Zeitungen — mit exegi monumentum ære perennius, d. h. mit einem schlechten Artikel auf schlechtem Papier, der länger nicht währt als einen Tag. Die Fallen stellten sie auf; aber das Ding geht zu langsam; Schmeißfliegen vermögen nicht Erfolge länger als einen Tag zu erwarten, von wegen morgen sind sie schabab und haben von all dem Ding nichts. Darum mußten sie Treiben und Hetzen anstellen, wußten sie zu placieren auf alle Bühnen der ganzen Welt; ja, sie brachten es dahin, daß ehrbare Großräte sich solche Treibjäger selbsten vor die Nase stellten und wahrlich, in unmenschlicher Dummheit und in

göttlichem Selbstbekenntnis, indem sie mit sehenden Augen die kommunistischen Projekte nicht sehen, sie für aristokratische Nebel halten, daß sie nicht wüßten, warum es zu thun sei und was die Glocke geschlagen.

Eine sehr eigene Wahrnehmung mag hier wohl eine nicht ungeeignete Stelle finden. Eine alte Schwachheit der Menschheit ist es, den Höhern sich anzuschließen, in ihrer Herablassung sich geehrt zu fühlen und in gieriger Hast ihre Moden und Meinungen sich anzueignen; diese Schwachheit ist im Grunde nichts als der höchste, aber vom Teufel zur Schwachheit verdrehte Trieb im Menschen — der Trieb nach oben. Aber dieses Oben ist eben weit oben über den Sternen — und nicht in einem irdisch hochgestellten Haupte, und wäre es auch ein gekröntes, zu suchen. Nun kam allgemach und langsam, wie die östreichische Landwehr, die Menschheit an die Marchen, wo sie die christliche Lehre, wenn nicht begriff, so doch zur Geltung kommen ließ, daß die Seele mehr sei als der Leib. Das ward nun dem Teufel gefährlich; aber, nicht immer dumm, stellte er sich plötzlich selbst auf die March und rief auf weltsch: „En avant, concitoyens, en avant, mes frères!“ von wegen so was versteht man auf weltsch besser als auf deutsch. Aber er kommandierte nun nicht, daß jeder aus geistiger Niedrigkeit sich emporarbeiten solle, sondern daß man alle, welche um leiblicher Güter willen höher als die andern seien, entweder einen Kopf kürzer mache oder die Güter ihnen nehme, damit alle gleich würden. Er reiset also die Menschen wieder ans Leibliche hin, verrückt das Ziel aus ihren Augen, und das gleiche Manöver treibt er fort und fort bis auf den heutigen Tag und immer unter des Geistes Feldgeschrei; nur brüllt man es zu Zeiten wieder lauter. Dahin nun hat man es allerdings gebracht, daß Auf-

klärung, Bildung, Theorie Stichwörter, Trümpfe geworden sind, mit denen man alles stechen zu können meint, was diese Wörter alles in sich fassen, nicht Geist absolut, sondern wieder in merkwürdiger Ironie Zeitgeist, will aber für diesen Zeitgeist die gleiche Stellung zum Menschen in Anspruch nehmen, die man ehedem dem heiligen Geist eingeräumt hatte. Die Apostel dieses Geistes haben sich ein großes Ansehen zu geben gewußt, gelten als vornehm, und die, zu welchen sie sich herablassen, die fühlen sich hoch geehrt und sperren ds Maul auf wie dürre Meienstöcke, wenn es regnet. Sie lassen sich nämlich hauptsächlich zu denen herab, welche die Geister nicht prüfen können, welche gerne von jeglichem neuen Winde sich hin und her wehen lassen, und namentlich wenn er ihr Fleisch kitzelt; die sehr zum blinden Glauben geneigt sind, wenn dieser Glaube mit ihren Lüsten Brüderschaft zu machen weiß. Sie bemächtigen sich Kinder und Jünglingen, füllen sie mit Eitelkeit und lästern das Alter; sie bemächtigen sich der Räte, die wenig wissen und viel vorstellen möchten, der Kapacitäten, die keine sind, aber große Gelüsten haben, der Magnaten, die dick sind, aber mager im Geldseckel; die alle füllen sie mit Zeitgeist, wie Luftballons mit Gas, blasen hinten was sie mögen und zeigen vornen einen Zauberspiegel, in welchem der Zeitgeist alles niederhaut, was im Wege steht, und wären es Berge, unserer Jungfrau gleich; sie steigen aber auch nieder zu den Handwerkern und zeigen, was für Schlösser die Geldkisten der Reichen haben; zu den Armen und lassen merken, daß die Baurenhöfe teilbar seien und daß es kehrum gehe in der Welt. In Schrift und Wort predigen sie allen, daß Pfaffen und Aristokraten fort müßten und sie ans Brett, und seien sie am Brett, so könne jeder glauben und thun, was er wolle, und das sei die höchste Kultur und Aufklärung.

Soll in unserer Zeit das Alte wieder neu werden, der Engel des Lichts, vom Hochmut verführt, Gott vom Throne stoßen, Gott sich gleich machen wollen, fehlspringen, in die tiefste Tiefe fallen, zum Teufel werden? Denn was ist all diese Lehre anders, als die Lehre, daß, wen es gelüste, eine Sau sein zu wollen, nur eine sein solle; besseres könne niemand thun als das, was ihn gelüste; besseres hätte niemand zu erwarten, und wer es nicht thue, der hätte es verpaßt. Es ist die Lehre von der Emancipation des Fleisches, jetzt in der Zeit des Geistes die Lehre, daß das Fleisch in vollem Rechte sei, der Geist nur dafür zu sorgen hätte, daß das Fleisch habe, was ihns gelüste, es aber auch so genieße, daß es ihm selbst, dem Fleische, nicht weh thue; es ist nichts als die Lehre, daß der Hase weiden könne im nächsten Klee, nachlaufen könne jeder Häsin, die ihm entgegenläuft, fressen oder laufen lassen seine Jungen nach Belieben, aber das alles nicht mehr aus Instinkt, sondern aus Theorie, alles nach dem Zeitgeist, so daß der Mensch und das Tier das gleiche thun und alle Aufklärung und Bildung und Kultur den Menschen in tausendjährigem Kreislauf zu der Theorie zurückgeführt, daß er am besten thue, wenn er thue wie ein Vieh. Das ist die zeitgeistige Reaktion gegen das Christentum, und merkwürdig ist es, daß sie hauptsächlich von Juden ausgeht; diese Juden sind Vollblutjuden, halbblütige und viertelsblütige, und weil sie Palästina zu trocken und steinicht finden, möchten sie aus der ganzen Christenheit ein Palästina machen. Und merkwürdig bleibt, wie unsere neue Welt, junge Leute und junge Ansprüchlinge durch die Herablassung der neuen Apostel sich geehrt finden und Ratsherren und Handwerksbursche aus Leibeskräften ihr ein Horn blasen, welches aber bei den verschiedenen Mäulern, die blasen, auch verschiedene

Töne giebt. Merkwürdig ist's, wie Ratsherren, Agenten, Gumene, Handwerksbursche, Straßenarbeiter und sechskreuzerige Dreschер das Herz im Busen schwellen, brennen fühlen, wenn so ein Apostel unter sie fährt, wie ein Gergesener unter die Schweine, wie sie horchen, wie sie ihm lauschen und wie sie dann in Ratssälen und Kneipen wieder auspposaunen, was sie in vertraulichen Stunden eingesogen, und wie sie sich meinen damit und brüsten und verächtlich vom Höchsten reden, aber mit Respekt von ihrem eigenen Saugeist, und wie sie sich brüsten und stolzieren von wegen ihrer Freundschaft mit jenen Fleischpredigern und dem Geiste, den sie im Leibe haben; wie Knaben sehen sie die papiernen Zöpfe nicht, die ihre eigenen Kameraden ihnen an den Rücken gehängt, und sehen nicht, wie sie, sie mögen thun wie sie wollen, nichts schreiben können als: Mene, Mene, thekel, upharsin.

Manche alte Sage, welche man als Märlein verachtet hatte, hat die neue Naturforschung zur Wahrheit gemacht; ist es vielleicht ebenfalls der Geschichte vorbehalten, die Wahrheit zu konstatieren, daß, wer auf das Fleisch säe, vom Fleisch das Verderben ernte? Die Sache wäre deutlicher auszudrücken gewesen, hätte aber anzüglich scheinen können.

Zu dieser Schule gehörte jedoch unser Doktor nicht; von diesem Umbiegen der Kultur ins Tiertum hatte er noch keinen Begriff; er stand bloß auf der Höhe der Männer des Altertums, die, wenn sie zur Erkenntnis kamen, die Welt genüge ihnen nicht oder sie seien von der Welt überwältigt, das Schwert sich in die Brust stießen und nie daran gedachten, die Ordnung, an der sie gearbeitet, in Unordnung zu verkehren, um sich zu retten. Der Weichheit, welche im Christen-

tum liegt, der liebenden Hingebung hatte er, in seinem Jahrhundert stehend, sich nicht erwehren können; aber ihr fehlte das Ziel, das Warum, die Weise. Als die Welt ihm nun nichts gab, als seine Kraft schwankte, als seine Kunst ihm nicht einmal ein liebend Weib ernährte, als ihm, der Tausenden geholfen, niemand helfen wollte, den Stachel in seinem Herzen niemand zu sehen schien, da ward er mutlos; die Schwäche der Menschen kam über ihn. Wenn er ging, so dünkte ihn, er gehe knietief in der Erde; wenn er denken wollte, so war gleich eine Bitterkeit oder eine Wehmut da, welche ihm entweder das Wort erstickten oder demselben eine Schärfe, eine Betonung gaben, die niemand begriff als Sophie. Sophie ging bei solchen Reden oft hinaus und weinte; Sophie fühlte, hier lag etwas zu Grunde, an das es nicht zu kommen vermochte; denn was der Stimmung zu Grunde lag, das zur Sprache zu bringen, das war nicht an Sophie, und je mehr es den Doktor drückte, desto hartnäckiger verbarg es der Doktor.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Was ein alter Pfarrer thut, und was ein Vikari meint.

Der Frühling war aufgebrochen aus der Erde Schoß; der Sonne Kuß hatte ihn in seiner weißen Winterwiege getroffen und zu frischem Leben ihn entzündet. Der Hirt trieb mit neuer Sorgfalt die Herde zur Weide, mit frischer Kraft der Landmann den Pflug durch erhärtetes Land, streute neuen

Samen mutig aus mit neuer Sorgfalt und in altem Vertrauen. Weide meine Lämmer, hatte zwischen Ostern und Pfingsten Jesus zu Petrus gesagt, ihn zum Hirten gesetzet über die zu sammelnde Herde; zu gleicher Zeit hat er seine Jünger alle ausgesandt, die Völker zu taufen, zu lehren, zu sammeln zum Himmelreich. Es ist diese Zeit der Berufung die Zeit der Prüfung des geistlichen Hirtenamtes. Es muß in dieser Zeit jedem geistlichen Hirten sein, als nehme er neu den Stab zur Hand, zu weiden die Herde des Herrn, in der Zeit der Zerstreuung, in des Sommers arbeitsvollen, weltlichen Tagen. Da ist's auch billig, daß die Herde sage, ob die vergangene Hut eine getreue gewesen, durch des Hirten Schuld kein Schaf verloren gegangen oder ob sie eine neue Weise des Weidens begehren und größere Treue.

Schon lange hatte es sich zu Gutmütigen geistig gereget, aber nicht zu des Vikars Gunsten. Ihr alter Herr war ihnen lieb und wert, seine Glaubensweise war auch die ihre; die Mehrzahl der Gemeinde hatte er getauft und unterwiesen, in alle Lebensverhältnisse einen scharfen Blick, für alle einen guten Rat, und was er schrieb, das war geschrieben. Er stund in großer Achtung rundum. Die geistige Verschiedenheit zwischen ihrem alten und jungen Herrn hatte die Gemeinde längst erkannt und vom Jungen war sie absichtlich nicht verhehlt worden; der Vorfall bei Jowägers war bekannt und in der Gemeinde mehr beredet worden, als man im Pfarrhaus ahnete. Den meisten Menschen war das Thun des Vikari gar fürchterlich vorgekommen; so einen, der die Leute däweg verkehr, duldeten sie nicht, sagten sie; der müsse sie denn notti nicht dem Teufel zutreiben mit seiner Geistlichkeit. Bald vierzig Jahre sei der alte Herr da und öppe

bi mängem gsi, aber no keine hätte er wirbelsinnig gemacht. Dem wollten sie es aber reisen, es werde dem Alte=n=o ds Rechte sy. Sie wollten ihrem alten Vater auch einmal etwas z'Lieb und z'Ehr thun, aber etwas, das nichts kostete. Sie rateten ab, an der Visitatz den Vikar zu verklagen wegen allerlei Dingen, wie er z. B. zu lange predige, zu lange unterweise u. s. w., aber dann vorzüglich gestützt auf den gedachten Fall seine Versetzung zu begehren. Sie hätten ihn afe lang genug gehabt; es nehme sie wunder, wie auch ein anderer sei. Der Statthalter, der gewöhnliche Wortführer, sollte das styf z'Fade schlah u de vorbringe, daß es öppe=n=e Nase heyg; einstweilen brauche man öppe nicht viel davon zu reden.

Es war nicht lange vor der Visitatz, so kam der Statthalter zum Pfarrer, auch einer, den er unterwiesen hatte, eben kein Hexenmeister im Setzen. Schreiben könne er noch gut genug, pflegte er zu sagen, aber mit dem Dolders Setzen könne er nichts machen; der Pfarrer war meist sein Chumm=mer=z'hülf; er that es gerne und umsonst; dazu gab ein traulich Wort das andere. Und wenn Präsident und Sekretär des Sittengerichtes schon zuweilen ein traulich Wort miteinander reden, so schadet es wahrlich der Gemeinde selten viel.

„Aberbo (apropos)," sagte der Statthalter, „wüßt Dr's?" — „Was?" fragte der Pfarrer. „E, Ihr werdet's wohl vrno ha u=n=es wird Ech recht sy?" — „Ich habe nichts vernommen", sagte der Pfarrer, „und so weiß ich nicht, wie es mir ist; was ist's, was giebt's?" — „He, daß mr dr Vikari wey vrchlage=n=a der Visitatz u daß mr e=n=angere wey." — „Aber um Gotteswillen," fragte der Pfarrer, „was **könnt** Euch an, was hat es gegeben?" Nun erzählte der Statthalter, wie eigentlich niemere viel uf=em Junge hätte und **was**

sie ihrem Alte z'Lieb und z'Ehr thun wollten. Der Pfarrer erschrak ordentlich, als er das hörte, und hatte seine liebe Not, dem Statthalter begreiflich zu machen, daß, wenn sie ihm etwas z'Lieb und z'Ehr thun wollten, sie den Vikar nicht verklagen dürfen. Nit, sagte er, daß er es ihm in allen Dingen recht mache, und er immer sei, wie er sein sollte; aber er sei noch jung, und wenn er einmal die rechte Erfahrung hätte, so werde es sicher schon mit ihm gehen; guten Willen hätte er und geschickt sei er auch, wie nicht leicht einer. Das möge sein, sagte der Statthalter, aber strösli dumm zytewys. Letzten Herbst sei er z'Schnäflige übers Feld gegangen und hätte die Leute gefraget: „Syt=er am Chornsetze?" Seither hielte man ihnen das allenthalben vor. Sobald man an einem Markt oder in einem Wirtshause vernehme, daß einer von Gutmütigen sei, so frage man ihn: „Wottsch gah Chorn setze?" Sie hätten es afe=n=ungern nnd wette, daß dr Vikari mit seinem Kornsetze es weiß ke Mönsch wo wäre. Sie sollten ihm das nicht so übel nehmen, antwortete der Pfarrer; das lehre man sie halt nicht, daß man das Korn säe, nicht setze, und daß man mit solchen Irrtümern so grob fehlen könnte, das begriffe man in der Stadt nicht; dort werde man je länger je gebildeter; aber vor lauter Bäumen sehe man den Wald nicht mehr, so wie man ja auch vor lauter Gesetzen bald kein Recht mehr finde und keinem Handel ein Ende. So junge Menschen könnten einen recht erbarmen und man müsse Geduld mit ihnen haben; zuletzt gebe es doch noch was rechtes aus ihnen. Wenn sie ihn verklagten, so meine er sicher, er, Pfarrer, habe sie dazu aufgestiefelt, und das wäre ihm sehr leid, und allerdings, wenn der Vikar das meinte, so hätte er das Recht zu klagen, er, Pfarrer, sei nicht christlich gegen ihn, am allerwenigsten amtsbrüderlich. Denn wirklich

sei nichts unchristlicher, als wenn Geistliche die Gemeinde einer gegen den andern hetzen, und am allerunchristlichsten wäre es an einem Alten, der ein Vorbild der Jugend sein soll und wissen solle, was Jugend sei; denn er sei jung gewesen, der Junge aber noch nie alt; der wissen solle, wie nötig gegenseitige Geduld sei, der freudig sie üben solle, weil er wohl fühle, wie er selbst sie alle Tage nötiger hätte; der am besten wissen solle, wie Friede nähre, Unfriede zerstöre, und nicht nur eine Gemeinde, sondern auch das Reich Gottes auf Erden; es begreifen solle, wie eine Jugend nachwachsen, allmählich an des Alters Platz treten müsse, wenn das Alter nicht trostlos sein solle, eine Erde ohne Sonne. „Nein, lieber Statthalter, das thut mir nicht, verklagt ihn nicht. Seht, ich bin in der Sache vielleicht zuerst im Fehler; ich hätte ihn warnen, vor vielem ihm sein können, wenn ich nicht empfindlich geworden, die Geduld verloren hätte. Aber er war anfangs schon so mißtreuisch, betrachtete mich gleichsam als nicht von den rechten einen; man hatte ihm wahrscheinlich gesagt, ich gehöre zu den Weltgläubigen oder Verstandesmenschen, oder wie man ihnen heutzutage sagt, ich weiß es nicht, und da war er wunderlich gegen mich, und nahm Lehren von mir mit dem gleichen Lächeln in den Maulecken auf wie Lättlochsameli. Am Lättlochsameli konnte ich sie ertragen, am Vikari nicht; ich ward empfindlich, schwieg; das war nicht recht von mir, mich könntet ihr deswegen verklagen; aber mir z'Lieb und Ehr verklaget den Vikari nicht."

Der Pfarrer hatte ernstlich Mühe, mit seiner Bitte durchzudringen, und auch vor dem Sittengerichte mußte er sie sehr ernstlich geltend machen: vielleicht hätte er weniger Mühe gehabt, wenn nicht die Täubi über das Kornsetzen sich sehr tief gefressen hätte. Noch am Morgen der Visitatz war der

Pfarrer seiner Sache nicht sicher, mußte den Visitator neben aus nehmen, ihn bitten, daß er allem aufbieten möchte, eine Klage gegen den Vikar zu verhindern; er selbst habe bereits sein möglichstes gethan; allein wenn seine Leute was im Kopfe hätten, hätten sie es nicht in den Füßen. Der Visitator war ein angesehener, verständiger Mann, mittlern Alters, der klar ins Leben sah und offen in der Menschen Gesichter. Er ward ordentlich gerührt von des Pfarrers dringlichen Bitten und sagte: „An mir, Herr, soll es nicht fehlen, ach, wenn sie alle so wären! Nirgends wird schärfer und strafender das Wort des Herrn, daß jedes Reich, welches in sich selbst uneins ist, zerfalle, als an uns, und niemanden ist böser predigen, als uns selbst, da jeder meint, er könne es selbst am besten. Wie not thäte es uns, daß der Herr unter uns erscheinen, sich gürten und das Fußwaschen sichtlich unter uns vornehmen möchte! Ach, manchmal kömmt man ordentlich in Versuchung, auch uns ein sichtbar geistlich Oberhaupt zu wünschen, da unser gegenwärtiges Oberhaupt zu weltlich geworden ist. Man möchte alle Tage beten: Vater, vergib ihm, es weiß nicht was es thut; denn während es den Katholizismus zu verfolgen scheint, führt es, so viel an ihm, die Leute auf die Wege, welche direkt nach Rom führen. Da thäte dieses brüderliche Wesen so not, dem Feuer der Jugend die reife Weisheit des Alters, und da steht so gerne die Welt dazwischen, mit der Jugend Überhebung und des Alters Grämlichkeit, und was der eine baut, zerstört der andere wieder in unseliger Verblendung. Seid sicher, was ich vermag, soll geschehen, und ohne Segen soll dieser Tag nicht sein."

Es predigte der Vikar über den Text: „Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Böses wider euch, so sie daran

liegen. Freuet euch und hupfet vor Freuden; dann es wird euer Lohn groß sein im Himmel. Dann also haben sie die Propheten verfolget, die vor euch gewesen sind." Es war eine etwas anfechtige Predigt, worin gezeigt war, wie noch heutzutage die verachtet seien, die sich wieder dem reinen Evangelium zuwendeten. Nach der Predigt trat der Vikar ab; die Visitatz begann; die üblichen Fragen liefen alle mit dem üblichen Ja ab, wobei jedoch bei jedem Anlaß, den sie darboten, dem alten Herrn und seiner Familie ein warmes Lob gespendet ward. Der Visitator, das Ding nicht rührend, lobte auch die Gemeinde, daß ihr ein gutes Zeugnis von ihrem Hirten gegeben worden und freute sich der schönen Eintracht zwischen Hirt und Herde, welche sein müsse, wenn das Reich Gottes gedeihen solle. Der Meinung, sagte der Statthalter, sei er auch; aber eben deswegen möchte er noch ein Wort reden, wenn es erlaubt wäre; er begehre nicht, daß es aufgeschrieben würde; aber der Herr Visitator solle daraus nehmen, was er für gut finde. Nun erzählte er, was wir schon wissen, wie sie den Vikar hätten verklagen wollen, der alte Herr aber abgewehrt. Sie hätten es ihm zu Gefallen gethan, weil er es sei; einem andern hätten sie es nicht gethan, von wegen, die Sache hätte sie z'taub gemacht. Aber lieb wäre es ihnen doch, wenn er den Vikar nebe-n-us nähme und ihm einen braven Zuspruch geben würde, daß er dere Züg müßig gang; es heyg ihm neue niemere nüt druf. Er söll uf ihren-alte Herr luege, u dem's styf nah mache; dä heyg-ne's breicht, und wen-n- er's mach, wie dä, su geb's no öppis us ihm; aber däweg heyg niemere nüt uf ihm. Und säge söll er ihm's ume, daß, wenn dr alt Herr nit gsi wär, si angers mit ihm gredt hätte. Sie hätten es schon manchmal zusammen gesagt, man sei doch gfellig, wenn man so einen

alten Herrn habe, der fest i dr Sach syg, als so=n=e Junge, wo selber nit wüß, wo dure, und lang geng dFäister bi dr Thüre hinger suech.

Das freute ihn einmal, sagte der Visitator, daß er das Alter rühmen höre; das sei gegenwärtig eine seltene Sache; alles schreie nach Jungen, die nache möchten, die vorwärts wollten, die wüßten, was die Glocke geschlagen; die Zeit, die nur Galopp fahren wolle, schätze das bedächtige Alter nichts, das meine, man müsse allbe=n=einst verschnaufen und nichts verkarren. So seien an vielen Orten alte Lehrer, alte Pfarrer, alte Leute überhaupt übel dran und unwert und die Lehre der Bibel, daß man vor einem grauen Haupte Ehrfurcht haben und aufstehen solle, ganz verkehrt. Ja freilich komme man mit einem jungen Knechte weiter; aber sicherer sei, Haus und Hof einem alten anzuvertrauen, und wenn schon ein alter langsamer werde, so werde er desto sorgsamer, und was er gemacht, sei gemacht, und was er geredet, sei geredet; das sei nicht heute so und morgen anders. Doch klagen solle man nicht darüber; denn diese Zeit habe Gott gemacht, wie jede andere Zeit; aufmerksam machen wolle er nur auf der Zeiten Eigentümlichkeit. Es habe nicht bloß jedes Jahr seine Jahreszeiten, sondern diese Jahreszeiten seien auch merkbar im großen Weltenlauf. Da gebe es Zeiten, wo nichts zu wachsen, alles Leben erstarret scheine; dann komme plötzlich der Frühling, und es sei, als wenn alles, alles, neu werden müßte, und da meine man, müßte man lauter junge Gärtner haben, die alle Tage was Neues brächten. Aber wie schön der Frühling auch sei, mit ihm wäre den Menschen nicht geholfen, und lauter Neues alle Tage sei wohl kurzweilig, aber nicht nützlich; übel daran wäre der Mensch, wenn alle Tage neue Blumen kämen, aber nie die Frucht. Darum muß das Neue auch

bleiben, alt werden, wachsen, reifen, Früchte tragen, was Zeit braucht und treue, sorgsame Gärtner, die in Geduld das alt gewordene zu pflegen wissen zur Zeitigung. So eine junge Zeit haben wir; drum sind auch die jungen Leute so wert, und thorrechte Knaben, junge Lehrer und junge Ratsherren meinen, es müsse immer so bleiben, es seien halt Kinder, würden es aber auch nicht immer bleiben, wären einmal froh, wenn man auch auf dem Alter was hielte. Und das müsse wieder kommen, und kömmt es nicht, so kann man daraus abnehmen, daß Gott im Sinne hat, die Welt zu zerstören, darum ließe er die Menschen kindisch werden, daß sie die Blumen zerrupften, statt sie zur Reife zu bringen. Sie aber hier stünden nicht mehr im Frühling, in der neuen Zeit; vor vielen Jahren schon hätte der alte Herr, damals jung, ihnen einen jungen Frühling gebracht, mit vielem Guten und Schönen; das sei ihnen lieb und wert geworden und der Gärtner, der es gebracht, auch und beide, Pflanze und Gärtner, hegten und pflegten sie jetzt in Liebe und Ehr; ihr Gefühl sage ihnen, daß beide zusammen gehörten, die Frucht best süßer werde, je mehr sie zeitige, der Gärtner best treuer, je mehr er alte. Es wäre manchem Jungen gut, wenn er käme und hier ein Beispiel nähme, wie man im hohen Alter auch in Lieb und Ehr bleiben könne, und mancher Gemeinde würde es frommen, wenn sie hier ein Beispiel nehmen würde, wie das Neue alt werden müsse, wenn es zu Heil und Frommen dienen solle. Und eben im wahren Christentum liege die Kraft, immer das Alte zu bleiben und doch immer neu zu werden, und jeder junge Gärtner in Gottes Reiche könne nichts Neues bringen, aber das Alte verjüngen in neue Kraft, zu neuen Früchten, die aber wiederum nur die alten seien. Jetzt aber müßte er abbrechen, sagte der Visitator;

sonst könnten sie im Pfarrhause meinen, wie sie uneins seien oder was alles geklagt werde. Aber er rede gerne ein vertraulich Wort zu seinen lieben Mitchristen, neben Lob und Klage hinein. So eine Visitation sei eine wichtige, aber christliche Verhandlung, kein oberamtliches Verhör; darum, glaube er, solle auch ein freundlich christlich Wort, zu dem man so selten untereinander komme, seine gute Stätte finden. Herzlich habe es ihn gefreut, wieder einmal eine solche Gemeinde zu finden, und wenn Gott sie gesund erhalte, so werde er sich das ganze Jahr herzlich darauf freuen, nächstes Frühjahr wieder zu ihnen zu kommen.

Im Pfarrhaus war man allerdings sehr gespannt über die lange Verhandlung. Die Pfarrersleute hatten Angst, es möchte etwas Unangenehmes geben, neue Störung in ihren Frieden kommen, und der alte Herr sagte mehr als einmal: „Sie hätten es mir wohl zu Gefallen thun können; ich weiß nicht, was das ist; sonst hätten sie es mir gethan.“ Die gute Mama jammerte, so etwas hätte sie noch nie erlebt; das werde ihr den ganzen Tag verderben; so mißvergnügte Gesichter könnten sie viel unglücklicher machen, als eine angebrännte Suppe, und wie man auch anwende, es dünke einen, niemand lebe wohl an Essen und Trinken, und es sei gerade, als ob die Leute, es wisse kein Mensch was, im Munde hätten.

Gereizt ging dagegen der junge Herr sein Zimmer auf und ab; das werde wohl eine Anzettlete gegen ihn sein; aber er fürchte sich nicht; eine eigene Eingebung müsse es gewesen sein, daß er diesen Text erwählet. Ei, nun denn, er wolle gewärtigen, was komme; der Herr werde auch da ihn nicht verlassen; aber von wem es komme, das wisse er wohl. Endlich kam der Visitator. Er sah nicht verlegen, gespannt

aus, wie gewöhnlich die Visitatoren, wenn sie Klagen in der Tasche haben; ernst, aber hell, war sein Auge und freundlich sein Gruß. Der alte Herr ging ungeduldig ihm entgegen und fragte: „Hey si's doch nit chönne lah blybe?“ — „Wohl, wohl,“ antwortete der Visitator, „es ist alles guet gange, heyt key Chummer.“ — „He nu, Gottlob,“ antwortete der Pfarrer. „I hätt=ne welle!“ — „Mag er denn nicht warten, bis er es vernimmt?“ dachte der junge Herr, als er den Pfarrer unter der Thüre sah; da sieht man doch jetzt gleich, wie er es meint. He nu, so ist man doch nicht im Irrtum und weiß gleich, von wem es kömmt.“

Als der Visitator droben in der Stube beim Vikar war, um die Pfarrbücher nachzusehen, und dieser ihm sie vorlegte, sagte der Erstere: „Erlaubet, Herr Vikari, ehe ich anfange, no=n=es Wörtli. Ihr habt eine fatale Geschichte gehabt und die Leute sie sehr übel genommen; hütet Euch vor solchen Dingen und seid vorsichtiger. Die besondere Seelsorge ist wie ein zweischneidend Schwert, und großer Erfahrung und Besonnenheit bedarf es, wenn man damit nicht mehr schaden als nützen will, und wenn eine Seele zu Schaden kömmt, wo hat die Welt etwas, den Schaden wieder zu heilen?“

„Also geklagt haben sie über mich?“ fragte der Vikar. — „Geklagt nicht, aber mich ersucht, Euch eine freundliche Mahnung zu geben für die Zukunft.“ — „Es ist doch auch nicht recht,“ sagte der Vikar, gleichsam vor sich hin, „so die Leute gegen mich aufzureisen. Ich bin immerhin ein Amtsbruder; aber ich weiß wohl, so einen Vikar sieht man nicht dafür an und behandelt ihn ärger als einen Juden.“ „Was meint Ihr damit?“ fragte der Visitator; „wer soll aufgereiset haben und wer behandelt Euch ärger, als ob Ihr ein Jude wäret?“ — „Die ganze Sache hat mir der Herr Pfarrer angerichtet;

den Leuten wäre das nicht in Sinn gekommen," antwortete der Vikar, „er kann mich halt nicht leiden und wirkt mir entgegen, wo er kann und mag; aber daß er mich gar verklagen ließe, hätte ich doch nicht von ihm geglaubt."

Da stand der Visitator auf, legte die Hand auf des Vikars Achsel und sagte: „Herr Vikar, Ihr versündigt Euch schwer. Der Herr Pfarrer ist's, der ein schwer Wetter von Eurem Kopfe gewendet hat. Die Gemeinde wollte Euch verklagen; ihm zu Lieb und Ehr unterließ sie es. Er ist's, der die Liebe in sich trägt, an der Jesus seine Jünger einst erkennen will, und ohne diese Liebe ist jeder Glaube eitel, und diese Liebe ist die, welche den Samariter trieb, den der Priester um des Glaubens willen hülflos gelassen. Junger Mann, trachtet nach dieser Liebe; sie ist es, welche Euch einen neuen Glauben schaffen, den Glauben, daß in Euern Mitmenschen nicht bloß der Teufel wohnt, sondern auch Gott, der Euch in Euerm Pfarrer, den Ihr für einen Feind gehalten, einen Vater verehren lassen wird."

Den Vikar schlug diese Rede mit fast betäubender Gewalt, sie kam so unerwartet, war so fest, so hoch, beugte ihn, der sich bald zum Märtyrer erhoben glaubte, hinunter zum fast knabenhaften Sünder. Während er das Herz voll Groll trug und meinte, von Verfolgen und Vergeben reden zu können, trugen andere das Herz voll Liebe, hatten im Stillen für ihn gewirket, hatten wirklich feurige Kohlen auf sein Haupt gesammelt. Die Thränen standen ihm zuvorderst; der böse Geist flüsterte ihm böse Worte ein, von Spiegelfechterei, sich nicht täuschen lassen, und wenn man jetzt schon zum Schweigen gemahnt, habe man doch zuerst die Sache angebahnt. Aber diese Worte sprach er nicht aus; er schämte sich ihrer vor dem Visitator, der so hoch und ernst vor ihm stand, den er

früher so oft geistlich bedauert hatte, weil er nicht von den Rechten sei, dessen überlegene Kraft er jetzt so mächtig fühlte, daß er die Augen nicht zu ihm emporzuheben vermochte. Es lag in diesem Augenblick eine Demütigung, die ein Leben nicht verwischt, eine Bußzucht, so gewaltig, als je eine, die erdacht und angeordnet worden.

Die beiden alten Leute machten gerne die Visitatz zu einem heitern Tage, und daß allen Gästen so recht von Herzen wohl bei ihnen sei, das war beider Augenmerk; wie es ihnen war, sollte es allen werden. So lange war der Pfarrer im Amte gestanden, daß man hätte glauben sollen, eine Visitatz sei ihm zur Gewohnheit geworden, des Verlaufes desselben sei er sicher; so war es aber nicht. Tief im Herzen, man sah es ihm freilich nicht an, stand immer der Spruch geschrieben: Wirket die Seligkeit mit Furcht und Zittern! Er ward sich immer bewußt der Schwachheit, die nie vergeht, des Reizes der Welt, der nie erlöscht, daß Greis und Jüngling wachen und beten müssen, wenn sie nicht in Anfechtung fallen sollen. Wem es so ist, der freut sich immer, wenn er am Ende eines Jahres noch aufrecht steht in Ehren vor Gott und Menschen; so viel des Weges hat er glücklich wieder hinter sich; um so näher ist ihm die Herberge, um so sicherer ist ihm der selige Eingang. Des Pfarrers geistliches Neujahr ist seine Visitatz, und wird er aufs neue in Ehre und Treue, freilich von Menschen nur, erfunden, so muß es ihm leichter ums Herz werden; einen neuen Absatz zum Himmel hat er erstiegen, und in dem Maße, als je höher man steigt, die Luft lebendiger, reiner, frischer, wird, in dem Maße wird's auch dem geistigen Steiger klarer, heller, freudiger ums Herz, je näher er der Höhe kömmt, dem Berge der Verklärung. Darum war der Pfarrer allemal so hell und froh an der

Visitatz; sie war ihm wirklich ein Fest, und seine Freude teilte er gerne mit vielen. Aber eben so glücklich war sein Mamali; die Freude ihres Herren war doppelt in ihr, seine Freude war ihre Freude; dann pries sie sich glücklich, ihn zum Gatten zu haben, ein so schönes Los mit ihm teilen zu können. Und zu dieser Doppelfreude gesellte sich noch die Nebenfreude der Hausfrau, die auch nicht klein war, in Ehre und Freude speisen und tränken zu können an ihrem Tische frohe Gäste, die gerne kamen und ungern wieder gingen.

Auch der Doktor war da, sonst so lebendig, lustig, wenn auch immer etwas sprützig und anfechtig, diesmal aber still und grämlich. Die Pfarrer erzählten, wie die Leute um ihn gejammert, als er krank gewesen, wie man nur ein Urteil vernommen, daß in der ganzen Gegend niemand sterben könnte, wo es so übel ginge, als wenn er sterben sollte, wie die Leute nicht genug zu rühmen wüßten von ihm. Zu dem sagte der Doktor wenig; schmerzlich, fast höhnisch, zog er die Lippen in die Höhe und gab, so oft er konnte, dem Gespräch eine andere Wendung. Die gute Mama sah das bald, meinte immer, das werde bessern, da die Herren immer auf diesen Gegenstand zurückkamen, so daß man wirklich sah, diese Reden waren nicht nur Komplimente, sondern gingen von Herzen; als aber immer das gleiche Lächeln in den Mundwinkeln zuckte, sagte sie: „Növö, heute hat nicht nur mein Herr Visitatz, sondern auch du, und zwar eine schöne. Jetzt glaubst du hoffentlich doch, was ich dir alle Tage sage, wie lieb und wert du bist, wie übel es gegangen, wenn du gestorben, und wie du dich schonen solltest. Es ist doch eine Freude, wenn die Leute so erkenntlich sind für das, was man an ihnen thut.“ Da der Doktor nicht darauf antwortete, sagte sie: „Hörst, Növö, mir z'Gfalle mach ein fröhlich Gesicht und

glaub, wie lieb du allen bist. Sieh, wie mein alter Herr so ein heiteres macht. Aber ich glaube gewiß, es sei den jungen Leuten heutzutage angethan, daß sie gar nicht mehr lustig sein können; ich verstehe mich nicht mehr darauf. Wir Alten machen Gesichter, wie wir sie ehedem gemacht haben, wenn ein Ball angehen sollte, und unsere jungen Leute sehen drein, wie wenn man ihnen kehrum auf die Füße trappete." — „Tante," sagte der Doktor, der diese Wendung abschneiden wollte, „wenn alle Menschen wären wie Ihr, dann wäre gut Doktor, dann wäre überhaupt gut in der Welt sein. Dann, Tante, wollte ich ein Gesicht machen wie das Morgenrot." — „Du bist ein Lecker, Növö," sagte die Tante, „und willst mich foppen. Aber nein, gewiß, ich weiß nicht, wie die jungen Leute heutzutage sind; es ist gerade, als ob ein eigenes Unglück in die Welt gekommen wäre, welches wir Alten nicht merken, nur die Jungen, so ein Gespenst, welches die wenigsten sehen, sondern nur die Fronfastenkinder, und so ein appartig Fronfastenkind wird wahrscheinlich jetzt jeder junge Mensch sein. Sie wissen viel mehr als unser einer, bhüet-is; si sy am chlyne Finger gschickter als wir an der ganzen Hand, und wenn ein Meitschi zwölf Jahr alt ist, so könnte es der Mutter ihre Lehrgotte werden und macht schon ein Gesicht dazu, daß man zu unsern Zeiten Angst bekommen und gefragt hätte: „Ach liebes Kind, gschwind, gschwind, was fehlt dir, hast Kopfweh oder wottsch öppe dBlattere-n-übercho?" Und wenn ich in meiner Einfalt so zu einem laufe und frage, so sagt man mir, ich verstehe das nicht; aber man möge machen was man wolle, so habe man heutzutage keine Anerkennung. Du mein Gott, von dem Züg het me-n-allbets nüt gwüßt. E jedere het gmacht was er möge het und ist froh gsi, wenn-ne Gott gsund glah het, und jetzt sy dZytunge, mi

ma dNase ha, i weli me will, voll Lob, Prys und Ehr, und de chlagt me de, es syg kei Anerkennung! Und de a=n=ere Visitatz ißt mr ume kei Mönsch vo mym Griespuddäng, u ha=n=i doch so agwendet." — „Tante, Ihr seid ein Schalk," sagte der Doktor, „das hätte ich nicht hinter Euch gesucht." — „Nein," sagte das Mamali, „das bin ich auch nicht; aber höhn bin ich, daß ihr Jungen da mir nicht esset und trinket und lustig seid, das ist zu unsern Zeiten anders gewesen. So ein Doktor hätte angefangen zu singen, und dVikarene het me nit dörfe z'fast pressieren; es hätt sust chönne fehle, und doch het es brav Lüt gäh, gället, Herr Visitator?" — „Aber, Frau Pfarrere," sagte der Visitator lachend „soll das ghaue=n=oder gstoche sy? Ich hätte gar nicht geglaubt, daß Ihr Euch auf das Trümpfen so gut verstündet, kein Mensch würde es Euch ansehen. Ja, damals ging's lustig zu, manchmal nur zu lustig; aber die ganze Welt ist lustiger gsi als jetzt und niemand hat Ärgernis daran genommen." Als einmal das Gespräch auf diesem Bödeli war, kam eine lustige Geschichte nach der andern zum Vorschein; die alten Herren wurden recht jung und konnten so herzlich lachen, wie man es ihren ernsthaften Gesichtern gar nicht angesehen hätte. Aber weder den Vikar noch den Doktor steckten sie damit an; beide verließen frühe die Gesellschaft; der eine ging Patienten nach, der andere seinen Gedanken; waren aber vielleicht auch Patienten, diese Gedanken.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der Tod erscheint.

Zum ganzen Sommer überhaupt machten die beiden jungen Herren trübe Gesichter, gäb wie die andern sich Mühe gaben, dieselben anders zu machen; beide trugen schwer in sich, und je mehr die Bürde wuchs, desto sorgfältiger suchten sie selbige zu verbergen. Der Herbst kam, und mit ihm viele Krankheiten: Ruhr, Nervenfieber, Entzündungen. Es war, als ob der Doktor neues Leben erhielte, fast einem matten Pferde gleich, das die Trompete hört, welche zur Schlacht ruft. Die alte Kraft und Thätigkeit schien neu aufzuflammen; unermüdlich, Tag und Nacht, war er auf den Beinen, schien sich zu vervielfältigen; kaum war er hier gewesen, sah man ihn schon auf entgegengesetzter Seite. Je mehr der Doktor bethätigt war, desto trüber schlich der Vikar umher; es fiel allen auf, und die gute Frau Pfarrerin sagte ihm oft: „Herr Vikari, seid Ihr nicht wohl? I bitte-n-Ech, säget's doch, mir wey-n-Ech ja gern gäh und helfe, was wir können." Aber er sagte immer, ihm fehle nichts; er konnte nicht sagen, wie innig es ihn betrübte, daß niemand ihn zu einem Kranken rief; daß er Sophie nicht zeigen konnte, er fürchte die Ansteckung so wenig mehr, als der Doktor; daß er der Gemeinde nicht zeigen konnte, er wäre jetzt auch imstande, mit Kranken zu reden, ohne daß sie verrückt würden. Und wie hart ist's nicht, so innerlich zu etwas Besserm gerüstet zu sein; niemand giebt uns Gelegenheit, es zu zeigen; alle trauen uns die alten Schwachheiten zu, und eine tiefe, tiefe Beschämung bindet unsere Zunge; wir dürfen nicht um Gelegenheit zur Bewährung

bitten, dürfen sie nicht suchen, müssen in Geduld sie von Gott erwarten, müssen sehen, wie ein anderer sich bewährt, uns niemand ruft — es ist eine strenge Buße, es ist mehr, als ein Kleid von Kamelhaaren auf der bloßen Haut; es ist ein Stachelgürtel ums blutende Herz.

Wechselnd ward das Wetter, heiß bald, kalt wieder, Schneegeflotsch und eisige Winde; es war ungesundes Wetter. Nie wöhler sei ihm gewesen, sagte der Doktor, wenn ihm die Tante zusprach, er solle sich doch schonen; es dünke ihn manchmal, er hätte Fecken und möchte fliegen über Bäume und Berge. Sophie sagte nichts; aber wenn es ihn mit feuchten Augen betrachtete, und der Doktor sah es, so ward's ihm zu eng im Hause; wenn er nur konnte, ging er weiter.

Jowägers Meyeli hatte ein Kind erhalten, einen munteren Buben, der Doktor das Säugen verboten, und Meyeli blühte allmählig auf wie ein weißes Röschen, das sich wieder in ein rotes verwandeln möchte. Jakobli hatte gesagt: „We=n= i wüßt, er hätt's nit ungern, i nähmt dr Dokter zum Götti; sövli guet als er's mit=is meint, meint's doch niemere." Meyeli hatte darauf der Wand sich zugekehrt, aber nichts gesagt. Am folgenden Morgen sagte es, und ganz leise, aber wunderlieblich blühte das rote Röschen auf seinen Backen auf: „Du, i ha denkt: und wenn mr ds Herre Söphi nähmte? Öppe süst ist's nit dr Bruch; aber dr Herr het o viel a=n=is tha, und es wird=ne doch hürate. I ha hinecht dr Sach nahgsinnet, wo dr Bueb so handlige gsi ist, und so het's mi düecht, dörfte mr's vielliicht wohl probiere; oder was meinst?"

Es wär ihm schon recht, sagte Jakobli, der seinem Meyeli immer recht gab; aber i's Pfarrhus z'gah, z'Gvatter bitte, schüch er si; hingege dr Doktor, hätt er däicht, miech's dem Meyeli nüt selber z'frage; er syg geng so fründlich mit

ihm, daß das ihm nüt miech; er schüch sie neue geng im Pfarrhus u=n=es syg ihm nüt uf dr Welt so z'wider, scho a=n=ihm selber, als z'Gvatter bete. „Was," sagte Meyeli „i hätt sölle z'Gvatter bete=n=u no dr Doktor! Nit um alles i dr Welt, ghörst, thät is; viel lieber wett i ds Herre Söphi dörfe frage, wenn's mi scho mängist so kurios aluegt, daß i nit wüßt, wie's gmeint wär, we's nit nache dest fründliger wär. Aber du weist, er het mr vrbote no z'Chilche z'gah, u so mueßt du's wäger selber mache."

Als Jakobli unter Zittern und Zagen mit seiner Bitte herausrückte, hatte ds Herre Söphi wiederum ganz kurioſe Augen gemacht, war ganz rot geworden, dann gleich wieder bſunderbar freundlich und hatte seither seinen kleinen Götti so lieb gehabt, daß ein eigen Kind ihm nicht lieber hätte sein können und Meyeli manchmal sagte, es werd fast schalus. Wenn dGotte chömm, so düech es eim, er merk=se vo wytem, dä Lecker.

Im Spätherbst aber, als es so strub ward und flotschig, kam Sophie weniger hinauf; die Mama hatte es ungern, wenn es so durch struben Weg und Wetter ging. Aber wenn es im November so trüb und finster ist, die Luft geschwängert von nassem Nebel, das Licht verdrängt durch schweres, niederhangendes Gewölke, Felder und Wiesen gelb wie ein verdorret Gesicht und schwarz die Wälder, ungeheuern Totenbäumen gleich, da wird einem so gerne dumpfig im Gemüte, schwarz, als ob man bereits im Totenbaume läge. Wie es einem geht am Rande von Wasserfällen, daß es einem wird, als zögen die Wasser einen nieder, als locke süß und wild des Stromes Nymphe, als müsse man sich stürzen an ihren schäumenden Busen: so wird es einem in den schwarzen, kurzen Nebeltagen, als müsse man sich legen in die schwarzen Totenbäume, als

müsse man das Leben wegwerfen, das eigene Gesicht gleich machen den Gesichtern der Felder und Wiesen. Ganz so ward es freilich Sophie nicht, aber doch bang und düster im Gemüte; es war ihm, als hange ein unendlich Unglück über ihns hinein, als sinke dasselbe langsam näher und immer näher, als presse es eng seine Brust bereits zusammen, wenn es gleich seine Augen noch nicht erblickten. Es war ihm, als müßte es im Freien seine Brust lüften und wäre es auch bei nassem Nebel. Als eines Tages sie vom Mittagessen aufgestanden waren, sagte Sophie der Mama: Wenn es die Stube in die Ordnung gebracht, so gelüste es ihns zu Jowägers hinauf zu gehen; es sei lange nicht dort gewesen. „Und Weg und Wetter, was denkst, Sophie?“ sagte die Mama.

„Ich glaube,“ sagte Sophie, „der Nebel werde heute etwas aufgehen, und der Weg sei gut, hat die Frau gesagt, welche Eier gebracht; es sei ein wenig gefroren.“ — „He nu, i Gottsname,“ sagte die Mama, „aber zum z'Abe bist wieder da; i denke dr Növö könnte heute kommen, er ist lange nicht da gewesen.“ — „Allweg,“ sagte Sophie, „heyt nit Chummer.“

Es war Freude bei Jowägers, als Sophie kam; der Götti war gewachsen, hatte gemuntert, konnte schon allerlei Künste, war ein Kind, wie sie keines noch gesehen, so ein listiges, es werde der Gotte nachschlagen u. s. w.

Am besten dran waren sie mit Reden und Spaßen als Meyeli sagte: „Luegit doch, wer chunnt dert so cho z'laufe?“ Sie sahen alle durchs Fenster hin. „Herr Jeses, das ist üses Grit,“ sagte Sophie, „was het's ächt gäh?“ Somit lief es zur Thüre aus, Grit vors Haus entgegen; die andern blieben, damit es nicht den Schein habe, als wollten sie hören, was sie vielleicht nichts angehe, in der Stube zurück. Aber Sophie kam nicht wieder; sie sahen es, Grit weit voraus, dem Dorfe

zu ſpringen. Was es gegeben, wußten ſie nicht; ein großes Unglück mußte es ſein. Sami, der auf der Bühne Heu rüſtete, hatte etwas von Sterben und „Herr Jeſes, Herr Jeſes“ gehört. Sie konnten nichts anders glauben, als der alte Herr oder die Frau hätten einen Schlagfluß bekommen; ſo alten Leuten gebe es öppis ungſinnet; aber ſei es das eine oder das andere, ſo ſei es ihnen gruſam leid; öppe beſſer alt Lüt gebe es nicht, und wenn's dr Herr ſyg, ſo gange es viel z'übel; es gäb de e neue Pfarrer, und was für eine, wüß me nit; ſi ſyge=n=o bi witem nit all glych und a dä hätte ſi ſi gwanet gha, und ſövli e=n=aſtändige werde ſi öppe nimme=n=überchv. Nie e Mönſch heyge ſi öppe für öppis plaget, und dagege ſyge ſi guet gege=n=all Lüt gſi, und wenn ſie amene Mönſch heyge chönne bhülflich ſy, ſo ſyg's nie nei gſi.“

So ſprachen ſie hin und her mit betrübtem Herzen; immer peinlicher wurde ihnen die Ungewißheit, bis ſie rätig wurden: Öpper müſſe gah Salz reiche zwiſche Tag und Nacht, und de chönn de das grad dr Jumpfere ihren Shawl mitnehmen, den ſie hier vergeſſen; de werd me's ſcho vrnäh, was es gäh heyg.

Etwas, an das ſie nicht gedacht, hatte es gegeben. Ins Pfarrhaus war der Bericht gekommen, wenn ſie den Doktor noch lebendig ſehen wollten, ſo ſollten ſie auf der Stelle kommen; er habe ſein Bauchweh wieder und Aufkommen ſei keins. Diesmal begleitete Sophie die Eltern; wenn's ans Sterben geht, hören die Rückſichten auf. Sie fanden den Doktor matt zum Tode, doch in einer ruhigen Pauſe, ſich vollkommen bewußt ſeines Zuſtandes. Sie nahmen ſich alle gewaltig zuſammen, und wenn Sophie auch die Thränen ſtromweiſe die Backen abſchoſſen, ſie jammerte nicht, und wenn

es ihm auch zum Ersticken war, es schluchzte doch nicht; die eine Hand lag auf des Doktors Stirne weich und leise, die andere drückte es stark, krampfhaft ans pochende Herz. Sie kannten einander, hatten nicht nötig viel zu reden, um sich zu verständigen; nur während Mama mit Käthi für Leinzeug sorgte, Papa Boten fertigte nach befreundeten Ärzten, sagte der Doktor leise zu Sophie: „Leb wohl; dankeigist, daß de cho bist; wenn i di gseh ha, su ist's mr geng gsi, als ob si e fründligi, schöni Wahrheit vor mi hiistellti. Briegg nit; es geyt dr guet, daß i stirbe; es heiters Lebe wartet dr jetzt, wie d' eys vrdienst." — „O Ruedi, Ruedi!" sagte Sophie. — „Sophie, es ist mir Ernst; ich hätte dich unglücklich gemacht. Wie es in mir aussah, weißt du nicht, und wenn mir jetzt mein Leben auch vorkömmt wie ein großer Irrtum, drum so trüb und stürmisch, wer weiß, ob dieser Irrtum nicht hineinragen würde in mein ganzes Leben wie ein schwarzer Schatten, und jetzt ist's so hell vor mir; nur noch ein schwarzer Streif, so ist's überstanden, dr Irrtum, dSchmerze, ds Lebe, und was Gott ist, weiß ich jetzt." — „O Ruedi," sagte Sophie, „meinst, ich habe es nicht gewußt? O wie ein herrlich Leben hätten wir führen wollen, wo's taget het i dr!" Leise schüttelte Ruedi das Haupt und schmerzliches Zucken riß wieder durch seine Züge; er nahm das Gespräch nicht mehr auf; aber zuweilen sah er Sophie zärtlich, innig an, fast als ob er in dessen Gesicht lesen wollte, ob sie wohl zusammen den freudigen Trost gefunden hätten, der das Leben bald erklärt, bald verklärt. Und Sophie verstund ihn wohl; aber was sollte es sagen, jetzt, wo das Leben ohne Hoffnung am Verrinnen war?

Ärztliche Kunst verlängerte des Doktors Leben, aber auch seine Leiden; zu retten vermochte sie es nicht; er wußte

es; er bat, daß man von vergeblichen Versuchen ablassen, lieber seinen Tod beschleunigen, als seine Schmerzen verlängern möchte. Er wußte, daß er umsonst bat; seine Freunde wußten, daß sie umsonst dokterten; sie konnten seine Bitten nicht erhören; sie konnten ihre Kunst nicht steigern, konnten weder die Schranken ihrer Pflicht erweitern, noch die ihrer Kräfte. Sie standen an den Schranken, welche dem Menschen gesetzt sind, an den Schranken, die glühende Ketten wären, fürchterlicher als Sklavenketten, wenn es nicht die Schranken wären, welche Vaterhand dem schwachen Kinde gezogen hätte. Umfangen hielt sie ihre Ohnmacht, die ein glühender Fluch wäre, wenn die Wahrheit sie nicht verklärte, daß der Vater es also will, die Ohnmacht uns zur Demut bringt, die Demut zur Gnade in der Erkenntnis, daß der Vater auf dem schwersten Wege seine liebsten Kinder führt und oft im Tode noch, wenn am Ende der Bahn sie stehen, ihnen das Verständnis giebt und das Sehnen des Kindes nach dem Vater. Er litt schwer und Sophie über alle Worte. Wenn er mit bittenden Augen in den tiefsten Schmerzen das Mädchen ansah, in den Augen das Bekenntnis grenzenloser Ohnmacht lag, das innigste Sehnen nach Erlösung, dann war es Sophie so voll und weh ums Herz; Leben, so viele es auch besessen, hätte es weggeworfen, den Retter so vieler Leben zu retten; aber für dieses eine Leben besaß es kein Opfer, hatte nichts als das leise Auflegen der weichen Hand auf die naßkalte Stirne, als einen innigen Blick des Verständnisses, als ein leises Deuten nach Oben, wo die Kraft zu jeglicher Erlösung ist.

Endlich löste die Hand, in welcher jegliche Macht liegt, die Bande, und aus dem gemarterten Leibe ward die matte Seele erlöset; tot und feucht lag die Hülle da, welcher eine

edle Seele entflohen. Sophies Spannung löste sich, seine Kräfte brachen; fast bewußtlos fuhr es der Vater nach Hause. Der ehrwürdige Mann weinte auf dem Heimwege rücksichtslos; es war ihm, als sei sein Bruder erst jetzt gestorben; es zuckte in ihm, mit Gott zu hadern, daß er nicht sein altes Leben genommen, das junge den Menschen gelassen, oder, wenn's doch ein junges habe sein müssen, warum nicht das seines Vikars statt das seines Neffen? Aber, wie gesagt, das zuckte nur so in ihm, als Zeichen, daß der alte Mensch nicht gestorben sei, daß in schweren Fällen auch ein alter Pfarrer, der seinen Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten weiß, durch frevle Fragen erschüttert wird.

Die Kunde von des Doktors Tode lief wie ein Lauffeuer rund herum, wirkte fast allenthalben wie ein elektrischer Schlag, ging jedoch nicht so schnell vorüber. Nur einige Taugenichtse, welche es allenthalben giebt, freuten sich seines Todes, die einen verblümt, die andern unverblümt. Die einen seufzten andächtig und sagten: Ja, ja, Gott sei immer Gott, und wenn man am wenigsten daran denke, so thue er ein Zeichen. Es sei ihnen leid, daß der Doktor gestorben sei, so jung; wie geschickt er gewesen, wüßten sie so gut als irgend wer. Aber daß er keinen Glauben gehabt, wisse jedermann; nun werde er es wohl erfahren haben, ob ein Gott sei oder nicht. Andere dagegen sagten: He nu, eine meh oder eine minger, darauf chömm's nit a. Wenn's eine heyg sölle gäh, so sei es ihnen recht, daß es den getroffen. Nit, als Doktor reu er si; aber wenn einer wolle besser sein als die andern und thue fast wie ein Engel vom Himmel, so geschehe ihm recht, wenn ihm was auf die Nase werd'; er wüßte

dann, daß er sie ungere haben sollte, und jetzt sei sie ihm ungere, daß er sie nicht so bald mehr heben werde. Es sollte allen so gehen, die was anders wollten als andere Leute.

Doch so redeten wenige; jetzt, da der Doktor tot war, regte sich fast allenthalben das herzlichste Bedauern. So gebe es keinen mehr, sagten alt und jung, und wenige Haushaltungen waren weit und breit, in denen nicht eins sagen konnte: wenn dä nit gsi wär, e=n=angere no vorbhalte, es wär längst ungerem Herd. Allenthalben war die Rede davon, ob man es nicht zeigen könnte, wie wert er gewesen und wie viele noch daran sinneten. Von Denkmälern wußte man nichts, und möglich wär's gewesen, daß, wenn gleich er in so vielen Herzen wohnte, doch nicht viele Kreuzer dafür zusammengebracht worden wären. Herz und Kreuzer sind halt nicht im gleichen Sack, und die verschiedenen Säcke haben verschiedene Münze; das Herz zahlt mit Thränen, der Kreuzersack mit Kreuzern, mit Rappen noch lieber. Ihm z'Leicht zu gehen, begann man allenthalben zu wünschen, damit von Kind zu Kindeskind noch erzählt werde, eine Leiche wie die vom Dokter Ruedi hätte man nie erlebt, so weit man hintern sinnen möge.

Am tiefsten vielleicht hatte die traurige Nachricht in Jowägers Hause eingeschlagen. Jakobli war es gewesen, der Salz geholt, die Nachricht im Pfarrhause vernommen hatte; er trug so schwer daran heim, wie er noch nie getragen hatte, und als er heimkam und sie ablud, da fiel sie allen schwer aufs Herz; selbst Anne Bäbi sagte, das werd öppe nit sy, dä reuti's. Nur Mädi sagte, es sei doch dr wert eso z'mache; es werd öppe=n=e Mönsch sy wie=n=e=n=angere,

und wegem Dokter sei's e so wie mit de Pinte: wo eine eingehe, gebe es zwei neue; da wäre es sich doch nit dr wert so z'pläre. Meyeli war bsunderbar tief ergriffen; sagen konnte es nicht viel, aber weinen that es desto mehr, und wie Jakobli tröstete, es wollte nicht bessern. Er solle doch recht nicht zürnen, sagte Meyeli zu ihrem Manne; aber es könne wäger nit anders. In seiner Jugend hätte sich seiner niemand geachtet, und es hätte möge gruchze=n=u berze wie's welle hätt, es hätt's ume ke Mönsch gmerkt, und wenn me's scho gmerkt hätt, su hätt ume niemere nebe=n=ume gluegt, und wenn's gstorbe wär, su hätt ke Mönsch pläret; mi hätt öppe gseit: he nu so de, es ist ihm wohl gange u gieng no mängem wohl, wenn es o so sterbe chönnt. Das hätt ihm o manchmal so weh gethan, es könne es nicht sagen, und manchmal sei ihm das Wasser in die Augen geschossen, es hätte fast selbst nicht gewußt für was. Und daß jetzt so ein Herr sich seiner geachtet und an ihns gesinnet, wo es däweg z'weg gsi syg, das heyg's dücht, es chönn nit säge wie, und das heyg es ihm nit chönne vrgesse, und wen=es=ne agluegt heyg, su heyg's geng düecht, das syg nit e Mönsch wie=n=e=n=angere und heyg neue ganz angeri Gedanke als anger Lüt; es hätt's mengist fast düecht, es sött's mache wie me's z'Solothurn mach vor dene Bildere=n=i dr Chile, es sött dHäng z'säme ha u bete. Und mängisch heyg es däycht, dä chönn gwüß nit lang lebe=n=u de heyg es ihm ds Herz fast welle vrsprenge. Und jetz, wo es gekommen, wie es es manchmal gedacht, könne es sich doch fast nit dry schicke und es wüß nit, wie das dann gehen sollte; es hätte ihm neue ke Chrankheit meh Angst gmacht, wenn es scho dra gsinnet heyg, es chönnt das oder äys gäh; es heyg de däycht: he nu i Gotts

Name, wenn's öppis z'mache=n=ist, su wird dr Dokter scho helfe. Wenn es ihn nur noch einmal gesehen hätte in der letzten Zeit; es düech ihns, es könnte sich viel besser trösten. Wenn es ihm nur z'Leicht könnte, daß es wüßte, wo man ihn begrabe, und daß es sein Lebtag daran sinnen könnte, es sei auch dabei gewesen und hätte gesehen, wie man ihn ins kühle Grab gethan. He, das sei ihm recht, sagte Jakobli; es hätte ihn auch hart, und wenn me=n=ume wüßt, ob sie's gern oder ungern hätte, wenn man so weit ihm z'Leicht komme; er hätte gehört, es gingen noch viele Leute; das werde wohl zu vernehmen sein.

Meyeli den Gefallen zu erweisen und sichern Bericht einzuziehen, ob man gehen könne oder nicht, bot Jakobli allem auf; er ging ins Dorf; dort war gleiches Gerede, aber niemand wußte näheres. Am besten wär's, es ginge jemand gerade ins Pfarrhaus und früge, ward man rätig; der Pfarrer sei bestimmt daheim und dJumpfere wahrscheinlich auch. Gesehen habe sie zwar noch niemand; aber gestern abend sei Licht in ihrem Stübli gewesen. Zu gleicher Zeit könnte man vernehmen, wann die Begräbnis sei. Der Sigrist bot sich an, das zu erfahren; er wüßte nicht, sagte er, warum man nicht gehen und selligs fragen dürfe; es sei ja nichts Schlechtes und mit=ne syg's de öppe no z'rede. Und im Gefühl seiner Courage ging er dem Pfarrhause zu und klopfte mit Doppelschlag herzhaft an die Thüre. Grit kam alsbald und hielt, wie üblich, ehe es der Anfrage Folge gab, erst eine lange Privatunterredung mit dem Sigrist vor der Thüre, worin Grit eröffnete: dJumpfere sei nicht herunter gekommen und habe heute noch nichts gegessen; es heyg=se grusam hert; es sei aber auch nicht z'vrwundern, er hätt=se im Sinn gha

z'hürate, wie si heyg möge gmerke, und e sellige=n=überchäm si nit grad wieder, vo wege si syge nit dick. Si chönnt de Vikari o ha, wie si heyg möge gmerke; aber dä möcht Grit selber nit, we's=ne scho chönnt ha, nei bim Schinder nicht; was man auch mit einem anfangen solle, der meine, man setze das Korn, und nit wüsse, daß man es säe. Wenn eine selligs nit wüß, so wüß ke Hung, was er alles nit wüß und was me für=e Müeh müeßt ha, bis me=ne über alles recht brichtet hätt. DJumpfere dörf es nit wohl gah frage; es well's bim Herr probiere; es wüß zwar nit, wie's dert a=chömm; dä schryb; es glaube emel, er mach e Predig. Aber es wolle doch gehen und ihn fragen; öppe sövli werd's nit mache; öppe=n=e Häffige syg er nit. Aber am Vikari gieng's für kes Geld i dStube, wenn es merki, daß er a dr Predig syg; es syg einist gange, a=mene Samste=n=am Morge, u heyg neue welle Flecke=n=ufrybe; er heyg's bim Hung aglueget u=n=agschnauzt, dr böst Burehung chönnt's nit so. Der alte Herr ließ den Sigrist hinaufkommen, weil er aus Grits Reden nicht recht klug werden konnte, was die Leute wollten. Als er die eigentliche Absicht vernahm, verklärte sich des Herrn Gesicht. Sag nur den Leuten, antwortete er, ich wüßte nicht, wer was dagegen haben wollte; im Gegenteil, es freut mich sehr und würde den Gestorbenen auch freuen, wenn er es noch sehen könnte. Hätte er das früher gewußt, es hätte ihm manche trübe Stunde erspart und wer weiß —." Der Pfarrer sprach den Satz nicht aus; er entließ den Sigrist; mit dem Strome der Gedanken, der in ihm wogte, wollte er alleine sein.

Der Begräbnistag war ein trüber, finsterer Nebeltag, so recht ein Tag, wo der Nebel alles Licht verschluckt und es

einem wird, als sei die Sonne selbst am Sterben, als gehe man ihr selbsten z'Gräbd und dann sei es wieder öd und leer, wie ehedem. Der Boden war gefroren; darum wollte Meyeli sich nicht führen lassen; es sei gut zu gehen, sagte es, und dabei könne es sich erwärmen. Viele Leute wanderten auf den in dieser Jahreszeit sonst einsamen Wegen. Trotz den vielen wäre dem, der ihnen begegnet wäre, ein Weib aufgefallen, schlank, fast groß, schwarz angezogen, aber ohne Seide bis ans Halstuch, welches das weiße Hemd bedeckte, mit feinen Zügen, dunkelblauen Augen im blassen Gesichte. Das schnell Kräftige fehlte seinem Gang; aber schwerfällig war es auch nicht; es wanderte unter den andern geräuschlos; man hörte den Tritt nicht; es weinte nicht, redete aber auch nichts; es wanderte unter den andern fast wie ein Wesen, das vom Schmutz der Erde noch nicht berührt worden, das eigends gekommen, die Masse der Menschen zu verklären, die einmal von reinem Gefühle getrieben die Wege wanderte, wo man sonst nur wandert, von tierischen Trieben getrieben, dem Brote nach oder der Lust. Es wanderte wie ein Engel unter den Menschen, der niedergestiegen zur Sühne der sündigen Wege, aufzuschreiben die Gespräche der Menschen, entquollen reinen, dankbaren Gefühlen, da sonst die Wege Märit- und Chilchenleuten zumeist unnütze Worte entlocken, Lasterreden und Afterreden. Das Weib hörte es, wie rundum der Verblichene gepriesen ward, nicht ein einzig Wörtlein seinen Schatten entweihte. Sie waren verwundert, die Gutmütiger, als ihr Zug bei jedem zusammenlaufenden Wege sich mehrte, daß nicht ihnen alleine das Ehrenbegleit des Toten in Sinn gekommen; sie hatten noch nicht erfahren, daß, wie einer Quelle die gleichen Wasser entquellen, einer

Liebe die gleichen Gedanken entsteigen. Als sie an den Ort der Begräbnis kamen, war es bereits angefüllt mit Solchen, welche der gleiche Sinn gebracht; die Jüngern stunden auf der Straße, die Ältern saßen auf den Kellergewölben, den Treppentritten, den Abweisssteinen. Allüberall war vom Doktor die Rede und allen hatte er das Teuerste gerettet, bald sie selbst, bald andere. „Und was hat er mir gefordert!" sagte der eine, „ein Bettlergeld;" „mir nichts", sagte der andere; „und mir hat er diese Hose gegeben, und das Hemd, das ich trage, war auch sein", „und mir hat er Speise gegeben und Wein," und jeder wußte ein neues Lob, und manch alten Ätti sah man auf einem Steine sitzen, den langen Dornstock zwischen den Knieen; mit seinem roten Nastüchlein fuhr er von Zeit zu Zeit über die Augen, und leise bewegten sich seine Lippen; ob er betete, ob er leise sagte, was er dem Doktor selbst noch hätte sagen mögen, erriet man nicht. Es war der ganze Ort ein lebendig Zeugnis, daß edle Hingebung noch immerdar gute Stätte findet, einen Boden, auf welchem sie hundertfältige Früchte trägt.

Endlich begannen die Glocken ihren Ruf; es gehorchten ihm die Menschen; langsam bewegte das Leichengeleite, den Sarg voran, sich die Straße herauf. An innerer oder äußerer Bewegung, an Thränen, an blassen Gesichtern, waren die Verwandten nicht zu erkennen; alle waren dem Gestorbenen gleich verwandt in Liebe und Trauer; eine so allgemeine Bewegung ward selten noch gesehen unter so vielen. Die Menge floß ohne Geheiß zu einer Gasse auseinander, und wie der Sarg vorüber war, floß sie wieder zusammen, ward zum Geleite, das der Kirchhof nicht faßte. Aber als die harte gefrorne Erde rasselte weit hörbar auf den versenkten Sarg,

da ertönte wie aus einem Munde ein lautes Schluchzen in der Glocken Klang hinein; es war die Totenklage um den geliebten Doktor, der innigste Totengesang.

Die Menge füllte die Kirche; ein Greis mit freundlichem Gesicht, von weißen Haaren beschattet, stand auf der Kanzel; schwer ward ihm die Rede; die innere Bewegung wollte ihm emporwachsen, wollte überschatten seine Rede. Aber er ward seiner mächtig und sprach mit kräftiger Stimme, wie er nicht geglaubt den heutigen Tag zu erleben, er, der alte Mann, seines kräftigen Neffen Todestag. Als er seinen Bruder begraben, da sei in Trauer sein Herz fast gebrochen; er habe gezweifelt, des Bruders Auftrag, das zarte Kind zu erziehen, erfüllen zu können; er habe geglaubt, bald dem Bruder nachfolgen zu müssen; ja, in sündigem Weh hätte er fast gewünscht, ihm bald nachfolgen zu können. Nun habe Gott es anders gewendet; in vollem Mannesalter sei der Tod des Kindes erfolgt und er habe ihn erlebt. Ob er das Kind als Vater erzogen, den Auftrag seines Bruders treu erfüllt, das werde Gott ermessen, das werde ihm bald sein Bruder selbsten sagen. Er wolle es aufrichtig bekennen, er hoffe ein gutes Lob; so wie sein Neffe sei wohl selten ein Mensch begraben worden; so viele hätten selten in Thränen einem Menschen nachgesehen; so viele herzliche Worte seien selten jemand ins Grab gefolgt. Wenn auch er nicht den Ruhm sich beimesse, die Ehre dem gebühre, der seinen Segen zu jedem Gedeihen geben müsse, so solle man ihm die Freude des Gärtners erlauben, unter dessen Sorge eine Blume erwachsen sei, welche vor andern in voller Pracht erglänze, mit ihrem Wohlgeruche viele erquicke. Als er seinen Bruder begraben, habe er das Wehen des Todes in eigenem Herzen zu spüren vermeint;

heute fühle er es nicht, und doch werde der Tag nahe sein, wo auf seinen Sarg die schwarze kalte Erde praßle. Sein Tag werde kein solcher Ehrentag sein, wie dieser für das Andenken seines Neffen sei; er verdiene ihn auch nicht; er habe sein Gutes im Leben genossen; solche Opfer und Entbehrungen habe ihm Gott nicht auferlegt, solche Gelegenheiten zu augenscheinlichem Wirken ihm nicht gegeben, habe ihn nicht zum Opfer seines Berufes werden lassen. Daß sie dieses Opfer so innig anerkennen, das freue ihn hoch; es stärke seinen Glauben an die Menschen; aber ein freundlich, ernst Wort möchte er ihnen sagen, in wahren Treuen; sie sollten des Doktors Thun und Treue auch im Leben lohnen und anerkennen, nicht in dessen Tode erst. Tausend Ärzte seien Opfer ihres Berufes geworden; aber im Leben sei ihnen das verdiente Los nicht geworden; Bosheit und Unverstand hätten es ihnen verkümmert; sie hätten nicht bloß den Stachel der Mißkennung, den Glauben, daß die Menschen sie nicht würdigten, ins Grab getragen, sondern dieser Stachel und die Pein mit Leben und Beruf so mühselig ringen zu müssen, sei Schuld an ihrem Tod gewesen, und wenn sie gestorben, wer hätte den größten Verlust gemacht? Nicht die, welche gestorben, die werde der Herr als die Getreuen über vieles setzen, sondern sie, welche den Getreuen verloren, welche nun für immer dessen Fleiß und Kunst entbehren müßten. Bei Leben sollten sie dieselben in Ehren erhalten, damit sie ihnen am Leben blieben. Sie sollten es ihm glauben; er rede ja nicht aus Eigennutz; er habe ja keinen Bruder mehr, der Doktor sei, keinen Neffen mehr, keinen Sohn, dem diese Rede fruchten könnte; sie seien hingegangen, wohin er bald selbst hingehen werde. Darum sollten sie seiner Worte gedenken;

sie seien an des Grabes Rand gesprochen, und der letzten Worte eines Menschen pflege man zu gedenken, und dieses werde wohl auch sein letztes Wort an eine versammelte Gemeinde sein. Und sei er einmal heimgegangen, so wolle er den Vater bitten, daß er ihnen allen den Geist der Wahrheit gebe, den rechten Tröster, der sie in alle Wahrheit leite, sie scheiden lehre Wahrheit und Trug, sie unterscheiden lehre wohlberedte Betrüger von treuen Wohlthätern, und daß er diese aufrecht erhalten möge, wenn Menschen sie vergessen, ihr Beruf sie erdrücken wolle.

So sprach der alte Mann, und je länger er sprach, um so mehr erhob er sich über die eigenen Gefühle, um so klarer tönte seine Rede.

Als er geschlossen, strömte die Menge zu der geöffneten Thüre fort, verlor sich in Wirtshäuser oder zu wohlthätigen Menschen, wo ein Tropf Suppe ohne Batzen zu haben war.

Am noch halb geöffneten Grabe aber stund ein junges Weib und weinte schmerzlich. Als der Sarg versenkt ward, war es am äußersten Rande des Ringes gestanden, hatte das Grab nicht gesehen, bloß das Rasseln der Erde gehört. Als es am Grabe gestanden war in stillem Weinen, entfernte es sich, hielt nirgends sich auf, verließ den Ort. Es war Meyeli gewesen. In trübem Nebel, trübem Sinnen wanderte es der Heimat zu. Es war ihm nicht, als ob ein Mensch ihm gestorben, sondern als ob ein Licht ihm untergegangen und als ob es jetzt mit Jakobli und Kindern in dunkeln Ängsten wandern müßte seinen Lebensweg. So ging es lange fort, achtete sich nicht Steg noch Weg, und niemand störte es in seinem Sinnen; es war, als wanderte es in einer ausgestorbenen Welt. Da war es ihm, als hörte es etwas über

ſich, raſche, ängſtliche Töne. Es ſah auf. Vor ihm ſtand das Pfarrhaus zu Gutmütigen, und noch einmal erklangen die Töne. Da ſah es am trüben Fenſter Sophie ſtehen, ſah Sophie winken mit dem Finger. Meyeli erſchrak faſt, wandte ſich aber ſogleich der Thüre zu. Sophie öffnete ſie, Meyeli bot die Hand; laut ſchluchzten beide; Meyeli trat ein; hinter ihm ſchloß ſich die Thüre. Als es Abend ward, die Lichter angezündet wurden, viele Leute heimgekehrt waren, kam Jakobli ins Dorf und fragte Meyeli nach. Heimgekehrt war es nicht, und niemand wollte es geſehen haben.

Inhalt.

Seite

Vorwort 5

Erstes Kapitel. Meyeli kömmt ab dem Steine und hinter einen Tisch 7

Zweites Kapitel. Wie Meyeli erwarmet 28

Drittes Kapitel. Ein Vikari thut einen Fehlschuß 61

Viertes Kapitel. Meyeli tritt in der Welt auf 78

Fünftes Kapitel. Wie eine Hebamme zu Aber läßt um ein schweres Herz leichter zu machen 93

Sechstes Kapitel. Wie nur ein kleines Kind ins Haus kömmt, und dasselbe doch ganz voll Gebrüll wird 122

Siebentes Kapitel. Wie Jakobli auftaut und die Bschüttilöcher größer gemacht werden 144

Achtes Kapitel. Großmütterliche Pädagogik 162

Neuntes Kapitel. Was das Leben sei, was der Frevel an diesem Leben sei und wie es einem solchen Frevler ergehen werde . 169

Zehntes Kapitel. Und wie die Herzen bluten, wenn ein liebes Leben erlischt 188

Elftes Kapitel. Wie ein Vikar in Harnisch kömmt, ein Pfarrer auf die Beine und eine alte Frau um den Verstand 195

Zwölftes Kapitel. Wie ein Doktor aus der Haut fahren will und ein Pfarrer ihn wieder hineinstößt 255

Dreizehntes Kapitel. Wie ein alter Herr ins Reden kommt und nicht mehr hören kann 272

Vierzehntes Kapitel. Wie ein Pfarrer und ein Doktor zusammen konsultieren, d. h. übereinander die Köpfe schütteln . . . 312

Seite

Fünfzehntes Kapitel. Wie eine alte Frau einen jungen Herrn übers Knie nimmt 334
Sechzehntes Kapitel. Wie Jakobli zum Durchbruch kömmt und Meyeli matt wird 351
Siebenzehntes Kapitel. Von der Hübschi und vom Interesse . . 372
Achtzehntes Kapitel. Was ein Doktor ausstehen muß und wie es ihm ergehen kann 389
Neunzehntes Kapitel. Wie Jakobli wichtig wird und Meyeli gerührt 417
Zwanzigstes Kapitel. Von Rumor in einem Pfarrhause und wie ein Mädchen einem Vikar predigt 427
Einundzwanzigstes Kapitel. Wie Sophie werchet in ihrer Seele und wie es beim Doktor innerlich spukt 448
Zweiundzwanzigstes Kapitel. Was ein alter Pfarrer thut, und was ein Vikari meint 468
Dreiundzwanzigstes Kapitel. Der Tod erscheint 484

Jeremias Gotthelf

(Albrecht Bitzius)

Volksausgabe seiner Werke im Urtext

Zehnter Band:

Käthi, die Großmutter

Besorgt von Ferdinand Vetter

Bern
Verlag von Schmid & Francke
vormals J. Dalp'sche Buchhandlung
1900

Jeremias Gotthelf

(Albrecht Bitzius)

Käthi, die Großmutter,

oder:

Der wahre Weg durch jede Not

Eine Erzählung für das Volk

von

Jeremias Gotthelf

Bern
Verlag von Schmid & Francke
vormals J. Dalp'sche Buchhandlung
1900

Buchdruckerei Büchler & Co., Bern

Vorbemerkung der Verleger und des Herausgebers

zu Band 10.

Mit dem gegenwärtigen 10. Bande der Berner Volksausgabe von Jeremias Gotthelfs Werken, mit „Käthi die Großmutter“ (erstmals erschienen 1847), ist die Sammlung Gotthelfscher Werke, die wir vor zwei Jahren im Anschluß an die hundertjährige Geburtstagsfeier Gotthelfs in Aussicht gestellt und mit dem „Bauernspiegel“ (1837) begonnen haben, zum Abschluß gelangt.

Aus dem von den Verlegern ursprünglich beabsichtigten bloßen Abdruck der ältesten Fassungen von Bitzius' Werken ist, infolge der vielen Fehler und Regellosigkeiten dieser Texte und der spätern sachlichen Abänderungen Gotthelfs, die nicht vernachlässigt werden durften, eine kritische Ausgabe, die kritische Ausgabe Gotthelfs geworden. Die Beschaffenheit der gedruckten Texte, zu denen für eine Reihe von Werken die Handschriften des Verfassers kamen, machte die kritische Arbeit für den Herausgeber zeitraubend und schwierig. Dieser beansprucht dabei nicht, in jedem Falle das Richtige getroffen, d. h. bei Abweichungen der Texte immer die Ausdrücke und Formen gewählt, bezw. erschlossen zu haben, die Bitzius für den Druck gebraucht hat oder die er in einer für den Neudruck überarbeiteten und so von uns aufgenommenen Stelle belassen

haben würde, hätte er nicht einen andern, hochdeutschen Leserkreis im Auge gehabt. Aber dem was Gotthelf gesagt hat — oder hat sagen wollen — möglichst nahe zu kommen, das ist in jedem dieser Fälle erstrebt und außerdem der Freund Gotthelfs in stand gesetzt worden, sich ein Urteil über den Text selbst zu bilden, indem in den gleichzeitig als „Ergänzungsband" erscheinenden „Beiträgen zur Erklärung und Geschichte Jeremias Gotthelfs" alle Abweichungen der Ausgaben und Handschriften verzeichnet sind.

Zu diesen Beiträgen soll nun noch ein von F. Kronauer vorbereitetes Wörterbuch kommen, um die Schätze von Gotthelfs Sprache zu heben. Vorerst aber muß sich zeigen, ob nicht aus unsrer Sammlung von Schriften Gotthelfs eine Gesamtausgabe seiner Werke werden kann, was sich in nächster Zeit je nach der Teilnahme der Lesewelt an unserer Unternehmung entscheiden wird. Beim Zustandekommen einer Gesamtausgabe müßte dieses Wörterbuch zu einem unsern ganzen Schriftsteller umfassenden Sprachschatz Jeremias Gotthelfs ausgestaltet werden.

Die Fortsetzung unserer Gesamtausgabe würde in etwa 14 Bänden, die durchschnittlich weniger umfangreich wären als die 10 der ersten Reihe es sind, folgende Werke enthalten:

11: Geld und Geist. 12—15: Erzählungen und Bilder. 16 u. 17: Bilder und Sagen. 18: Der Geltstag. 19: Jakobs des Handwerksgesellen Wanderungen. 20: Die Käserei in der Vehfreude. 21: Hans Joggeli, Harzer Hans, Hans Jakob und Heiri, Dorbach. 22: Zeitgeist und Berner Geist. 23: Der Schuldenbauer. 24: Bisher in die Ausgaben

nicht Aufgenommenes (Kalenderbeiträge, Politisches) und Ungedrucktes („Die Rotenthaler Herren" u. a.)

Zu Bd. 11, 20 und 21 — und zu Bd. 12 bis 17 und 24 teilweise — sind die Originalhandschriften und Entwürfe Gotthelfs vorhanden und versprechen für Text und „Beiträge" ebenso reichliche Ausbeute als sie z. B. für „Schulmeister" und „Dursli" bereits geliefert haben. Die „Beiträge" zu Bd. 11—24 würden einen zweiten Ergänzungsband bilden und ihre Abnahme, ebenso wie die des Wörterbuches, den Abnehmern der Textausgabe freigestellt sein; die Freunde Gotthelfs aber, die Bibliotheken u. s. w. hätten in etwa 27 Bänden zu bescheidenem Preise den ganzen und den echten Gotthelf mit dem kritischen Material und dem gesammelten mundartlichen Sprachschatze seiner Werke beisammen.

Uns aber wird das Interesse, das die Volks- und Sprachgenossen des In- und Auslandes für die erste genaue und vollständige Ausgabe unseres großen Volksschriftstellers kundgeben, eine weitere Ermutigung sein, für seine kritische Herstellung und allseitige Erläuterung gemeinsam unser Möglichstes zu thun. Wenn sich dieses Interesse bei der mit der Ausgabe von „Käthi" gleichzeitig erfolgenden Ankündigung der zweiten Reihe so kräftig äußert, wie wir es hoffen, so wird im Frühjahr „Geld und Geist" in den Händen der Gotthelffreunde sein und wird binnen längstens zwei weitern Jahren unser großer Volksschriftsteller in Gestalt einer vollständigen und getreuen Ausgabe seiner Werke das ihm längst gebührende Denkmal besitzen.

Allen denen, die uns in dieser Arbeit als Mitarbeiter, Vorarbeiter und Förderer bisher beigestanden sind: der verehrten Familie Bitzius in Bern, den Herren F. Kro-

nauer in Langenthal, F. Wyß in Burgdorf, Dr. Blatter in Trogen, Prof. Dr. Blösch in Bern, Dr. H. Türler in Bern, Dr. E. Fetscherin in Bern, Seminardirektor Keller in Wettingen, und den vielen andern, die uns durch mündliche und schriftliche Mitteilungen unterstützt und erfreut haben, sagen wir auch an dieser Stelle unsern besten Dank.

Bern, 1. Dezember 1899.

Die Verlagsbuchhandlung
Schmid & Francke.

Prof. Dr. **Ferdinand Vetter.**

Berichtigungen

von Druckfehlern und sonstigen Versehen unseres Textes versparen wir, in sicherer Erwartung des Zustandekommens der Gesamtausgabe, auf deren Schluß. Sachliche Berichtigungen, die von Gotthelf selbst in einzelnen Bearbeitungen vorgenommen, aber in unserem Abdruck der ältesten Gestalt nicht berücksichtigt worden sind, findet man (z. B. zu Uli d. K.) in unsern „Beiträgen" mit einem * angemerkt.

F. V.

Erstes Kapitel.

Von einem Gewitter, welches schönen Flachs in die Erde schlägt, dagegen aus der Erde gute Leute.

Wer dabei gewesen wäre, als die Erde die Berge gebar, als die ungeheuren Kinder der Erde Schoß sich entwanden, die, nackt geboren aus glühendem Schoße, erstarrten in der kalten Luft, welche über der Erde lag; wer dabei gewesen wäre, als lauere Lüfte kamen, die kalten Kinder auftauten in warmer Sonne, ihr eisig Gewand zu Wasser ward, die Wasser aus den Bergen brachen, Rinnen rissen, Gründe gruben, Thäler schufen, die Schweiz ein ungeheurer Wasserfall ward — dessen Mund wäre verstummt im Schauen der Allmacht, seine Sinne wären erloschen, seine Seele ein ewig Gebet geworden.

Wer in tiefem Bergesthale — Bergwände ringsum, über ihnen weiße Häupter, die gen Himmel starren, eine enge Rinne der einzige Ausgang — es erlebt hat, daß warme Winde über die weißen Häupter kamen, an die steilen Wände schwarze Wolken sich legten, Gottes Hand die schwarzen Wolken so preßte, daß sie Blitze sprühten, ihr donnernder Weheruf die Erde erschütterte, ihre Thränen über die Seiten der Berge rannen, zu Fluten wurden, welche zu Thale donnerten; wer

so stand im engen Bergesschlund, wenn auch des Lebens sicher, von Blitzen umzuckt, alle Bergwände ein Wasserfall, das Thal ein schäumender Wasserkessel, verhallt im Donner der Wasser der Donner des Himmels: dessen Seele hat sich wohl in Demut gebeugt. Zum Gebete ward sein Bangen; es dämmerte ihm die Ahnung, wie die Erde die Berge geboren, wie Welten erzeugt worden sind. Wer ganz hinten im Schächenthale, im Lande Uri, im Boden, „im Ansch" genannt, vor sich die steile Palmwand, zu beiden Seiten himmelhohe Berge, Wasserfälle an jeder Wand, den 22. August gestanden wäre, der hätte erlebt, was oben angedeutet worden; über den wäre ein Beben gekommen, wie das Beben des Todes. Gebet wäre sein Zittern geworden, auf die Kniee wäre er gesunken und hätte seine Seele vor dem Allmächtigen gebeugt in unaussprechlicher Demut.

Wer nun aber auf einem runden Hügel steht in üppigem Grün, schöne Häuser sieht in den Thalgründen und an den Bergwänden prächtige Bäume, ein lieblich, reich Gelände, dem wird es schwer, an den Graus und Kampf zu denken, in welchem diese lieblichen Thäler und Hügel geboren oder gebildet wurden; und zwingt er sich, daran zu denken, so beugt er sich vor der Allmacht Gottes, die nicht bloß im Schaffen der Welten, im Aufruhr der Elemente sich kündet; die am größten ist im stillen lieblichen Schaffen, im Wandel einer wilden Wüste zum freundlichen Garten.

Wer auf einem der freundlichen Hügel des Emmenthales steht, die ersten schwellenden Gedanken überwunden hat, das einzelne ins Auge faßt, der wird in einem schmalen Thale, welches die Emme sich gerissen hat, über welchem zu beiden Seiten eine Reihe fruchtbarer Hügel, die Dörfer trägt und das reichste Gelände, ein klein Häuschen sehen, aus Holz er-

baut, mit Stroh gedeckt. Das Häuschen liegt gar lieblich in grünem Grunde, und gar Manchem, der die Hütte sah und dem der Welt Getümmel zur Plage geworden ist, wünschte seufzend, dorthin sich retten zu können, aus der Welt Getümmel in die stille Ruhe des freundlichen Häuschens. Wen dieser Wunsch bewogen hätte, das Häuschen in der Nähe zu sehen, dem verging der Wunsch sicherlich nicht. Das Häuschen ist freilich alt; die meisten der kleinen Scheiben in den kleinen Fenstern sind blind; aber reinlich ist alles ums ganze Häuschen her, und in jedem Winkel, an jeder Seite hat es ein klein Bänklein und vor dem Hause ist ein Gärtlein. Freilich ist der Zaun zerfallen, aber drinnen sieht es doch niedlich aus. Es ist nicht Kraut und Unkraut darin, sondern kein Unkraut, und statt dessen Nelken und Rosen, nebst einigen andern lieblichen Blümchen. Und über das Gärtlein weg sieht man die gewaltigen Berner Berge so kühn und ehrenfest, auf der Erde die gewaltigen Füße, halb im Himmel die ehrwürdigen weißen Häupter. Wer auf das Bänklein vor dem Häuschen sich setzt, hat eine schöne Matte vor Augen; sittig und still fließt zu seinen Füßen ein Bach, aus dessen klarem Wasser Forellen nach Mücken springen. Auf dem Bänklein hinter dem Häuschen wäre es für manches Gemüt schöner noch. In tieferm Grunde zieht ein Streifen Land sich hin, eine ländliche Speisekammer, bepflanzt mit Flachs, Bohnen, Kartoffeln; auch Rüben, Möhren und Kohl hätte man bei genauerm Nachsehen gefunden. Das Land stößt an ein Gebüsch, und aus dem Gebüsche steigt ein herrlicher Vogelgesang, denn es ist der befiederten Sänger Lieblingsaufenthalt. Sogar die in der Schweiz so seltene Nachtigall soll hier sich hören lassen. Hinter dem Gebüsche rauscht tief und einförmig der Baß zum lustigen Gezwitscher; es ist die wilde Emme, welche

das Thal gegraben hat, und welche es von Zeit zu Zeit dem Menschen ins Gedächtnis ruft, daß sie des Thales Mutter sei, und zwar eine gewaltige und zornige.

Wer den 12. Brachmonat 1845 des Nachmittags diese Hütte besichtigt hätte, hätte hinter dem Häuschen im Kartoffelstück auch des Häuschens Bewohner gesehen, deren viere waren, eine alte Frau, ein Bub zwischen vier und fünf Jahren, und zwei Hühner, ein schwarzes und ein weißes.

Die alte Mutter stand in den Kartoffeln und hackte darin das Unkraut aus; sie war ärmlich aber sauber gekleidet; sie hatte Runzeln im Gesichte, aber auch zwischen den Runzeln war sie sauber. Glatt war des Knaben Gesicht und von Natur schön rot und weiß; aber man merkte es fast nicht, denn nicht so sauber war es als der Großmutter Gesicht. Aber daran war diese nicht schuld, denn wenn sie es ihm alle Viertelstunde abgewaschen hätte, so hätte sie allemal viel abzuwaschen gefunden. Es war ein hübscher Bub mit weißem Krauselhaar, der aber wohl viel Recht bei der alten Frau, seiner Großmutter, hatte, daher auch des Glaubens war, er könne mit seinen Händen anrühren, was er wolle, und dann mit den Händen fahren, wohin und worein er wolle, natürlich also auch in das eigene Gesicht. Kostbar war er nicht gekleidet, etwas besser als Eva ihre Buben gekleidet haben wird; jedoch hätte man ihm durchaus nicht angesehen, wie schwunghaft jetzt das Schneiderhandwerk betrieben wird. Er schnitzte an Schindeln zu einem Hühnerbauer und wollte alle Augenblicke von der Großmutter wissen, ob der Bauer groß genug würde, um ausgebrütete Hühnchen zu beherbergen. Unterdessen weideten traulich und friedlich das schwarze und das weiße Huhn in ihrer Nähe, besonders um die alte Frau herum, da sie dort in der aufgehackten Erde das beste Futter

fanden. Zuweilen jedoch trat das eine oder das andere zum Buben und blinzte mit schiefem Kopfe dessen Treiben an. Eben dahin schaute auch sehr oft das alte Mütterchen mit sichtbarem Wohlbehagen, ohne die Hacke ruhen zu lassen deswegen. Sie konnte die Hände rühren und die Augen brauchen zu gleicher Zeit, was gar manche junge Dirne nicht kann. Ja es war allemal, wenn ihre Augen zurückkehrten vom Jungen zu den Hühnern, als ob sie neue Kraft brächten den Händen, die um so rüstiger sich rührten. Die Großmutter hatte nicht bloß große Freude an dem Großkinde, sondern es war ihr Leben, es war ihre Liebe, und weil es ihre Liebe war, so diente sie ihm auch mit voller Hingebung. Ihr Leben ging nicht bloß in seinem Leben auf, sondern ihr Leben hätte sie mit aller Freude zehnmal des Tages für sein Leben gegeben. Man sah es aber auch ihren Augen, wenn sie auf dem Buben ruhten, an, daß es also war.

Es war ein sehr schwüler Nachmittag; einzelne schwarze Wolken standen hier und dort am Himmel, Divisionen gleich, des Rufs gewärtig, zusammenzustoßen zur beschlossenen Schlacht. Die Hitze hemmte jedoch die alte Frau an der Arbeit nicht; selten stand sie an ihrer Hacke, frischen Atem zu schöpfen. Die Frau wußte, wie schnell der Abend kömmt, wie rasch die Zeit von dannen eilt, die Nacht da ist, wo das Arbeiten ein Ende nimmt.

Wie Viele die einzelnen Geldstücke erst dann bedächtig und besonnen ausgeben, wenn sie an den letzten sind, so haben es gar Viele mit ihren Tagen. Die besten Tage verschwenden sie, lassen sie dahinrinnen, wie Sand durch die Finger, so lange sie noch eine unzählbare Menge derselben im Hintergrunde wähnen. Geht dann das Leben zur Neige, stehen unerwartet nur einzelne wenige Tage vor ihren Augen,

dann soll auf einmal die Arbeit beginnen; mit Weisheit wollen sie diese Tage zählen; dann aber wissen sie gewöhnlich nicht, wie sie dieses machen sollen. So hatte es diese Frau nicht gemacht. Sie hatte treu gearbeitet immerdar, doch fleißiger, je älter sie ward, und heute mit ganz besonderm Fleiße; sie hatte ein Tagwerk, welches sie vollenden wollte; sie wußte nicht, war morgen Zeit dazu; sie wußte nicht, wie lange das Gewitter säumte. Sie freute sich im Herzen, wie die Leute dann sagen würden: Käthi sei doch immer die Fleißigste, sei fertig mit ihrer Sache, wenn die andern erst anfingen; wenn alle Leute so wären, würde es weniger arme Leute geben und die Zuchthäuser nicht mehr so voll sein.

Endlich war die letzte Reihe gehackt. „Gottlob, so wäre das auch gemacht," sagte die Frau, welche also Käthi hieß, Käthi Herzig vollständig, strich und schabte sorgfältig die Erde von der Hacke und sagte: „Jetzt, Bubi, wollen wir heim, aber erst nach dem Flachs sehen, ob er bald blühen wird."

Der sogenannte Flachsplatz war von den Kartoffeln nur durch zwei Reihen Bohnen getrennt und, wie man sich wohl denken kann, nicht sehr groß und doch gleichsam die Schatzkammer der alten Frau; denn derselbe gab ihr zumeist den besten Teil an ihrer Miete. Sorgfältiger konnte wohl auch ein Flachsplatz kaum gepflegt werden als der ihre, der auch den Vorteil sehr günstigen Bodens hatte, eine sandige, durch die Emme angeschwemmte, wahrscheinlich mit etwas Mergel vermischte Erde. Käthi war berühmt ihres Flachses wegen. Es that ihr auch nichts wohler auf der Welt, als wenn ihr jemand sagte: sie habe doch da das schönste Bübli und dazu den schönsten Flachs, den man sehen könne das Land auf und ab. Mit großem Behagen stand sie auch diesmal an

ihrer Pflanzung und sagte für sich: „Wenn es Gottes Wille ist, so habe ich ein gutes Jahr und brauche nicht zu sorgen: was essen und wo die Miete nehmen?“

Wirklich gewährte das kleine Stück ein schönes Ansehen. Der Flachs stand wenigstens zwei Ellen hoch, blühte noch nicht, war dicht, fein und aufrecht durchaus in seinem Netze. In demselben standen nämlich, etwas mehr als einen Fuß voneinander, keiner eine Linie weiter als der andere, kleine Stäbe und alle akurat gleich hoch gesteckt und von einem zum andern und dann übers Kreuz liefen grobe Fäden und bildeten kleine Felder oder Quadrate. In diese war der Flachs hineingewachsen, fand da Halt und Kraft, so daß der Wind ihn nicht beugte und übereinander warf, wodurch bekanntlich der Flachs krank wird, wenig und schwachen Stoff liefert. In Gedanken rechnete Käthi den Ertrag auf dem kurzen Heimwege, verglich ihn mit dem Bedarf, zog die Bilanz. So eine Frau trägt ihr Hausbuch im Kopf mit herum, und rechnet auf Stegen und Wegen wie der erste Kaufmann, verrechnet sich kaum weniger und mehr als derselbe; nur klingen die Summen, um welche sie rechnen, anders.

Das Häuschen stand, wie erwähnt, etwas höher als der Grund, in welchem die Pflanzungen lagen, gewährte also eine freiere Aussicht. Noch im Rechnen vertieft, stellte Käthi die Hacke weg, ging vors Häuschen, Holz zu holen zum Kochen des Abendessens, und sah nun die zornige Gestaltung des Himmels. Über dem Jura, gegen Norden, lag eine schwarze Wolkenwand; nach Süden, an den Alpen, türmten sich Wolkenmassen, ragten, weißlich gezackt, hoch herauf am Himmel, neue Berge auf den alten Bergen. Du mein Gott, seufzte die Alte, wie sieht das aus! Wenn uns nur unser Herrgott verschont mit Hagel und harten Wettern! Verdient hätten wir es wohl;

aber wer wollte es aushalten, wenn er strafte nach Verdienen?

Da kam das Bübchen gelaufen und sagte: „Großmüetti, komm und sieh wie die Fische springen im Wässer; da soll es gut sein zu angeln; mußt mir geschwind eine Angel machen.“ Die Großmutter sagte es dem lieben Kleinen nicht rund ab, sondern nur beziehungsweise, gab Gründe an, erkannte halb und halb den Gegenstand an sich für ganz recht, nur den Zeitpunkt dafür nicht passend; akurat that die Großmutter wie unsere Staatslaffen, durch deren Schuld die größten Dummheiten ins Staatsleben hineinlaviert und bugsiert werden.

„Was wolltest du mit den Fischen anfangen?“ sagte sie, „du wüßtest ja nichts damit zu machen.“

„Verkaufen, Großmutter, verkaufen; des Wirts Mareili hat mir gesagt, die Fische gelten viel Geld, viele, viele Batzen.“

„Ja, die großen,“ sagte die Großmutter; „aber solche sind keine in dem Bach; nur kleine sind darin, nur ganz kleine, und die gelten kein Geld.“

„Die backe man und esse sie selbst; sie seien gar grusam gut, hat Wirts Mareili gesagt; sie hätten oft solche, wenn der Vater nicht daheim sei“, entgegnete das Kind.

„So, geht es dort so?“ sagte die Großmutter. „Sie würden dir nicht schmecken, und die Fische haben Gräten und daran erstickt man. Möchtest ersticken?“

„Nein Großmutter, das nit. Aber Wirts Mareili hat schon manchmal gegessen, und es lebt auch noch, und was es essen kann, das kann ich auch essen, und es wird mir schmecken, so gut als ihr.“

„Sieh Bübli, ich habe jetzt nicht Zeit, muß kochen, eine Erdäpfelrösti (Bratkartoffeln) machen, denke, eine Rösti, wie du so gerne issest.“

„Mag nicht mehr Rösti,“ sagte das Bübli, „mag keine

Erdäpfel mehr, sie sind mir verleidet, Großmutter. Eine Angel will ich, eine Angel," und zu heulen begann das Bübli: „Großmüetti hat mich nicht lieb, Großmüetti hat mich nicht lieb" (akurat das Geheul der Staatslaffen, daß man das Volk nicht lieb habe, man liebe das Volk nicht).

Das Bübli wußte, das war der Kernschuß auf der Großmutter Herz, der nie fehlte, den Zweck immer traf. „Bübli, schweig doch, schweig," sagte die gute Frau erschrocken, „schweig und versündige dich nicht. Die Erdäpfel verleidet! Du mein Gott, was willst du denn essen? Und was meinst, wenn jetzt der liebe Gott die Erdäpfel verhageln thäte oder die Emme kommen ließe, was wolltest du essen, und was sollten wir essen? Dann würdest du wohl wieder Erdäpfel wollen; du weißt noch nicht, du gut's Bübli, was Erdäpfel sind; bitt Gott, daß du es nie erfahren müssest wie ich im sechszehnten Jahr; du arms Tröpfli, die roten Backen würden dir vergehen, wenn du von Fischen leben solltest und keine Erdäpfel mehr hättest."

Während sie so dem Kleinen zusprach, machte sie ihm eine Angel zurecht, d. h. sie band an einen langen Faden eine krumme Stecknadel. Jubelnd sah der Kleine zu, und wir zweifeln sehr, daß er ein Wort vom Zuspruch vernommen habe. „Sieh, da hast jetzt eine Angel, aber falle mir nicht in den Bach; sonst sieh, wie es dir geht!"

Ehe die Frau vollendet hatte, hing der Faden bereits im Bache. Nun erst konnte sie feuern, ihre Hacke recht waschen und den Hühnern ihr Abendbrot geben, welche darauf ängstlich ihren gewohnten Nachtsitz in der Küche suchten. „Du mein Gott," sagte Käthi, welche zuweilen unter die Thüre trat, nach dem Bübchen zu sehen, „wie das doch blitzt; ist's nicht als ob man ganze Körbe Feuer ausleere? Erbarme sich Gott der armen Leute, über welche das Wetter dahinfährt!"

„Sieh, Großmutter, wie feurige Ketten herumfahren! Ja Tausend, wenn die ganz von Gold wären und ich hätte eine und du hättest eine, dann, Großmutter, wären wir reich genug, könnten es gut haben und dann wollten wir einen Hahn kaufen und noch mehr Hühner und Schafe und Roß und Kühe, und dann würde ich auch ein reicher Bauer, nicht wahr, Großmutter?"

„Du arms Bubi, was du nicht sagst! Ei aber nein, was dir nicht alles in Sinn kömmt! Komm du herein; hörst, wie es donnert in der Ferne? kömmt es hier durch, dann erbarme sich Gott unser!"

Die Großmutter hatte viel zu thun, ehe sie den Kleinen in der Küche hatte. Er war auf die Fische versessen und es donnerte noch nicht sattsam verständlich, bloß so von ferne, als ob ein Wagen über eine hölzerne Brücke fahre. Wenn es weit ist, so sind Kinder und große Leute außerordentlich keck, und wenn es donnert von ferne oder hinter den Bergen, so stehen die Helden im Lande so dick als der Flachs in Käthis Pflanzung. Dann, wann Blitz und Donner über die Häupter brechen, die Flut um die Füße spült, der Augenschein da ist, daß, was ferne war, nahe kommen kann, dann werden die Helden dünn, und wer unter ihnen der größte schien, als das Wetter jenseits der Berge war, der ist verschwunden, wenn der Blitz über dem Haupte zischt. Umgekehrt geht es auch, daß die zu Helden werden in der Gefahr, welche vor ihr warnten und zu zittern schienen, als sie in der Ferne noch war und nichts schien, als eine dunkle Nebelwolke im Traum.

So brachte die Großmutter an ihrem Kinde nichts ab, bis ein so recht blendender Blitz vorüberfuhr und ein ziemlich starker Donner folgte, ein verlorner Vorläufer. Da waren

die Fische vergessen und die goldenen Ketten. Das Kind lief der Alten vorauf und bat sie, die Thüre fest zuzumachen, daß Blitz und Donner nicht hinein könnten. Aber was zur Thüre nicht hinein kann, findet oft durch die Fenster den Weg und wie sie die Thüre öffneten, zuckte ein roter Schein ihnen entgegen. Johannesli schrie laut auf: „Großmutter es brennt!“ und steckte seinen Kopf in ihre Schürze. Mit Mühe brachte die Großmutter den Kleinen hinter den Tisch, auf welchem ihr spärlich Mahl stand: Kaffee und Erdäpfelstücke in wenig, wenig Butter gebraten.

Der Kleine war ein kecker Bube und ein furchtsam Kind; was er fassen konnte, dem sah er kühn ins Gesicht; vor allem aber, was aus der unsichtbaren Welt in seine ragte, vor jeglichem Geiste, der erscheinen konnte, bebte und zitterte er, und weil Geister des Nachts erscheinen, so fürchtete er die Nacht. Wenn er im Stübchen saß an der Großmutter Seite, und sie erzählte von Geistern, oder er hörte Gott donnern in der Höhe, sah dessen Blitze feurig zur Erde fahren, so bebte er; aber es war keine Pein in dieser Furcht, sondern etwas Süßes, Wohlthuendes; er war der Zuversicht, hier im Stübchen sei er sicher und wohl behütet und keine böse Gewalt habe Macht über ihn.

„Bet', Johannesli,“ sagte die Großmutter. Beide falteten die Hände. „Speis' Gott, tränk' Gott alle arme Kind, die auf Erden sind,“ betete Johannesli.

Die Blitze wurden häufiger, dagegen fast Nacht über der Erde, obgleich die Sonne kaum untergegangen sein konnte. Aber es hatten tief die Wolken sich gesenkt, hingen schwarz und drohend über niedern Hügeln, einem Kriegsheere gleich, das sich erhebt und langsam in die Ebene steigt zur mordenden Schlacht. Die Vorboten des nahenden Gewitters brausten

heran; einzelne Windstöße sausten durch die Bäume, beugten ihre Wipfel zur Erde; dumpf und mächtig rollte der Donner näher und die Hütte bebte.

„Du mein Gott," seufzte Käthi, „es wird Nacht, und hör', wie es toset, und die Wolken streichen ganz über den Boden. So schwarz habe ich es lange nicht gesehen. Was will unser Herrgott wohl mit uns? Bet', Johannesli, bet' das Gebet vom Wetter. Wenn's schon donnert und windet, unser Herrgott hört es doch."

Johannesli faltete wieder seine Händchen und betete: „Behüt uns Gott vor aller Not, vor Wetter, Wasser und dem Tod; stell für uns Engel auf zur Wacht, die uns behüten diese Nacht, und wenn wir einstens müssen sterben, so laß uns dann den Himmel erben. Amen."

„Kannst das Vaterunser noch?" frug Käthi.

Johannesli begann; da klepfte es an der hölzernen Wand des Häuschens und auf dem klein gehauenen Holze, das an der Wand aufgeschichtet war, scharf und seltsam.

Da ward Käthi blaß, fuhr auf und rief: „Du mein Gott, das ist Hagel!"

Stille ward es wieder draußen: „Bet', Johannesli bet'! es ging' viel zu übel, wenn's noch hageln sollte; was sollte man essen, was sollte man machen!"

Und kaum hatte die gute Frau dies gesagt, als es draußen wieder klopfte, rascher und rascher, bis endlich die Hagelstücke heftig an Wände und Fenster prasselten, Blitz um Blitz vom Himmel fuhr, die einzelnen Donnerschläge ineinanderflossen, in einem Donnerschlag die Erde bebte.

In grauser Macht und Pracht tobte ein Gewitter über die Erde, wie sie selbst im Berglande selten sind, ein Gewitter, in welchem die Sterblichen beben allzumal, die frechsten Lippen

sich nicht weigern, Jehova, den Allgewaltigen, anzurufen um Gnade und Erbarmen. Die Elemente schienen ihre Fesseln zerrissen zu haben, entbunden gegen einander zu toben in ihrer wildesten Wut. In Feuer und Wasser gemischt, getragen auf den Schlägen des Sturms war die Erde gebadet; die Erde ward gestürmt, als ob ihre Feste zertrümmert, die Splitter weggespült werden sollten in den Ocean, in welchem Gottes Welten schwimmen. In wildem Zorn waren die Elemente; drei Schwestern, gegen die vierte entbrannt, trachteten wütend nach ihrem Untergange, unbekümmert um das Elend der Geschöpfe, ihr Bangen und Zittern. Hagel und Regen rasselten in dichten Massen nieder; Blitze flammten durch Häuser und Wälder; in der Gewalt des Donners bebten die Grundfesten der Erde; die Brunnen der Tiefe brachen auf, Bergwände rollten zu Thale, Flüsse rauschten an die Berge auf, brachen durch die Dämme, strömten über das Land.

Es war ein Aufruhr, in welchem unwillkürlich Könige und Bettler ihre Ohnmacht zu Gemüte fassen, jede denkende Seele es fühlt in tiefer Demut, wie nichtig der Mensch ist: eine Blume des Feldes, die verwelket, wenn ein Hauch vorüberfährt; die Augen unwillkürlich aufschauen nach der Hand, welche die Welten gegründet hat, die Elemente ordnet, den Sturm zügelt und in Fesseln legt. Verstummt waren Großmutter und Kind im Donner der Elemente; gefaltet lagen ihre Hände auf dem Tische, und dicke Thränen rannen der guten Frau die Wangen nieder. Vor ihr standen ihre Pflanzungen, zermalmt, verschüttet, dahin die Frucht ihres Fleißes; was sie im Schweiße ihres Angesichtes erarbeitet hatte, das sollte sie weder erfreuen noch nähren. Über ihr Gemüt lagerte sich eine dunkle, schwarze Wolke. Es war nicht die Stimmung des Schiffahrers, wie sie ihn erfaßt, wenn auf weitem Oceane

Feuer ausbricht auf seinem Schiffe, ums Schiff die Wellen rauschen, kein rettend Segel das Auge sieht, der Schiffahrer sein Haupt verhüllt, in stillem Gebete des Versinkens gewärtig. Über Käthi kam die Stimmung des erschöpften Wanderers, der einen schweren, langen Tag gerungen hat mit des Weges Pein und Not, einen freundlichen Abend hoffte in traulicher Herberge, und auf der Höhe des Weges sieht er keine Herberge, sondern eine endlose Ebene, tief mit Schnee bedeckt, über welche eisige Winde wehen, und hinein in diese soll er, sieht kein Ende kein Ziel; ein unaussprechlich Ermatten ergreift ihn; alle Gedanken fliehen, nur einer bleibt: schlafen, o schlafen, ruhen, o ruhen, nur nicht weiter gehen, nicht ringen mit Schnee und Weg! So kam es über Käthi, die siebenzig Jahre gewandert war in Treue und Ehrlichkeit auf schwerem Wege, und jetzt stand sie vor dem steilen Berge der Not im Gefühle ermatteter Kraft, und kein Weg führte um den Berg, freundlicher Ruhe zu, als der Tod.

Aus diesem Versinken in trostloses Ermatten wurde die Großmutter plötzlich gerissen durch des Kindes Stimme: „Großmutter, Wasser, Wasser, wir ertrinken!“ Käthi fuhr auf aus dem trüben Sinnen; um die Füße plätscherte ihr bereits das Wasser, welches durch die gebrechlichen Fenster und die vom Hagel zerschlagenen Scheiben flutete, und durch die Fenster drang ein Rauschen und Tosen, wie Käthi es nie gehört. In größter Angst riß sie die Thüre zur Küche auf, fand auch dort Wasser, riß die Küchenthüre auf, welche ins Freie ging; da schlugen Blitz und Regen sie fast nieder, kaum daß sie die Thüre wieder schließen konnte. Sie tappte zurück ins Stübchen; das Wasser war gestiegen, war so hoch als die Schwelle zwischen Küche und Stübchen. Sie nahm Johannesli, setzte sich auf das Bett, hielt ihn auf dem Schoße,

und bangte jetzt nicht mehr um ihre Pflanzungen, sondern ums Leben, nicht um ihres, sondern um das des armen Kindes. Sie wußte nicht, ging's zum Leben, ging's zum Tode. Es donnerte und brauste so gewaltig um das Häuschen her, das Wasser stieg, daß sie den Donner der Emme zu hören glaubte, die gewaltig die Dämme durchbrochen und sie dahinreißen werde samt dem Häuschen in ihren Wogen. In solchen Wettern war Flucht unmöglich, Rettung in Gottes Erbarmen allein. So harrte zwischen Hoffen und Fürchten Käthi bange lange Stunden auf das Erbarmen des Herrn; denn das Gewitter war von seltener Dauer. Schien es vorüber, so kehrte es wieder in erneuetem Zorne, als ob zu zerstören es noch was vergessen hätte. Die Hand, welche in Fesseln legt die Elemente, schien erlahmt. Johannesli schlief, Käthi bangte und betete, begann endlich wieder zu hoffen, als die Blitze seltener wurden, der Donner schwächer, der Hagel ausblieb, der Regen nicht mehr so prasselnd an die Fenster schlug, das Wasser nicht mehr stieg. Dies war ein besonderer Trost, als Zeichen, daß das Wasser vom Regen komme, und nicht vom Fluß, welcher zumeist erst recht ansteigt, wenn das Gewitter vorüber ist. Doch hörte sie in dem Maße, als der Donner schwieg, lauter des Wassers Tosen und Toben; über ihr blieb lange noch schweben wie ein zweischneidend Schwert die Gefahr des Todes. Endlich schien es Käthi, als sei die Gefahr vorüber; sie legte sachte das Kind aufs Bett, schob das Schiebfensterchen zurück und versuchte, sich umzusehen draußen. Aber finster war die Wolkenmasse, wogte noch unzerrissen am Himmel, und seltsam war's auf Erden, graulicht statt grünlicht, daß Käthi erst glaubte, es liege hoch übereinander der Hagel auf der Erde; aber seltsam rauschte es, und beweglich schien die Oberfläche, daß

Käthi zweifelhaft wieder ward, ob es nicht Wasser sei, was so grau die Erde bedecke, und von ihm das seltsame Rauschen komme.

Sie plätscherte durchs Wasser bis zur Küchenthüre; diesmal schlug kein Sturm sie zurück; sie konnte über die Schwelle, aber anfangs sah sie nichts. In der Rinne des Daches lag der Hagel; es rauschte und wogte ums Haus wie Wasserfluten, aber die Emme schien es nicht; ihr Donner war es nicht. Endlich riß die Wolkendecke, es schimmerte einige Augenblicke der Mond; Wasser war, so weit Käthis Augen sahen; es wogte wild und brauste mächtig; aber der Donner der Emme war es nicht. Es waren unbekannte Wasser, welche Käthi nie gesehen; darum ward es Käthi von neuem angst; was die wollten und konnten, wußte sie nicht. Sie schloß die Thüre wieder, setzte aufs neue neben ihr Kind sich, zu beten und zu wachen über dasselbe. Aber stiller ward es draußen; leise zog das Kind den Atem; es zog Käthi neben dasselbe hin. Nur ein wenig die Augen zuzuthun dachte sie, und als sie dieselben wieder aufthat, schimmerte der Tag ins Stübchen, aber blaßgrau, einem Angesichte gleich, welches dem Grabe verfallen ist, oder welches aus dem Grabe kommt.

Lange durfte die gute Frau den Kopf nicht heben, nicht nach dem Schaden sehen, den sie erlitten; es war ihr wieder so matt ums Herz, daß es sie dünkte, sie möchte sterben. So war es ihr, bis sie das Bübchen sah, welches so schön und süß neben ihr schlummerte. „Ach, du arms Kind, wie wird es dir gehen?“ seufzte sie und betete. Das stärkte sie; sie erhob sich, sah hinaus und sah Himmel und Erde grau, so weit sie sehen konnte. Sie sah nicht näher nach, feuerte, machte das Morgenbrot: Kaffee und geröstete Kartoffeln. Das Feuer prasselte, ein Huhn gackelte; darob erwachte das Kind,

rief nach der Großmutter, wollte aufstehen, sah durchs Fenster den Wandel der Dinge draußen und konnte ihn nicht begreifen. Die Angst vor Geistern hatte er verschlafen, wußte nichts mehr vom Wetter. Es vergessen die Kinder vieles so leicht vom Abend bis zum Morgen, und anderes will nicht mehr aus der Seele, hat wie mit Widerhaken sich festgemacht, und gewöhnlich ist dies das Schlimmste von allem Schlimmen.

Als die Großmutter ihm erzählte, mit Klagen und Jammer, daß der Flachs dahin sei, die Kartoffeln, alles, auf was sie gehofft, und sie nun arme, arme Leute seien, die nichts mehr zu essen hätten, nicht mehr wüßten, wo sie hin sollten, da sagte der Kleine: „Iß du, Großmüetti, es bessert dir dann schon bsunderbar, wenn du Kaffee gehabt hast."

„Und wenn es mir jetzt schon bessert, du arms Bübli, was hülf's, wenn wir nichts mehr zu essen haben? Hungers sterben ist doch grüslich, denk, Bubi, mys Bubi!"

„Großmüetti, so grüslich wird es nicht sein; es ist keine Schlacht so groß, daß nicht ein paar übrig bleiben, sagst du ja sonst. So wird's auch Kartoffeln geben; an den Kirschbäumen rötelen die Kirschen; die Bäume hängen voll Äpfel, und dann, Großmüetti, gebe es immer gute Leute, sagst du ja, und der alte Gott lebe noch, und obendrein denke an meine Hühner, die legen fast alle Tage; an denen hätten wir ja fast genug, und wer weiß, wenn ich sie recht füttere, ob sie mir nicht zweimal legen des Tags?" und damit streichelte er die beiden Tiere, welche zu seinen beiden Seiten standen, fast wie der schwarze und der weiße Engel, mit dem Unterschied, daß sie es beide gleich gut meinten, beide Brosamen aus ihres Herrchens Hand gewärtig.

Es klingt uns anfangs wunderlich, wenn die Worte, mit welchen wir sonst andere trösten, uns wiederkommen aus fremdem Munde, uns zu trösten; wir sind zuweilen geneigt, sie als Spott aufzunehmen, böse zu werden darüber. Aber wenn sie uns kommen aus dem Munde eines Großkindes, absonderlich wenn wir ein Großmüetti sind, werden sie ihre Wirkung nicht verfehlen. Im traurigsten Herzen wird es blitzen wie Freude, wenn aus dem lieben kleinen Mund Trost uns träufelt, unsere eigenen Worte als Balsam auf unsere Wunden gelegt werden. Es ist wohl nichts weiser, als wenn Großeltern die Herzen ihrer Großkinder zu ihren Schatzkammern machen, aus denen sie dann, wenn die Tage kommen, von denen man sagt: sie gefallen mir nicht, schöpfen können Trost, Freude, Hoffnung, Glaube, Liebe, alles, was sie bedürfen.

So ging's auch Käthi. Alsbald blitzte ihr Licht ins Herz, doch sagte sie, wenn der Flachs verhagelt sei, die Kartoffeln verwässert, so seien sie dahin, und weder Gott noch gute Leute könnten da helfen.

„Aber Großmüetti, versündige dich nicht; bei Gott seien alle Dinge möglich, sagst du ja, und warum können gute Leute dir nicht Flachs geben oder Erdäpfel oder vielleicht noch was bessers, wenn's gute Leute sind? Darum, liebs Müetti, weine nicht und iß; dann wollen wir hinaus, wenn es dir gebessert hat."

Es besserte Käthi; ob's der Kaffee machte oder des Büblis Zuspruch, wissen wir nicht, denken aber, es werde beides geholfen haben.

Als sie hinauskamen, war das Wasser bis auf einige Pfützen verlaufen und Käthi sah nun, daß es wirklich nicht die Emme gewesen, von welcher das viele Wasser gekommen

war. Ein unerhörter Wolkenbruch, teilweise mit Hagel vermischt, hatte sich ergossen über die Umgegend und einige Seitenthäler, deren jedes einen Bach zur Emme sendet. Diese Bäche waren zu Strömen aufgeschwollen, hatten entsetzlichen Schaden angerichtet, ehe das weite Bett der Emme sie aufnahm, wo sie wieder unschädlich wurden. Brücken waren gebrochen, Straßen zerrissen und vieles Land mit Sand und Kies überschüttet. Was der Hagel übrig gelassen, hatte das Wasser verdorben. Für Käthi namentlich sah es schrecklich aus. Der Flachs war zerhackt, die Trümmer im Sande begraben; das Laub der Kartoffeln hatte Löcher; der Sand war mehrere Zoll hoch herbeigetragen; in den Furchen stand noch Wasser, und trat Regenwetter ein, so gab es faule Kartoffeln. Während zerschlagen im Gemüte Käthi den Schaden betrachtete, der unermeßlich für sie war, so wenig er für einen Reichen zu bedeuten gehabt hätte, kickerten lustig um sie herum die Hühner. Das Gewässer hatte ihnen überschwengliches und zartes Futter gebracht, wie sie es nie gefunden hatten: Würmer und Gramseltiere von allen Sorten, welche Gelehrten unbekannt gewesen wären, geschweige Hühnern. Aber bekannt oder nicht bekannt: was gramselte, das fraßen sie. Was andern Schlimmes gebracht, brachte ihnen Gutes; sie genossen es unbedenklich, doch auch ohne Bosheit und Schadenfreude, was man leider in ähnlichen Fällen nicht allen Menschen nachrühmen kann.

Versunken in ihrem Jammer, achtete Käthi der Hühner nicht; aber als das Bübchen neben ihr aufjauchzte: „Sieh, Großmüetti, sieh!“ und einer Pfütze zustürzte, sah sie auf und sah eben, wie, plumps, kopfüber der Kleine in die Pfütze fiel, daß Schlamm und Wasser hoch aufspritzten. Er hatte Bewegung im Wasser gesehen, an Fische gedacht und lag nun

selbst als ein kleines Wasserungeheuer mitten im Wasser. Nun vergaß Käthi plötzlich Flachs und Kartoffeln, stürzte mit lautem Aufschrei dem Liebling nach und, plumps, wäre sie beinahe an seiner Seite gelegen. Mit Mühe zog sie den Buben, einem kleinen Seehund ähnlicher als einem Menschen, aus dem Loch, jammerte und wimmerte, ihn halb oder ganz tot glaubend, da derselbe den Mund zu voll hatte, um ordentlich schreien zu können.

Es war ihr ein großer Trost, als er wieder schreien konnte, als ob man ihn am Spieße hätte, und statt wie sonst zu sagen: schweig doch, mein Bübchen, schweig! sagte sie: „Ei Gottlob, daß du wieder schreien kannst! Schrei nur recht, so laut als du magst, so kömmt raus, was dir in Hals gekommen.“ Mit dem Schreien kam auch das Zappeln; er wollte durchaus von Großmutters Armen weg, den Fischen nach; sie hatte Mühe, ihn festzuhalten, da ihr der Schreck noch in allen Gliedern lag, sintemalen er in alten Gliedern länger liegen bleibt als in jungen; aber aus dem Kopfe brachte sie ihm die Fische nicht. Er mußte sich reinigen lassen, mußte was Warmes zu sich nehmen; denn was Warmes hielt die Großmutter als das beste Mittel gegen jeglichen Schaden an Leib oder Seele. Essen und Trinken ließ begreiflich Johannesli sich gefallen; sobald es aber vorüber war, war es aus mit dem im Bette bleiben; die Großmutter mußte ihn anziehen, ja mußte einen Kessel nehmen und mit dem Bübchen aufs neue ans Fischen gehen; denn es seien Fische dort, behauptete der Kleine, ganz schrecklich viel und große.

Der Kleine hatte allerdings recht; in einigen Pfützen rührte sich was, und es waren wirkliche Fische, wie es bei plötzlichen Wasserstürzen, wo die Fische nicht Zeit haben sich zu sichern, zu geschehen pflegt; da müssen die armen Fische

aus ihrer schönen, klaren Heimat plötzlich wegbleiben, gleich anderm Gerölle auf verwüsteten Feldern liegen und eines elenden Todes sterben, wenn nicht eine mitleidige Hand ihnen ein rasches Ende schenkt oder ein scharfblickender Vogel ihnen ein Grab gestattet in seinem hungrigen Magen. Es war aber kein Leichtes, diese Fische zu fangen; sie trieben ein boshaft Spiel mit den steifen Händen der Alten, den schwachen des Bübchens. Und während der wilden verwegenen Jagd jammerte Käthi in einem fort, wie das keine Art habe, daß es in seinem Alter noch fischen müsse; wenn nur kein Mensch es sehe, sie glaubten sonst, sie sei ein Narr geworden, und thäten sie in den Kalender. So komme es, wenn Kinder so zwängisch würden in der heutigen Welt; ehemals sei das nicht so gewesen; wohl, sie hätte ihrer Mutter so was zumuten sollen, die hätte ihr würden —. Und jetzt sei es so; es gehe witzigern Leuten, als sie sei, auch so; es werde so sein sollen, und da werde man sich in Gottes Namen darein schicken müssen, wie dumm dasselbe auch sei.

So jammerte die gute Großmutter, jedoch mit aller Ergebung, bis endlich die Fische bezwungen waren und im blechernen Kesselchen wild schwaderten, sieben ganze Stücke, als der Junge jauchzend und die Großmutter mit einem gewissen Behagen sie zählten. Aber mörderlich sahen die beiden Fischer aus; als die Großmutter es endlich merkte, ging ihr Jammer neu an. Das Kind jedoch hatte keine Teilnahme für sie; ein Held, der sieben Länder bezwungen, sieben Kronen erobert hatte, fühlte kein stolzeres Selbstgefühl. Man denke sich aber auch sieben ganze Fische, einige freilich von der Sorte, welche niemand essen mag — aber das wußte das Kind nicht —, einige eßbare und endlich einen großen, großen; er kam Johannesli wie ein Walfisch vor, war ungefähr acht Zoll

lang und hatte so schöne rote Punkte, wie Johannesli nie gesehen hatte und also auch nach der Schlußweise junger Weisheit nie gesehen und erlebt worden waren.

Nun entstand, wie bei allen Helden nach der Eroberung die große Frage: was jetzt? Vor allem, meinte Johannesli, solle die Großmutter ihm dieselben kochen; Wirts Mareili habe gesagt, wie sie so gut seien. Auf den Einwurf der Großmutter, sie könne nicht Fische kochen, meinte Johannesli: „Aber Großmüetti, nicht Fische kochen! Feuern mußt, und dann brav Sachen dran, was du hast, so sieh dann, ob's nicht gut kömmt." — „Du einfalts Kind, jetzt, wo wir nichts mehr haben, nicht wissen, was essen, sollen wir anfangen Fische essen; ich brächte kein Stücklein hinunter." Da nahm Johannesli sichtlich sich zusammen und sagte, wenn die Großmutter nicht möge, so möge er auch nicht; sie wollten die Fische verkaufen; da lösten sie viel, viel Geld und könnten damit Brot und Erdäpfel kaufen, viel, viel, für manche Dublone. — „Du armes Kind," sagte Käthi und weinte fast, „was hast du für einen Verstand von der Sach! Es wäre wohl gut, wenn wir zu vielem Gelde kämen, aber solche Fische kauft kein Mensch." — „Wenn du sie nicht kochen willst und nicht verkaufen, warum hilfst sie fangen, Großmüetti?" sagte das Kind. „Aber probiere und komm in's Dorf; da kaufen viele Leute sie uns ab. Aber zu wohlfeil gieb sie nicht und sag den Leuten, ich hätte sie zuerst gesehen und die meisten gefangen."

Die Großmutter wollte ablenken mit mancher Einwendung, und namentlich, wie sie jetzt aus ihrem Lande das Wasser ableiten, das Gröbste wegräumen müße, aber es half alles nichts; sie war nicht mehr Meister; sie mußte versprechen, die Fische zum Verkauf auszutragen. Nur wollte sie es ver-

schieben bis zum Abend, am Abend dann bis zum Morgen, nach Art vieler Eltern, die versprechen und nicht halten, durch Verschieben betrügen.

So was ist kein Laster; fromme Leute treiben's, aber es ist ärger als ein Laster; es ist eine hölliſche Mode. Die Kinder nehmen daran ein Exempel, und nach der Eltern Treiben schneiden sie sich den himmlischen Vater zurecht, halten dafür, er verspreche auch und halte nicht, verschiebe von einem Morgen zum andern Morgen, und nie komme der Morgen, an dem er das Verheißene erfülle, diesseits nicht, und jenseits erst recht nicht; das Jenseits sei bloß erfunden, um die diesseitigen Täuschungen zu bemänteln.

Johannesli wollte aber davon nichts wissen; vielleicht hatte er bereits Erfahrungen in diesem Punkte; jedenfalls hatte er es wie größere Kinder, welche auch nicht warten mögen, bis ihre Heldenthaten und namentlich ihre ersten bekannt werden, und, wenn niemand es thut, sich selbst dran machen, und, wenn sie eben keine Heldenthaten gethan, ihre Kindereien oder Schelmereien zu Heldenthaten stempeln, und die Welt vollbrüllen damit. „Jetzt, Großmüetti," sagte er, „jetzt muß es sein. Die Fische könnten sterben, und dann könnten wir sie nicht essen und andere Leute auch nicht, und dann lösten wir kein Geld und hätten umsonst Mühe gehabt. Jetzt, Großmüetti, komm, jetzt ist es gerade am besten; jetzt sind die Fische noch fett, und wenn sie nichts zu fressen haben, so magern sie."

Sie mußte, die gute Frau, und schämte sich gewaltig. Alle Leute würden sie auslachen, dachte sie; „Der alt Narr," würden sie sagen, und wahrscheinlich war dabei das Gewissen in etwas im Spiele, welches ihr sagte, die Leute könnten merken, wie sie sehr Närrisches zu thun im Stande sei, wenn

Johannesli es wolle. Es war ihr, als wären ihre Beine Blei, und als sie von weitem den ersten Menschen sah, kam es über sie wie über gewisse Tiere, wenn sie plötzlich ein neues Thor erblicken; die alte Käthi hätte Seitensprünge versucht, wenn ihre Beine leider nicht alt und obendrein wie von Blei gewesen wären. Die Augen durfte sie nicht aufschlagen, bis der Mann sie freundlich anredete, sie frug, wie es ihr ergangen; er habe mitten im Wetter an sie denken müssen, da sie so nahe am Auslauf des Baches in die Emme wohne. Als Käthi, erquickt durch die freundliche Teilnahme des angesehenen Mannes, ihre Not erzählt hatte, frug er, was sie da habe in dem Kesselchen. Da schämte sich Käthi wieder und sagte: „Ach was“ — und erzählte was wir wissen, und mit offenen Augen und offenem Munde paßte Johannesli auf die Rede des Mannes. Die Erben eines reichen Mannes sperren bei Eröffnung seines Testamentes ihre Augen sicherlich nicht weiter auf, als Johannesli es that. Jetzt machte der Mann den Mund auf und rühmte den Buben, daß er begehre der Großmutter zu helfen und auch was zu verdienen; das gebe einmal einen tüchtigen Kerl; es wäre gut, es wären alle so; aus den Fischen lösten sie allweg Geld, und wenn auch wenig, so sei es doch besser als nichts.

Das machte Käthi guten Mut, und der kam ihr wohl: denn sonst wäre sie trotz Johannesli Zerren und Protestieren wahrscheinlich umgekehrt. Heute waren alle Menschen vor den Häusern; selbst Kranke verließen ihre Betten und wankten herum; alle wollten den Schaden sehen, die Zerstörungen an eigenen und fremden Sachen, und während die einen wehklagten und jammerten, lobten und priesen die andern Gott, weil es noch viel übler hätte gehen können, und was man hätte anfangen wollen, wenn auch die Emme groß geworden

und losgebrochen wäre! Das Gefühl der Ohnmacht, und daß der der Herr sei, der da Licht schafft und Finsternis, Regen giebt und Sonnenschein, taucht doch noch an solchen Morgen auf, wo der Mensch die Wirkungen einer Macht vor Augen hat, welche augenscheinlich keine Grenzen hat. Dieses Gefühl, Schlechten eine Pein, thut guten Gemütern wohl, ist ein kühler Balsam in heiße Wunden. Allenthalben wurde Käthi mit Teilnahme angesprochen; allenthalben erhielt sie freundliche Worte. Im Donner Gottes da fühlt man es, daß wir alle gleich sind; der Donner Gottes sprengt Herzen auf und macht sie weich, welche gegen alles menschliche Gerede eine Steinwand waren. Dieses Aufgehaltenwerden that ihr wohler, als den Fischlein, welche alle auf dem Rücken lagen, als ein freundlicher Mann sie aufmerksam gemacht hatte, sie bringe die Fische nicht lebendig an den Mann, wenn sie dieselben nicht tränke mit frischem Wasser. Aber der alten Frau, die sich auf Fische nicht verstand, war diese Unaufmerksamkeit zu verzeihen in einer Stunde, wo der reichste Bauer ihr Verstand zeigte und daß er es begreife, wie es ihr, welche alles eingebüßt, viel übler gegangen als ihm, welcher noch gar manche Jucharte unbeschädigtes Land hatte, einen gefüllten Speicher, einen gut besetzten Stall und einen nicht schlecht versehenen Geldsäckel. Endlich schlugen sie sich durch bis ins Dorf; da ging das Schämen von neuem an und zugleich das Überlegen, wo sie ihre Fischlein zuerst feilbieten sollten, ob im Pfarrhaus, oder im Wirtshaus, oder beim Krämer, oder beim Schreiber, oder beim Doktor, oder bei irgend einer Frau, welche gerne etwas Gutes aß, doch so, daß nicht bloß niemand was davon kriegte, sondern auch niemand was davon wissen sollte? Wenn Johannesli nicht dabei gewesen wäre, Käthi hätte die Fische ausgeleert ins

erste beste Gräbchen. Da trat das Pfarrhaus ihr vor Augen; dorthin steuerten sie. Pfarrers lachten sie am wenigsten aus, und verstünden sich am mindesten auf die Sache, dachte Käthi, und Käthi hatte nicht unrecht. Freilich lächerte es die Pfarrerin fast, als sie die Fischlein sah; indessen begriff sie den Zusammenhang der Dinge alsbald, gab einige Batzen für die Fische, freundliche Worte beiden, und sagte Käthi, wenn sie ins Dorf komme, so solle sie zu ihr kommen und erzählen, wie es ihr auch gehe.

Die gute Alte wußte fast nicht wie ihr war, als sie so manchen Batzen in der Hand hatte und so guten Bescheid obendrein; sie hörte fast die Freude des Kindes nicht und wie er ihr vorhielt: „Großmüetti, gäll, gäll, hab ich's nicht gesagt, gäll, Großmüetti, wenn ich nicht gewesen wäre, so viel Geld hätteſt du nicht!" Wer aus dem Pfarrhaus kömmt, wird gerne angesprochen, besonders wenn Weiber in der Nähe wohnen, die vor Neid ganz gelb sind, daß nur Gott allwissend ist und sie nicht auch; so geschah es auch Käthi. Sie mußte an gar manche Küchenthüre treten, erzählen, wie es ihr gegangen, was sie im Pfarrhaus gemacht, und was die Pfarrerin gesagt. Dann wurde noch mehr als ein Herz weich, und eine Bäurin reinigte ihren Kessel, gab ihr Milch darein; eine andere steckte ihr ein halbes Brot unter den Arm, eine dritte hieß sie das nächste Mal vorbeikommen; sie wolle ihr was zurecht machen, so daß die gute Käthi einen ihrer glücklichsten Gänge gemacht hatte und hatte ihn doch so ungern angetreten. Sie brachte die Hände voll Sachen heim, das Herz voll Dank und Hoffen, und was will der Mensch mehr?

Freilich mußte sie wieder weinen, als sie heim kam und die Zerstörung wieder sah. Denn sie war nicht der Art, daß

sie ihre Zukunft auf fremde, wenn auch gute Leute hätte setzen können; zudem liebte sie, was sie gepflanzt, fast wie was Lebendiges, und jedes Unglück, das dasselbe traf, that ihr im Herzen weh und nicht bloß im Kopf wegen dem erlittenen Batzenschaden. Aber es lag doch nun schon ein Tag zwischen jetzt und ihrem Unglück, und ein viel glücklicherer, als sie erwartet hatte. Der Schmerz hatte sich nicht eingraben können; statt dessen war ihr Hoffnung ins Herz gekommen. „Weine nicht, Großmüetti; weißt nicht, wie viel wir erhalten? und wenn das gebraucht ist, und du weißt nichts anzufangen, so bin ich noch da; ich will dir dann schon wieder was angeben!“ tröstete das Bubi. Früh faßte diesmal der versöhnende Schlaf Käthi in seine Arme, und als sie am Morgen erwachte, war sie wieder fest im Gemüte, sah ohne Jammer den Schaden an und überdachte, was vorzukehren sei, daß er so gering als möglich werde. Ist einmal der Mensch bei einem stattgehabten Unglück so weit, so ist er wie einer, der in einen Sumpf gefallen, sich aber hinausgearbeitet und wieder festen Boden unter den Füßen hat. Vor allem aus ging sie hinter die Erdäpfel, säuberte sie bestmöglichst von Kies und Sand, und nahm die abgeschlagenen Zweige weg. Der Flachs war dahin; das Land umzugraben und Kartoffeln zu pflanzen hielt sie für das beste; den 12. Juni war noch Zeit dazu. Einer, der nicht meint, er müsse vor der Sonne aufstehn, behauptet steif und fest: die Kartoffeln, welche er drei Tage nach dem jüngsten Tage (längsten wollte er sagen) pflanzte, gerieten ihm immer am besten.

Eins war Käthi im Wege. Kartoffeln hatte sie kaum dürftig zum Hausbrauch, und welche zu kaufen, fehlte ihr das Geld. Sie dachte freilich an die Leute, welche ihr ihre Hülfe

verheißen; aber sie meinte, es sei unverschämt, sie jetzt schon anzusprechen, wo sie mit sich selbst genug zu thun hätten, und da, wo acht bis zehn um einen Tisch säßen und alles verloren hätten, sei es noch übler gegangen als bei ihr, und diesen möchte sie die Gutthaten nicht vorwegnehmen.

Das ist ein Sinn, der selten mehr gefunden wird in Israel, der aber, wo er sich findet, vom alten Gott nie übersehen wird und seinen Segen in sich trägt. So dachte Käthi, während sie das Stücklein Land umgrub, so tief als sie konnte, damit die gute Erde wieder obenauf komme, und dann fiel ihr ein, ob's wohl wahr sei, daß es in alten Zeiten Feen gegeben hätte, welche umhergegangen und fromme Leute mit dem Nötigen beschenkt hätten, und wie sie doch froh wäre, wenn der Busch sich aufthäte und eine Fee käme heraus und brächte ihr einen Korb Kartoffeln oder zwei.

Und wie Käthi so dachte, that der Busch sich auf; aus dem Gezweige junger Tannen trat eine Gestalt. Da ließ Käthi die Hacke fallen, stieß einen Angstruf aus, als ob sie auf eine Schlange getreten, schlug die Hände zusammen und hätte zu beten angefangen, wenn sie vor Schrecken gekonnt hätte. Da lachte die Gestalt, und zwar ganz wie ein Mensch, und sagte: „Aber nein, Käthi, so alt und noch so klüpfig (leicht zu erschrecken)! Wollte dich doch wirklich nicht erschrecken, sondern bloß sehen, wie es dir ergangen ist und deinem Flachs; er war der schönste weit und breit; ich hatte immer große Freude, wenn ich hier vorüberging."

„E aber nein, Lisi," sagte Käthi, „wie kömmst du da in das Gebüsch? es ist sich nicht zu verwundern, daß man erschrickt, wenn auf einmal jemand vor einem steht."

„Du weißt," sagte Lisi, eine tüchtige, muntere Bäuerin, „wir haben da unten unsern Kornacker, und die Leute machten

den Schaden so groß, daß es mich dünkte, es wäre am halben zu viel, wenn's so wäre. Ich wollte wissen, wie es sei, und viel zu übel ist es uns ergangen, schlimmer noch, als sie sagten. Es gab Jahre, wo es uns weniger geschadet hätte; aber du weißt, wir bauen, und Wasser, Hagel und Bauen in einem Jahr ist wohl streng. Mancher hat an einem zu viel. Aber in Gottes Namen, man muß es annehmen, wie er es schickt; er wird wohl wissen, für was es gut ist. Es ist dir auch übel gegangen; dein Flachs reut mich, als wäre er mein gewesen; was willst du jetzt mit dem Platz?"

„Ich dachte an Kartoffeln," sagte Käthi, „aber ich habe sie nicht wohl."

„Wenn du diesen Abend Milch holst, so nimm dein Karrli mit; ich kann dir geben, was du nötig hast."

„Nein, Lisi, das darf ich nicht, das wäre unverschämt," sagte Käthi, „so übel wie es euch ergangen und so viel Leute als ihr zu speisen habt alle Tage."

„Meinst, wir seien so übel dran, daß wir nichts mehr hätten für eine alte Frau? Können wir das nicht einmal mehr, so will ich dann lieber das Haushalten aufgeben. Du hast es also gehört, und daß du kommst, sonst zürne ich," sagte Lisi und verschwand wie sie erschienen war, beinahe wie eine wirkliche Fee.

„Nein aber," sagte Käthi, „war's Lisi oder ein Geist? Das ist wahr, glücklich bin ich, und klagt man doch so viel über die Welt, und daß keine guten Leute mehr seien; die seien ausgestorben wie die Engel, und nichts mehr als schlechte Leute und Teufel, Blutsauger und Schelmen. Ich will nicht sagen, daß es nicht Teufel und Schelmen giebt und Blutsauger gegen die Armen; aber gute Leute giebt's noch viele; ungesucht habe ich deren viele gefunden und dieselben mir tausendmal mehr genützt, als die schlechten geschadet."

Die gute Käthi wußte nicht, daß es ein eigen Wesen ist mit dem Finden von guten und bösen Leuten. Gute Leute finden immer gute Leute und böse scheinen zumeist nur böse zu finden, und finden sie zuweilen jemand, von dem sie selbst bekennen müssen, er gehöre zu den guten Leuten, so mißbrauchen sie ihn so lange, bis er sich ändert und bös wird, wie sie klagen, d. h. bis er sich nicht länger will mißbrauchen lassen. Dies möchte vielen manches erklären, und hierin ein schwer Urteil für viele liegen, ein warnender Vorläufer des noch schwereren Urteiles Gottes.

Das Bewußtsein, gute Leute zu haben, den Leuten lieb zu sein, giebt gar kräftigen Trost und macht das Vertrauen auf Gott erst so recht lebendig und in's Leben greifend. Es ist damit fast wie mit der Liebe, von welcher Johannes sagt: „Wenn du deinen Bruder nicht liebst, den du siehst, wie willst du Gott lieben, den du nicht siehst?“ Wenn rund um uns keine Liebe ist, alle Menschen gehässige Blicke auf uns richten, ihre Hände uns verschließen, dann verhärtet sich so gerne auch unser Herz; dann wird es so schwer, uns über alle irdische Pein und Trostlosigkeit, ohne alle Stufe, gleich zur Liebe und Vertrauen zu Gott zu erheben; es wird dann so gerne auch dunkel über uns, wie es dunkel um uns ist. Dagegen halten Liebe und Güte unser Herz offen; liebe, gute Leute sind uns Zeugen der Liebe und Güte Gottes, seine Engel, welche er uns sendet, zu verkünden, der alte Gott lebe noch in alter Liebe und Güte, habe uns nicht vergessen, wir sollten nur getrost sein und ausharren: es sei der Herr, der in die Hölle führe und wieder heraus, der selig mache, wer getreu bleibe bis ans Ende. Härte und Unbarmherzigkeit, Unglaube und Gottlosigkeit sind immer beisammen.

So arbeitete Käthi getrost an ihren Erdäpfeln, verwand

mehr und mehr den Verluſt, obgleich ſie nicht wußte, wie es ferner gehen ſolle. Sie ſehnte ſich nach dem Sonntage, wie ein müder Wanderer nach der Spitze des Hügels, an deſſen Seiten er emporklimmt, wie ein dürſtender Wanderer nach der kühlenden Quelle. Die Sonntage waren ihr Sterne im Leben, waren die Tage, wo ſie neu ſich ſtärkte mit geiſtiger Notdurft zur fernern Wanderſchaft. So war's nicht immer geweſen, aber ſo war es jetzt geworden.

Zweites Kapitel.

Der Sonntag nach dem Gewitter.

Als endlich der Sonntag Morgen anbrach, ſchön und klar, das erſte Zeichen klang durch die ſtille Luft, da war es Käthi ſo recht ſonntäglich oder hochzeitlich im Gemüte. Den Frieden ſtörte ihr Verluſt nicht mehr. Sie dachte bei ſich, Gott habe ein Zeichen gethan aus Liebe, woran die Menſchen erkennen ſollten, daß er der Allmächtige ſei und ſonſt keiner mehr. Es gehe ſo ſchrecklich in der Welt und der Abfall ſei ſo groß, daß, wenn es nicht anders komme, die Menſchen ſich änderten, die großen Gerichtstage einbrechen und alle miteinander zu Grunde gehen müßten. Sie freute ſich, wie der Pfarrer das Ereignis kräftig anwenden werde, daß es gehe wie ein zweiſchneidig Schwert in die Herzen und ſie bekehre.

Käthi gehörte nicht unter die Kirchenleute, welche lange, ehe der Prediger kömmt, um die Kirche ſtehen und über die Menſchen reden, oder über die Kühe. Sie nahm ſich zwar

jeden Sonntag vor, einmal zu rechter Zeit fertig zu sein, daß sie nicht so pressieren müsse, und jedesmal war sie froh, wenn sie zur Kirche kam, ehe der Gesang zu Ende war, und ohne Schnaufen und Husten. Der Pfarrer hatte zum Text das sechsundzwanzigste Kapitel im Buche Hiob, welches also lautet: „Da antwortete Hiob und sprach: Ei, wie fein hast du geholfen dem, der keine Kraft hat, wie fein hast du errettet den Arm, der keine Stärke hat! Wie fein hast du Rat gegeben dem, der keine Weisheit hat, uud hast ihm den Handel nach der Länge erklärt! Lieber, wem hast du diese Reden verkündigt, oder wessen Atem ist von dir ausgegangen? Es wäre kein Wunder, daß die Toten wiedergeboren würden, die unter dem Wasser sind und darinnen wohnen. Die Hölle ist aufgedeckt vor ihm, und das Verderben hat keine Decke. Er breitet die Mitternacht aus auf das Leere; er hängt die Erde an nichts. Er fasset das Wasser zusammen in seine Wolken, und die Wolken zerspalten darunter nicht. Er hält seinen Stuhl; er bereitet seine Wolken darauf. Er hat um das Wasser her ein Ziel in die Runde gezogen, bis daß das Licht samt der Finsternis ein Ende nehmen wird. Die Säulen des Himmels erzittern und erstaunen ob seinem Schelten. Durch seine Kraft spaltet er das Meer; durch seinen Verstand schlägt er dessen stolze Wellen nieder. Durch seinen Geist hat er den Himmel gezieret, seine Hand hat erschaffen den Walfisch. Siehe, dies sind Stücke seiner Wege, und wie geringe ist es doch, das wir von ihm gehört haben! Wer möchte den Donner seiner Macht genugsam betrachten?"

Nun stellte er dar Gottes Majestät, Weisheit und Macht, ihr gegenüber die Ohnmacht der Menschen in Einsicht und Kraft, wie thöricht also der Übermut sei, wie köstlich dagegen die Demut; wie das eine falsche sogenannte Weisheit sei,

welche zum Stolz den Menschen verführe, daß er sich dünke ein selbstständig, unabhängig Wesen, dessen Wissen und Vermögen keine Schranken gesetzt seien in der wohlbedachten Einrichtung seines ganzen Wesens; wie dies dagegen die wahre Weisheit sei, welche die herrlichen Gaben des Menschen wohl würdige, ehre, anerkenne als von Gott, und sie weihe Gott, aber auch die Schranken sehe, welche Gott selbst gesetzt und gesagt: bis hieher und nicht weiter, und alle Tage unsere Schwäche erkenne und bekenne, welche kein Haar auf unserm Haupte festigen und unserer Länge keine Linie zusetzen könne, annehmen müsse in aller Ohnmacht, was Gott verhänge: Regen oder Dürre, Gesundheit oder Krankheit, fruchtbare oder unfruchtbare Jahre, Leben oder Tod, Not oder heitere Tage. Sie sollten doch gedenken, was sie dagegen vermocht hätten, als der allmächtige Gott in den letzten Tagen seine Donner rollen ließ, die Wolken spaltete, die Grundfesten der Erde erschütterte. Da hätten sie gezittert und gebebt, und ob es Einem eingefallen sei, dieser Macht sich zu widersetzen oder bei einem sterblichen Menschen Schutz und Erbarmen zu suchen, ihn anzuflehn fürs Ablassen oder sonstige Hülfe gegen die entfesselten Elemente? Da habe Gott gewaltet und in solchem Walten verstumme jede Afterweisheit und alles lästige Überheben. Nun, nachdem Gott seine Macht gezeigt, erwarte er vom Menschen, daß er den Sinn zeige, welcher in ihm sei; ob er den habe, in welchem in fruchtbaren und unfruchtbaren Jahren, in trüben oder heiteren Tagen ein großer Segen liege. Der Schaden sei groß; aber wo Liebe und ein christlich Genügen sei, sei er wohl zu ertragen; denn es sei mehr übrig geblieben, als vernichtet worden, mehr als genug, daß jemand Hunger leiden sollte. Solche Tage sollten die Liebe anfachen, die brüderlichen Bande enger schnüren;

denn in solchen Tagen trete es hervor, wie wir alle vor Gott ohnmächtige Kinder seien, eins des andern bedürftig, und wie solche schwere Tage des Unglücks nur in Friede und Eintracht zu ertragen seien. Schwer hätten so viele gelitten; aber wenn sie den Sinn erringen könnten, den Hiob mit den Worten ausgedrückt: der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn sei gelobt, so hätten sie unendlich mehr gewonnen als verloren. Liebe Kindlein, liebet Euch unter einander, rief er ihnen mit Johannes zu. Vielleicht liege schweres Unglück in der nächsten Zukunft, welches nur in Liebe zu überwinden sei; durch den Donner seiner Macht habe der Herr die Schläfer wecken wollen, damit sie noch Zeit hätten, nach der Liebe zu trachten, welche alles erduldet und alles überwindet.

Die Predigt hatte Eindruck gemacht, hatte Armen und Reichen gefallen; denn weder der eine noch der andere war auf Kosten des andern erhoben worden, und wenn auch einige mit der allerneusten Weisheit Behaftete zugegen gewesen wären, so war die Angst noch zu rege in den Herzen, der Donner von des Herrn Macht noch zu unvergessen in den Ohren, als daß sie sich mit ihrem Spotte hervorgewagt hätten. Ihr Glaube ist von der Art, daß er nicht gerne Schläge riskiert; auch mag er die Sonne nicht ertragen; er kömmt am besten fort bei eben rechter Feuchtigkeit, und läßt sich am liebsten des Nachts hervor, ungefähr wie die kriechenden Tiere und unter dem Geflügel die Eulen und die Fledermäuse, die eigentlichen Philosophen unter den Thieren. Den Tag ertragen sie nicht; in etwas Licht und sich mehrender Nacht, da tummeln sie sich lustig und machen sich bedeutend, sogar gefürchtet, besonders bei den Frauenzimmern. Ist's ganz Nacht geworden, so sieht man bekanntlich gar nichts mehr, weder Philosophen von dieser Sorte, noch Fledermäuse, noch anderes Vieh.

Käthi hatte besondere Erquickung in der Predigt gefunden; sie kam sich nicht bloß vor als eine arme alte Frau, sondern als ein Kind Gottes, mit welchem der Vater auch gesprochen und welches seinen Beitrag zu leisten habe, damit die Welt gebessert und Gottes Barmherzigkeit ergriffen statt mit den Füßen weggestoßen werde. Es sei traurig, sagte sie einer Nachbarin, welche mit ihr heimging, daß die Menschen nicht wüßten, wie man Nahrung und Kraft in der Kirche finde, sondern meinten, bloß beim Bäcker hole man das wahre Brot, nicht wüßten, wie der rechte Mensch nicht von Bäckers Brot allein leben könne, sondern auch von jedem Wort leben solle, welches aus des Herrn Mund gehe. Das seien ihr doch die allerärmsten Leute, welche dieses wahre Himmelsbrot nicht kennten, keine Nahrung hätten für ihre arme Seele, so daß diese kein Kräftlein mehr hätte zum Dulden, zum Hoffen, zum Trost, zur Heiligung, keinen Teil an der Welt und keinen am Himmel, nichts als Hölle hier und dort, Hölle inwendig und Hölle auswendig.

So wanderte Käthi heim und verwischte den guten Eindruck nicht, weder mit eiteln Worten, noch mit eiteln Gedanken. Als sie heim kam, mußte sie feuern, das Mittagmahl bereiten. Der Leib will auch seine Speise, das faßt der Mensch; wollte Gott, er faßte es eben so gut, daß die Seele ebenfalls der Speise bedürftig ist, auch wenn der Leib die Fülle hat und gesättigt ist bis obenaus.

Käthi hatte weder ein Huhn noch sonst Fleisch im Topfe; es war ihr zu teuer, und den ganzen Morgen Feuer zu unterhalten, fehlte das Holz. Indessen ließ sie doch nicht gerne einen Sonntag verstreichen, ohne etwas Besseres als gewöhnlich auf dem Tische zu haben, wenigstens für Johannesli; das gehörte gleichsam zu ihrer Religion. Er sei nicht ein

Tag wie ein anderer Tag, sagte Käthi; derselbe solle mahnen an die guten und heiligen Tage im Paradiese, welche verloren seien, und an die guten und reinen Tage im Himmel, welche verheißen seien, und darum solle der Mensch an diesem Tage reiner und besser leben als an den gemeinen Tagen und ebenfalls inwendig und auswendig. Zumeist kochte sie etwas von Eiern, oder was von süßem Obst, oder einen Speckſalat, oder es erschien gar für einen halben oder gar ganzen Batzen Käse zum Brot. Diesmal hatte sie Eier und Brot geröstet und zwar in so bedeutender Menge, daß Johannesli sagte: „Heute hast du einmal recht viel gemacht, warum?“ — Sie wisse es selber nicht, aber was man nicht auf einmal möge, sei ein andermal auch gut, antwortete sie.

Der Sonntag Nachmittag hat eine gar eigentümliche Bedeutung. Er ist ein Meilenzeiger auf unserer Pilgerstraße; er ist aber auch eine Geistesprobe für unser Inwendiges. Junge Beine laufen Spiel und Freuden nach; zum Verstande gekommene Beine gehen allerlei nützliche Gänge; alte Beine ruhen gerne auf warmem Ofentritt oder einem sonnigen Bänklein. Sinnliche Gemüter müssen die Beine tragen zu Lust und Tanz; andere pflegen den faulen Leib; andere tragen ihn umher zu allerlei Erwerb; andere verbringen ihn in ungeheurer Langweile; das sind die öden Seelen, die aller geistigen Speise entwöhnt, den höheren Gefühlen abgestorben sind, die für nichts mehr Gefühl haben als für das Werktagstreiben, das Geklatsch des Tages einen guten Schoppen und eine appetitliche Bratwurst. Andere giebt's denn doch auch, die ihn feiern, indem sie dem Wehen des Geistes die Seele öffnen, Gott schauen in seinen Werken, in seinen Worten ihre vergangenen Tage schauen und das Walten Gottes in denselben, hinausschauen in die kommenden Tage, prüfen ihre Stellung,

sich stärken, gottesfürchtig zu bleiben für und für. So hatte es unsere Käthi; sie ruhte gerne am Sonntage in stillem Sinnen, freute sich der schönen Stunden, wo sie, ungestört von der Welt, nachdenken konnte über das Vergangene und Zukünftige, wie Gott ihr schon so manchmal geholfen und ferner wohl auch helfen werde.

Als Käthi die Reste vom Mittagbrot wohl zugedeckt, das Geschirr sauber abgewaschen, den Haushalt wohl bestellt hatte, setzte sie sich auf ihr Bänklein gegen den Bach zu, wo sie das Bübchen im Auge hatte, welches in großem Zorne angelte, weil die Fische nicht anbeißen wollten; zwischen beiden teilten die Hühner ihre Aufmerksamkeit. Wer nicht sechs Tage arbeitet, wer noch nicht morsche Glieder hat, welche siebenzig und mehr Jahre des Lebens Last getragen haben, der kennt die Süßigkeit der Sonntagsruhe nicht. Wer in geschäftigem Müßiggange lebt oder in gierigem Jagen nach des Lebens Gütern oder Genüssen, dem ist Ruhe Langeweile, eine lästige Pein; der macht den Sonntag zu einem Werktage, den andern gleich. Aber unbeschreiblich wohl ist's dem alten Mütterchen, welches Sonntags in der Sonne sitzt, in süßem Behagen die Stunden kann verrinnen lassen, ohne aufzustehen, ohne sie auszufüllen mit Arbeit; es ist ihm der Vorgeschmack der Seligkeit. Wohl hat ein alt Mütterchen, welches des Sonntags auf seinem Bänklein in der Sonne sitzen konnte, zuerst von himmlischer Ruhe gesprochen und so recht innig Sehnen und Verlangen empfunden, an diese Ruhe zu kommen.

Diesmal schien indessen Käthi dieses Behagen nicht so ungestört zu empfinden. Anfangs sah man nichts Besonderes; heiter und freundlich redete sie mit Bübchen und Hühnern, sah mit hellen Augen zum hellen Himmel auf. Allmählig aber richtete sich ihr Auge stätiger vom Bübchen weg, einem

Wäldchen zu, in welches der Weg sich verlor, welcher bei dem Häuschen vorbeiging; eine Wolke legte sich über ihre Augen; Unruhe kam in ihre Glieder; sie stand auf, setzte sich wieder nieder. Man sah keine äußere Ursache; wer jedoch der Menschen Art und Weise nur wenig kundig gewesen wäre, hätte erraten, Käthi erwarte jemand mit großem Verlangen; das Ausbleiben mache ihr Kummer und Verdruß, presse ihr manchen schweren Seufzer aus, mache ihr die Augen feucht. Und wer gar in die Seele hätte schauen können, würde gesehen haben, wie dort die Liebe mit der Seele rang, jeden plagenden Gedanken, der zum Vorwurf sich gestalten wollte, zu unterdrücken, damit nicht etwa Gott in ihrer Seele eine Anklage sähe, Entschuldigung um Entschuldigung aufbrächte und damit zudeckte alles, was Unzufriedenes in der Seele aufsteigen wollte.

Schon senkte sich die Sonne, als ein hager lang Weib mit bösem Gesicht des Weges kam, bei Käthi sich stellte und sagte: „So allein, Käthi? Nimmt es deinen Johannes nicht wunder, wie es dir geht? dem würde doch wohl zukommen, einen Besuch zu machen und zu sehen, wie es der Mutter ergangen. Es ist aber gar eine elende Welt und fast nicht auszuhalten."

„Er ist nicht gekommen," sagte Käthi, „aber es nimmt mich nicht wunder; alles, was zu machen ist, kommt an ihn; dann werden auch die Meisterleute (Dienstherrschaften) alle Tage schärfer und wunderlicher, und Werktag und Sonntag soll gearbeitet werden."

„So ist es nicht," sagte die Frau, welche man Beselise nannte. „Ich war in vergangener Woche dort; seine Meisterfrau nahm mir ein Dutzend Besen ab; das ist eine resolute, die hat die Hand am Arm; daneben aber hat sie Verstand,

und bös ging' es nicht, wenn alle wären wie die. Die hat gefragt, wie es bei uns ergangen; es nehme sie wunder; einer ihrer Knechte habe seine Mutter dort, und sie habe ihm schon gesagt, er müsse am Sonntag hin und sehen, was sie mache."

Es werde etwas dazwischen gekommen sein, sagte Käthi. „Möglich und auch nicht möglich," sagte die Beselise. „Aber, daß ich es dir gerade herausfage, es halten sich alle Leute darüber auf, daß dein Bub noch nicht bei dir war, und wie er so schlecht ist, dir das Kind auf dem Halse zu lassen und selbst den Großen zu spielen; das geht sauber zu, wenn alte Weiber ihren Söhnen die Kinder erziehen sollen."

„So ist es nicht," sagte Käthi, „er ist bsunderbar gut gegen mich; aber was kann er dafür, daß er im Militär ist und z'Bern bsunderbar äftimiert, daß er immer hinein muß, wenn etwas los ist, und sein Geld brauchen muß auf diese Weise? Er hat es mir schon manchmal geklagt, daß es mich recht erbarmet hat. Aber wenn du in dieser Woche dort durchgehst und dir die Mühe nehmen wolltest zu sehen, was er macht, ihm den Gruß zu verrichten und zu sagen, es freute mich, wenn er bald käme, so sollst du großen mächtigen Dank haben. Aber sieh, daß du zu ihm selbst kömmst und richte es nicht der Bäurin aus; sie könnte meinen, wie nötlich ich thun wollte."

„Zähl darauf," sagte die Beselise, „dem Bürschli will ich Beine machen, und wenn du nötlich thätest, so hätten alle Leute mehr für dich als jetzt, wo du dem Möff alles giebst und für ihn bös hast in deinen alten Tagen. Nun leb wohl" — und ehe Käthi was entgegnen konnte, war sie weg.

„Wenn es noch Hexen giebt, so ist das eine," brummte Käthi ihr nach.

Drittes Kapitel.

Der Großmutter Vergangenheit.

Der geneigte Leser wird es nicht ungern haben, wenn wir Käthis Vergangenheit und gegenwärtige Lage einigermaßen beleuchten.

Vor fünfzig Jahren war die alte Frau ein armes aber rüstiges und hübsches Mädchen gewesen. Kätheli hatte man sie damals genannt. Da war ihr begreiflich auch die Liebe angekommen zu einem gutmütigen Burschen, der aber ärmer war als sie, d. h. beide hatten kein Geld, aber Kätheli mehr Gaben, mehr Überlegung und Ausdauer. Er that, was ihm geheißen wurde, nahm was ihm geboten ward; aber etwas für sich zu beginnen, seine Lage zu verändern, dazu fehlte ihm nicht bloß Kraft und Einsicht, sondern wir glauben wirklich, er habe niemals daran gedacht; das war zu kühn selbst für seine Gedanken.

Die Leute hatten Kätheli diese Heirat sehr widerraten; denn Kätheli war von denen eine, welche allen Leuten lieb sind. Wenn es geheiratet sein müsse, so finde sie in dreißig Jahren noch einen solchen, sagten ihr alle. Allein, wer allen Leuten lieb ist, muß auch viele Liebe im Herzen haben. Käthelis Liebe fand kaum Platz in ihrem Herzen; sie glaubte, es sei jetzt gut und sonst nimmermehr, und heiratete Sami. Das erste Kind gaben sie in Kost, und Kätheli diente wieder. Als das zweite anrückte, mußte sie den Dienst verlassen; sie glaubten, zu zwei Kostgeldern reiche ihr Lohn nicht hin; mit einer Haushaltung kämen sie besser fort, und einmal müsse es doch sein. Das Anschaffen des Hausgerätes — ein Bett,

eine Pfanne, einige Töpfe und Schüsselchen — zehrte ihr ganzes Vermögen auf. So eine Haushaltung einzurichten sei ein schrecklich Ding, sagten sie; sie hätten es nie gedacht, daß das so viel kostete, bis man nur das Halbe habe von dem, was man nötig hätte. Sami hatte 30 Thaler Lohn und einiges Trinkgeld von verkauftem Vieh; 15 Thaler betrug die Miete für eine kleine Wohnung und ein Stück Pflanzland; 15 Thaler blieben noch für den Rest übrig, das heißt für die ganze Haushaltung, Essen, Trinken, Kleidung und das beiderseitige Privatvergnügen. Kätheli rechnete daneben auf vielen Nebenverdienst. Wenn man den Leuten anständig sei, so gebe es viel zu verdienen und daneben noch manches. Man müsse in Gottes Namen sehen, wie man es mache. Die Hauptsache sei, daß man sich nach der Decke strecke; das übrige werde Gott dann schon machen, so rechnete Kätheli. So begannen sie guten Mutes, und es ging wirklich und zwar recht wunderbar. Es ging umgekehrt wie in vielen reichen Häusern, wo man von vorneherein mehr als genug sieht und hinterher viel zu wenig hat. Hätte man ihren Bedarf in Zahlen gefaßt — ihren Verdienst dagegen gestellt, so wäre immer viel zu wenig gewesen, und doch hatten sie am Ende des Jahres genug und manchmal noch einen Kreuzer Geld. Knapp ging es freilich zu, und was Kätheli that und entbehrte, davon haben tausend und abermal tausend Damen zu Stadt und Land keine Vorstellung; aber Kätheli liebte ihren Haushalt, Sami, Kinder und alles was dazu gehörte; ihm in guten Treuen vorzustehen, das war ihr Ehrenpunkt, ihre Krone, und wo Liebe und Treue ist, da wird die Bürde leicht und sanft das Joch. An Privatvergnügen dachte keines; für Wein und Schnaps gab Sami das Jahr durch keinen Batzen aus und stand deswegen keine

grausamen Entbehrungen aus. Erstlich war er nicht daran gewöhnt und zweitens dachte er nicht daran, sondern an Weib und Kinder.

Kätheli brauchte nichts für sich, als dann und wann etwas für Schuhe. In der ledigen Zeit hatte sie für Kleider gesorgt und zwar für gute, haltbare und nicht für lumpichte Fähnchen. Jetzt konnte sie für die Kinder sorgen und doch ehrbar vor die Leute treten. Kätheli trug die Hauptlast, hatte vier Kinder im Umsehen; keins konnte dem andern helfen; man hätte alle mit einer Wanne zudecken können. Vier Kinder warten und verdienen dazu, dafür sorgen, daß die Kinder aus den Händen wachsen, das ist eine strenge Sache. Aber Kätheli hatte die Kinder lieb; sie waren keine Last; sie waren ihre Blumen; sie zu reinigen und zu pflegen war ihre Freude und Erholung. Darum siechten sie nicht, überstanden rasch und leicht die Kinderkrankheiten. Freilich mußte dabei die Mutter oft ganze Nächte wachen; wenn eins schwieg, schrie das andere. Sie spann dann zwischen den Kindern, legte, wenn der Schlaf gar zu mächtig wurde, für einige Augenblicke die Arme auf den Tisch, den Kopf darauf und mußte doch am Morgen früh wieder an die Arbeit. Aber Kätheli meinte nicht, es müsse nicht so sein, sondern schickte sich darein, schimpfte nicht über den Mann, daß der ihr nicht half, sondern wahrscheinlich ruhig im Bette lag. Sie schimpfte ebensowenig über die reiche Bäurin, welche eine Kindermagd hatte, Milch im Keller und Geld im Sack; daß sie arm geboren worden, hatte Gott geordnet, und an der Heirat war sie selber schuld, und zur selben Zeit haßte und verfolgte man seinen Nebenmenschen nicht um Dinge willen, welche Gott gethan oder welche man selbst gethan. Käthelis Hauptsorge war: genug Erdäpfel zu pflanzen, und gelang es, daß die

alten langten bis die neuen kamen, so war sie freudenvoll; geriet dazu noch der Flachs, daß sie einige Pfund verspinnen und verkaufen konnte, so dankte sie Gott am Neujahr für das gesegnete Jahr und bat, wenn es sein Wille wäre, daß das kommende nicht schlimmer sein möchte. Wenn dann an einem Sonntage Sami, der Vater, heim kam, was selten geschah, da er nicht in der Nähe diente, so war es ein Familienfest. Wie am Baume die Raupen, krochen die Kinder an ihm auf; in heller Freude lief Kätheli herum und that ihm Gutes, was in ihren Kräften stand. Nie klagte sie, wie bös sie es hätte, oder verglich neidisch die beiderseitige Bürde, sondern lobte die Kinder, hatte die größte Freude, verdiente Batzen zu zeigen oder das Flachsgeld zu Samis Lohn zu legen als Steuer für die Miete. Solche Tage stärkten dann aber auch Sami; das Lob seiner Frau posaunte er aus so weit er konnte, sparte um so eifriger und wandte das nächste Mal ein Trinkgeld zu einem kleinen Krämlein für Weib und Kinder an: zu einem weißen Brötchen, einer Flasche Wein oder einigen Lebkuchen (Pfefferkuchen).

Freilich, wenn der Winter vor die Thüre kam, gab's schwere Tage, wie das Geld gestreckt werden könne, daß es reiche den lieben langen Winter durch zu Kleidern, Öl, Holz und was eine Haushaltung sonst noch bedarf. Und Kätheli streckte es so gut wie möglich, und da sie vielen Leuten lieb war, thaten ihr diese Leute auch viel Gutes. Manchmal war die Not ganz vor der Thüre; dann erschien wie von Gott gesandt plötzlich ein Pate oder eine Patin vor der Thüre und verjagte die Not. Wahrscheinlich hatte der liebe Gott seine absonderliche Freude daran, wie dankbar und demütig Kätheli jede Gabe empfing und wie sie dann dieselbe also zu Gemüte faßte, daß nie verzagen solle, wer noch glaube an

den alten Gott, und daß er gezählt habe alle Haare auf unserm Haupte. In der Gegend, in welcher Kätheli wohnte, gehörten die Wälder einzelnen Besitzern; arme Leute baten diese um Holz; da war wohl kein Bauer, welcher Kätheli eine solche Bitte abgeschlagen und nicht beigefügt hätte: Hast du es zusammengelesen, so sag's, so kann man es dir heimfahren. Und wenn Kätheli sagte, sie dürfe doch nicht so unverschämt sein und diese Mühe ihnen zumuten, so hieß es: wenn niemand unverschämter wäre, so wäre es gut. Und wer treu ausharrt, dem bleibt die Hülfe nicht aus, und Käthelis Pflege der Kinder ward vergolten durch die Kinder selbst. Freilich ist diese Hülfe zuerst nur klein, und thörichte Mütter weisen sie ganz von der Hand, weil dieselbe sie anfangs nur zu versäumen scheint. Sobald die Kinder ihr von dem Arme liefen, leitete Kätheli sie an, sich selbst zu helfen, sich gegenseitig zu helfen, der Mutter bei der Arbeit nicht im Wege zu sein. Von Natur war Kätheli freundlich gegen fremde Leute und gegen ihre Kinder. Diese Töne hörten die Kinder der Mutter ab, wurden freundlich untereinander; die Mutter versäumte wenig Zeit damit, Streit zu schlichten und Heulen zu beschwichtigen. Jedes Haus hat seine eigene Tonart. Man spricht viel vom guten Ton; der wahre gute Ton für alt und jung, für Reiche und Arme und für alle fünf Weltteile wäre doch der milde Ton, der freundliche Ton, in welchem die Liebe liegt, welche aus dem Herzen kommt.

Das älteste Mädchen konnte bald geschickt werden, Öl. Kaffee beim Krämer, Brot beim Bäcker holen. Für ein fleißig Weibchen, welchem jede Minute eine Münze ist, ist dies schon eine bedeutende Erleichterung. Redselige Weibchen freilich fragen solchen Erleichterungen wenig nach! Dann lernten

sie auch einen Kreuzer verdienen. Was das für ein Jubel war, als sie den ersten verdienten Kreuzer in Händen hatten! Sie konnten kaum mehr schlafen, konnten nicht erwarten, bis der Vater heim kam, daß sie ihm denselben zeigen konnten. Der gute Sami begriff nicht, was das Freudengeschrei zu bedeuten hatte, mit welchem man ihn empfing; ob etwa ein Sack mit Geld durchs Dach gefallen, oder die Mäuse im Häuschen zu Ochsen geraten seien.

So viel Verstand hatte Sami, zu begreifen, daß der erste Kreuzer, welchen ein Kind verdient, mehr wert ist als ein Sack Geld, welcher durchs Dach fällt. Der Fund vermindert sich nach und nach; der Verdienst mehrt sich dagegen, wird alle Tage neu. Es kam ein großer Trieb zu verdienen in die Kinder; das Ziel ihres Strebens war, der Mutter eine Ziege kaufen zu können, damit sie selbst Milch hätten, die Mutter nicht mehr so sauer das Geld dazu verdienen müßte. Futter für eine solche wollten sie schon sammeln, meinten sie; alle Jahre kriege eine Ziege ein Gitzi; so hätten sie alle Jahre eine Ziege mehr, könnten Milch verkaufen, viel, viel, und mit dem Gelde könnten sie dann ein Häuschen kaufen und eine Kuh, vielleicht gar ein Roß.

Das sind schöne Tage in einer Mutter Leben, wenn sie Kraft in den Kindern sich entfalten sieht; aber noch schöner werden sie, wenn sie sieht, daß die Liebe der Kinder ihr diese Kräfte weihen, die Erstlinge ihrer Anstrengungen ihr zum Opfer bringen will. Indessen fehlten auch die bösen Tage in Käthelis Leben nicht; Krankheiten und Mißwachs stellten sie oft weit, weit zurück; aber Kätheli nahm sie hin in Ergebenheit und Geduld. Sie weinte wohl auch bitterlich; aber sie verarbeitete die Drangsal im Gemüte, bis sie beten konnte: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name

des Herrn sei gelobt. Darum wurde Kätheli bei allem Unglück nie unglücklich, war bei allem Unglück unendlich glücklicher als mancher arme Teufel, Graf und Fürst, welche Geld haben wie Heu und Hochmut wie ein Bauernhaus, aber weder Frieden noch Genügen.

Aus dem Kätheli ward ein Käthi, es wußte niemand wie, gerade so wie niemand weiß, wann er eigentlich alt wird, ja oft nicht einmal, wie er aus einem Dreißiger zu einem Fünfziger gerät. Die Kinder wuchsen ihr nicht bloß aus den Händen, sondern auch aus dem Häuschen. Die Leute stritten sich fast um sie für Dienstboten; sie waren treu und fromm, reinlich und fleißig, genügsam und freundlich, an Arbeit und nicht an Bettlerbrot gewöhnt. Nun konnte es Käthi nach vieler Leute Meinung gut haben, d. h. weniger arbeiten und besser essen. Aber das wäre für Käthi kein Guthaben gewesen; denn es ist eben nicht bloß ein Guthaben auf der Welt, sondern jede Richtung des Sinnes oder des Gemütes hat ihr eigenes Guthaben und dieses begreifen viele Philosophen, ja selbst viele Räte nicht. Käthis Guthaben war, wenn sie ihren Kindern was Liebes und Gutes erweisen konnte, und es dünkte sie zehn Mal besser, sich etwas abzudarben, um einem Kinde eine Freude zu machen, als dasselbe selbst zu genießen.

Sie war ihre Wäscherin, strickte ihnen Strümpfe an, schenkte ihnen Leinwand zu Hemden, wenigstens zu Hemdenärmeln; sie war ihre sichtbare Vorsehung und an das Sorgen für ihre alten Tage dachte sie nicht, dachte auch nicht daran, daß eine solche aufopfernde Liebe eben das beste Sorgen sei. Die Kinder erkannten aber auch diese Treue; denn Käthi hatte sie nicht verzärtelt, nicht meisterlos erzogen; Käthis Liebe war nicht die blinde; diese ist's, welche selbstsüchtige,

undankbare Kinder erzieht. Käthis Kinder vergaßen die Mutter nicht; sie besuchten sie oft und krameten ihr was in ihren Kräften stand. Dafür kriegten sie jedesmal Schelte und Käthi war im stande, ein weißes Brötchen 14 Tage zu sparen, weil es sie reute, es selbst zu essen und hoffte einem andern Kinde damit aufwarten zu können. Die Kinder besuchten sie oft; denn sie hielten das Bewußtsein, eine Heimat zu haben, als ihr höchstes Gut; Gottlob, sagten sie, es mag mir gehen wie es will, so weiß ich doch wohin, und muß nicht zu fremden Leuten oder gar auf die Gemeinde. Dieses Bewußtsein, eine Heimat zu haben, in derselben ein mitleidig Herz, eine milde Hand, eine ruhige Ecke, um unverkümmert zu genesen oder zu sterben, ist ein unbeschreiblicher Trost und bewahrt vor vielem: viele Mädchen vor leichtsinnigem Buhlen, viele Bursche vor unzeitigem Heiraten. Wer einen warmen Ofentritt weiß, wo er ruhig absitzen kann, ein gut Mütterchen dazu, welches von weitem frägt: Was hast, was magst, wo fehlt's? der hat einen Halt im Leben, eine gewisse Zuversicht; er kann warten, bis er erstarket ist, auf eigenen Beinen zu stehen vermag, ehe er einen eigenen Haushalt gründet und auf die Schultern nimmt. Diesem nebst dem guten Grunde im Herzen hatte es Käthi zu verdanken, daß es keinen sogenannten Verdruß an den Kindern erlebte. Anderem Leiden und Weinen jedoch enthob Gott sie nicht; sie war ihm lieb, und wen er lieb hat, dessen Herz läutert er durch Leid. Erwachsen erkrankten die meisten ihrer Kinder, suchten die Heimat und starben dort. Ein solcher Tod that jedesmal Käthi grausam weh; es war ihr, als ob ein Stück vom Herzen geschnitten würde; denn ihr Leben war in ihren Kindern, und doch blieben alle diese Ereignisse in süßem Gedenken. Nit, sagte sie in solchem Falle, daß sie

dem armen Tröpflein nicht gerne die Ruhe gönne; es sei ihm ja so wohl gegangen; aber doch zerreiße es ihr das Herz, denn ein so gutes sei es gewesen, und hätte sie so lieb gehabt. „Müetti, o Müetti!“ hätte es am letzten Tage noch gesagt, „wenn ich wieder aufkommen sollte, so werde ich dir nie vergessen, was du an mir gethan hast, und so lange du lebst, will ich für dich sorgen als dein treu und aufrichtig Kind, und sterbe ich, so soll es dir unser Herrgott vergelten und mir nehmen von der Seligkeit und dir zulegen, so lange du auf Erden bist, daß du zu bessern Tagen kömmst.“ „Als der Tod ihm über's Herz kam — reden konnte es nicht mehr — nahm es meine Hand, sah mich an, den Blick vergeß ich nie; wenn ich dran denke, rührt es mir das Herz noch; ich muß denken, wenn ich nur drüben bei ihm wäre.“

Käthi mußte manchmal jammern im Laufe der Jahre; denn bis auf zwei starben ihr alle Kinder, und eben wie es elterlichen Herzen gewöhnlich am schmerzlichsten ist: erwachsen und gut geraten, wenn die Freude an ihnen eben in der schönsten Blüte war. Freilich sollte theoretisch (wissenschaftlich!?) beim Tode erwachsener wohlgeratener Kinder der Dank gegen Gott größer sein als der Schmerz, der Dank, daß er sie so lange gelassen, so große Freude an ihnen beschert, und die Gnade verliehen, eine Seele für den Himmel erzogen zu haben. Aber die Liebe ist eben weder theoretisch und Gottlob auch nicht wissenschaftlich, sondern akurat noch so, wie sie Gott geschaffen hat, nicht zum dividieren, spekulieren und subtrahieren, sondern sich zu freuen über Freudiges, zu weinen, wenn es wieder dahingeht. Zwei Kinder blieben, eine Tochter und das jüngste Kind, ein Knabe. Die Tochter heiratete weit weg ins Züribiet. Züribiet und das Mohrenland lagen für Käthi, welche nie drei Stunden von der Heimat

weggekommen war, unter dem gleichen Himmelsstrich, und ob ihr ein Kind sterbe oder ins Züribiet oder unter die Mohren und Kindlifresser komme, das kam Käthi akurat auf das Gleiche. Wehren konnte sie die Heirat nicht; ja sie half dazu mehr als klug war und weinte doch in einem fort darüber. Von dem armen Kinde werde sie hienieden nichts mehr vernehmen, jammerte sie, und sie fürchte, auch im Himmel nicht; für die da unten werde darin kaum mehr Platz sein; denn wenn die auch noch hinein wollten, so müßte er, es weiß kein Mensch, wie groß sein.

Kaum war das Mädchen weg und im Züribiet wie vom Nebel verschlungen, so brachte man ihr Sami heim. Eine harte Krankheit war in langsames Siechtum übergegangen, und hatte Sami zu jeglichem Dienst unfähig gemacht. Sami war grausam wunderlich; nichts war ihm recht, und was Käthi auch that, es war ihm immer zu wenig. Die Art seiner Krankheit soll diese Wunderlichkeit mit sich bringen und was wäre nun Sami für ein armer Tropf gewesen, wenn die unchristliche Freiheit schon eingeführt gewesen wäre, welche dem Manne erlaubt, vom Weibe, und dem Weibe, vom Manne zu laufen, gerade wenn das eine das andere am nötigsten hat! Sami besaß die sogenannte politische Freiheit, aber was half ihm die in seiner Krankheit und seiner Wunderlichkeit! Da wäre die christliche Freiheit eine hohe Wohltthat gewesen, die, welche frei macht von Welt und Materie, den Geist zum Herrn über den Körper, ihn erhebt über des Körpers Leiden und seine Freuden regelt nach dem Maßstabe seines Heils. Diese Freiheit besaß Sami nicht; er faselte aber auch über die Freiheit nicht; sein Kreuz trug er nicht mit Geduld, aber er erhob doch nicht den Freiheitsbaum über das Kreuz, fröhnte weder dem Fleische, noch höhnte er die christliche Freiheit, tanzte weder als Wolf

im Schafpelze, noch als Fuchs mit eingezogenem Schweife um das goldene Kalb, das immer neu aufgerichtet wird, sobald über Sinai oder Golgatha einen Augenblick sich ein Nebel legt. Sami war kreuzwunderlich, wie ein Kind, welches die Blattern hat; er war von Ungeduld nach Gesundheit verzehrt; er verzappelte vor Angst, nichts verdienen zu können; denn woher sollte die Miete kommen, wenn sein Lohn ausblieb? Und daß es so langsam ging, daran sollte Käthi schuld sein; wenn sie besser zu ihm sehen, seine Sache besser besorgen würde, er wäre längst wieder gesund. Der Doktor predigte ihm dringlich Geduld; aber Sami verlor allen Glauben zu ihm. Der Schelm könnte die Sache; aber er begehre ihm nicht zu helfen; er gebe ihm absichtlich schlechtes Zeug, welches nicht anschlagen wolle, um desto länger ihm sein Geld abnehmen zu können. Er wollte daher zu andern Ärzten und mit brav essen seine Gesundheit erzwingen. Käthi, welche einige Erfahrung gewonnen und zum Arzt, der ihr schon oft gar treu beigestanden, ein unbedingtes Zutrauen hatte, war gegen beides. Nun trug Sami das Mißtrauen gegen den Arzt auf Käthi über, meinte, auch sie begehre nicht, daß er aufkomme; ein jüngerer Mann wäre ihr lieber, sonst würde sie das Geld nicht reuen, zu andern Ärzten zu gehen, oder bessere Speise ihm zu geben, von der er auch essen möge. Der gute Sami war zum ersten Male krank in seinem Leben, und zum ersten Mal daheim in seinem kleinen Haushalt; das brachte er aber nicht in Anschlag. Er konnte nicht arbeiten; daher dünkte ihn das Essen schlecht; bei so schlechtem Essen könnte er also nicht gesund werden. An eine große Haushaltung gewöhnt, wo Hülle und Fülle war und große Schüsseln auf den Tisch kamen, sah er nirgends genug, und meinte, Käthi gönne es ihm nicht, obgleich immer mehr da war, als

er aß. Er begann zu glauben, Käthi hätte schlecht gehaushaltet, sei Schuld, daß sie nicht zu Gelde gekommen, die Kinder so früh gestorben, und wenn er es Käthi auch nicht auf den Kopf zusagte, so sah man doch, daß er es dachte. Das that Käthi sehr weh, daß sie dies am Ende ihrer Ehe noch erleben mußte; war doch Sami sonst ganz anders, und hatten doch die Kinder der Mutter Güte empfunden und erkannt bis zum letzten Augenblicke. Und that sie Sami noch mehr als den Kindern! Sie kannte die Ursachen von Samis Stimmung nicht recht, versuchte alle Tage, es ihm recht zu machen, ihm zu zeigen, wie gerne sie ihn pflegte, und traf es doch nicht, stellte ihn nicht zufrieden. Es wollte ihr fast das Herz abdrücken, wenn Sami seufzte: er hätte sein Lebtag so großen Lohn verdient, allen heimgegeben, und jetzt wisse er nicht, wo er hingekommen; denn wohin man sehe, sei nichts. Wußte doch Käthi am besten, wie sie abgeteilt, wie kleine Teile es gegeben, wie hart sie gearbeitet und dabei doch zuweilen hungrig zu Bette gegangen sei. So durfte sie Sami die Bedrängnis, in welche sie nach und nach geraten, nicht einmal mitteilen, aus Furcht, er werfe ihr vor, daran schuld zu sein; dennoch verwand Käthi diese geistige und leibliche Not recht ritterlich, ließ sie Sami nicht entgelten. Sie werde das verdient, sich mit etwas versündigt haben, dachte sie. Sie wisse zwar nicht, worob; aber unser Herrgott werde es wissen, und sie hätte Ursache ihm zu danken, daß er sie hier die Schuld abbüßen lasse; drüben hoffe sie dann um so eher zu Gnaden zu kommen.

Käthi sagte ebenfalls nicht, wie es wohl manche Frau in ihrer Stelle gethan hätte, es werde hoffentlich bald eine Änderung geben, es ginge dann ihr und Sami wohl, und wenn's gestorben sein müsse, so wolle sie am liebsten, es

würde je eher je lieber geschehen, von wegen der Mühe und wegen den Kosten; sie möge Sami die ewige Ruhe von Herzen gönnen. Und als Sami endlich starb, weinte sie nicht bloß, sondern sie trug wirklich großes Leid im Herzen. Er sei ein gar Guter und Treuer gewesen, und keinen Kreuzer hätte er unnötig verthan; es könnten Tausende an ihm ein Exempel nehmen; aber sagen, wie gut er's meine, das habe er nicht gekonnt, und wenn er in der Krankheit zuweilen häffig gewesen, so sei sich dessen nicht zu wundern, und es sei ihm selbst am übelsten dabei gewesen. Wenn sie ihn wieder lebendig machen könnte, sie wartete keinen Augenblick; sie habe grausam Längizyt nach ihm; es dünke sie, sie habe niemand mehr auf der Welt.

Buchstäblich war dies nicht zu nehmen, und bald darauf hätte Käthi auch nicht mehr so gesprochen; denn einen Anhaltepunkt in der Welt, ohne welchen ein Mensch nicht gerne ist, absonderlich ein Weib nicht, fand sie alsbald wieder und zwar in ihrem noch übrig gebliebenen Kinde. Johannesli hieß dieses, war bereits aus dem elterlichen Hause, als der Vater starb, ein munterer, aufgeweckter Bursche, diesem wandte sie nun das Herz ungeteilt zu, und sobald sie sich aus den dringendsten Nöten gearbeitet hatte, begann sie dem Sohne zu helfen mit allerlei. Wenn er ihr etwas kramte oder sonst helfen wollte, so entschuldigte er sich wohl wie üblich, daß es nicht mehr sei; aber der Lohn sei klein; mit diesem wollten die Bauern nicht nach, während doch alles teurer sei als ehedem, und man ohnehin auch mehr brauchen müsse des allgemeinen Gebrauches wegen. Das glaubte Käthi natürlich, verbat sich alle Hülfe und bedauerte sonst noch das arme Kind gar sehr. Nun aber hat es eine sehr eigentümliche und zwar sehr gefährliche Bewandtnis mit dem Bedauern.

Gar zu gerne ist jeder Mensch geneigt sich selbst zu bedauern, zu glauben, es gehe ihm bös, er werde nicht nach Verdienst angesehen von Gott und Menschen. Kommt aber noch Einer hinzu und sagt ihm, und er braucht es ihm nicht alle Tage dreimal zu sagen: „Du armer, wie du mich doch dauern kannst! so Einer wie du und so bös haben, und solchen Dank, solchen Lohn, nein, es ist gar zu arg; ich und meine Frau sagen es alle Tage zu einander, einen geplagteren Menschen, als du seiest, gebe es nicht," so ist der Teufel los! Ist der so Bedauerte ein vierschrötiger Bauer, so wird ihm halb ohnmächtig; er muß sich setzen, aber dann ballt er die Fäuste und flucht: Aber jetzt habe ich's satt, den — will ich wohl! Ist derselbe aber nicht vierschrötig, sondern schmächtigerer Art, Schulmeister oder gar Regent, so wird der ganz ohnmächtig, fällt dahin wie ein Ochs, und kommt er wieder halb zu sich, so weint er Ströme und seufzt, daß es knallt und grollt, als ob Lawinen donnerten und wirft die Hände über den Rücken, daß es dem Mond übel wird, die Sterne das Zittern kriegen, die Sonne selbst ein verblüfft Gesicht macht, weil sie nicht weiß, soll sie retirieren oder stehen bleiben. Geschieht solches Helden, so kann man es Käthis Johannesli nicht verübeln, wenn er bei stätigem Bedauern der Mutter wirklich den Wahn kriegte, er sei zu bedauern und hätte der Mutter Hülfe wirklich noch nötig. Es ging ihm wie vielen Kindern: sie überschätzen die Lage der Eltern, wollen nicht begreifen wie es ihnen geht, besonders wenn sie nicht bei ihnen wohnen oder ihre Geschäfte nicht teilen. Er dachte nicht daran, wie leicht ein Thaler ihm aus den Händen ging, und wie schwer es der Mutter ward, wie manchen Bissen sie ihrem Munde abbrechen mußte, ehe sie für ihren Johannesli ein Hemd errungen und erschunden. Es giebt sich wirklich

mancher Mensch tausendmal weniger Mühe für seine Seele und seine Seligkeit als Käthi sich gab um ein Hemd für ihren Johannesli. Leider gefiel derselbe nicht bloß der Mutter wohl, sondern auch den Mädchen, und das Geschick wollte, daß, wie um den Paris drei Göttinnen, um Johannesli drei Näherinnen sich stritten. Die eine säumte ihm unentgeltlich, was er zu säumen hatte, bald ein Schnupftuch, bald ein Halstuch; die andere zupfte ihm den Hemdekragen zurecht, band das Halstuch ihm schön um; die dritte tanzte schön und zahlte ihm Wein. Alle drei thaten zimperlig; aber spröde waren alle drei nicht, auch waren alle sehr beredt wie Ratsherren und wußten z. B. handgreiflich darzuthun, wie darin das größte Lebensglück liege, daß man die Unfläte, die Schneider, los werde, und dies geschehe auf keine Weise bündiger und angenehmer, als wenn einem das Glück wolle, daß man eine Näherin zur Frau kriege.

Da nun wirklich Johannesli sich so bedaurungswürdig glaubte als die Mutter es ihm sagte, so begann er zu denken, es sei wenigstens schon etwas gewonnen, wenn er einem Unglück entrinne, den Unfläten, den Schneidern; daß man aus dem Regen in die Traufe kommen könne, war er zu jung, um es zu wissen. Schwierigkeiten und Bedenken verursachte ihm die Auswahl. In der Zärtlichkeit merkte er keinen großen Unterschied; wenn sie nähten, machten alle drei Stiche, und wegen Schönheit und Reichtum konnte keine der andern etwas vorhalten. Endlich kam er zum Schluß; da werde Liebe und Hülfe am größten sein, wo man ihm am meisten schenke und ihn am meisten rühme. Der gute Johannesli hatte die Welterfahrung ebenfalls noch nicht, daß Näherinnen und heutige Volksliebhaber darin sich aufs Haar gleichen, daß sie Würste nach Speckseiten werfen, darum mit ihrer anlässigen Liebe so

nötlich thun, um desto bälder auf Kosten der Geliebten leben zu können; ja, daß gar oft die geworfene Wurst nicht einmal bezahlt ist, sondern nachträglich von den Geliebten bezahlt werden muß. So heiratete Johannesli sein Lisettli, glaubte sich nun aller Not enthoben, von allen Unfläten frei, und dachte wirklich an einen Himmel, nicht bloß voll gewöhnlicher Geigen, sondern voller Baßgeigen.

Käthi hatte große Freude an dieser Heirat, obgleich sie sich in ihrer Demut vor einer so vornehmen und geschickten Frau fast schämte. So ein anschlägig und geschickt Mensch sei ihr viel lieber, sagte sie als eine reiche Bauerntochter, welche alle Tage ihrem Bub den Reichtum vorhielte. Begreiflich hatte Johannesli sein Lisettli der Mutter sehr gerühmt und gesagt, wie es eine rechte Mutter an ihm gewesen. Das zog bei Käthi; sie war nicht wie viele Mütter sind; sie war nicht eifersüchtig, liebte ihren Buben nicht um ihretwillen, sondern um seinetwillen. Wenn ihr auch an der Schwiegertochter einiges auffiel, so nahm sie ihren Verstand gefangen und urteilte: es sei halt eine neue Welt und nicht mehr wie ehedem; das werde jetzt so sein müssen; und zweitens sei sie eine Näherin und die werden zeigen müssen, was wohl anstehe und jetzt Mode sei, wegen Verdienst. Der Schwiegertochter gefiel die Schwiegermutter desto weniger; das sei eine alte dumme Frau, sagte sie; ehe sie bei einer solchen sein möchte, wollte sie lieber betteln gehen. Lisettli dachte nicht daran, daß man sich mit Worten so gut versündigen könne als mit Thaten. Aber Worte und Thaten sind Samenkörner; Samenkörner gehen auf; der Säemann muß sie kosten, er mag wollen oder nicht, früher oder später, seien sie süß oder bitter.

Als nun Lisettli Frau war, so änderte sich das Ding

akurat wie bei den Volksliebhabern; das Rühmen und Schenken hörte auf, jetzt sollte der Mann den Brotkorb vorstellen; jetzt wollte Lisettli ernten; es hatte lange genug ausgesäet; wollte ruhen einem Wanderer gleich, welcher einen steilen Berg erstiegen hat. Es kam dem Johannesli, der nun ebenfalls zum Johannes avancierte, sonderbar vor, als die Sache sich so änderte, als nun auf einmal Lisettlis Verdienst nicht reichte, als er an allen Enden und Ecken zuschießen sollte und, wenn er es nicht that, ein schlechter Kerl, ein Bauernlümmel und grober Joggi genannt, mit Thränen und Schmollen regaliert wurde. Er hatte einmal gehört, man müsse sich nicht unterdrücken lassen, und einmal komme der Fall, wo man zeigen müsse, wer der Mann sei und die Hosen anhabe; dann habe man gewonnen für immer. Bei einem Anlaß, wo Lisettli munter ihre Schrepfhörner an seinen Geldsäckel setzte, der ohnehin nicht viel ertragen mochte, da wollte er nun zeigen, wer Meister sei, und fabrizierte ein Donnerwetter, das schrecklich sein sollte. Aber gemachte Wetter bleiben gemachte Wetter; es knallt, aber es wirkt nicht. Lisettli, potz Wetter, führte eine Batterie auf, daß Johannes lange schwieg, als Lisettlis Batterie noch lange, lange fortdonnerte, ja daß er Lisettli der tusig Gottswillen bat, es solle wieder zufrieden, gut sein; wenn er gewußt hätte, in was für Umständen es sei, er hätte ja nichts gesagt, und es hätte ihm sagen sollen, wie es mit ihm stände; dann wäre er nicht so gekommen; er wisse doch wohl noch, was Brauch sei. Je mehr er einlenkte, desto schärfer donnerte Lisettlis Batterie. Wer nicht besonnen angreift, besonders wenn er zum erstenmal ein Gefecht macht, der wird nicht bloß diesmal vollständig geschlagen, sondern er wird zumeist sein Lebtag kein Held mehr. Je mehr er gut machen wollte, desto

länger schmollte Lisettli und lebte derweilen besser als gar manche Bäurin in solchen Umständen; das gute Leben schlug ihr in die Glieder, daß sie nicht nur übermütig ward gegen ihren Mann, sondern auch vornehm that gegen die Kunden. Leider sind nun Kunden mit einer Näherin nicht verheiratet, meinen bei der stattfindenden Auswahl nicht, daß sie sich alle Flausen gefallen lassen müßten; ein Kunde nach dem andern ging ab. Nun gab es böse Zeiten, und Lisettli hielt sie nicht aus.

Daß die Enden sich berühren, sagt das Sprüchwort; daß aus dem unverständig hoffärtigen Mädchen nicht eine Hausfrau, sondern eine Hausfau wird, das lehrt die Erfahrung. Lisettli ward das unappetitlichste Weib, welches man sehen konnte: Sauberes einen Kreuzer groß hätte man am Leib und um den Leib nicht gefunden, und hätte man einen Fürsprecher mit einer Doppelbrille dazu beauftragt; Besen hatte es keinen und flicken that es nichts, und wär's ein Loch gewesen, durch welches man ein Dorf samt der Kirche hätte stoßen können. Johannes that, was er aufbringen mochte; aber es war als ob er Wasser gieße auf einen heißen Stein. Das erste Kind starb, das zweite war auf dem Wege. Lisettli bedurfte je länger je mehr, verdiente je länger je weniger. Johannes wußte keinen Rat als für seine Frau die Heimat anzusprechen, wie alle seine Geschwister gethan, wenn Not an Mann kam. Die Mutter war mit allen Freuden bereit, obgleich sie von Lisettli nie ein Liebeszeichen empfangen hatte; desto wüster aber that Lisettli; das sei nichts als Aufweisung von der alten Hexe, sagte sie; aber der wolle sie es eintreiben; sie sei ihr gut dafür. Was sie dachte, hielt sie auch.

Was Käthi that, war ihr nicht recht, und was Käthi hatte, verthat Lisettli und klagte daneben allen Leuten, und

absichtlich, daß die Mutter es hören mußte, wie dieselbe wüst gegen sie sei, und wenn sie sterben müsse, so solle sich darüber niemand wundern. Anfänglich nahm das Käthi sehr zu Herzen; Lisettli und Johannesli waren als ein Fleisch und nicht mehr zwei im gleichen Verschlag ihres Herzens. Aber allmählig nahm Käthi eine geheime Eheſcheidung vor, bugsierte Lisettli hinaus und bedauerte Johannes grausam, daß er an eine solche Frau geraten und einen solchen Schuh voll habe herausnehmen müssen. Sie wisse wohl, daß, was einem beschieden sei, sei ihm beschieden, und was einem auf die Nase fallen solle, falle einem nicht auf die Füße, aber sie müsse bekennen, vom lieben Gott dünke es sie streng, daß gerade ihr Johannes, ihr einzig Kind, mit einer solchen Frau geschlagen worden sei. Es liefen doch der Maulaffen genug herum, für die es gar nicht schade gewesen wäre, wenn sie ein solches Lisettli hätten haben müssen. Sie könne nicht bessers wünschen, als daß der liebe Gott wieder voneinander thäte, was er zusammen gethan, und je eher er es thäte, desto weniger würden sie sich aneinander versündigen. Sie wünsche Lisettli gar nicht den Tod, aber denken hätte sie schon manchmal müssen, ein Mensch, wenn er nicht gesund sein könne und nicht arbeiten möge, sei nirgends wohler als im Himmel.

So redete Käthi, aber nicht vor der Schwiegertochter. Doch für solche Dinge, für Haß und Liebe haben die Weiber ein fein Gefühl; Lisettli warf der Mutter nicht bloß vor, sie sähe sie gerne sterben, sondern behauptete steif und fest, sie bete sie zu Tode; sie fühle ganz deutlich, wie ein Stück Leben nach dem andern weggebetet werde. Das solle ihr aber nichts nützen; wenn es gestorben sein müsse, so wolle sie der alten Hexe eine Suppe anrichten, worob sie das Maul verbrennen solle, daß ihr das Beten vergehe in alle Ewigkeit.

Kam dann Johannes, so fielen beide Teile ihn mit ihren Klagen an, daß er nichts zu sagen wußte, als, er könne in Gottes Namen nicht helfen, sie sollten Geduld haben, der Fehler werde auf beiden Seiten sein; was aber niemand so recht glauben wollte. Endlich gebar Lisettli einen Knaben, mochte ihn aber kaum ansehen, hatte gar keine Liebe zu ihm. Die Großmutter dagegen empfing ihn mit der größten Freude, breitete ihre schützenden Fittige über ihn aus, unter welchen er zu einem kräftigen Buben gedieh. Je mehr die Großmutter daran Freude hatte, desto mehr ärgerte sich Lisettli und behauptete, die Großmutter pflege das Kind so gut bloß aus Bosheit, um zu zeigen, daß sie Kinder mit dem Leben davonbringen könne, was Lisettli nicht gekonnt. So verzehrte Lisettli selbst noch den Rest ihrer Lebenskräfte; sie starb, und als ihr Leib der Erde wiedergegeben war, war es in Käthis Häuschen fast, als ob ein bös Geschwür, welches alle gesunden Säfte an sich gezogen, den ganzen Körper krank gemacht, aufgegangen sei. Der Schmerz hatte aufgehört; das Behagen, welches Genesende empfinden, stellte sich ein; Käthi atmete frisch auf; ein trüber Schleier, welcher sich über ihr Leben gelegt hatte, war zerrissen; sie sah in eine Zukunft hinein, voll Rosenrot und Sonnenschein, wie es sie dünkte; eine unbeschreibliche Freude am Großkinde glänzte in ihrer Seele auf. Diese Freude war nicht bloß die übliche großmütterliche, sondern sie hatte noch eine tiefere eigentümliche Bedeutung.

Es war Käthi gegangen, wie es vielen Weibern geht. Sie hatte sich, ohne es zu wissen oder zu wollen, der Kirche entwöhnt. Ein Weib, welches allein haushaltet, ein Kind nach dem andern hat und kein Kindermädchen dazu, entwöhnt sich leicht der Kirche. Es fehlt die Zeit dazu; die Kinder darf man nicht allein lassen, und der Sonntag Morgen ist für

ein Weib, welches die Woche durch verdienen muß, eine gar verführerische Zeit, manches in der Haushaltung nachzuholen, für was in der Woche keine Zeit war. Es wäre auch anders zu machen, wenn das Beispiel da wäre und ein rechter Ernst in der Zeit; denn bei den Katholiken sieht das anders aus. Als endlich andere Zeiten kamen, die Pflege von Kindern Käthi nicht mehr so scharf ans Haus fesselte, da waren die Kleider alt geworden; und was die Leute sagen und denken würden, wenn sie wieder zur Kirche ginge, daran dachte Käthi ebenfalls, und das letzte namentlich hielt sie ab; denn die Furcht vor den Leuten und was dieser oder jener sagen würde, oder gar denken, will den Leuten nicht aus dem Leibe, sogar Majestäten nicht. Dabei war Käthi treu und fromm geblieben, dachte an Gott, betete zu Gott, las fleißig Gottes Wort und übte sein Gebot nach dem Maße der erhaltenen Kräfte. Eine Lücke blieb ihr doch im Herzen, ein wunder Fleck, welchen zu heilen sie nicht die Kraft fand. Das Missen der Sakramente und der Verkündigung des lebendigen Wortes schmerzte Käthi. Mit tiefer Sehnsucht dachte sie an die Zeit der Unterweisung, des Tages, an welchem sie die Erlaubnis zum heiligen Abendmahl erhalten, an den Tag, an welchem sie es zum erstenmale genossen hatte, und wie es ihr da so heiß gewesen sei im Herzen, als ob Feuer darin sei, oder Gottes Auge, welches schaue, was darinnen sei, und wie sie sich gefreut, daß sie, das arme Mädchen, in einem Bunde sei mit Gott und den besten Menschen der Erde, mit Hohen und Niedern, Weisen und Unmündigen. So freute sich also Käthi der großen Tage in ihrem Leben und auch des Tages, an welchem ihre Ehe vor Gott geheiligt wurde; aber die eingerissene Gewohnheit zu überwältigen, dazu fehlte ihr die Kraft. Das aber ließ sie sich nicht nehmen, am Samstag

aufzuräumen ums Häuschen, zu fegen, was sich fegen ließ, sich und die Kinder zu waschen, und zwar gründlich und nicht so oberflächlich, wie zuweilen die hoffärtigsten Mädchen thun. Am Sonntag waren sie und die Kinder rein angezogen, die schlechten Hemdchen so rein als möglich gewaschen. Das sei der Tag des Herrn, sagte Käthi, habe der Pfarrer gesagt, und da schicke es sich doch, daß man rein zu sein suche vor dem Herrn inwendig und auch auswendig; zudem sei er auch der Gedächtnistag an das verlorne Paradies und der Verheißungstag, daß, wer wieder rein zu werden trachte, wie der Heiland rein gewesen, statt des Paradieses den Himmel finden werde.

Wenn die Leute lachen und spotten wollten: solch Aufräumen und Reinhalten sei nicht für arme Leute, die hätten das Arbeiten nötiger, das sei nur Hoffart, so blieb Käthi hier standhaft und sagte: sei das wie es wolle, so sei sie so gewöhnt von Jugend auf und habe noch nie gemerkt, daß es ihr schade. Sie denke, der Herr des Sonntags sei auch der Herr der Woche, und wenn man seiner am Sonntag gedenke, so werde er nicht Gutes mit Bösem vergelten, sondern durch die Woche auch derer gedenken, welche den Sabbath feierten und heiligten, daß sie nicht darum weniger hätten. Wenn am Sonntag es dann zur Kirche läutete, so saß Käthi gerne auf einem Bänklein und gedachte seiner schönen großen Tage, und Thränen kamen ihr in die Augen; aber deswegen ging sie doch nicht mit den Christen, den Herrn zu verehren.

Als Johannesli geboren wurde, da sollte Käthi dessen Patin sein. Lange weigerte sie sich dessen, mußte am Ende doch nachgeben. Am Abend vor dem Tauftage war es ihr gar seltsam zu Mute, fast wie am Abend vor dem ersten

Abendmahl oder vor dem Hochzeittage; im Schlafe ängstigten sie allerlei Träume; sie ließ das Kind fallen, sie gab es dem Pfarrer verkehrt, daß er es bei den Beinen taufte; sie sagte die Namen unrichtig, daß das Kind Anne Bäbi geheißen ward. Als sie das Kind zur Taufe trug, hatte sie Angst wie ein siebenzehnjährig Mädchen, und erst als sie das Kind abgegeben hatte, saß und singen hörte, da wich die Angst und es ward wirklich wieder ein großer Tag für Käthi. Derselbe brach die Macht der Gewohnheit, verwischte das Bangen vor den Menschen und knüpfte Käthi wieder mit der Gemeinde zusammen. Sie hatte erfahren, daß an den geringen Kleidern niemand Ärgernis nahm, ging nun, so oft sie konnte, zur Kirche, und es that ihr unbeschreiblich wohl; es stärkte ihren Glauben an die Menschen, ihr Vertrauen auf Gott; es ward ihr viel heiterer vor den Augen, viel leichter im Herzen, und dieses hatte sie dem Johannesli zu verdanken; er war ihr von Gott gesandt, sie wieder einzuführen in sein Haus. Sie hatte nun wieder ein Kind, welches sie nicht mit der Welt teilen mußte, bloß mit einzelnen Spenden erfreuen durfte, ein Kind, welchem sie leben, vergelten konnte, was er ihr gethan. Wie in einem Brennglase die Sonnenstrahlen zusammenlaufen und zum zündenden Strahle werden, während sie vereinzelt bloß leidlich wärmen, so sammelte sich Käthis Kindesliebe auf Käthis großmütterlichem Herzen und strahlte in vielfach erhöhter Glut über das geliebte Großkind. Ein Armer, welcher einen Schatz gefunden, ein Seefahrer, welcher ein neu Land entdeckt, ein Held, welcher einen Weltteil erobert oder zwei, können nicht größere Freude haben als Käthi am Großkinde; denn ein Mensch kann nicht mehr Freude haben als das Herz voll, und soviel Freude hatte Käthi. Dann aber war ein großer Unter-

schied zwischen Käthis und des Helden Freude: die Freude des Helden ist am größten gleich nach errungenem Siege, schrumpft dann alsbald wieder zusammen in den Mühen und Kümmernissen, welche die Behauptung der Eroberung mit sich bringt; die Freude der Großmutter wächst jeden Tag, wächst mit dem Kinde; jede Sonne bescheint neu entdeckte Schönheiten und Tugenden, und diese wachsende Freude dehnt das Herz aus täglich und zersprengt es doch nicht. Tag und Nacht ließ Käthi ihren Schatz nicht aus den Augen; ging sie einen Schritt von Hause, trug sie ihn auf den Armen mit herum; bei der Arbeit lag er in einem Korbe neben ihr; des Nachts hatte sie ihn in ihrem Bette, und wenn er sie nicht schlafen ließ, so war sie am glücklichsten; denn dann konnte sie sich ungestört ihres Bübchens freuen. Etwas Wunderbares, Unbegreifliches liegt in solcher Liebe; denn die Liebe ist auch eine Kraft, welche Berge versetzt, welche das giftigste Unkraut tötet im Herzen des Menschen, die Selbstsucht und den Eigennutz; sie krönt aber auch diese Hingebung des eignen Ichs mit hohen Freuden, und zwar schon hienieden, während auf der Selbstsucht, welche Kinder für eine Last hält, ein schauerlicher Fluch liegt, und zwar sichtbarlich.

Diese Liebe dachte begreiflich an kein Kostgeld. Als Lisettli starb, nahm man als ausgemacht an, das Kind bleibe bei der Großmutter. „Komm zuweilen und sieh, was es macht," sagte Käthi zum Sohne. „Ja," sagte der Sohn, „und was mir möglich ist, werde ich thun." Das war die Abrede, und bei dieser blieb es. Was der Sohn brachte, nahm Käthi gerne, nicht ihretwegen, sondern um ihres kleinen Abgotts willen; dann hatte der es desto besser. Kam der Vater aber lange nicht oder brachte er nichts, so klagte sie nicht, forderte sie nichts, sondern dachte, er werde nicht fort-

kommen können oder sein Geld haben brauchen müssen. Dieser Mangel an Nötigung jedoch taugte für den Vater Johannes nicht; er mochte ihn nicht ertragen. Johannes war kein böser Mensch, aber von denen einer, die am schlimmsten werden können. Ihm fehlte die Kraft der Selbstüberwindung und Selbstbestimmung; er hing von denen ab, mit welchen er in Berührung kam. Wer ihn zum Beispiel recht unter dem Daumen hielt, konnte ihm all sein Geld abnehmen; wer es ihm aber nicht abnötigte, dem gab er keinen Kreuzer, sondern opferte es alsdann seinen Gelüsten. Er hatte viel zu früh geheiratet, weder an Leib noch Seele ausgewachsen; er wußte, daß er eine Frau hatte, die sagte ihm, was er zu thun hätte, was er mit seinem Gelde machen solle. Als Lisettli starb, hörte dieser Druck auf, und Käthi legte ihm keinen neuen auf; er ward frei, atmete wieder frisch auf. Nun geschieht es gar oft, daß namentlich junge Männer, welche lange in Not und Druck gewesen und frei werden, in den Wahn fallen, sie wollten Versäumtes nachholen; sie hätten es lange bös gehabt, wollten es nun auch gut haben, auch wieder einmal an sich denken; sie seien keine Hunde, es sei ihnen auch was zu gönnen. Wie weit aber solches Sinnen und Denken führt, daran denken sie leider nicht.

Es giebt Zeiten, wo der Versucher gar heftig umhergeht wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlinge, und da nimmt er denn gar gerne die, welche frisch aufatmen, sich was gönnen wollen. Unglücklicherweise traf es sich gerade in einer solchen Zeit, als Johannes frisch aufatmen, sich was gönnen wollte. Johannes war Soldat und zwar ein hübscher, der Freude am Soldatenspiel hatte, dem Auge der Obern sich gefällig darstellte, dem man eine Sache nicht siebenmal sagen und dazu noch jedes Wort mit sieben Rippenstößen begleiten

mußte. Es traf sich in einer Zeit, wo er alle Augenblicke in die Uniform mußte; das kostet Geld, bringt gar manchen rückwärts, absonderlich einen Knecht, der mit seinem Lohn noch jemand ernähren sollte. Er war, obgleich Knecht, ausnahmsweise noch Korporal, und darauf hielt er viel und Käthi noch mehr. Wir sind weit davon entfernt, Johannes und Käthi auszulachen, weil sie Gewicht auf einen Ehrenposten setzten; wir sind überzeugt, solche Stufen-Erhöhungen in der Gesellschaft sind durchaus notwendig, nicht bloß um der Ordnung willen, sondern um der Trägheit aufzuhelfen, den menschlichen Kräften einen höhern, edlern Schwung zu geben. Wir gehören nicht zu den Narren, welche den Menschen annehmen als ein rein Tugendbild, einen Tugendhelden von Natur, der rein tugendhaft sei aus innerm Trieb, und nicht bloß ohne Lohn, sondern auch ohne Zweck, indem er in allerhöchster Majestät selbst die Seligkeit verschmähe, zum Zeugnis, daß er den sittlichen Halt in sich habe und tugendhaft sei um der Tugend willen und in vollem Bewußtsein, daß er kein ander Ziel habe als das sechs Fuß lange und drei Fuß breite Loch, in welchem ihn die Würmer fressen. Ein solcher Narr sind wir nicht; wir erkennen den Menschen als ein schwach Gebilde, dem hundertfältig unter die Arme gegriffen werden muß. Wir meinen, der Narr solle er nicht sein, ein eng Loch dem unendlichen Himmel vorzuziehen, bloß um der sogenannten Tugend und des beliebten sittlichen Haltes willen. Das sogenannte Zopftum wird lächerlich gemacht; aber die Geschichte liefert den Beweis und zwar einen vaterländischen und christlichen, welchen Einfluß das Bewußtsein übte: Vater, Großvater, Ahn seien in Liebe und Ehre gestanden im Gemeindewesen, im Vaterlande, und wie gar mancher dadurch gestärkt und gehoben ward zu einer Würdigkeit, welche er

sonst nicht erreicht hätte. Wir nehmen es daher unserm Johannes durchaus nicht übel, wenn er auf seine Würde viel hielt; nur meinen wir, es sollte auf die rechte Weise wirken, es sollte ihn zur rechten Würdigkeit spornen und nicht bloß eitel machen und zur Meinung verleiten, er müsse sich nun auch zeigen und glänzen und genießen, dieweil er Korporal sei.

An dieser Sucht wird gar manche neusilberne oder galvanisch übergoldete Majestät unserer Tage erblassen und erblinden. Johannes sprang allemal hoch auf vor Freude, wenn ein Aufgebot kam für eine Garnison oder ein Lager oder sonst was, war zehnmal lieber unterm Gewehr als im Tenn oder am Pfluge. Es war nicht seine Sache, welche er versäumte, und das Geld, welches er verthat, reute ihn nicht; er gönnte es sich; lag doch keine Schuldigkeit auf ihm, und wenn er mit leeren Händen zur Mutter kam, so entschuldigte ihn diese besser als er selbst konnte. Mit leeren Händen kam er gewöhnlich; denn als Korporal wollte er nicht gerne der Letzte sein, und wenn er schon nicht besondere Ausschweifungen beging, so ist's doch immer zu viel für einen Knecht, wenn er es Bauernsöhnen gleichthun will.

Das Jahr 1844 nahm die militärische Jugend gar sehr in Anspruch mit allerlei Spielereien und allerlei Teufeleien, und als man endlich sich in Ruhe glaubte für dieses Jahr, sprengte ein quasi diplomatischer Handstreich die Bataillone neu auf die Beine, aber zu früh; die Mine ging zu früh los, der Schuß hinten aus. Es ist heillos, mit welcher Gewissenlosigkeit sogenannte Volksliebhaber und Republikaner mit dem Volke umgehen, mit den Milizen manövrieren, als ob sie Hollundermännchen oder bleierne Soldaten wären. Die Leute, die im Warmen sitzen, reich besoldet sind, reich sonst sind oder reich auch werden möchten, sprengen, um einen

Streich zu machen oder Rache zu üben, Tausende von der Arbeit weg und kümmern sich keinen Augenblick um die armen Weiber, welche darben, die Kinder, welche frieren, die Mütter, welche Not leiden, die Väter, welche die Arbeit liegen lassen müssen; um die Haushaltungen, welche zerrüttet werden; um das alles kümmern sich diese Volksliebhaber nicht, und dieses sagen soll man nicht, sonst schlagen sie einen aufs Maul. Sie spielen mit dem Wohl des Ganzen, dem Glücke der Hütten, wie Spieler mit Karten spielen, und verspielen sie alles, schieben sie das Unglück andern in die Schuhe und laufen davon, wie Kinder von einem Hause, welches sie in Brand gesteckt.

Den Rest seines Lohnes, den er für die Mutter aufgespart hatte, mußte Johannes einziehen, und wenn es schon nicht lange dauerte, so ging doch sein Geld dahin. Im Winter bei den langen Abenden, im Gebirge in Eis und Schnee macht ein Korporal es nicht mit seinem Solde, und was bei solchem Wetter an Schuhwerk daraufgeht, ist ebenfalls keine Kleinigkeit. Die Mutter mußte es entgelten, mußte den Hauszins allein schaffen, ging wahrhaftig manchmal hungerig zu Bette, um einige Tropfen Milch, einige Bissen Brot zu sparen. Daran denkt der Schlingel, der um das Vaterland spielt, an einen politischen Rappel das Glück von Tausenden setzt, nicht; an die arme Käthi dachte der politische Seiltänzer nicht, während er seine politischen Trabanten fütterte und füllte mit Gänseleberpasteten und Champagner.

Die Gemeinde durfte Käthi begreiflich auch nicht angehen; man hätte sonst gleich nach dem Sohne gefragt, der ja Korporal sei, und was er Kostgeld zahle für sein einzig Kind. Die Welt sei bös, seufzte Käthi oft: „ich und Sami haben sechse erzogen, und es ist gegangen ohne jemand anzusprechen; jetzt kömmt man mit einem nicht durch, und Jo-

hannes muß in Gottesnamen alles dargeben, was er verdient, wegem Vaterland, und an das arme Kind dächte kein Mensch, wenn ich nicht wäre."

Johannes hatte versprochen, Lohn einzuziehen, sobald er dürfe; da hagelten neue Aufgebote in alle Häuser, und auf die Beine mußte aufs neue die Miliz. Die Regierungen und die entschiedenen Fortschrittler hatten Blindemaus miteinander gespielt; unter den sogenannten Augen der Regierungen hatten die Freischärler sich gebildet, waren bundesbrüchig in den Kanton Luzern eingefallen, und wer von ihnen noch laufen konnte, zu allen Löchern, welche sie fanden, wieder hinausgestoben. Jetzt konnten die unschuldigen Milizen büßen, konnte der Landmann büßen, welchem die Arbeit stille stand, mußten des gebrochenen Friedens wegen auf den Beinen sein, die Ruhe zu bewahren. Der arbeitsreiche April wurde vermilizlet; teilweise in ausgehungerten Quartieren brauchte der Soldat sein Geld, und Johannes kam so arm heim, daß er die Mutter dringlich bat, sie sollte ihm doch waschen, er hätte weder saubere Wäsche mehr, noch einen Kreuzer Geld für die Wäscherin, und Käthi that es mit großem Bedauern für den Johannes; aber daß sie manchmal nicht genug aß, das sagte sie nicht. Daß sie im Rückstand mit dem Hauszins geblieben war, welcher halb am sogenannten Frauentag oder der Maria Verkündigung fällig gewesen war, das wußte Johannes. Käthi hatte auf den Johannes gezählt, der mußte ins Feld; hatte die Hoffnung auf den Flachs gesetzt, der war verhagelt. Nun, als siebenzigjähriges Mütterchen, nach so vielem Schaffen und Arbeiten, war sie übler daran als je. Rückstände, nichts zum Verkaufen, niemand, der sich ihrer annahm, einen Sohn, der nicht einmal kam zu sehen, wie es Mutter und Kind gehe, und die Mutter hatte ihn doch so sehnlich erwartet —

das war Käthis Lage und dieses ihr Lebenslauf. Daß es der armen Frau wehe that, daß ihr Sohn nicht kam, ist begreiflich; aber sie klagte es keinem Menschen; sie schlug es sich aus dem Kopf, so gut als möglich, und wenn die Leute fragten, ob ihr Sohn noch nicht da gewesen, so sagte sie, er habe Bescheid bringen lassen, er werde nächsten Sonntag kommen; er könne da, wo er sei, fast nicht weg.

Viertes Kapitel.

Des Sohnes Besuch und der Mutter Glück.

Als am folgenden Sonntag Käthi aus der Kirche kam, fand sie ihren Johannes auf dem Bänklein. Er hatte es eingerichtet, daß er nicht in die Kirchenleute laufen mußte. Es war ein stattlicher Bursche; schade, daß auf seinem Gesichte nicht die herzliche Freude lag, welche Käthi und 's Bubi an an den Tag legten. Es war etwas in seiner Miene, es wäre schwer gewesen, zu entscheiden, war es etwas Verlegenes oder etwas Mißvergnügtes. Er übergab der Mutter ein großes Säcklein; das sei was für sie, sagte er. Käthi sagte: „Du bist doch immer der Beste; das wäre doch nicht nötig gewesen; sorge du für dich. Zu essen haben wir einstweilen." — „Ihr habt mir nichts zu danken," sagte Johannes, „die Meisterfrau hat es mir gegeben für Euch." — „Aber nein," sagte Käthi, „daran hätte ich doch gar nicht gedacht, und so viel! e aber nein, gebackene Birnen, so schöne, und noch was in einem Papier, Speck, ein großes Stück, und so schönen und fetten, wie ich lange nicht gesehen! Wohl, die muß das

Mästen verstehen! Eine besonders gute Frau muß das sein, mir so viel zu schicken und kennt mich doch nicht, und du mußt ihr auch grausam anständig sein, daß sie dir das gegeben. Aber komm hinein und nimm ein bißchen Brot, bis ich Warms gemacht, anders habe ich weiß Gott nichts." — „Eine wunderliche Frau ist's," sagte Johannes im Hineingehen, „von der Güte ist nicht viel zu rühmen. Das ist eine, es dürfte kein Metzgerhund hinter sie; abputzen und einen heruntermachen wie sie kann kein Landvogt, und wenn es sie ankömmt, so nimmt die noch den Stock und jagt die Leute vom Hause weg." — „He, sie wird recht haben und wird ihre Leute kennen, es giebt jetzt gar viele schlechte Leute in der Welt; wenn man sich ihrer nicht erwehren könnte, würde man ja von ihnen gefressen, wie ein Hund von den Flöhen," entgegnete Käthi. — „So spitz nimmt sie das nicht," sagte Johannes, „sie macht dies, wie es sie ankömmt, treffe es dann, wen es wolle. Sie hat mir auch schon manchmal wüst gesagt, gerade heute auch; aber zähle darauf, die macht mir das nicht mehr oft so." — „Es wird nicht sein," sagte Käthi, „du wirst dich mit etwas vergangen haben." — „Wegen Euch hat sie mir wüst gesagt, als sie mir das Säcklein gab; ich hätte es ihr bald um den Kopf geschlagen: erst, daß ich nicht letzten Sonntag gekommen, und wußte sie doch, daß ich nach Gräulige mußte, wohin mir einer Geld für eine Sackuhr bringen sollte, und dann, daß ich immer Lohn einziehe durchs Jahr durch und dann nichts hätte, wenn es plötzlich etwas gäbe." — „Du mußt das nicht so übel aufnehmen, sie wird es nicht so bös gemeint haben," meinte Käthi. — „Wohl, freilich meint die es bös, und dann, was geht es sie an, ziehe ich Lohn ein oder nicht?" begehrte Johannes auf. „Aber die meint, unserein sei ein Hund, der sich gar

nichts gönnen solle, sondern das ganze Jahr vorlieb nehmen mit halbguter Milch, halblauterm Kaffee, ganzer Erdäpfelsuppe und ungeschundenen Erdäpfeln." — „He, wenn man gesund sein kann," sagte Käthi, „und brav arbeiten mag, so dünkt einem alles gleich gut, und das ist die Hauptsache." — „Mutter," sagte Johannes, „eine Zeit ist nicht alle Zeit, und was einem Menschen zu gönnen, das ist dem andern auch zu gönnen, und geschrieben ist's nirgend, daß die einen wie das Vieh leben sollen und die andern wie die Herren, und wenn ich zuweilen einen Schoppen trinke, so habe ich das Recht dazu und es geht die Meisterfrau nichts an." — „Es wird sein," sagte Käthi, „aber wenn sie es daneben gut meint, so muß man ihr die Worte nicht abwiegen." — „Ich pfeife auf solch Gutmeinen; aber zähl' darauf, es kommt anders," sagte Johannes. — „Willst etwa gehen und sehen, wie es mir gegangen ist? grausam übel; der Johannesli zeigt es dir. Unterdessen koche ich, aber da mußt du wahrhaftig vorlieb nehmen; ich gebe es, wie ich es habe," sagte Käthi. — „Das eben macht den Unterschied," sagte Johannes, „sie geben es nicht, wie sie es hätten."

Nun wendete Käthi alle Kochkunst auf; den Kaffee sparte sie für den Nachmittag. Da sie Speck hatte, so sprang sie ins nächste Häuschen, suchte, ob da ein halb Glas voll Essig zu leihen sei, was glücklicherweise der Fall war. Salat hatte sie im Garten; Eier und Mehl waren vorrätig; so war das Mittagmahl bald fertig, ein wahres Herrenessen: Suppe, geröstete Kartoffeln, Eierkuchen und Speckfalat. Ehe noch Johannesli dem Vater alles erzählt und gezeigt hatte, konnte Käthi sie zum Essen rufen und die Freude erleben, dem Sohn aufstellen zu können, was sie in Haus und Heim vermochte und das Lob zu vernehmen: es hätte das alles nicht gebraucht, Geringeres hätte es auch gethan.

Nachdem wie üblich zuerst die Vergangenheit durchgemustert war und Käthi erzählt hatte, was sie jenen Abend erlebt und gedacht und wie es ihr am Morgen gewesen sei, glitt man allmählig auf die Zukunft, verhandelte diese, und zwar ohne alles Hehl vor dem Kinde, das wohl aufpaßte und nicht selten ein Wort darein redete. In höhern Ständen oder gar sogenannten vornehmen Häusern hat man hundert Geheimnisse vor den Kindern; diese bleiben eine Art von Fremdlingen im elterlichen Hause; was sie davon vernehmen, vernehmen sie zumeist durch Dienstboten oder sonst fremde Menschen; dadurch entsteht eine Teilnahmlosigkeit gegenüber den Eltern, welche oft haarsträubend ist. In armen braven Familien ist es anders; da wird dem Kinde wenig verhehlt; es ist Zeuge von dem meisten, was verhandelt wird; es kennt namentlich aufs Haar den Finanzzustand, weiß, ob die Miete gegeben ist, wie viel daran noch fehlt, worauf man zählt, was der Vater verdient, die Mutter braucht, was anzuschaffen, was zu verkaufen ist. Aus diesem Wissen wächst die Teilnahme; das Kind ist keine Schmarotzerpflanze, sondern ein lebendiges Glied, welches Freuden und Leiden der Familie empfindet, die Quellen von beiden kennt, die Sorgen teilt. Da entfaltet sich die Treue der Kinder, ihre empfangenen Gaben zu Nutz und Heil der Eltern anzuwenden; da werden Kinder ein Segen Gottes.

Freilich scheint dann das Kind nach dem üblichen Maßstabe zu viel zu vernehmen; aber je mehr man in einem Hause einem Kinde verbirgt, desto mehr wird seine Neugierde erregt, desto mehr vernimmt es anderwärts und richtig gerade das Unpassendste, und dadurch wächst es eben nicht in die Familie hinein als Freund, sondern steht ihr gegenüber mehr als Widersacher. Verhehle man es sich auch nicht: an dieser

Geheimniskrämerei ist sehr oft das böse Gewissen, sind Familiensünden schuld, oder eine unglückliche Stellung zur Welt, welche zu den Verhältnissen und dem Zustande des Hauses durchaus nicht passen, welche zum Abgrund werden wird, und welche aufzugeben man die Kraft nicht hat.

Käthi kümmerte sich hauptsächlich um die Miete Nicht daß man sie drücke, sagte sie; auch habe der Bauer nicht aufgeschlagen damit; er werde es angesehen haben, daß sie seit 40 Jahren da seien, schon unter seinem Vater selig, und ihm nie zur Last gewesen und ihm immer die Miete gegeben, daß er nie lange darauf habe warten müssen. Aber jetzt wisse sie gar nicht, woher sie nehmen, und der Bauer sei streng auf dem Gelde; er sei viel auf der Straße und viel der Halunken kehrten bei ihm ein, und wer viel Geld brauche, müsse sehen, woher er es nehme. Für das andere sei ihr nicht bange; es gebe immer gute Leute, welche an arme Leute dächten, ohne daß man zu klagen und zu betteln brauche an den Thüren.

Johannes hatte kein verstockt Gewissen gegenüber der Mutter; er fühlte, was er sollte. Es sei ihm leid, daß er diesen Augenblick nicht helfen könne, sagte er; aber es solle bald geschehen, wenn den Großköpfen nicht was neues in Sinn fahre, daß sie auf die Beine müßten und den Jesuiten nachspringen im Land herum wie Hunde den Dachsen, wo keiner weder zu riechen noch zu schmecken sei; „da können wir springen und unser Geld brauchen, während sie am Bratentisch sitzen, anderer Leute Geld verzehren und anderer Leute Geld verteilen.“

„Wegen selben sage mir nichts,“ antwortete Käthi, „und wenn man dich noch zehnmal gegen die Falliten oder Jsiliten schickt, so marschiere noch zehnmal; das sollen mir schreckliche

Leute sein, gräßlich, nicht viel minder als der Teufel, und wo sie hinkommen, den Leuten die Religion nehmen und das Geld dazu, wenn sie nämlich deren haben. Wegem Geld wäre es mir gleich; deren fände man keins bei mir, aber wegen der Religion. Denk o, Johannes, was ist eine arme Frau, wenn sie keine Religion mehr hat? Darum, wenn man dich wieder schickt gegen die Utüfle, die Ismaeliten oder wie man ihnen sagt, so kriege gegen sie, bis keiner mehr ein Bein machen kann; daneben thue nit z'grüslich; vergiß nie, zuletzt sind es immer Menschen, und wenn du einen fängst, so lasse ihn wieder laufen, aber heiße ihn laufen über alle Berge. Hörst du!"

Wegen der Religion sei es nicht halb so gefährlich, meinte Johannes; die, welche an der Sache trieben, hätten wegen der Religion so wenig zu fürchten als die Mutter wegen Geld. Das sei ihnen um ganz andere Sachen; sie wollten den Nutzen haben und sie arme Burschen hätten den Schaden davon. „Im Aargau verlor ich letzthin mein bestes Hemd; ich gab es zu waschen, wir mußten plötzlich fort, man versprach es mir nachzusenden, und wer es mit keinem Auge wieder sah, das war ich." — „Da hätte dir die Regierung wohl ein anderes geben können," sagte Käthi, „aber sie werden sie vielleicht selbst nicht wohl haben, oder allweg nicht saubere; deretwegen sei aber nicht böse, über mich nicht und über andere nicht. Ich wollte dich wahrlich nicht betrüben. Wenn du die Strapatzen hast, so ist's billig, daß ich mich ein wenig einrichte, und wenn ich dem Bauer anhalte, so wird er wohl noch warten. Aber du kannst mich dauern wegen dem Hemde; sie werden es nötig gehabt haben im Aargau, sie hätten es dir doch sonst nicht genommen, einem so armen Bürschli. Zürn's deswegen nicht an ihnen; es kommt mir in Sinn, ich könnte dir vielleicht helfen; ein schön Hemd ist allweg das brävste, was man anhaben kann."

Sie zog aus einem Schrank ein Bündel hervor: „Sieh," sagte sie, „es giebt vielleicht für zwei und ist bsunderbar schöne Leinwand; ich hatte es für das Bubi da gespart, wenn es zum erstenmal zum Nachtmahl geht, und ich es erleben sollte. Bis dahin aber geht es noch lange und der Flachs wird, so Gott will, wohl wieder einmal recht geraten, daß ich für ihn ein paar Ellen kann auf die Seite thun." —

„Mutter, Leinewand ist mir anständig," sagte Johannes, „übel habe ich es nötig; aber ich will es zahlen, anders nehme ich es nicht, nur habe ich jetzt das Geld nicht."

„Was denkst, zahlen," sagte die Mutter, „die ganz glücklich war, freigebig sein zu können (geben ist seliger denn nehmen) „von selbem red' mir kein Wörtli mehr. Stürbe ich unter der Hand, so wäre es ja ohnehin dein."

Das ging Johannes doch ins Herz. Wenn er auch nicht dachte, er sei einer solchen Mutter nicht wert, so kam ihm doch ein, es sei nicht recht, wie er an ihr handle; daß eine alte Frau ihm sein Kind erhalte und obendrein noch ihn unterstütze, das sei doch wohl nicht in der Ordnung, und es wäre doch wohl Zeit, daß er wenigstens den guten Willen zeige. Johannes begann vom Aufbruch zu reden; den ließ die Mutter nicht zu, bis er Kaffee getrunken hatte.

„Mutter, Ihr gebt mir ein wenig das Geleite," sagte Johannes.

„Was denkst auch, Johannes," sagte sie, „so eine alte und wüste wie ich bin; du würdest dich meiner wohl schämen und dazu noch an einem Sonntage, wo so viele Leute auf der Straße sind; geh in Gottes Namen und komme bald wieder."

„Kommt, Mutter," sagte Johannes, „wehren hilft nichts; ich wäre vielleicht weiter gekommen, wenn ich mit niemand

gelaufen wäre, der hübscher und hoffährtiger war, als Ihr, Mutter. Leeret das Säckli ganz; ich muß es mitbringen; sonst sagt mir die Frau wüst, und kommt, daß wir nicht so pressieren müssen."

Plötzlich schrie Käthi laut auf, und als Johannes sich umwandte, sah er, daß Käthi Geld in Händen hatte. „Ich habe geglaubt, es habe Euch ein Löwe im Maul oder ein Skorpion gebissen, so habt Ihr mich erschreckt," sagte er.

„Ei aber nein," rief Käthi, „sieh, 10 Batzen noch im Säckli zu allem Guten! nein, das muß mir eine Frau sein! Das Säckli darf ich ihr doch so leer nicht zurückschenden, und was anderes als Eier habe ich nicht. Zürnen wird sie mir nicht, wenn ich ein Dutzend hinein thue; sage ihr dann, es sei nur ein Zeichen, und ich wolle Gott alle Tage bitten, daß er so viel Jahre, als Eier im Säcklein seien, ihrem Leben zulege; einer armen Frau zu lieb wird er es wohl thun, und er wird am besten wissen, wie vielen andern Leuten es dabei noch wohl geht."

Johannes wollte wehren, sie hätte Hühner und Eier genug, aber es half nichts. Käthi wollte auch geben, und zwar geben aus frommem, gutem Herzen.

Endlich ging der Zug von dannen. Käthi war ganz stolz auf den Sohn und daß er ihrer sich nicht schäme. Johannes war stolz auf seinen Buben. Es wäre schade, wenn zu dem nicht recht gesehen würde, aus dem könnte es etwas geben, dachte er; und der Bube war stolz auf sich selbst, daß er ein so großer sei, Fische gefangen habe, und jetzt mit dem Vater könne, weit, weit weg. Käthi war aber nicht bloß stolz, sie war auch glücklich. Sie konnte dem Sohne sagen, wem dieser und jener Acker sei, und es thut einer Mutter immer wohl, wenn sie erwachsenen Kindern etwas sagen kann, das sie nicht wissen; sie hörte ihn Bemerkungen machen, wo-

bei sie denken mußte: „Ei aber nein, wie hat der einen Verstand von der Sache! einen solchen habe ich die längste Zeit nicht angetroffen.“ So wäre die Welt eigentlich voller Freuden, man könnte deren auflesen bei jedem Schritt und Tritt; aber man muß eigene Augen haben, sie zu sehen, man muß eine Art von Glückskind sein dafür. Es giebt Augen, welche keine Freude sehen, und wenn man sie darauf stieße; wer solche Augen in seinem Kopfe hat, der ist ein armer Tropf.

Mehr als eine halbe Stunde weit waren sie miteinander getrappet, hatten daran mehr als eine Stunde gemacht; da stand Käthi still und sagte: „Wir wollen dich nicht länger säumen, so leb wohl; habe acht, daß du die Eier nicht zerbrichst; danke der Frau z'hunderttausend Malen und der liebe Gott wolle es ihr vergelten, und lässest du die Hemden machen, so gieb sie einer Näherin, welche dir nicht die halbe Leinewand stiehlt; es ist zwischen ihnen und den Schneidern fast kein Unterschied mehr“.

„Mutter,“ sagte Johannes, „das macht sich jetzt nicht so; dort ist ein Wirtshaus; dort zahle ich noch eine Flasche Wein; wir können da noch ein Wort miteinander reden.“ —

„Vexier' nicht,“ sagte Käthi, „bist nicht witzig, ja wolle, ich ins Wirtshaus! Es weiß kein Mensch, wann ich in einem war.“

„Ebendarum müßt Ihr jetzt kommen; ein Tropfen Wein thut Euch wohl,“ sagte Johannes, nahm sie bei der Hand und wollte mit ihr gehen.

„Nit, nit,“ rief Käthi, „mach nit dr Narr mit mir. Denk, was würden die Leute sagen, wenn du so ein alt verhagelt Witfraueli ins Wirtshaus brächtest! ich müßte mich ja schämen, mein Leben lang.“ Da half aber alles Wehren

nichts; der Sohn zog; der Großsohn, dem das sehr recht war, stieß, und es war ein lustig Zusehen, wie die alte Frau so gleichsam ins Wirtshaus geschroten wurde, halb weinend, halb lachend. Halb weinte sie, wie der junge und der alte Uflat ihr Gewalt anthäten; halb lachte sie, wie ein jung hoffärtig Mädchen; daß die sich wehrten, sei der Brauch; aber daß man ein alt Fraueli zum Weine schleppe, das sei doch wohl noch nie erhört worden; die sagten es sonst, wenn sie Wein möchten. Und doch freute sich Käthi innerlich, daß Johannes sich ihrer nicht schäme und noch dazu vor so vielen Leuten, und während sie immerfort grollte und klagte, so oft sie der Wirtin ansichtig wurde, nippte sie doch mit sichtlichem Behagen den Wein; freilich klagte sie nach dem ersten Schlucke schon, sie werde sturm; das würde was absetzen, wenn sie das Glas austrinken wollte! Indessen Johannes zwang sie zum zweiten, und Wecken mußte sie essen, obgleich sie sagte, die seien nicht für arme Leute, und wenn sie jemand darnach sehen würde, er würde sie schön bereden. „Wenn mein Hausbauer hinein käme, ich glaube ich stürbe vor Angst: die Hausmiete nicht gegeben und jetzt hinter Wein und Wecken! Der würde mir!“

„Du gute Frau,“ sagte die Wirtin, „du lebst abgeschieden von der Welt, und weißt nicht mehr, wie es geht. Wenn niemand ins Wirtshaus gehen und trinken wollte als wer die Miete bezahlt hat, müßten wir ja Hungers sterben. Gerade solche sind die besten Kunden; zahlen sei ein verfluchter Zwang, sagen sie; es sei ja jetzt Freiheit, und so hätten sie das Recht, mit ihrem Gelde zu machen was sie wollten. Und es wird wohl so sein; allweg ist's mir so recht.“

„Du mein Gott,“ seufzte Käthi, „kein Wunder, hagelt und wettert es so, und wer weiß, wie es noch kömmt! Es

wird einem recht angst, und am wohlsten ist man daheim, wo man solches nicht vernimmt."

Indessen vergaß sie dies Elend wieder und nach herzlichem Abschied ging sie ganz glücklich heim, es war recht rührend zu sehen; so glücklich wird in obern Regionen wohl selten ein Menschenkind gefunden. Der Mund brummte zwar immerfort, aber das Herz hatte die freudigsten Empfindungen. Traf sie einen bekannten Menschen an, so stellte sie sich zu ihm und sagte: er werde nicht wissen, wo sie herkomme und wenn es nur der tusig Gottswille kein Mensch vernehme. Der Sohn sei bei ihr gewesen, wo Korporal sei beim Militär; er sei gar grusam gut gegen sie und gekommen zu sehen, wie es ihr ergangen. Sie hätte ihm das Geleit gegeben und habe der Uflat sie nicht ins Wirtshaus gerissen, als ob sie ein jung Meitschi wäre! Sie habe trinken müssen, ob sie habe wollen oder nicht, und sei nun ganz betrunken, und wenn sie nur der Gottswille niemand anrede; sie wüßte gar nicht, wie Bescheid geben, und wenn es nur der Hausbauer nicht vernehme, daß sie im Wirtshause gewesen seien. Sie seien ihm noch an der letzten Miete schuldig; es wisse kein Mensch was er sage, wenn er es vernehmen sollte; aber sie hätte es nicht erwehren können. Der Sohn habe es nicht anders thun wollen, er gönne ihr dSach grusam. Aber sie müsse machen, daß sie heim komme; es sei ihr lieber, es sähen nicht alle Leute, wie voll sie sei, und fragten sie, woher sie käme.

„Aber Großmutter," sagte endlich Johannesli, „wenn du es so ungern hast, wenn die Leute wissen, wo du gewesen, so mußt du dich nicht bei allen stellen und es selbst ausdampen. Wenn du es allen Leuten sagst, so vernimmt es der Bauer noch diesen Abend und kommt er und jagt uns aus."

„Du tausends Bubeli du," sagte Käthi, „was dir nicht in Sinn kommt, ei nein aber, was du für einer bist! So komm jetzt schnell, daß kein Mensch uns mehr sieht." Und beim nächsten Menschen stellte sich Käthi wieder und war nicht wohl, bis sie gebeichtet hatte; von wegen wessen das Herz voll ist, dessen läuft der Mund über.

Dieser Tag ward auch zu einem der freundlichen Sterne, welche Licht werfen ins Leben des Menschen. Wohl dem, über dessen Leben viele solche Sterne stehen und wehe dem, dessen Augen keine sehn, vor deren Augen beständig nur Graus und Not stehen, oder Zorn und Neid!

Fünftes Kapitel.

Wie Käthi kummert und was sie von den Erdmännchen erzählt.

Mit großer Anstrengung, wie aus hartem Gesteine, mußte Käthi der Welt das tägliche Brot abpressen und hatte noch einen Schaden gelitten, an welchen sie anfänglich gar nicht dachte. Die Zeit war gekommen, wo sie die erste ihrer drei kleinen Ernten halten sollte, und manchen Batzen erübrigen für die Zeit, wo der Herr auch dem Sperling ein spärlich Futter giebt. Der Arme hat keinen eigenen Acker ererbt, auf dem er säet und erntet und, hat er genug geschnitten, ihn wieder auf seine Kinder vererbt. Aber ein großes Erntefeld hat der Herr dem fleißigen Armen doch bereitet, auf welchem er nicht zu pflanzen braucht, auf welchem er und Kind und Kindeskinder sammeln können, wenn

sie fleißige Hände haben und den Sinn, der das Kleine nicht verschmäht aus Trotz, weil das Große ihm versagt ist. Wenn im Walde der Kuckuck schweigt, im Busche die Amsel verstummt, dann reifen in Wald und Busch Beeren von allen Sorten für alle, welche der Herr im Himmel speiset. Frei ist ihr Sammeln; kein Herr nimmt den Zehnten, kein Markstein beengt das weite Sammelfeld; in kühlem Schatten flattert das Vögelein der Speise nach, welche Gott ihm bereitet hat, sucht der Arme die süßen Beeren unter dunklem Laube, und mancher Junge, der den Kreuzer nicht nötig hätte, erinnert sich mit unverwischter Freude der glücklichen Stunden, wo er Beeren gesucht im dunklen, geheimnisvollen Walde.

Nun ging eines Abends Käthi aus, zu schauen, ob die Erdbeeren bald reif seien und sah nun zu großem Schrecken, daß auch dieses Feld verwüstet sei, die besten Stellen versandet, die lieben Sträucher begraben. Sie weinte, als sie dieses sah und nicht bloß aus getäuschter Hoffnung, aber es waren ihr diese Sträucher liebe Bekannte seit vierzig Jahren, hatten alle Jahre ihr freundlich geblüht, ihr willig ihre süßen Früchte geboten. Jetzt waren sie begraben, die höhern Sträucher der Himbeeren und Brombeeren versandet, schauten wehmütig sie an wie Leidtragende in Sack und Asche, wie Sterbende, welche ihr Angesicht verhüllen. Wenn Käthi in den Wald ging, so war es ihr allemal gar schaurig wohl zu Mute; sie betrat ihn immer wie ein groß Geheimnis; ihr bangte, sie müßte doch einmal einen Waldgeist sehen, oder aus einer Eiche herab rufe ein Luftgeist ihr zu, oder eine Fee erscheine ihr. Sie lebte unendlich wohl an dem Schreck, welcher sie dann erfassen werde und sann stundenlang an die Antwort, welche sie zu geben hätte, daß es die

rechte sei. Am liebsten aber weilte sie, wenn sie Erdbeeren suchte, bei dem Glauben: nachdem die Erdmännchen der bösen Leute wegen die Häuser verlassen, hätten sie sich in Busch und Wald zurückgezogen; die Erdbeere, so züchtig verdeckt unterm grünen Schirme, so duftig, so süß, so demütig und verschämt, sei ihrer Hände Werk; Gaben für arme Leute, welche nicht eigene Acker hatten, nicht eigene Bäume. Und allemal, wenn Käthi die erste reife Erdbeere pflückte, dachte sie: „Gottlob, glücklich haben die lieben Leutchen sich überwintert, sind nicht aus dem Busche gewichen und gedenken meiner noch!“

Jetzt, als Käthi die Verheerung sah, die Erdbeeren-Sträucher begraben in grauem Grabe, mußte sie weinen und denken, ihre Zeit sei ausgelaufen gewesen, ihre Händchen, welche den armen Leuten die lieblichen Blüten, die süßen Früchte gewoben, seien erstarrt, und für die armen Leute komme nun eine böse Zeit, wo niemand mehr ihrer gedenke. Oder ob sie wohl weiter gezogen seien in ein ander Land, satt der Menschen, welche weder dankbar mehr seien noch demütig, weil sie nicht mehr gläubig seien, sondern ungläubig, sich nicht mehr liebten, sondern einer des andern Feind sei, weder der Menschen Obrigkeit unterthan, noch der Obrigkeit Gottes, und Diebe den Wald plünderten mit Fluchen und wildem Geschrei und unter dem Schutze der Obrigkeit! Und sie müßten es büßen, sie, die armen Weiber und die armen Kinder, was große und kleine Sünder frevelten gegen Gott und seine heiligen Gebote, und ob das gemacht sei von Gott, so dachte Käthi und weinte bitterlich, an eine Tanne gelehnt. Da kam es ihr aber doch ein, daß ihr Grollen ein ungerechtes und sündiges sei, daß der Heiland auch habe leiden müssen und zwar um aller Sünden willen, und daß es eine

Gnade Gottes sei, um anderer Sünden willen leiden zu müssen und nicht der eigenen wegen, und daß sie Gott zu loben und zu preisen hätte, daß sie Käthi sei, welche niemand unglücklich mache und nicht so ein gewissenloser Schurke, welcher das Verderben über viele bringe. Der liebe Gott werde die armen Leute ernstlich läutern wollen, damit ihnen ja der Himmel nicht fehle, und sie die bösen kommenden Zeiten geduldig und Gott ergeben überstehen könnten; so werde es sein, dachte sie, und nicht, wie jüngst ein alter Kesselflicker gesagt habe, daß der Teufel von Zeit zu Zeit neue Treib- und Jagdhunde nötig hätte, und sich dieselben hier dressiere auf der Welt und sie abrichte auf die Menschen. In solchen Zeiten hätten es die guten Menschen und die armen Leute bös; auf sie absonderlich dressiere sie der Teufel, und was nicht des Teufels sei, sei vor ihnen nicht sicher, und das währe so lange bis der Teufel sie gehörig dressiert habe, daß er sie brauchen könne in der Hölle; dann gehe es wieder besser auf der Welt; so habe der Kesselflicker geredet.

„In Gottes Namen," sagte Käthi, „sei es was es wolle, so wird man sich darein ergeben müssen," und wandte sich nach Hause; aber weder aus Herz noch Gesicht brachte sie die Trauer weg.

Als Käthi heim kam, merkte Johannesli dies alsbald; denn Käthi lachte gar nicht, als er die Nachricht brachte, beide Hühner, das schwarze und das weiße, hätten gelegt. Solche Trauer konnte aber der Kleine nicht dulden; sie mußte ihm fort, und er war Herr in der Großmutter Herz. So ein kleiner Herzensherr ist viel mehr als ein sogenannter Hausherr, der vielleicht nicht über einen andern Finger als über die zehn seinigen zu befehlen hat, geschweige denn über Gebärden oder gar über Stimmungen. Solche kleine Herz-

könige, man nennt sie auch Herzkäfer, laufen gar viele in der Welt herum; leider aber wachsen die meisten aus den Herzen heraus. Ach und wie viele sind, welche, wenn sie zu Grabe getragen werden, kein Plätzlein in irgend einem Herzen bewahrt haben, geschweige denn einen Thron in vielen Herzen.

Der Kleine hatte es wie alle Könige, vertrug nicht Widerspruch, geschweige Widerstand. „Großmüetti," sagte er, „wenn du so gegen mich sein willst und ein solches Gesicht machen, so habe ich dich nicht mehr lieb und laufe fort zu Käsrese; sie haben mir einen Widder versprochen, wenn ich kommen wolle, und dann ein lebendig Roß, wenn ich groß bin." — „So," sagte Käthi, „also ein Roß ist dir lieber als ich, hast's auch wie die andern. He nun, in Gottes Namen, ich bin froh, daß ich alt bin und bald sterben kann." — „Nein, Großmüetti, sterben sollst nicht", sagte Johannesli, „aber thue nicht so wüst, und rede und mach' ein freundlich Mineli wie sonst; dann bist du mein lieb Großmüetti und ich will nicht zu Käsrese." — „Ach Gott, Bubi," sagte Käthi, „gern wollte ich, wenn ich könnte; aber unsereins hat gar viel Kummer, welcher einem fast das Herz abdrückt, von welchem du nichts weißt." — „Daran bist du selbst schuld, Großmüetti," sagte der Kleine, „warum sagst du es mir nicht?" — „Man kann einem Kinde nicht alles sagen," sagte Käthi. — „Das wäre wunderlich," meinte Johannesli, „und jetzt thue doch nicht so wüst und sag mir auf der Stelle, was dir das Herz abdrückt."

„Aber Bubi, schämst du dich nicht, mit der Großmutter so zu reden? kein Wort sage ich dir, wenn du so thust. Willst lieb und gut sein, so mußt du's wissen, aber erst muß ich kochen." Das ließ Johannesli sich gefallen, denn er hatte Hunger, half aber nach seinen Kräften, trug Holz herbei und

schaltete, daß die Großmutter, welche wußte, was das Holz wert war, aus Leibeskräften wehren mußte. Die gute Großmutter hatte überhaupt mit der Ungeduld des Kindes viel Plage und war sie doch so geduldig; aber der Unterschied war der: der starke Gott hatte sie erzogen, die schwache Großmutter den Johannesli.

Endlich war das nötigste gethan; Käthi ließ vom Kinde auf das bekannte Bänklein sich zerren: „Jetzt red'," sagte das Bubi und Käthi that also. — „Nun, wenn's sein muß," sagte sie, „aber schweig mir still und unterbrich mich nicht; habe gar ein schwach Gedächtnis, und vergesse, was ich habe sagen wollen. Ehedem war's nicht so, aber wenn man altet, so schwachet man." — „Großmüetti, stürme nicht mehr, fange doch an." — „Bös Bubi, was du bist," sagte Käthi und begann:

„Gott der Herr liebte die Menschen und verstieß sie nie ganz, wenn sie auch böse wurden. Einmal als der liebe Gott die Engel im Himmel zu brauchen hatte, und der Heiland ebenfalls noch nicht Zeit hatte auf die Welt zu kommen, da wollte der liebe Gott, daß die Menschen doch nicht verlassen wären; denn der Mensch ist gar ein arm Wesen und nichts für sich alleine. Tief unten im Boden, viel tiefer als der längste Kirchturm auf Erden oder im Himmel, leben kleine, kleine Leutchen, die größten wie mein Daumen, die kleinsten wie dein klein Fingerchen. Sie leben in unseres Herrgotts unterirdischen Kammern, sind gar gute Leute, lieben den Frieden und was schön sonst ist und herrlich. Sie kochen unserm Herrgott die Diamanten und Edelsteine, sondern vom groben Gestein die edlen Metalle, tragen jedes an seinen Ort und weben die Blümlein und bereiten den himmlischen Tau. Es ist ein gar zahlreich Völklein; sie haben einen König und

eine Königin, die tragen die herrlichsten Krönlein auf ihren Häuptchen; aus einem Karfunkelsteine ist des Königs Krone, aus einem Diamanten die der Königin; denn in den Stunden, welche unser Herrgott sie nicht braucht, machen sie aus den Edelsteinen und Metallen ihre Hausgeräte und Zieraten, so schön wie kein Mensch sie machen kann, und das leuchtet und glänzt in ihren Kammern so herrlich und schön, als ob die Sonne scheine für und für. Aber unterirdisch ist immer unterirdisch; da leuchten die himmlischen Sterne nicht, wehen frische, laue Winde nicht, wandelt der Mond nicht durch den blauen Himmel, wohnen nicht vernünftige Menschen; da sind schreckliche Schlangen und Drachen, welche Gott gebannt hat und gefesselt in schauerlichen Höhlen, deren Gebrüll tönt bis in die Kammern der guten Leutchen; da wohnen böse Geister, welche Schätze hüten und zu Zeiten wieder kommen müssen, die einen zu plagen, die andern zu warnen. Als eben nun einmal der liebe Gott viel zu schaffen hatte im Himmel, und doch die Menschen nicht ganz ohne Hülfe und Hüter wollte sein lassen, sandte er den Engel Gabriel zu den Leutchen und ließ ihnen sagen, sie sollten sich aufmachen auf die Erde hinauf und da den Menschen helfen und sie hüten. Die guten Leutchen sollen anfangs sich gar grausam erschreckt haben über den Auftrag. Sie liebten den Frieden so, und so böse, wüst und zänkisch sollten die Menschen sein, haben sie gesagt. Da hat ihnen der Gabriel zugesprochen und gesagt, sie brauchten nur zu den guten Menschen zu gehen; die bösen begehre ja der liebe Gott nicht hüten zu lassen, und sobald an einem Orte Unfrieden und Streit einreiße, den sie nicht verhüten könnten, sollten sie sich aufmachen und weiter ziehen. Da ihnen das versprochen war, machten sie sich ans Werk und gruben Gänge hinauf auf die Erde gar

ſicher und ſchnell; denn ſie ſind Bergleute von Natur und wiſſen umzugehen mit den Steinen gar wunderbar und mächtig. Als ſie auf die Erde kamen zum erſten Male, ward ihnen faſt übel in der friſchen, kühlen Luft. Aber bald gefiel es ihnen gar gruſam wohl hier oben unterm Himmel, wo die Sterne ſcheinen und der Mond ſchiffet durch den Himmel. Die Sonne war ihnen zu hell und heiß; es war ihnen ein zu großer Abſtand zwiſchen den Sonnenſtrahlen und der Luft in ihren unterirdiſchen Gewölben, und mußten ſie am Tage auf Erden ſein, ſo hauſten ſie in Kellern oder im dunkelſten Waldesſchatten. Aber in ſchönen Nächten, wenn im Sternenglanz und Mondeslicht die Erde ſilbern ſchimmert und leiſe, warme Winde wehen, dann machte das liebe Völklein ſich auf, voran Spielleute, welche auf goldenen Flöten und Schalmeien gar herrlich ſpielten; dann kamen der König und die Königin, ihre Kronen auf den Köpflein, die rot und weiß gar wunderbar erglänzten durch die Nacht, und hinterdrein in unabſehbaren Reihen des Völkleins ungezählte Scharen, und wo die Blumen am ſüßeſten duften, die Quelle am reinſten rieſelt, der Wieſengrund am lieblichſten und zärtlichſten ſich lehnt an den dunkeln Waldesſaum, da ſchlingen ſie ihre Reihen und tanzen in fröhlicher Luſt in der klaren Luft, bis der Hahn kräht und einzelne Lichtſtrahlen, Vorreiter der Sonne, in der Luft erzittern; dann ordnen ſie ſich wieder in lange Reihen, und wer nicht auf Erden Arbeit hat, zieht unter hellem Spielen, voran der König und die Königin, hinunter in die untere Welt.

„Wenn es aber Winter war, weiß die Erde, kalt die Luft, und ſie hatten eine große Freude, welche ſie gerne gefeiert hätten ſo recht von Herzensgrund, eine Hochzeit, eine Taufe oder ſonſt was Schönes, da ſuchten ſie ſich ein fromm

vornehm Haus aus, wo schöner Platz war und doch ein ehrbar Wesen. Dort hauchten, wenn der Abend kam, Gesandte des Völkleins die Bewohner mit süßem Schlafe an, ordneten dann und säuberten den Platz; dann kam Haufe um Haufe der Leutchen mit goldenem Geschirre, mit demantenen Bechern und Näpflein, gar so klein alles und doch so herrlich und schön. Wenn alles geordnet war, kamen der König und die Königin mit den Spielleuten, den Hochzeitleuten und allen die fröhlich waren im Gemüte und bankettierten da die ganze Nacht in großer Lust und Freude bis der Hahn krähte, der erste Tagesschimmer erzitterte in der Luft: Dann gingen der König und die Königin und legten schöne Geschenke, kleine niedliche Geräte aus Gold oder Edelstein auf die Betten der schlafenden Bewohner, und am Morgen, wenn sie erwachten, fanden sie dann die herrlichen Sachen; daran merkten sie, wer da gewesen, freuten sich sehr; denn es war ihnen ein Zeichen, daß sie vor Gott angenehm seien und sein Segen mit ihnen sei. Was aber das allerbeste und köstlichste war, das war, daß solche Häuser von den guten Leuten absonderlich bewacht und behütet wurden, weit mehr als alle andern. Sie hüteten die Kinder und das Vieh; kein Kind fiel in einen Bach, vom Baume; kein Vieh wurde verhext im Stalle, an der Milch oder am Fleisch. Sie verscheuchten die Wölfe, reinigten von giftigen Kräutern die Wiesen, bewahrten die Häuser vor Feuer, die Felder vor Wasser, schafften viel für Fleißige; wenn diese am Morgen an die Arbeit wollten, war sie gemacht; treue Knechte fanden Tannen und Buchen gefällt, welche an gefährlichen Orten standen; treuen Mägden ward die Milch nie sauer in ihren Milchgeschirren; arme Weiber fanden Bürden Holz vor den Fenstern und armen Vätern trugen sie Heu zum Stalle von den steilen Felsbergen.

Die Menschen wußten um diese Gäste, freuten sich ihrer, erzählten von ihnen den Kindern, damit diese sich nicht fürchteten, wenn ihnen die Erdmännchen erscheinen sollten, was sie zuweilen bei lieben, guten Kindern thaten, mit ihnen spielten, die Zeit ihnen verkürzten, während die Eltern auf dem Felde waren.

„Aber wenn Erwachsene sie belauschten, duldeten sie es nicht, und gar manch vorwitzig Knechtlein fand man mit umgedrehtem Kopfe; denn was Gott verborgen hat, das soll der Mensch nicht ergründen, und wer's sucht, muß gar schrecklich büßen seinen Vorwitz. Sonst hatten sie große Freude auf der Erde; das Arbeiten unter dem Himmel war ihnen viel lieber als das Arbeiten unter der Erde, und wer sich auszeichnete da unten und in Gunst kam bei dem Könige und der Königin, wurde ein Auserwählter und durfte oben die Werke thun, die Gott ihnen auftrug. Da Gott sah, wie geschickt sie sich stellten auf der Erde und wie lieb ihnen das Arbeiten da oben war, so ließ er sie da, auch als er die Engel nicht mehr so nötig brauchte im Himmel und der Heiland geboren worden. Aber eines blieb ihnen: Zank und Streit, Geiz und Unbarmherzigkeit mochten sie nicht leiden, und wo so was in einem Hause einriß, da verließen sie es und kehrten nimmer wieder. Wo Unfriede einzog, Zank und harte Worte an den Wänden widertönten, die Menschen Geld zählten statt beteten, schlemmten und praßten und die armen Leute vergaßen, da blieben die Kinder ohne Hut, erkrankten, fielen tot; über das Vieh kamen Krankheiten, über die Felder stürzten Ströme, und oft vom Feuer wurden die Häuser verzehrt.

„So ward Haus um Haus und Schloß um Schloß verlassen, und weil sie nimmer wiederkehrten, wurden die Häuser, wo sie ihre Bankette hielten und die sie absonderlich hüteten,

immer seltener, bis ihnen endlich hier in weiter Umgegend ein einziges blieb, eines reichen Bauern Haus auf dem Brittenwalde. Jetzt steht dort manch stattlich Haus und Platz ist da für mehr als einen reichen Mann; damals stand dort ein einzig Haus, und der Bauer auf dem Brittenwalde war reich wie Salomo; seine Wälder, Felder und Matten waren ungemessen und sein Vieh ungezählt, und Knechte und Mägde hatte er fast wie Abraham. Es waren grusam gute Leute, die Bauern auf dem Brittenwald, so lange man wußte; sie lebten in der Eintracht, und ohne Trost verließ kein Mensch das Haus, und wer den Brittenwald erreichen konnte in Not, Winter oder Krankheit, der brauchte nicht mehr sich zu kümmern, bis Not und Winter und Krankheit vorüber waren, und wenn es aus war mit ihm, konnte er auf einem ruhigen Plätzlein in der Wärme sterben. So war's gegangen seit Menschengedenken und der Leutchen liebstes Haus blieb es, und sie hüteten sorglich auch das einzige Söhnelein von dem Brittenwaldbauer, unter welchem sie das Haus verlassen mußten. Derselbe und sein Weib waren auch gute Leute ganz von der alten Art, und ihr Söhnelein war gar ein gut Kind und gehorchte den Eltern und war darum auch gar schön groß und stark.

Nun gewann derselbe ein Mädchen gar lieb und wollte es heiraten. Das Mädchen war auch schön, hatte himmelblaue Augen und Haare gelb wie Gold und zart wie Flachs; aber es war nur eines Knechts Tochter und arm. Drüben über der Emme wohnte eine gar erschrecklich reiche Bauerntochter; diese gefiel den beiden alten absonderlich und viel besser als das arme Mädchen, und waren streng hinter dem Sohne, daß er sich hinter die reiche Tochter mache. Es waren recht gute Leute; sie sagten, je reicher sie seien, desto mehr

Gutes könnten sie thun, und gleich und gleich geselle sich am besten. Aber vielleicht meinten sie eigentlich nur, wer reich sei, sei gut, und hatten ein Gelüste nach noch größerem Reichtume, und was sie eigentlich meinten und was sie im Herzen hatten, merkten sie selbst nicht. Der Sohn wollte die Eltern nicht traurig machen; er heiratete die reiche, ließ die arme. Dem schönen Kinde brach das Herz. Erst weinte es, bis seine Augen schwarz wurden wie die Nacht und grämte sich, daß seine Haare weiß wurden wie frisch gefallener Schnee; dann starb es. Die Reiche zog ins Haus; nun erfuhren es die Alten, daß nicht alle Reichen gut sind und daß reich und reich nicht immer gleich und gleich ist. In der Reichen steckten zwei Teufel, aber wie es auch bei den Menschen geht, nicht gleich große, erwachsene Teufel, sondern nur ganz kleine, kleine Teufelchen, welche man gar nicht merkt; Hörner und Schwänze sind auch noch nicht gewachsen, wie es auch bei den Hähnen geht, welchen der Kamm und die Schwanzfedern erst lange hintenher kommen. Die beiden Teufel hießen der Hochmutsteufel und der Geizteufel, und wo diese beiden sich zu rühren anfangen, Schwanz und Hörner ihnen wachsen, da geht es gar grob und unmanierlich zu und es wird den Leuten übel dabei, wenn auch nicht wegen des Gestanks, so doch sonst wegem Wüstthun. Nach und nach sahen die alten Leute mit Grauen, wie die Schwiegertochter die armen Leute verachtete, sie für zu schlecht hielt für gute Worte und immer mehr auch für gute Gaben, und wie sie einen Kopf bekam wie der Hahn einen Kamm, so rot, kühn und trotzig, und herumschoß den Arbeitern nach, wie die Schwalben den Mücken. Sie thaten das Möglichste mit Geduld und Sanftmut, die junge Frau ins altertümliche Geleise zu bringen, und die alte Hausart und Sitte ihr beizubringen; aber mit

Sanftmut und Geduld bändigt man bekanntlich zwei Teufel, den Hochmutsteufel und den Geizteufel, in einer Schwiegertochter nicht.

„Die armen Leute, sie sollten es gewahr werden, was es heißt: einen reichen Menschen einem armen vorzuziehen, unbekümmert darum, ob werdende Teufel oder werdende Engel in dem einen oder in dem andern wohnen, dieweil auf dieses zu sehen, gründlich genommen, die Hauptsache ist. Auch der Sohn sah das Unglück, und besser noch als die Alten; denn gegen ihn ließ sie absonderlich ihre wachsenden Teufel los. Er versuchte, ihr dieselben mit guten Worten und schönen Sprüchen aus dem Leibe zu jagen; aber er fand die rechten nicht; die Teufel wuchsen alle Tage mehr, und die schönen Sprüche schienen für sie zu sein was Hafer für die Rosse.

„Die junge Frau hatte alle Tage größern Zorn im Herzen über die alten Leute und ihren Mann; alle Tage wuchs der Widerwille gegen die alte Hausordnung und alle Tage glühte heißer der Vorsatz, dem alten dummen Wesen ein Ende zu machen und ein neues einzuführen nach ihrem Sinn und wie es recht sei und Brauch sein sollte. Sie sah in nichts mehr Heil, als daß es anders werde, und daran, daß sie das Rechteste wolle und das Beste, kam ihr kein Zweifel. Alle Tage blitzte es mehr und mehr um sie herum, so wie es auch wettert an den Bergen herum oder sonst von weitem, bis das rechte Wetter kömmt und über unsern Köpfen losbricht. Die alten Leute fühlten alle Tage bitterer die Reue; aber ungeschehen macht man kein geschehen Ding; gebrochene Herzen nicht mehr ganz, und tote Leute nicht mehr lebendig. Die Reiche, die da herumschoß im Hause wie eine Wespe an den Fenstern, konnten sie nicht mehr austauschen gegen das arme Mädchen, welches nun ruhig im Grabe lag. Dort hätte

auch der Sohn gern gelegen; ihm ahnte das sich sammelnde Wetter; aber ihm fehlten Mut und Liebe, sein Weib zu ändern.

„So ging's eine Weile, da kam ein heißer Erntetag, und der letzte dazu; die letzten Garben, und zwar viele, viele Fuder, sollten, des sonnigen Wetters wegen, eingefahren werden. Das war von je ein großer Festtag auf dem Brittenwalde, für den eigens geschlachtet ward, mancher Malter Korn in die Mühle wanderte, als weißes Mehl zurückkehrte und mehr als ein Centner Butter zum Kuchenbacken harrte. Der Arbeiter waren viele auf dem Hofe; zumeist waren ihre Familien groß; Scharen von Ährenlesern deckten die weiten Felder. Alte, Lahme, Blinde trabten daher; alle wußten, daß an diesem Tage niemand ungesättigt den Brittenwald verließ. Darum, wenn es auch heiß war auf dem Acker, so war es doch ohne Vergleich heißer noch in der Küche, wo während zwei Tagen das Feuer nicht ausging, um das Gehörige zu backen und zu kochen, damit niemand ungesättigt den Hof verlasse und Greis und Kind diesen Tag und den Brittenwald lobe und preise, und noch mancher Kranke daheim und manches Mütterchen, dessen Füße es nicht mehr trugen, und denen Gaben und Labung ins Haus geschickt wurden. Sie hatten's und sie gönnten's.

„Das war ein Tag, an welchem die Erdmännchen sehr große Freude hatten, aber auch große Arbeit. Sie hatten große Freude am Fleiße der Arbeiter, an der Gutthätigkeit des Bauern und seiner Frau, an den glücklichen Gesichtern derer, die gaben und derer, die nahmen. Sie hatten große Arbeit, alle Störungen zu vermeiden und in der Hitze der Arbeit die Ordnung und die nötige Sanftmut zu bewahren überall. Sie wehrten auf dem Acker den Rossen die Bremsen, damit die Rosse nicht wild würden, dämpften des Feuers Wildheit

und Tücke, damit die Butter nicht zornig werde, sich in das Feuer stürze; sie schafften neue Butter in die Kübel, damit diese nicht leer würden; sie hüteten aber auch das Geschirr der Rosse, das Werkzeug allzumal; sie hüteten alles und vorab der Menschen Gemüter, daß diese nicht heiß würden, nicht überliefen in Zorn und Wut, Streit und Zank den Tag nicht verdürben. Darum hatte seit Menschengedenken an diesem Tag kein Unfall auf dem Brittenwalde sich ereignet; kein Wagen stürzte um oder fiel ein; weder Roß noch Mensch nahm Schaden; keine Butter kam ins Feuer, kein Feuer ins Dach, kein Streit entweihte diesen Tag; es war immer der glücklichste Tag auf dem Brittenwalde.

„Nun war der Tag da, wo es anders werden sollte; die junge Frau ward die Butter, welche ins Feuer lief und das Feuer ins Dach brachte, und die Erdmännchen aus dem Hause.

„In stummem Zorn hatte sie schon lange von dem Erntetage reden hören und gesehen, wie die Leute sich darauf freuten, sie wußte nicht warum. Als sie nun eine Kuh schlachten sah und zwei Schafe, die Körbe dürren Fleisches sah, welche gekocht werden, die Körbchen voll Eier, die Kübel voll Butter, die Säcke voll Mehl, welche verbacken werden sollten, alles für einen Tag, sah, wie es wimmelte auf dem Acker, wie es schlich und lief von allen Seiten dem Hause zu, da wuchsen Zorn und Angst in ihrem Herzen gewaltig. Angst kriegte sie, sie kämen um Hab und Gut; sie hatte es nie erfahren, wie solche Güte durch größern Fleiß und größere Treue reich vergolten werden; Zorn, daß man für solche Menschen solche Mühe habe, und schaffen müsse für sie, und schwitzen ärger als Knechte und Mägde für ihre Herren. Und je heißer es ward in der Küche, desto heißer ward ihr Blut,

und je stärker die Butter brodelte in der Pfanne, desto wilder kochte der Zorn ihr im Gehirne. Bös wurden ihre Augen, scharf ihre Worte, und polternd flog das Geschirr aus ihren Händen auf Tischen und Bänken herum. Die Erdmännchen, welche unsichtbar in der Küche wachten und schalteten, erschraken und flohen, und alsbald zeigte es sich, wie es fehle an der üblichen Hut: Schüsseln brachen, aus den Vorräten wich der Segen, aus Feuer und Butter die Mäßigung; mit der größten Mühe waren sie auseinander zu halten. Darüber erschraken die einen Gemüter; in heißer Ungeduld siedeten die andern auf; heißer und immer heißer und immer ungestümer ging es zu in der Küche; im ganzen Hause herum lärmte und polterte es.

„Auf dem Acker ging's wie üblich; die Rosse standen, die Arbeit ging lustig von der Hand; grad auf luden sich die Garben; kein Rad brach oder sank ein, kein Strick und kein Riemen riß. Aber als der erste Wagen in die Einfahrt lenkte, stürzte er um; denn da waren keine Erdmännchen mehr, welche die Pferde in die gehörige Runde führten, die Räder hüteten vor dem großen Abweisstein. Ein umgeworfener Wagen in der Einfahrt, welche nicht zu umfahren ist, bringt große Säumnis, und wenn dazu noch zornige Wolken auf die Berge sich stellen, wenn es wetterleuchtet in der Ferne, allmählig dumpf donnert, und viele Garben gebunden im Felde liegen, dann kömmt eine unheimliche Hast über den Menschen; er stolpert über die eigenen Beine und meint, sein Nachbar habe ihm einen Knittel dazwischen geworfen. Je mehr er zappelt und wirtschaftet, desto mehr scheint ihm Harz in den Händen zu wachsen; nichts will ihm mehr aus den Händen, und je mehr die Eile not thut, desto mehr stockt es allenthalben. Endlich, ehe noch das Wetter losbrach, aber

spät und unmutig, sammelten sich die Arbeiter im Hause; unmutig saßen Ährenleser und Dürftige, denen die gewohnten Gaben noch nicht verabreicht waren, ums Haus. Doch war man drinnen noch nicht fertig; die angetriebenen Mägde stolperten über die Schwellen; zerbrochene Näpfe flogen in der Stube herum; Fleisch wurde unter den Tisch geworfen; immer lauter ward das Schelten in der Küche, glühender züngelten am schwarzen Himmel die Blitze, und lauter begann es zu donnern.

„Den alten Leuten und ihrem Sohne ward es bang und schwer ums Herz, unheimlich, denn so war es noch nie gewesen, bei ihrem Gedenken. Sie gingen von einem zum andern, sühnten und sänftigten mit freundlichen Worten, trugen den draußen Vergessenen Gaben zu. Sie wollten mit Liebe und Güte sühnen die Schuld und ihre Folgen, welche sie ahnten; aber wann haben leise Winde und der Bäume Fächeln ein Gewitter gehemmt, die Wolken aufgelöst, die Blitze ausgelöscht, den Donner erstickt?

„Der Sohn war der Mundschenk, trug den Wein herbei in großen Flaschen und zählte sie nicht, schenkte ein, und je mehr man trank, desto mehr freute es ihn, alles wie üblich. Aber was nicht üblich war: es tranken alle bösen Wein, und allenthalben züngelte der Zorn hervor; die Flamme des Streits schlug auf, wenn auch nur auf Augenblicke; wie Öl nicht gut thut im Feuer, so Wein nicht in entbrannten Herzen.

„Wenn Knechte im Stalle zornig werden über den Meister, pflegen sie sein Vieh zu schlagen; wenn Menschen zornig werden an einem Mahle über Meister oder Mitmenschen, so muß gewöhnlich zuerst das zerbrechliche Geschirr herhalten, ein Glas oder ein Teller, oder was sonst am nächsten zur Hand ist, und das klirrte und klingelte, als ob Kobolde das

Oberste zu unterst kehrten, und das Unterste zu oberst. Als die junge Frau, deren Kopf glühte wie eine seit drei Tagen über dem Feuer gestandene Küchelpfanne, sah, wie der Mann nach Wein rannte und einschenkte, wie das Essen verschwand, Schüsseln und Teller brachen, da zersprengte der Zorn ihr Herz, und wie aus einem zerborstenen Dampfkessel das siedende Wasser über die Reisenden, so nun ihr Zorn über die Essenden und Trinkenden. Das sei ein teurer Tag für eine schlechte Ernte, und viel Essen für schlechte Arbeit; mehr Aufwand und nichtsnutziger Volk hätte sie nie an einem Erntetage gesehen. Lieb wär's ihr, sie ließen ihr wenigstens die Schüsseln ganz, und drin noch was übrig für den nächsten Tag; sonst wolle sie rechnen mit ihnen ein für allemal. „„Frau," sagte ein Graubart, „seit siebenzig Jahren bin ich an dem Erntetage auf dem Hofe; sie hatten's und gönnten's. Wie sie gaben, so geschah, was wir ihnen wünschten; sie hatten nie desto weniger, sondern alle Jahr mehr; denn alles ging in Frieden und hatte den Segen; sie gönnten es uns und wir ihnen. Heute geht es anders, und an dir liegt's. O Frau, bedenke, halte uns weder Arbeit vor noch Essen, laß dich Gutes nicht reuen und meide Zank, sonst, o Frau, treibst du mit deiner neuen Mode den alten Segen aus.""

„Da schwur die Frau, dem alten Segen frage sie nichts nach, wenn sie neue Arbeiter hätte. Siebenzehn hätten heute gemäht in der Matte, und was sie abgehauen, fresse eine Kuh in einem halben Tage; und was sie heute verzehrt und zerschlagen hätten, sei mehr als aller Segen in zehn Jahren gut machen könne.

„„Frau, frevle nicht! Was du sagst, weißt du nicht. Was es ist, durch Wurmerde mähen, kennst du nicht, und was der Segen Gottes ist, hast du nie erfahren; darum

schweige; schweige, schweige wenigstens in dieser Nacht! Wie nahe dir Gott ist, weißt du nicht.““

„Da schlug die Frau auf den Tisch, daß die Flaschen zitterten, die Gläser aufsprangen, riß den schäumenden Mund auseinander; aber ehe diesem ein Laut entfahren war, füllte ein Lichtstrom die Stube, und ein Donner prasselte, als ob der Himmel gläsern gewesen und in Millionen Scherben zersprungen wäre. Geblendet, betäubt waren alle; stille wie im Grabe ward es einen Augenblick; dann prasselte das Feuer über alle Balken, an allen Wänden auf; zur Thüre stürzte, wer seiner Sinne mächtig war. Der Greis trat hinter dem Tische hervor; ihm war's gewesen, als fahre der Blitz zwischen ihm und der Frau herab; er sah sie nicht, suchte sie am Boden, fand sie nicht, und gefunden ward sie nimmer. Die alten Leute und der Sohn waren nicht im Hause gewesen. Als die junge Frau in die Stube stürzte, hatten sie Geld in die Tasche genommen, waren in die Küche gegangen, hatten zusammengerafft an eßbaren Sachen, was sie noch fanden, hatten alles hinausgetragen, und gelabet und beschenkt, wen sie draußen noch fanden. Dann setzten sie sich an den Zaun, weinten beide bitterlich, und ob's auch immer wilder wetterte und donnerte, mochten sie doch nicht ins Haus.

„Da hörten sie hinter sich ihren Namen, und als sie aufsahen, sahen sie niemand; aber auf den beiden Zaunpfählen über ihnen glänzte es wie zwei Sterne, und als sie genau hinsahen, waren auf den Zaunpfählen zwei Erdmännchen, von denen sie von Kindsbeinen auf gehört und keines je gesehen. Diese waren ungefähr einen Daumen hoch und hatten Krönlein auf den Köpfen; denn es waren der König und die Königin, und die Krönlein waren es, welche leuchteten in der Nacht.

„Der König mit der roten Krone sprach ganz fein und daß es ihnen doch durch Mark und Bein ging: „„Lebt wohl, wir müssen scheiden. Durch manches Geschlecht gingen wir in diesem Hause aus und ein; uns war es lieb und dem Hause zum Segen. Ihr habt einen Geist ins Haus gebracht, der vertreibt uns; wir ziehen aus mit Leid und Schmerz und kehren nimmer wieder.““ — „„Lebt wohl,“ sprach darauf die Königin mit dem weißen Krönlein, „ihr habt uns weh gethan, doch weher noch euch selbst; aber ohne Andenken wollen wir nicht scheiden. Gar mühsam ward oft das Mähen in den Matten dem armen Arbeiter, der nicht viel Kräfte hatte, dieweil so viel Wurmerde in der Matte war. Von dieser Stunde an soll zu Nutz und Frommen von Bauer und Knecht, so lange auf dem Brittenwalde gemäht wird, keine Wurmerde daselbst zu finden sein.““ Das waren ihre letzten Worte; darauf verschwanden sie, und wie sie verschwunden waren, fuhr der Blitz vom Himmel; das Haus stand in Feuer, fiel in Graus und Asche; aber auch Wurmerde war keine mehr in der Matte und ward keine mehr gefunden auf dem Brittenwalde bis auf den heutigen Tag.“

So erzählte Käthi dem kleinen Herzkönig ihr Märlein, pünktlich, wie ein Märlein erzählt zu werden pflegt, und der Kleine horchte lautlos zu und unterdrückte alle Fragen, weil er nach dem Ende begierig war und bereits erfahren hatte, daß das Ende gar nicht kommen wolle, wenn er die Großmutter unterbreche und aus dem Geleise bringe.

„Jetzt,“ sagte Johannesli und weinte fast, „jetzt wegen der wüsten Frau kommen die Erdmännchen nicht mehr auf Erden, und ist's auch recht, daß der liebe Gott wegen einer viele straft?“

„Aber, was du nicht sagst! schäme dich, denk', wenn es

der liebe Gott hörte, was würde er sagen!“ meinte Käthi. „Nein, so ist der liebe Gott nicht. Es erbarmte sich der liebe Gott der Erdmännchen, welche gar sehr trauerten, daß sie jetzt kein Haus mehr hatten, wo sie einkehren und keine Menschen, welchen sie Gutes thun konnten; denn dieses war ihnen gar lieb geworden, und sie hatten keinen Mut mehr in den unterirdischen Gewölben, und was sie da arbeiteten, kriegte Flecken und war ohne Glanz und Schönheit. Der liebe Gott schickte ihnen wieder den Engel Gabriel, und ließ ihnen sagen, sie sollten Stäudchen und Blümlein flechten, welche süße Beeren trügen, sollten, wenn die Sonne steige, der Schnee weiche, in lauen Nächten diese pflanzen in Busch und Wald, dann gute, fleißige Leute, fried- und folgsame Kinder locken, sie zu pflücken zur eigenen Labung oder zum Verkauf, hungerige Vöglein locken zu den Sträuchen zur süßen Nahrung. Das freute nun die Erdmännchen sehr; sie bekamen neuen Mut, und was sie arbeiteten, hatte wieder den alten Glanz, und als der Frühling kam, zogen sie in großen Reihen hinaus in Busch und Wald, pflanzten die zarten Sträuche und tanzten lustig in den Wiesengründen, wenn Mond- und Sternenglanz die Erde versilberten. Im Sommer bergen sie sich im kühlen Waldesschatten, locken und lauschen, freuen sich der hungerigen Vögelein, der guten Kinder, der armen Leute, welche kommen, den Hunger zu stillen oder Beeren zu sammeln, um Brot zu kaufen.“

„Aber Großmüetti, ist es denn wahr,“ frug Johannesli, „ich habe auch Beeren genommen und keine solche Leutchen gesehen, und weißt nicht, was letzthin der Krämer gesagt hat, man müsse nicht alles glauben, was die Leute sagen und was man nicht selber sehe?“

„O Bubi, o Bubi, mußt du solche wüste Worte behalten und denkst nicht, daß du den lieben Gott ja auch nicht siehst?

Ja freilich glaube ich an die Erdmännchen, wenn ich sie schon nicht sehe," sagte Käthi. „Wenn du recht gut und folgsam bist und ich noch lebe im andern Frühjahr, dann will ich dir was zeigen, wenn die guten Leutchen nicht erschrocken und fortgezogen sind."

„Wo, Großmüetti, wie, Großmüetti?" schrie Johannesli.

Käthi wollte anfänglich nichts sagen, wollte ihn vertrösten auf den Frühling, wenn sie noch lebe; aber umsonst, sie mußte reden, sie mochte wollen oder nicht. „Sieh," sagte sie endlich, „wenn sie in warmen hellen Nächten die Sträuchchen gepflanzt, das Ernteseld für die armen Leute bereitet haben, so freuen sie sich und ziehen hinaus auf eine nahe Wiese oder in einen Baumgarten und schlingen da ihre Reihen, bis die Sterne bleich werden, der Morgenwind in den Blättern lispelt; dann ziehen sie hinunter in ihren unterirdischen Palast. Wo sie einmal getanzt ungestört, da tanzen sie alle Frühling wieder. Im jungen Grase sieht man dann die Ringe rund und ineinander geschlungen, wo sie getanzt haben, und freut sich, daß sie da gewesen, und hofft auf viele Beeren. Droben bei dem Dorfe nun tanzen sie; dort sieht man die Ringe im Grase; dort will ich sie dir auch zeigen, wenn sie wieder kommen; aber eben werden sie ausbleiben und darum war ich auch so traurig."

„Aber warum, Großmüetti?" sagte Johannesli, „das wäre ja nicht recht vom lieben Gott, wenn er sie nicht kommen ließe; denn daran, daß die Erdbeeren versandet worden, ist ja er schuld und die armen Leute vermögen sich dessen nichts, und den Erdmännchen wird Gott ihre Freude nicht verderben wollen. Nein, Großmüetti, habe nicht Kummer; wenn nur schon der Schnee ab wäre, ich kann es nicht erwarten, bis ich die Ringe sehe im Grase."

Sechstes Kapitel.

Vom Ährenlesen und Kräutersammeln, von Müllern und Apothekern.

Es kam Käthi die zweite ihrer Ernten allmählig näher, und darüber freute sie sich sehr. Kornäcker hatte Käthi keine, aber an die Kornäcker ein Recht, welches ihr Gott schon durch Moses gewährleistet hatte, wie man heutzutage zu sagen pflegt. Käthi war eine treue, fleißige Ährenleserin, wie sie schon vor viertausend Jahren in Ehren standen, eine, die mit frommem Sinn und ohne Sünde Ähren las, den Bauer um seine Garben nicht beneidete, ein fröhlich Genügen fand an ihrem Körbchen voll Ähren. Das ist der fromme Sinn, der aus dem Glauben hervorgeht, daß nichts aus dem Zufall hervorgehe, sondern alles von Gottes väterlicher Hand uns zugeteilt werde, vieles oder weniges, und alles zu unserer Seligkeit. Dieser Sinn findet eben das fröhliche Genügen in dem Wenigen, was ihm Gott beschert; in diesem Wenigen ist Gottes Segen, und frei von dem verzehrenden Neid ist sein Herz, von dem Neid, dem nichts recht ist, was Gott geordnet, und der an dieser Ordnung nichts ändern kann, nichts kann, als durch das Auflehnen gegen diese Ordnung sich und andere unglücklich machen. Dieser Neid kommt, wenn der fromme Glaube geht; ein Kind dieses Neides ist der Kommunismus dieser Zeit, der eigentlich gar nichts ist, als ein reißender Wolf im Schafspelz; dieses reißende Kind würde dem Ährenlesen ein für allemal ein Ende machen. Erst würden Ährenleser und Bauern sich gegenseitig erschießen oder totschlagen; darauf würde niemand mehr der Narr sein

wollen, den Acker zu bestellen; dann ist's begreiflich aus mit der Ernte.

Käthi freute sich allemal sehr auf diese Zeit und absonderlich jetzt, wo Johannesli zu helfen begann; an jeder Ähre, welche er auflas, hatte sie eine Freude, als ob sie eine goldene wäre. Es ist freilich eine strenge Sache für einen siebenzigjährigen Rücken, Ähren lesen zu müssen; aber Käthi trug dies unbeschwert. Sie mußte dabei immer an den schönen Spruch des Heilandes denken: Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet, auch nicht für euern Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr als die Speise und der Leib mehr als die Kleidung? Sehet die Vögel des Himmels an; sie säen nicht, sie ernten auch nicht, sie sammeln auch nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater nähret sie doch. Seid ihr aber nicht viel besser denn sie? Wer ist aber unter euch, der mit Sorgen seiner Länge eine Elle zusetzen möge? Und warum sorget ihr für die Kleidung? Betrachtet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht; doch sage ich euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist als derselben eine. So dann Gott das Gras auf dem Felde also kleidet, das doch heute steht und morgen in den Ofen geworfen wird, sollt' er nicht viel mehr euch kleiden? O ihr Kleingläubigen! Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen oder was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden? Denn nach solchem allem trachten die Heiden. Denn euer himmlischer Vater weiß, daß ihr des alles bedürfet. Trachtet aber am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch dies alles zugegeben werden. Darum sorget nicht auf den morgenden Tag; der morgende Tag wird für das Seine

sorgen. Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe.

Viele Ähren fanden sich aufzulesen. Das Korn war mürbe, mußte oft mehrere Tage liegen, wurde zuweilen in großer Hast eingesammelt, wobei dann nicht sanftmütig mit den Garben umgegangen ward. Käthi hätte eine ihrer besten Ernten gemacht, wenn nicht ein Umstand eingetreten wäre, der ihr hinderlich war. Eben diese Hast, welche über die Menschen gekommen war, auf seltsame Weise, ohne daß sie eigentlich in andauerndem Regenwetter zureichenden Grund hatte, verleitete die Menschen, an den Sonntagen zu ernten, und zwar gerade an diesen Tagen mit einer Hast, als ob sie vor Gott die Sache retten, sie ihm gleichsam aus den Händen reißen müßten. Aber der Herr zeigte ihnen, wer Meister sei. Am Sonntag wurde schlecht und feucht das Korn gesammelt, am Montag war schön Wetter, und wer gewartet hatte, dem wurden Gehorsam und Vertrauen gesegnet. Der arme Menschentropf, erzwingen kann er nichts, ist nichts ohne Gott; wohin gerät er nun ohne Gehorsam gegen Gottes Gebot? Es mag Jahre geben, in welchen man von Christus die Erlaubnis hat, am Sonntag zu ernten, wenn man das Korn fast aus dem Wasser ziehen muß, wie den Ochsen aus dem Brunnen; eine solche Nötigung war aber lange nicht vorhanden. Käthi brachte es nun aber nicht über's Herz, am Sonntag Ähren zu lesen. Sie sagte: wenn die armen Leute, welche niemand hätten als Gott, seine Gebote nicht mehr hielten, wer sie dann eigentlich halten solle; einmal den reichen Leuten sei es nicht zuzumuten, welche noch so viel anderes hätten neben Gott, worauf sie ihr Vertrauen setzen könnten. Was die armen Leute aber, welche Gottes Gebote verachten, dächten, das begreife sie nicht. Sie hätten keinen Teil an der Welt, bekämen

keinen am Himmel; hier bös haben, dort noch böser und dann in alle Ewigkeit, Schrecklicheres könne man sich doch nicht denken! Nun hatte Käthi auch so gleichsam ihre Erbäcker, Äcker, auf welchen sie seit vierzig oder mehr Jahren Ähren gelesen hatte, wo sie gleichsam die privilegierte Ährenleserin war, zunächst hinter dem Wagen ging und vom Bauer Winke bekam, wenn er unter einer Garbe, die er an die Gabel steckte, ein Häuflein Ähren sah. Wenn nun auf einem solchen Acker am Sonntage eingesammelt ward, Käthi es wimmeln sah von Ährenlesern, so that das weh, und schwer war es zu verwinden. Käthi dachte dann wohl: „In Gottes Namen, deretwegen werde ich nicht verhungern, und wenn es sein müßte, ei nun, so würde ich es annehmen müssen; wenn nur dann die Seele in den Himmel kömmt, das ist allweg die Hauptsache."

So saß einmal Käthi an einem Sonntage auf dem Bänklein, sah in einiger Ferne nach einem Acker, worauf es wimmelte, und hatte fast Thränen in den Augen; denn das gerade war immer ihr ergiebigster Acker gewesen. „Bist krank, Käthi, daß du nicht auf dem Acker bist?" tönte plötzlich eine Stimme, und eine Bäurin stand neben ihr, die Käthi, versunken in Betrübnis, nicht kommen gehört hatte. — „Gottlob nein," sagte Käthi, „aber es ist heute Sonntag, Anne Bäbi." — „Selb weiß ich," sagte die Bäurin und ward rot im Gesichte. „Habe bloß geglaubt, wenn wir uns heute mit Ernten mühen mögen, werdest du nicht zu vornehm sein zum Ährenlesen. Wirst es aber besser können als wir, Sonntag zu halten!" So sprach sie und schritt weiter. — „Sei doch nicht böse, Anne Bäbi," sagte Käthi, „es ist nicht wegem Hochmut, sondern wegem lieben Gott." — „He nun," sagte Anne Bäbi, „wann du dann Holz mangelst oder sonst was, so gehe auch zu dem; mag er dir selbst helfen!"

So sei es doch fast nicht dabei zu sein, seufzte Käthi; sehe man auf Gott, so mache man böse Leute, und wolle man es den Menschen treffen, so verspiele man es mit Gott. — „Guten Abend, Käthi," tönte es wieder, und wieder kam die Frage: „Warum nicht auf dem Acker? Sitzest da so ruhig, als ob du allen Ähren auf der Welt nichts nachfrügest." Da erschrak Käthi, und eine Lüge war ihr auf der Zunge. Da dachte sie, Sünde sei ja Sünde, und was es ihr hülfe vor Gott, hier ruhig zu sitzen, wenn sie dabei lüge und trüge. „Darf es dir nicht sagen, Mädeli," seufzte Käthi, „du wirst sonst auch böse über mich, und das ginge mir viel zu übel." — „'s ist keine Gefahr," sagte Mädeli, „ich wüßte nicht, was ich dir übel nehmen sollte." — „Hör'," sagte Käthi, „ich mache mir ein Gewissen daraus, am Sonntag Ähren zu lesen. Wenn ich auf den lieben Gott mein Vertrauen setzen will, so muß ich auch so viel möglich seine Gebote halten. Daneben will ich die nicht tadeln, welche ernten; sie werden wohl wissen, was sie machen; bei mir hat es in Gottes Namen nicht gehen wollen." — „Das ist die Frage," sagte Mädeli, „ob sie wissen, was sie machen," und setzte sich fast neben Käthi. „Mein Großvater war ein sehr alter Mann; er sagte oft, er habe am Sonntag nie eine Garbe eingeführt und deswegen doch nie weniger gehabt als die andern. Mein Vater selig war ein reicher Mann; aber er verlumpte die heiligen Werktage auch nicht im Wirtshause; darum konnte er den Sonntag heilig halten. Aber die neue Ordnung hat alles verkehrt; sechs Tage hudeln und arbeiten am siebenten, das wird einen saubern Ausgang nehmen! Ich habe heute großen Verdruß gehabt, vielleicht noch keinen so, dir darf ich's wohl sagen. Wir haben zwei so hoffärtige Knechtlein, die nie in die Kirche wollen, aber nach Mädchen laufen alle Nächte und

den Lohn weit voraus eingezogen haben; die haben ihre Freude daran, alles auszuspotten und den Menschen und dem lieben Gott alles z'Trotz zu machen, was sie können, werden aber, ehe es lange geht, sauber an die Kost kommen und Kopf voran ins Elend. Die hatten die Freude, meinem Buben in Kopf zu thun, heute müsse geerntet werden; diese thaten es meinem Alten in Kopf; ich redete dagegen, aber wie gegen eine Wand; was die Knechtlein wollten, das galt. Das that mir weh; ich glaubte, ich könnte es nicht verwinden. Nun freut es mich, daß es noch jemand giebt, der meinen Sinn hat. Wenn du heute auch nicht auf dem Acker bist, deswegen sollst du nicht weniger haben. Willst du Obst im Herbst, so hole es ungeheißen; hast sonst was nötig, so sag's; kann man, so hilft man; kann man nicht, so habe es nicht ungern. Jetzt muß ich gehn, ihnen das Abendbrot bringen; hätte lieber sechs Tage arbeiten wollen wie ein Roß, als dieses thun."

Als Käthi allein war, dachte sie, wie es doch wunderlich sei mit den Menschen; mache man einem bös, so treffe man es dem andern; wer es allen treffen wolle, sei ein Narr oder müsse einer werden. Da sei es doch am besten, Gott zu gehorchen und nicht den Menschen; der bleibe allezeit der gleiche; mit Gott hätte man noch die guten Leute, und wie Gott einem helfen und lohnen könne, wenn man es mit ihm halte, habe sie gleich jetzt erfahren.

„Hast Sonntag und gute Ruhe?" erscholl plötzlich eine rauhe Stimme neben Käthi, und als Käthi sich umsah, stand Mädelis Mann neben ihr, ein großer, dicker Bauer. „Es ist gut zu feiern, wer's vermag und nicht sehen muß, woher das Brot kömmt," sagte er.

„O Hans," sagte Käthi, „spotte mich nicht aus. Ärmer und nötiger ist niemand als ich, und andere plagen thue ich nicht mehr als es sein muß. Aber eine arme alte Frau mit einem Fuß im Grabe hat niemand nötiger als Gott, und dem es recht zu machen, ist ihr die Hauptsache."

„Ein paar Ähren aufzulesen, hätte dich nicht um die Seligkeit gebracht," sagte der Bauer. „Daneben mache was du willst; an deinem Glauben will ich dir nichts befehlen; aber behalte ihn für dich und hetze nicht andere Weiber auf. Machst du das noch einmal, so ist es mir lieber und dir besser, du kommest mir niemals mehr ins Haus."

„Aber Hans, deine Frau habe ich nicht aufgereifet; wir haben nur miteinander geredet, und so wüst wirst nicht gegen mich sein. Wenn du vielleicht bald mit mir zu Grabe mußt, so würde dir das doch leid sein."

„Leid sein oder nicht leid sein, aber mich dünkt, du könntest thun wie andere Leute. So eine alte Frau wird die Ordnung nicht machen wollen, weder auf der Welt noch im Himmel. Gute Nacht geb' dir Gott und denk daran!"

Dahin ging er und kehrte sich nicht um, wie Käthi ihm auch nachrief. So gehe es einem, sagte Käthi für sich selbst; wenn man alsobald den Lohn der Welt haben wolle, so gehe einem der Ruhm bei Gott dahin. Aber schrecklich sei das doch, dachte sie bei sich, daß man nicht mehr seines Glaubens leben dürfe, und verfolgt werde, wenn man Gottes Gebote halten wolle. Man rede immer von der Freiheit, aber ein solcher Zwang sei doch noch nie erhört worden (Käthis Geschichtskunde reichte nicht über's Großmüetti hinauf). So könne es ja dahin kommen, daß man Gott verleugnen oder abschwören müsse, und daß man in jedem Dorfe einen zum Moloch mache, den man als Herrgott zu verehren und anzubeten hätte.

Käthi nahm die Worte sehr ernsthaft und mit Recht. Man könnte zwar sagen: sie hätten nichts zu bedeuten, nur einer habe sich so ausgesprochen, oder gar: nur Hansli hab's gsagt, aber man hätte sehr Unrecht, wenn man solche Redensarten und Zumutungen übersehen wollte, ihnen alles Gewicht absprechen; sie sind im Gegenteil von hoher Bedeutung.

Was so e Hansli sagt, ersinnet der Hansli nicht, es sind Floskeln, Phrasen des Zeitgeistes, mit denen man erst spielt als wie mit Zahlpfennigen; dann aber werden sie Samenkörner des Zeistgeistes, gehen auf, gestalten sich zu lebendigen Formeln, zu den Grundsätzen der Zeit, zu den Zaubersprüchen, mit welchen man den Teufel ruft; aus scheinbar leeren Redensarten solche Grundsätze und Zaubersprüche zu machen, ist des Teufels Bande thätig immerfort. Mitten in Europa als Christ verfolgt zu werden, gehört zu den Möglichkeiten des Tages.

Bei gedachtem Hans hatte die Zeit allerdings noch nicht so tief gegriffen; denn als Käthi bald darauf scheu an seinem Hause vorüberstrich, rief er sie, hieß sie hineingehen, da seine Frau etwas mit ihr wolle. „Es ist brav, daß du wieder kommst," sagte drinnen Mädeli. „Was bringt dich gut's?" — „Hans hat mich gerufen und heißen hineingehen; du wolleſt was mit mir," antwortete Käthi. — „So, hat er das?" sagte Mädeli. „Der wüsteſt war er nie, und wird's hoffentlich nicht auf die neue Mode. Ich hatte es grausam ungern, daß er dich so angefahren. Er rühmte sich dessen, sobald er heimkam. Aber wohl, dem machte ich die Läuse runter. Es sei kein Wunder, wenn die armen Leute die reichen haßten, wenn diese ihnen nichts mehr gönnen, nicht einmal mehr die Religion und die Gnade Gottes, und ihnen den Glauben zu nehmen begehrten. Das sei eine

saubere Freiheit, wenn eine alte Frau nicht einmal mehr die Gebote Gottes halten dürfe. Das sei ja viel ärger als zu Eleasars Zeiten, wo die Egypter die Juden zwingen wollten, Schweinefleisch zu essen; jetzt aber wollten Christen Christen zwingen zu sündigen und vom Gehorsam abzufallen. Wohl, denen werde der alte Gott ihre saubere Freiheit und ihr noch sauberer Christentum tapfer ausklopfen seiner Zeit. Hans hat's eingesehen, und jetzt hocke du nur vor deinem Häuschen am Sonntag; Hans wird dir nichts mehr sagen, er mag heuen oder ernten. Für den Schreck mußt jetzt Äpfel haben. Wir haben sie in diesem Jahr, und z'danken brauchst nicht so nötlich; ich bin froh, wenn ich die frühen los werde und Platz kriege für die spätern." Sie füllte Käthi einen Korb und meinte: „Du wirst wohl daran leben, sie sind honigsüß, und Holz brauchen sie fast keins; sie brauchen nur kurze Zeit auf dem Feuer zu sein, so sind sie weich und gut."

Wer es nie erfahren, weiß nicht, wie glücklich eine arme christliche Frau ist, wenn sie unerwartet zu einem Korb voll Speise gekommen ist, während sie denselben nach Hause trägt. Sie ist viel glücklicher als so ein Krösus, wenn er eine Million gewonnen hat. Bekanntlich haben es unchristliche Weiber ganz anders; sie entbehren dieses Glück, weil sie nichts wissen von der Dankbarkeit; sie sind unzufrieden, daß es nicht mehr ist, oder denken, es sei doch verflucht, daß sie das selbst tragen müßten, daß der Bauer sie nicht in einer Chaise habe heimfahren lassen.

Als Käthi heimging, begegnete ihr Hans wieder und als sie danken wollte, fragte er: „Kennst du den Hubechbaum im Acker gegenüber deinem Häuschen am Zaun?" — „Ja," sagte Käthi, „den schönen runden Baum wirst meinen?" — „Gerade den," sagte Hans. „Hast du unsere Ähren nichts

geschätzt, so nimm dort die Äpfel, wenn du sie was schätzest, und meinethalb hol sie am Sonntag oder am Werktag, das kannst dann machen, wie du willst. Käthi verstummte ordentlich ob solcher Güte, und als ihr das Reden wiederkam, war Hans schon weit weg."

Käthe hatte übrigens beim Ährenlesen einen guten Ertrag gehabt; Johannesli hatte tapfer geholfen; es war ordentlich zu merken; neun ganze Mäß hatte Käthi zusammengelesen, und das ist viel für eine alte Frau, da bekanntlich alte Frauen auch alte Rücken haben. Mit gesenktem Kopfe ging sie manchen Tag herum; man wußte nicht, war's ihr besonders im Rücken oder was appartes im Kopfe. Bald schaute sie den Sack mit Korn an, bald einen hervorspringenden Schrank, der bis an die Decke der Stube reichte und ungefähr zwei Schuh hoch war. Diesen Schrank nennt man das Gänterli, und er ist, wenn nicht in den meisten Stuben, so doch fast in allen Nebenstübchen zu finden. Dieses Gänterli ist ein gar bedeutsamer Behälter, an manchem Orte fast was das Herz im Leibe; er ist die Schatzkammer des Hauses, birgt Kleinodien, Schriften und Barschaft. Bei ärmern Leuten sind begreiflich die Kleinodien sehr einfach; es ist ein Ring, der aussieht wie Gold, ein glänzend Silberstück, ein schönes Glas, eine weiße Flasche. Den Übergang von den Kleinodien zu den Schriften bilden die sogenannten Einbünde der Kinder, Geschenke der Paten am Tauftage. Der Einbund besteht vor allem aus einem gemalten Blatte, schön gefärbt, oft zwei Engel obenan, unten ein schöner Spruch aus der Bibel oder ein Vers mit Anmerkung des Tages und vom Paten unterschrieben. Dieses Blatt ist künstlich zusammengefaltet und enthielt ursprünglich den eigentlichen Einbund, ein schönes Geldstück von einem Gulden weg bis zu

einem Doppellouisd'or. Bei diesen Einbünden befindet sich die Barschaft der Kinder, gewöhnlich in einer Büchse oder einer kleinen Schachtel, die Batzen, welche sie hier und dort geschenkt kriegen oder verdienen. In einer großen Schachtel liegen die Schriften, Tauf- und Kopulationsscheine, Zeugnisse, manchmal sogar Quittungen, sogar manchmal ein Mietaccord, ja vielleicht sogar eine Gschrift, eine Erbteilung, ein Erbauskauf, die weiß Gott wie in den Händen des Besitzers geblieben, durchaus wertlos ist, aber doch mit großer Sorgfalt aufbewahrt wird, von wegen, man könne nie wissen —! Hier befindet sich endlich auch die Barschaft, der Hausschatz, und in zwei Teile gesondert. Vornen in einem Körbchen oder einer zerbrochenen Untertasse befindet sich die Kasse für die laufenden Ausgaben; sie besteht aus mehr oder weniger schlechten Münzen. Hinten in einer Ecke liegt ein Säcklein oder ein alter Strumpf, jedenfalls wohl verbunden, um unbedachtes Dreinfahren zu verhindern; darin liegt das Silber, welches man das Jahr durch in die Hand kriegt; es ist bestimmt, Miete oder sonst Zinse zu entrichten. Bleibt nach Bezahlung des Schuldigen was übrig, dann giebt es was neues, notwendiges: ein Bettstück, einen Karren, eine Axt, einige Hemden oder sonst Kleider, und bleibt dann noch was übrig, ja dann ist die Freude groß, und bedenklich wird das überlegen: was jetzt? Die einen denken an die Kinder, sammeln künftige Lehrgelder, andere an die alten Tage und sparen ein Ruhkissen; andern zuckt es in allen Gliedern und: „Frau," sagt der Mann, „was meinst, wenn wir uns einmal ein Freudeli gönnen würden? Was willst lieber: einen Spiegel, einen Schrank, oder wollen wir zu Markte gehen und es einmal lustig flädern lassen, Fraueli, was meinst?"

Dieses Gänterli war's, welches Käthi eine ganze Woche

bedenklich angesehen hatte und endlich am Sonntag Nachmittag öffnete. Das war allemal ein festliches Ereignis für den Kleinen; denn da erhielt er zum Besehen seine Einbünde, von denen nicht bloß das Papier übrig war, sondern auch die Zulagen. Gewissenlose Eltern gebrauchen dieselben als ihr Eigentum, mißbrauchen sie namentlich zu einem Taufschmause. Sie wollen auch einmal freigebig sein, groß thun, Gäste bewirten. Das ist schön und gut, wenn man es hat. Aber dafür die Einbünde brauchen, darüber aus drei bis vier Thaler schuldig bleiben, dabei Frau und Kinder darben lassen, das ist nicht bloß unverständig, es ist schlecht. Käthi hätte manchmal die Einbünde brauchen können; aber sie dachte nicht einmal daran, und wäre es ihr angeraten worden, so hätte sie es mit Abscheu als einen großen Frevel von der Hand gewiesen. Während Johannesli an seinem Schatz sich erfreute, nahm Käthi den ihren zur Hand, welcher in einem ihrer Hochzeitstrümpfe enthalten war. Er war dünn, dieser Strumpf, und als er ausgeleert war, lag ein gar klein Häufchen auf dem Tische: einige Basler Dreibätzler, ein halber Brabanter Thaler, einige Franken und halbe Guldenstücke. Als Käthi das sorgsam zusammenzählte, so fand sie, aber nicht beim ersten Male, daß $3^1/_2$ Thaler ihr Schatz betrug, und $7^1/_2$ Thaler betrug ihre Schuld, und das halbe Jahr, wo wieder ein Mietzins entrichtet werden sollte, war mehr als halb verflossen. Da ward es Käthi recht himmelangst; sie faßte den Entschluß, diesmal die Ähren zu verkaufen, und dieser Entschluß kam Käthi sehr hart an. An diesen Ähren hatte Käthi sonst große Freude gehabt; es war ihr Korn, sie konnte auch in die Mühle geben; das Mehl, welches sie erhielt, war vom eigenen Gewächs, und jeder weiß, was es sagen will: vom eigenen Gewächs! und wie

ganz anders solches schmeckt als gekauftes. So hält der Weinbauer sein eigenes Gewächs höher als Burgunder und Rheinwein, während es andern Leuten vorkömmt, wenn sie davon trinken müssen, als kratze man ihnen mit einem Dornbusche den Hals hinunter, als fahre eine scharfe Lauge nicht bloß durch den Magen, sondern den Leib hinunter durch die Schuhsohlen tief in den Boden hinein. Dieses Mehl hatte Käthi das ganze Jahr hindurch in besondern Ehren gehalten, nur bei besondern Anlässen, wenn sie so recht gut leben wollte, dasselbe gebraucht, ein Breichen gekocht, wenn die Kinder so recht gut gewesen, dem Mann, wenn er zum Besuch kam, einen Eierkuchen gebacken, am Neujahr Kuchen gebacken, um das Fleisch zu sparen u. s. w. Verkaufte nun Käthi diese Ähren, so opferte sie alle die damit verbundenen Freuden; aber dann war sie die Schuld größtenteils los; denn allerwenigstens 3 Thaler schätzte sie die Ähren, ja, sie dünkten ihr so schön, sauber und schwer, daß $3^1/_2$ Thaler nicht übertrieben schienen; löste sie so viel, dann hatte sie ja 7 Thaler, „und wer weiß, wenn ich ihm die 7 Thaler bringe und er den guten Willen sieht, so schenkt er mir den halben, weil ich verhagelt und verwässert worden," so dachte Käthi, doch nur ganz leise und ja nicht, als ob ein Recht zu solchen Erwartungen da wäre. Freilich war dann gar kein Geld mehr da als einige St. Galler Halbbätzlein, hinter welchen nicht viel Trost liegt. Dies machte ihr jedoch nicht Kummer; es gab im Herbst nicht bloß Verdienst, sondern es ging ihr jetzt eine Ernte an, von welcher Käthi manchen bessern Batzen hoffte. Käthi sammelte alle Jahre Bocksbart, Kamille, Kümmel, Wachholderbeeren, und was sie nicht in den sogenannten bessern Häusern absetzen konnte, trug sie in die Apotheke, und löste dort immer etwas, wenn auch eben nicht viel. Die

Apotheker heißen die Neunundneunziger sicher nicht umsonst. Doch wir gönnen ihnen den Provit von ganzem Herzen. Aber wenn in demselben so ein rechter Gottessegen sein soll, dürfen sie keine harte Hand haben gegen die alten Mütterchen und die Kinder, welche ihnen Beeren und Kräuter bringen, müssen sich nicht mästen wollen am Schweiße der Fleißigen, müssen sich begnügen lassen am Verdienste von der Thorheit der Reichen und den Seufzern der Kranken. Wenn so eine Provisors- oder Principals-Seele, die eine wie die andere dürr wie getrockneter Hollunder, von denen die erste je den dritten Sonntag den Nachmittag frei hat, die andere jeden Abend, beide aber alle Tage was Fettes und gut Gepfeffertes auf dem Tische, von unserm Herrgott verurteilt würde, durch Sommer und Herbst, in Tau und Regen und Sonnenbrand einem alten Mütterchen, welches für sie Kräuter sammelt und Beeren, nachzukriechen und dazu zu essen und zu trinken, was das Mütterchen ißt und trinkt, die würden weicher werden und nicht wegen Mangel an Konkurrenz und weil sie wissen, daß die alte Frau Hollunder und Kamille nicht selbst vertrinken kann, ihre Ware wie einen andern Handelsartikel betrachten, den man am liebsten um halb Nichts hätte, sondern würden Fleiß und Armut betrachten und ihr Privilegium, mit billigem Profit sich begnügen, würden leben und leben lassen.

Wenn so eine ausgetrocknete Pillen-Seele auf Kanonenschußweite hören könnte, wie alte Mütterchen, denen man schlecht gewogen, schlechtes Geld gegeben, vielleicht erst eine halbe Stunde der Gottswillen hat bitten lassen, daß man ihr ihre Sache abnehme, seufzen und brummen; wenn diese Seele eine Apothekerwage würde, auf welcher er diese Seufzer und die damit verbundenen Wünsche wägen müßte, wir glau-

ben, die Kamille und der Bocksbart würden aufschlagen und die dürreste Apothekerseele auftauen.

Nun sind aber nicht alle Apothekerseelen dürr und trocken wie Kamillenstengel nach Michelstag; solchen noch grün und saftigen Seelen wünschen wir ebenfalls Ohren, welche hören auf Kanonenschußweite (was übrigens nicht bloß den Apothekern, sondern auch andern Majestäten zu wünschen wäre). Solche würden dann auch hören: „Das ist noch ein rechter Herr und ein guter; wenn sie nur alle so wären; der führt einem die Sache nicht aus, als ob's lauter Hühnerdreck wäre und thut, als ob er's der Gottswille nehme, und er lieber sonst ein Almosen geben würde, und putzt einem aus, daß man ihm dieses Jahr nicht mehr vor das Haus komme. Der hat noch Verstand; der weiß, wie genug man thun muß, bis man zusammengelesen hat, daß man ans Verkaufen denken kann, schnauzt einen nicht an, als ob man ein Hund sei, sondern giebt einem ein gut Wort und das thut einem auch wohl. „„Bist aber fleißig gewesen, Mutterli," sagt er, „das hat manchmal Bückens gekostet, bis du das beisammen hattest. Wenn alle wären wie du, es wären viele weniger arm, und Reichs und Arms besser gegen einander als jetzt."" Wenn alle Herren Verstand hätten wie der, und wüßten, wie wohl unsereinem ein freundlich Wort thut, man liefe für sie durchs Feuer. Ja, ein bsunderbar ein guter ist das; nach unserm Herrgott ist der mein Trost, und wenn er nur länger lebt als ich! Wenn der mir stürbe, ich grämte mich zu Tode, und hör' du, Bubi," sagte sie zu dem Kinde, das ihr an der Schürze hing, „den Herrn, der dir den Zuckerstengel gegeben hat, den vergiß du nie, und wenn du ihm einst was thun kannst, so spar es nicht, laß es dich nicht reuen; das ist einer wie es unter Tausenden nicht zwei giebt.

Unser Herrgott muß bös zufrieden sein mit den Menschen, daß er solche so rar werden läßt. Sieh, wie schönes Geld er mir gegeben hat, und einmal, wo mir so wunderlich gewesen, gar ein Gläsli, und hat nichts dafür wollen, etwas bsunderbares muß das gewesen sein; hab mein Lebtag so was nicht gehabt. DWunderligi ist mir auf der Stelle vergangen und es ist mir in die Glieder geschossen, es dünkte mich, ich werde wieder jung und möchte über Stock und Stein. Ach ja, wenn der nur hundertjährig würde, ich möchte es allen armen Leuten gönnen. Bubi, wir wollen fleißig für ihn beten, vielleicht daß unser Herrgott noch auf uns hört."

Von ganzem Herzen gönnten wir einem guten Apotheker, der nicht bloß alle Tage was Fettes und gut Gepfeffertes auf dem Tische liebt, sondern wirklich noch Besseres, Ohren, solche Herzergießungen zu hören auf Kanonenschußweite.

Käthi zählte also auf diesen Verdienst; darum scheute sie sich nicht so sehr, so ganz von Gelde sich zu entblößen. Sie hatte einen Herrn an der Hand, wenn auch nicht einen von den besten, so doch auch nicht einen von den bösen; er hatte wohl die Batzen sehr lieb und die guten reuten ihn immer mehr als die schlechten; aber gute Worte hatte er doch und Manieren, welche einer alten Frau wohl thaten.

In zwei Bündeln, da Käthi das Ganze nicht tragen konnte, lud sie ihren Reichtum auf einen Schiebkarren, fuhr damit zur Mühle, trug dem Müller ihr Anliegen vor und sagte: sie hätte sonst die Ähren nie verkauft, sondern sie mahlen lassen; aber jetzt sei sie die Hausmiete schuldig, der Flachs sei ihr verhagelt; sie müsse zu Geld machen, was sie könne und möge. Der Müller glich vielen Apothekern; im Handel hatte er nur einen Grundsatz: so wohlfeil als mög-

lich zu kaufen. Zu diesem Zwecke machte er die Ware so schlecht als möglich, stellte sich, als hätte er dieselbe durchaus nicht nötig, und merkte er noch dazu, daß die Verkäufer Geld nötig hatten, dann wußte er sich zu drehen und zu winden, und während er mit dem Munde sagte, er wolle lieber mit der Sache nichts zu thun haben, klingelte er mit der Hand fortdauernd im Hosensack mit dem Gelde, und wenn er am Ende die Sache ums halbe Geld kaufte, so sollte es doch den Schein haben, als nähme er es höchst ungerne, eigentlich nur so der Gottswille, und wegen guten Herzens, den Leuten zu Gefallen. Das war sein Grundsatz, von dem er nie abließ, der nur insoweit eine Veränderung erlitt, daß der Müller denselben um so schärfer und härter anwendete, je geldnötiger die Leute waren, also am allerhärtesten gegen die Allerärmsten. Der Müller konnte das; sein Herz war ein Mühlstein, und wenn jemand kam, der ihm sagte: „Müller, ich habe Geld nötig", dann hatte er eine Freude akurat wie eine Katze, welche eine Maus kommen hört. Der Müller gehörte unter die scheußlichste Klasse der Wucherer, welche mit ihrem Gelde armen Leuten ihre Kreuzer abpressen, ihnen alles zu teuer verkaufen, zu wohlfeil abkaufen; er konnte es, weil er Geld hatte und sie keines. Was doch solche abgepreßten Kreuzer brennen müssen in der Hölle!

Dieser Müller also machte mit Käthi keine Ausnahme; erst kriegte er Galgenfreude ins Herz, als er hörte, was Käthi sagte; dann machte er das Korn schlecht, wog es schlecht, maß es schlecht, zahlte es schlecht und zwar wollte er dieses noch mit schlechtem Gelde thun, und dieser Mann besaß vielleicht hunderttausend Thaler. Käthi mußte sich alles gefallen lassen; nur das schlechte Geld wollte sie nicht; sie müsse damit die Hausmiete zahlen, sagte sie, und solches

dürfe sie dem Hausbauer nicht bringen. Der Müller begehrte sehr auf und meinte, auch diesen Profit wolle er sich nicht entgehen lassen, und erst als Käthi erklärte, lieber wolle sie das Korn zurück und dieses statt Geld dem Hausbauer bringen, rückte er mit Silber heraus. Dieses Silber tröstete Käthi einigermaßen, daß sie nur 2 Thaler bekam, statt 3, also mit den gehabten $3^1/_2$ nur $5^1/_2$ an der Miete bezahlen konnte, 2 Thaler schuldig bleiben mußte, welche geschenkt zu erhalten sie keine Hoffnung hatte.

Siebentes Kapitel.

Käthi erzeugt ein schreckliches Donnerwetter und ist doch keine Hexe.

Die Bäurin gab Bescheid, als Käthi an der Thüre klopfte und dem Bauer nachfrug. „Bin froh, daß du kömmst, daß er von dem verfluchten Gstürm weg muß," sagte dieselbe. „Er hocket schon den ganzen Abend darob, buchstabiert daran; kein vernünftig Wort kriegt man aus ihm, und hat er genug gelesen, läuft er fort, und es weiß kein Hund, wann man ihn wiedersieht. O ich wollt —!" der Rest verhallte. Wahrscheinlich meinte die Bäurin mit dem Gstürm die Darstellungen, welche dem reichen freien Bauernvolke seinen Druck und sein Elend handgreiflich klar machten.

Der Bauer war sehr unwillig, als er im Stübli, wohin er gerufen wurde, nur Käthi fand. Wahrscheinlich hatte er eine jener Majestäten erwartet, welche im Lande herumliefen, den Leuten einen Begriff von deren Elend beizubringen, und

zu gleicher Zeit mit Schmarotzen ihr Leben fristeten. Solche thaten seit einiger Zeit dem Bauer häufig die Ehre an, bei ihm einzukehren, weil der Bauer eine gute Speisekammer hatte, und solche lieben bekanntlich sowohl geistliche als politische Speisprediger. Käthi brachte Entschuldigungen vor, daß sie ihn gestört, daß sie so lange mit der Hausmiete gewartet; sobald sie etwas gelöst, hätte sie es gebracht; leider sei noch nicht alles da; sobald möglich wolle sie den Rest bringen. Sie löste das Band um den Strumpf, leerte das Geld auf den Tisch und sagte, er solle zählen, wie viel es sei; sie hätte es auch gethan, aber sie könnte sich geirrt haben. Während er zählte, frug die Frau: „Was hast du denn zu verkaufen gehabt?“ Käthi erzählte es. — „Bist so lang hinter uns zu Haus, und hast solch Zutrauen zu uns, daß es dir angst wird, als ob wir die wüstesten Leute von der Welt wären, und armen Leuten den Auspfänder auf den Hals schickten. Wohl, das ist sauber von dir,“ brummte die Bäurin. Käthi entschuldigte sich sehr, daß dies nicht also sei. Sie seien ja immer gut gegen sie gewesen; aber es plage sie so, wenn sie jemand schuldig sei, und sie müsse immer denken, die Leute könnten denken, sie begehre gar nicht zu zahlen. — „Solche Leute sind rar,“ sagte die Bäurin.

„Also zwei Thaler fehlen noch,“ sagte der Bauer, der das Geld gezählt hatte; „die bringst du mir sobald du kannst.“

„Es wäre mir lieb, ich könnte es machen, ehe wieder einer verfallen ist; aber diesen Augenblick weiß ich wahrhaftig nicht, wo ich das Geld hernehmen soll,“ antwortete Käthi.

„He,“ sagte die Bäurin, „wegen denen zwei Thalern wollte ich nicht kummern, Käthi; Christen wird dir, so Gott will, daran denken, daß du Hagel gehabt hast.“

„He,“ sagte Christen, „sieh einmal daß du sie bekömmst;

kann ich dir dann was schenken, so wirst es immer noch nehmen. Ich bin auch verhagelt worden, und es kommt keinem Menschen in Sinn, mir einen Kreuzer daran zu geben."

Käthi dankte für den guten Bescheid und ging.

„Der wüsteste Hund bist du doch," sagte die Bäurin, „der armen Frau die zwei Thaler nicht gleich zu schenken, sondern sie in der Angst zu lassen, und wenn sie dieselben bringt, so bist du Hunds genug, sie zu nehmen."

„Solche Leute muß man nicht leichtsinnig machen," sagte Christen, „sie müssen wissen, daß sie nicht bloß auf der Welt sind, für einen zu plagen und zu schmarotzen."

„Diese Frau machst du wenigstens nicht leichtsinnig; aber der Brauch war's unser Lebenlang bei braven Leuten, den Lehnsleuten zu schenken, wenn sie verhagelt wurden," entgegnete die Frau.

„Meinethalb sei es der Brauch oder nicht. Aber wofür wird man alle Tage gescheiter und witziger, als um solche alte dumme Bräuche abzuschaffen und desto besser zu sich selbsten zu sehen."

„So redet mancher Lümmel," sagte die Frau, „und sieht nicht, wie er mit all seiner Weisheit, mit Leib und Seele, mit Weib und Kind dem Teufel zusteuert."

Das war der Eingang zu einem gewaltigen Ehegewitter, welchem lange böses Ehewetter folgte. Es ist am Ehehimmel ähnlich wie am natürlichen Himmel. Am natürlichen Himmel sammeln sich allmählig Dünste; der elektrische Stoff häuft sich, die Dünste ballen sich, es kömmt Reiz in die Wolken; sie reiben sich; es blitzt hier, es blitzt dort; Lücken reißt der Blitz; ins Leere stürzen Massen nach; ihnen nach strömt und flutet, was hinter ihnen liegt. Je mehr von hinten nachgerissen wird, desto gewaltiger wettert, donnert und blitzt es

vornen; desto mehr dehnt das Gewitter sich aus; desto wütender braust der Sturm; desto feuriger gießt der Himmel sein Feuer aus; desto gewaltiger kracht der Donner; desto jämmerlicher bebt die Erde. Und solche Gewitter enden nicht, bis alle Massen herangezogen sind, bis es wettert von einer Bergkette zur andern über alle Thäler, alle Kräfte im Kampfe erschöpft sind. Ohnmacht kömmt über die streitenden Mächte; es hüllt sich alles in trübes, dunkles Nebelwetter. Das Ehewetter ist einem feuerspeienden Berge auffallend ähnlich. In tiefen Schlünden grollt und gärt der Berg, und je mehr er gärt und innerlich grollt, desto stiller wird es äußerlich, ja selbst der übliche Rauch bleibt aus, staucht sich wahrscheinlich innerlich auf, um, wenn das Ding reif ist, loszubrechen mit vollem Rachen. Wenn es losbricht innerlich, der schauerliche Bauch die glühende Masse, den qualmenden Dampf nicht mehr fassen mag, dann bricht's los, in Absätzen erst, hier ein Maul voll, dann wieder eins, bis endlich in ungemessenen, unbezähmbaren Strömen die zurückgehaltene Wut des Berges sich ergießt, Schrecken verbreitet, Verderben ausströmt weit über den Fuß des Berges, weit über die Wurzeln des Berges hinaus, bis die Kraft erschöpft ist und jahrelang die erschöpfte Kraft nichts mehr vermag als grollen und grollen, brummen und brummen und rauchen immerfort und ohne Unterlaß. Ein rechtes Ehegewitter am Ehehimmel ist sehr ähnlich einer Schlacht in weitem Felde, geliefert von großen Armeen, zusammengesetzt aus allen möglichen Truppengattungen, vom Baschkiren an, der mit Pfeilen schießt, bis zum Artilleristen, der feuert mit dem schwersten Positionsgeschütz, drei Batterieen auf einmal, lauter Vierundzwanzigpfünder, und wenn er's hätte, schösse er aus Vierundsechzigpfündern. Beide Armeen sind giftig auf einander und wollen streiten, aber jede um

Vorteil. Oft sind die Jäger losgebrochen, haben geschossen mörderlich; aber zur eigentlichen Schlacht fand sich keine Armee bewogen. Nachdem einige Jäger erschossen worden, zog sich jede in ihr Lager. Endlich giebt's eine Schlacht, manchmal weil es beide suchen, manchmal weil der Zorn und das Gift so mächtig ausbrechen, daß alle Vorsicht und aller Rückhalt zum Teufel gehen. Im Anfang ging es wohl auch gemessen zu, hier ein Schuß und dort ein Schuß, hier ein Stich und dort ein Stich; wie aber ein Stich durchs Leder ordentlich aufs Leben geht, ja da wirkt's wilder, da prasseln die Schüsse von Regimentern; da hauen Husaren ein; dann rücken Massen nach, dann donnert die Artillerie; Batterieen fahren auf; eine speit der andern ins Gesicht, bis eine schweigt; Massen rücken nach, Kürassiere reiten auf; die Bajonette werden aufgesteckt; die Pferde kriegen die Sporen in Leib; das geht einander in Ernst auf den Leib, die Schlacht geht los. Zum Wirbel wird die Schlacht, schwankt hierhin, schwankt dorthin, in Donner und Blitz, in Rauch und Dampf. Das ringt nun miteinander bis die Kräfte dahin sind, jedes absetzt, um ermattet zu ruhen, zu grollen, einen gelegnern Augenblick abzupassen; oder es bricht die Reserve los von einer Seite, eine verborgene herbeigezogene Macht, eine verdeckte Batterie, oder Utüfel von Dragonern, die stille in einem Graben gesessen, brechen, donnern los auf den betäubten Feind, sprengen ihn auseinander, reiten ihn zu Boden, machen stumm seine Geschosse, erringen einen vollständigen Sieg, jedoch nur einstweilen; denn gar mancher Feind am Boden erholte sich wieder und nach einer Weile war es anders: der Sieger lag am Boden, gebunden an Händen und Füßen, das Maul verstopft, entweder mit einer Bratwurst oder einem braven Knebel, oder einer tüchtigen Bombe.

Wie Gewitter, Feuerberg und Schlacht sich ähnlich sind in Feuer, Donner, Dampf und Graus, Anfang, Fortgang und Ende, und doch weder das eine noch das andere sich gleich sind, so umfaßt ein Wetter am Ehehimmel alle jene drei in Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten: es ist ein wild, wüst, grausig Ding, und ein solches brach auch aus zwischen Lisi und Christen, scheinbar ganz um nichts und wieder nichts. Aber da hatte es sich auch schon lange angesammelt, aufgestaucht innerlich, während es äußerlich ganz windstill gewesen war. Lisi war über ihren Mann sehr böse, der immer freisinniger ward, immer weniger that, das Vaterland immer mehr liebte, immer weniger daheim war, immer hochmütiger wurde, je weniger er taugte, immer brutaler, je liberaler er sich nannte, immer unbarmherziger gegen die Armen, je mehr er als Volksliebhaber und Freiheitsfreund sich gebärdete, immer mehr über die Herren schimpfte, immer mehr den Herrn machte, immer mehr von bessern Zeiten sprach und immer mehr den Grund zu Bösem legte und legen half, immer lauter von Selbstständigkeit sprach und immer handgreiflicher von andern ausgebeutet wurde. Dieses alles kochte schon lange in Lisis Herz und seit einem Jahre immer heftiger; so lange kocht es selten in einem Weiberherz ohne loszudonnern. Bei Christen kochte es ebenfalls nicht schlecht. Es schien ihm, seine Frau hielte zu wenig auf seine Sache, ästimiere ihn zu wenig, mute ihm zu viel zu, trage seiner Stellung zu wenig Rechnung, habe zu viel ihren eigenen Kopf, sei zu träge ihre Sachen zu machen und seine dazu, sei viel zu altväterisch, eigentlich viel zu dumm für ihn, spare am unrechten Orte, sei wiederum freigebig am unrechten Orte, gebe sich überhaupt viel zu viel mit geringen Leuten ab, und sei viel zu abergläubisch d. h. christlich, und wenn man leben

wolle zeitgemäß, so sprünge sie an den Wänden hinauf wie eine tolle Katze. Das alles ging längst in ihnen herum wie Wurmpulver, und Selbstgespräche waren längst gehalten worden, lange und bündige, gegen welche die Reden der angebrannteſten Großräte zarte Wiegenlieder sind. Die unglückliche Käthi berührte unglücklicherweise die aufgeschwollenen Zornwolken; sie gerieten aneinander und jetzt brach's los, was längst in beider Herzen kochte. Rasch ging die Schlacht los, alle Truppen wurden ins Feuer gejagt, die Batterieen spieen einander die Grundsuppe ins Gesicht, die Schüsse brannte man sich in die Augen, die Munition wurde verschossen bis auf die Patrone, welche schon am Tage nach der Hochzeit gemacht wurde, nur zum Handgemenge kam es nicht, das Terrain gab's nicht zu; Mangel an Munition und Entkräftung machten der Schlacht ein Ende. Christen lief ins Wirtshaus, ergab sich dem Vaterland und verschrie seine Frau; Lisi blieb daheim und weinte sich fast die Augen aus dem Kopfe über des Mannes entschiedenen Fortschritt.

Wie schnell einer fleißigen alten Frau die Tage durch die Finger rinnen, begreift nicht, wer im geschäftigen Müßiggange lebt; der Buß- und Bettag, die eigentliche Herbstweihe war da, ehe Käthi daran dachte. Wenn die Äcker getragen haben, der Wind mit den Blättern zu spielen beginnt, soll der Mensch seine Schuld fühlen und fassen seine Vergänglichkeit, sich sehnen nach der Sühnung seiner Schuld, fassen nach der Hand, welche ihn zieht aus dem Wirbel der Vergänglichkeit, ihn stellt auf den Fels, dessen Fuß ruht in der Ewigkeit, dessen Gipfel die himmlische Krone trägt von Ewigkeit zu Ewigkeit. Dieser Tag ist frommen Leuten überaus lieb, besonders alten. Er ist ihnen die Weihe für den langen Winter, vielleicht auch die für das kalte, dunkle Grab. Es

rieselte ihnen im vergangenen Winter so kalt durch die Glieder; sie wissen, was solch Rieseln so gerne bedeutet, das manchmal lange vorauskömmt, sehr oft aber erst, wenn der Angekündigte vor der Thüre ist. Sie freuen sich auf das, was jenseits ist, aber mit Furcht und Zittern; sie fühlen im Gewissen, daß zwischen ihnen und Gott noch manches ist, zwischen ihnen und dem neuen Menschen in wahrer Gerechtigkeit und Heiligkeit noch ein großer Unterschied. Dessen möchten sie sich daher noch versichern so recht von Herzensgrund, daß der Heiland ihr Wahrer und Hüter sei, wenn die Nacht kömmt, durch die man muß zum Grabe; daß er ihr Führer und Fürsprecher sei durch die enge Pforte und vor Gottes Throne. Aber nicht alle lieben diesen Tag, absonderlich junge Regenten nicht; denen ist's wie Schwefel unter die Nase, wenn man von Sünde spricht; denen klingt's wie Hochverrat, daß Strafe und Gnade bei Gott sind, nicht bei ihnen, und daß seine Züchtigung so gut über junge Regenten kommt als über alte arme Sünder.

Je älter Käthi ward, desto inbrünstiger feierte sie diesen Tag; sie fühlte, wie leicht in den kurzen Tagen ihr der immer kürzer werdende Atem ausgehen könnte. Selig zu sterben, war ihr höchster Wunsch; aber zu leben, bis Johannesli selbst fortkommen könnte, das war der zweite, den sie freilich nicht mit Worten ausdrückte am Bettage, aber alle Tage mit unaussprechlichen Seufzern. Käthi freute sich aber auch, Gott zu danken an diesem Tage. Dankbarkeit ist ein sehr merkwürdig Kennzeichen der Beschaffenheit eines einzelnen Herzens, sowie der Kulturstufe eines ganzen Geschlechtes. Bei der Dankbarkeit ist Demut, Freude, Friede in Gott und die Liebe, welche unbeschwert giebt und nimmt, der Geber den Begabten liebt, der Begabte den Geber; bei der Undankbarkeit ist ein

ewig Begehren, ein ewig Ungenügen; ist Neid und Hader, ein Dunkel auf Nebel gegründet, ein Überschätzen, welchem der Fall folgt, eine Selbstsucht, welche sich selbst vernichtet. So bei Einzelnen, so bei ganzen Geschlechtern.

Käthi, trotz kürzlich gemachten Erfahrungen, behauptete doch, sie hätte nie geglaubt, daß die Leute so gut seien und sie ihnen so lieb, und wenn sie nicht verhagelt worden wäre, so hätte sie dies nie erfahren; darum habe sie Gott zu loben und zu preisen, daß er ihr dies in ihren alten Tagen noch gezeigt.

Der Pfarrer predigte gewaltig von der Sünde und von der Gnade, den Übelthaten der Menschen, den Gutthaten des Herrn. Es sei Zeit umzukehren und sich zu bekehren; der Herr habe warnend den Finger aufgehoben; auf den Unbußfertigen und Verstockten werde sich legen des Herrn schwere, gewaltige Hand. Käthi hatte gebetet, geschauert, sich gefreut und ging heim fast wie in einer heiligen Wolke.

Käthi flutete nicht lange im Strome der Menge; sie lenkte seitwärts ab; sie liebte das Geschwätz der meisten Kirchengänger nicht, welche statt der eigenen Sünden die mutmaßlichen Schwächen der Nächsten verhandelten. An ihrer Hand zottelte Johannesli, welcher in der Kirche vaterländisch geschlafen hatte, jetzt übellaunig war, über Durst klagte, ums Trinken die Großmutter übel plagte. „Dem mußt abhelfen, Frau," erscholl hinter ihnen eine rauhe Stimme; „ein solch Bübli darf man nicht so befehlen lassen, potz Sacker!" — „Hörst jetzt," sagte Käthi, „der Mann hat es gehört wie du ein zwängischer bist, jetzt kannst dich schämen." — „Er wird es so gewohnt sein," sagte der graue Mann, von dem die Stimme kam, mit gutmütigem Lachen. „Allweg ist's besser, man sage es, wenn man durstig ist, als man saufe den

Leuten hinterm Rücken kübelweise. Sieh, dort bei jenem Hause mußt du zu trinken haben, bis du selbst sagst, jetzt sei es genug." — „Mag nicht Wasser, will Milch," schrie der Junge.

Was Käthi das ungern hatte und wie sie auch redete, sie machte die Sache immer schlimmer. „Tritt ein, Frau," sagte der Mann, „heute dressierst du deinen Jungen nicht anders. Frau, da bringe ich dir einen Jungen, der Milch will, hast welche?" sagte er zu seinem Weibe, welches sie erwartend auf des Hauses Terrasse stand. — „Der soll Milch haben und Kaffee dazu, wenn er will. Wir kochen am Bettag nie Fleisch," sagte sie zu Käthi, „machen es kurz über Mittag, damit zur Kirche kann, wer laufen mag; nachmittags schmeckt dann ein Kaffee doppelt gut."

Der Mann ging dem Hause zu, Johannesli zögernd nach; Käthi blieb stehen mitten auf der Straße. „Seh, komm!" rief die Frau, „und halte mit, du hast doch nichts zu thun daheim." Käthi weigerte sich, sagte, das wäre viel zu unverschämt, das mache sie nicht, und ließ sich erst bewegen, zu gehn, als der Mann sagte: „He, nun, wenn du ihn nichts schätzest und meinst, meine Frau mache den Kaffee dir zu schlecht, so wollen wir dich nicht zwingen." Kommend wehrte sich Käthi doch noch und meinte, sie dürfe wahrlich nicht mit ihnen Kaffee trinken, das sei gar nicht anständig. „Hätte nicht geglaubt, daß du so hochmütig seiest und dich unser verschämtest," sagte der Mann. — „Komm du," meinte die Frau, „sonst mußt du noch mehr hören. Wenn er ans Trümpfen (Sticheln) kommt, so wäre es mir manchmal lieber, er hätte die Peitsche in der Hand als Trümpfe im Maul."

Noch vor dem Hause meinte Käthi, in die Stube dürfe sie nicht; wenn man ihr eine Tasse da auf die Bank geben

wolle, so wolle sie es mit grausamem Danke angenommen haben. — „Mach nicht länger Schneckentänze! Hast nicht gehört, was der Pfarrer gesagt hat: wir seien alle arme Sünder, Reiche und Arme, und in manchen Stücken hätten sich die Reichen vor den Armen zu schämen, erstlich wegen dem Beispiel und zweitens wegem Hochmut. Und jetzt marsch!"

Es war Käthi ganz eigen zu Mute, als sie da in dem vornehmen Hause zu Tische saß, und wenn der Kaffee schon sehr gut war, wie sie ihn seit Jahren nicht getrunken, so that es ihr noch wohler und zwar nachhaltender, daß solche Leute sich ihrer nicht schämten und mit ihr umgingen akurat wie mit ihresgleichen. Drei Tassen voll mußte Käthi trinken; den Rest des aufgestellten schönen Emmenthaler Käses wickelte die Frau ihr in ein Papier; sie mußte ihn in die Tasche stecken, und als sie fort wollte, fragte der Mann: „Hast zu pressieren?" — „Appart nicht," antwortete Käthi, „zu kochen brauche ich heute nicht mehr; ich habe gegessen und getrunken, ich könnte es vierundzwanzig Stunden aushalten." — „Das könnte dir doch wohl zu lange werden," bemerkte er. „So komm und sitz ab." Somit saß er selbst ab auf die große grüne Bank vor dem Hause, rief seine Frau, sie solle auch kommen, und Käthi mußte zu ihnen sitzen, wo alle Leute es sehen konnten.

Es war ein schöner Abend. Wunderbar klar war der Himmel und wunderbar stille ward es unterm Himmel, so eine rechte Sabbathsstille, wo es einem so unendlich weit wird ums Herz, es einen dünkt, man fühle Flügel wachsen und werde aufgehoben stille zum Himmel auf. Kein Fuhrwerk rollte durch die Straße, keine Stimme scholl von einem Hügel zum andern Hügel, der Mühlebach rauschte leiser, die Vögel regten sich nicht im Baume; es war, als ob auch sie

Bettag hätten und in stiller Andacht dem Herrn dankten für den grünen Baum, auf dem sie saßen, für das reiche Feld, welches er ihnen bereitet hatte.

In stiller Freude saßen sie auf der Bank, wechselten trauliche Worte, und wenn sie schon weltlich lauteten, klangen sie doch feierlich und geistlich in den Seelen. Sie merkten das Eilen der Zeit nicht und wer weiß wie lange sie zusammengesessen hätten, wenn Johannesli nicht nach Kinderweise Heimweh bekommen und immer ungestümer heim begehrt hätte. „Den dressiere dann anders," sagte der Mann beim Abschied, „und komm bald wieder. Es Plätzli und es Bitzli ist immer da für dich."

In stillem Glücke ging Käthi heim; so wohl war es ihr lange nicht gewesen. Sie hatte im Herzen Gottes Gnade gefühlt und die Güte der Menschen erfahren; was will der Mensch mehr auf Erden? Wie am wolkenlosen Himmel heute die Sonne unterging, so legte sich auch Käthis Seele sorgenlos in die Arme des Schlafes, und ein unbeschwert Gemüt ist vielleicht seltener noch als ein wolkenloser Himmel. Solche Tage hinterlassen im Gemüte lange einen freundlichen Eindruck, wie die Furche, welche ein Schiff im See gezogen, sichtbar bleibt, wenn längst das Schiff vorüber ist. Aber auf wolkenlosen Himmel folgt gerne der Sturm; auf ein unbeschwertes Gemüte lagern sich gar zu gerne schwere Tage ab.

Achtes Kapitel.

Gott stellt eine Lebensfrage; da werden die Gelehrten sturm und die Unmündigen bange.

Die Tage wurden kürzer; wer nicht mit den Hühnern zu Bette wollte, mußte die Lampe hervorsuchen. In andern Jahren hatte Käthi Öl gehabt von ihrem Flachssamen, ach, und wie brannte das eigene Öl so schön und hell; solches kriegte sie nie beim Krämer, wie teuer es auch war! Dieses Jahr hatte Käthi keinen Flachssamen, mußte zum Krämer gehen. Fleißige Weiber thun solche Gänge gegen Abend. Das Restchen Sonnenlicht reicht nicht zur Arbeit, ist aber vollkommen genügend zu einem kurzen Gange auf bekanntem Wege. Leichtsinnige Mädchen benutzen die gleiche Zeit zu lustigem Geflatter; das bißchen Licht reicht hin, zu finden was sie suchen, und willkommen ist ihnen dann die Nacht, ihren Fund zu verbergen, zu verhüllen in Finsternis, wessen sie sich schämen müßten, nicht vor den Menschen nur, sondern vor jedem Lichtstrahle, der vorüber streift.

Als Käthi ins Dorf kam, sah sie viele Leute beisammen stehen; andere liefen fort, andere herbei; dabei war ein Reden und Händeverwerfen, daß es Käthi recht angst wurde. Feuer sah man keins, Krieg war nicht, vom Ausjagen der Obrigkeit war nicht die Rede gewesen, und doch mußte es was Wichtiges sein. Es werde ein Mann seine Frau halb tot geschlagen oder ein Pintenwirt sich gehängt haben; es werde für sie nichts Schlimmes sein, allweg werde es sie wenig angehen, dachte Käthi und wollte vorübergehen. Einen Vorwand, sich zu versäumen, suchte Käthi nie; sie mied das

Versäumen, wie ein Mütterchen es wohl thun muß, welches einem Korporal sein Kind durchzubringen hat. Da riefen zehn Stimmen auf Käthi los: „Hast sie auch, hast sie auch?“ Käthi erschrak; „Herr Jesus, was soll ich haben?“ rief sie. — „Die Erdäpfelkrankheit, den Erdäpfelpresten,“ rief es von allen Seiten. — Sie fühle nichts, sagte Käthi; sie sei eine alte Frau; aber arbeiten und essen möge sie Gottlob. Keine Miene verzog sich ob dieser Antwort. — „Nicht am Menschen ist die Krankheit, sondern an den Erdäpfeln. Sind deine Stauden nicht auch schwarz und stinken schrecklich?“ rief's von allen Seiten. — „Weiß nichts,“ sagte Käthi. „Habe sie seit einigen Tagen nicht gesehen. Aber es wird nicht sein; bin eine alte Frau und habe von solcher Krankheit nie gehört.“ Da sagte ihr eine Bekannte, die Zeitungen hätten schon lange davon gestürmt; aber man habe sich dessen nicht viel geachtet und gedacht, das sei gerade so wie das andere Gestürme, wo das Halbe nicht wahr sei und das andere Halbe gelogen. Aber jetzt sei die Krankheit da, kein Mensch wisse woher. Schwarz wie ein Leichentuch seien alle Äcker; es sei eine grausame Pestilenz. „Die Erdäpfel haben Pestilenzflecken, und wer davon ißt, Mensch oder Vieh, muß sterben. Denk o, Käthi, was soll man essen bis das andre Jahr?“

Von allen Seiten her kamen mehr und mehr Menschen, brachten von allen Seiten her Bericht, daß die Pestilenz auch bei ihnen sei, alles schwarz. Niemand weinte; aber Ratlosigkeit, Trostlosigkeit lag auf allen Gesichtern. Es war ein Donnerschlag aus hellem Himmel; in Angst wie versteinert standen die Menschen, wie das Vögelein vor der Schlange versteinert, deren Beute es im nächsten Augenblicke werden wird.

Auch Käthi war wie vom Schlage gerührt, vermochte kaum die zitternden Glieder zum Krämer zu schleppen; die Krämerin konnte kaum das Öl ausmessen, so zitterten ihr die Hände. „Es wird nicht sein, es kann nicht sein; so wird unser Herrgott uns doch nicht heimsuchen," seufzten beide. Aber wie in heißen Fiebern kein Trank den Durst löscht, so stillte kein Seufzen ihr Bangen. Die Angst zog Käthi heim; die zitternden Beine wollten nicht fort; der Atem stockte in der gepreßten Brust; stille stehen, absitzen mußte Käthi manchmal, ehe sie zu ihren Erdäpfeln kam. Es war Nacht geworden, mondlos der Himmel; an demselben glitzerten viele Sterne und doch war es finster auf Erden, ungefähr wie es bei vielem Wissen doch dunkel bleibt in mancher Seele. An den Erdäpfeln war nichts zu sehen, wie Käthi auch die Augen anstrengen mochte. In der Ungewißheit bleiben eine liebe lange Nacht durch konnte Käthi nicht. Sie ging heim, zündete die Lampe an, stellte sie in ein Laternchen und eilte wieder den Erdäpfeln zu, hintendrein Johannesli, der wissen wollte, was das gebe, und immer lauter schrie, je weniger die Großmutter den Atem fand zu gehöriger Auskunft.

Gebeugt leuchtete Käthi in den Erdäpfeln herum; hintendrein schrie immer lauter Johannesli. Wer aus einiger Ferne das wackelnde Licht gesehen, des Kindes Geschrei gehört hätte, würde wahrscheinlich geglaubt haben, da spuke es; entweder habe ein böser Geist ein Kind geraubt und fahre damit von dannen, oder einer wolle einen Schatz heben und suche die Stelle, wo er zur Hebung desselben das Blut eines Kindes vergießen müsse. Jetzt sah Käthi im Lampenscheine die grause, schwarze Pestilenz an allen ihren Erdäpfeln, und es war ihr, als werde, je mehr sie zünde, die Pestilenz immer schwärzer und grausiger. Da überwältigte der Jammer die alte Frau.

Sie setzte sich an die Furche und weinte bitterlich, und Johannesli setzte sich neben sie und weinte noch weit bitterlicher, aber nicht wegen den Erdäpfeln, sondern weil die Großmutter so bitterlich weinte und ihm nicht sagen wollte, warum? Das war eine viel bitterere Nacht als die Gewitternacht. Damals war es früh im Sommer, Hoffnung zum Gedeihen einer neuen Pflanzung; jetzt war diese dahin, der Winter vor der Thüre. Verkaufen zur Bezahlung der Miete konnte Käthi nicht nur nichts, sondern es stand schwarz und grausig die Frage vor ihr wie ein wildes Tier und wollte nicht weichen von ihrer Seele: Was sollen wir essen und womit sollen wir uns kleiden? Käthi rang mit dieser Frage fast wie wenn sie der Teufel selbst gewesen wäre; Käthi wußte, die Frage war Sünde, wußte, daß man sich nicht kümmern solle um den folgenden Tag; aber sie konnte in Gottes Namen nicht anders, sie mußte fort weinen und zwar bitterlich.

Das Auge, welches nie schläft, sah wohl diesen Kampf in Käthis bebender Seele; aber der, welchem das Auge gehört, zürnte wohl nicht, hielt wohl ein mild Gericht. Ein ganz ander und schwerer Gericht wird sicher der Herr über manchen haben ergehen lassen, der ganz sorglos an seiner schwarz gewordenen Pflanzung stand, sich gar nicht darum kümmerte, was sollen wir essen, womit sollen wir uns kleiden, vielleicht zehn Kinder daheim hatte und nicht zehn Kreuzer vorrätig Geld dazu, ja vielleicht mehr als zehn Thaler Rückstände. Aber diese Sorglosigkeit war nicht die Frucht eines schwer errungenen bewährten Gottvertrauens; ferner als nie stand der Sorglose von Gott; es war das Erzeugnis eines übermächtig gewordenen tierischen Sinnes. Mit großem Behagen glaubte so einer einen guten Grund erhalten zu haben, sich einstweilen gütlich zu thun. Unter dem Vorwande, seine

Kartoffeln seien angesteckt, es sei besser etwas daraus zu lösen als sie faulen zu lassen, brachte er, was er hatte, dem Brenner, nahm Branntewein dafür oder Geld, um es anderwärts zu vertrinken. Mit großem Behagen glaubte er einen fernern Grund gefunden zu haben, sich samt seiner Familie ohne Arbeit durch andere erhalten zu lassen, oder das Recht, zu nehmen, was sie nicht freiwillig geben. Eine solche Sorglosigkeit ist keine christliche, sondern das Gegenteil. Der Christ weiß, daß, was er ernten will, er säen muß, er auf anderer Fleiß sich nicht verlassen dürfe, sondern das eigene Pfund gebrauchen, jeder im Schweiß seines Angesichts sein Brot essen müsse, wer nicht arbeiten wolle, nicht essen solle, und wer seiner Haushaltung nicht Vorsorge thue, ärger als ein Heide sei. Der Christ weiß, Gott hilft da nicht, wo er Kräfte gegeben hat, sich selbst zu helfen, und giebt zur menschlichen Hülfe nur da den Segen, wo sie dem Unvermögen nachhilft und nicht dem Kreuzer, welchen der faule Bettler erhält, nicht der Gabe, welche dem Müßiggänger wird. Hat der Christ im Schweiße seines Angesichts treu gearbeitet, und die Wetter kommen, die Wasserwogen brausen, Hagel fällt, ein giftiger Hauch weht über die Felder, die Früchte sind verschwunden, am öden Acker steht der Christ, zagt und weint, da zürnt ihm wohl der Herr nicht. Es ist ja das Zagen und das Beben das Ursprüngliche in der menschlichen Natur; so bebte auch Hiob; denn ein arm sündig Menschenkind ist der Mensch, und nicht umsonst heißt es: Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest, und das Menschenkind, daß du dich seiner annimmst? Gott ist unser Fels und Hort und reicht uns seine Hand, auf diesen Fels uns zu stellen; abzustellen darauf unsern Glauben, unser Vertrauen, unser ganzes Sein, das ist unsere Aufgabe; und auf diesem Felsen sollen wir

uns halten in guten und bösen Tagen, im Leben und im Sterben. Aber daß hier auf dieser Erde das Kind selbst zum Felsen werde, der nie wankt, nie bebt, nie erschüttert wird, nie das Haupt beugt im Gefühle unaussprechlicher Ohnmacht, wenn die Schläge fallen, die Wogen rauschen, das Vergängliche dahinrollt, das Liebste auf Erden untergeht, das will ja Gott nicht.

Ein Gott kann der Mensch nicht werden, bloß ein Götz, einen solchen nimmt jeder Wind; ein Kind soll er werden, ein lieb, gut Kind; solchen gehört das Himmelreich. Und wenn die Nacht kömmt und noch dazu der Sturm, der Blitz über die Erde zuckt, das Haus im Donner bebt, da bebt auch jedes Kind; schaurig rieselt es ihm durch die Glieder, und eben in diesem Zittern sucht es den Vater, klammert sich an ihm fest, und dann noch zittert es lange fort, und lange geht's, bis es zum Bewußtsein sich erholt, daß es unter des Vaters Schutze sicher sei und keine Macht und keine Kreatur es von dessen Liebe scheiden könne. Und wie lange einer bebt und wie stark der Sturm ist, in dem er bebt, und wie groß die Gefahr ist, in welcher er bebt, alles dies zu wägen und daraus auf die Größe des Vertrauens zu schließen, dafür hat der Mensch weder Wage noch Urteil; beide hat Gott sich vorbehalten. Die arme alte Frau, welche bebend und zitternd am vergifteten Äckerlein sitzt, dessen Ertrag wenige Thaler beträgt, ist vielleicht vor Gott doch viel stärker im Vertrauen, als der Handelsmann, der kaltblütig zerfahrenen Millionen nachsieht, der König, der um einen umgestürzten Thron, der Schultheiß, der um einen eingebrochenen Sessel flennt.

Dieser Gott nun, der für solche Dinge allein die rechte Wage hat, wenn auch keine obrigkeitlich gestempelte, der sah die arme Käthi weinen und wußte, wie lange sie weinte; sie

wußte es nicht. Neben ihr war Johannesli eingeschlafen, das Lämpchen erloschen, sie hatte es nicht bemerkt. Allgemach rieselte es ihr kalt durch die Glieder; ein kühler Wind weckte sie aus ihrem Weinen und Sinnen. Tiefe Nacht war ringsum, kein Licht flimmerte mehr im Dorfe, in tiefem Schlafe schien alles Lebendige begraben, aber klar glänzten am dunkeln Himmel die Sterne. Es kam Käthi wunderbar ins Herz. Es ward ihr, als sei sie mit Gott allein und nicht im engen Kämmerlein, sondern in seiner unendlichen Weltenkammer, und er öffne ihr alle Geheimnisse der Natur und zeige ihr alle Geschöpfe, die da in den Wassern sind und in der Erde kriechen, unter dem Himmel fliegen und rennen, für welche er sorge tagtäglich; und er rolle vor ihr die Jahrtausende auf und zeige ihr, wie er mit väterlicher Hand alles geleitet bis auf diesen Tag, und der Zufall nichts gemacht habe, weder Regen noch Dürre, weder Laub noch Gras, weder Gesundheit noch Krankheit, weder fruchtbare noch unfruchtbare Jahre. Und als er ihr alles gezeigt habe, da nehme er Käthi ihr Herz aus der Brust, falte es auseinander weit, weit und suche darin und sehe Käthi an, als ob er fragen wolle: Käthi, und wo ist dein Vertrauen? Da ward es heiß und ihr Kopf brannte ihr, und ihre siebenzig Jahre standen vor ihr und in jedem Jahre sah sie Gottes Hand mächtig über sich, sah sich sichtbarlich so manchmal von Gott gerettet, und trotzdem kein Vertrauen, und wie sie doch bei jeder neuen Drangsal die alte Hülfe vergessen, in der neuen Not gewimmert habe, als wäre es die erste und wüßte sie von keinem Helfer. Jetzt sei wieder so eine Not da, eine nie erlebte zwar; aber jede Not sei einmal zuerst gewesen und über jede Not sei der alte Gott mächtig gewesen; warum sollte er es nicht auch über diese sein? Sie-

benzig Jahre sei sie alt, und so nahe der letzten Not, welche über jeden Menschen auch nur einmal komme; wie es ihr dann ergehen werde, wenn da auch kein Vertrauen sei, der Herr ihr Herz auseinanderfalte, und sie ansehe fragend: Käthi, und das Vertrauen? Käthi kam sich vor wie eine der fünf thörichten Jungfrauen, welche kein Öl in ihren Lampen hatten, als der Bräutigam kam. Sie weinte, daß die Ergebung nicht bei ihr einkehren wolle, welche mit Hiob sage: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt; das Zagen nicht aufhören, das Beten nicht kommen wolle: Vater, nicht wie ich will, sondern wie du willst.

Als Käthi so weinte, ward es ihr nach und nach heller im Gemüte; es schien ihr, Gott vergebe ihr das Wanken, weil es doch kein Abfall sei, und sie sich aufrichte und ihn zu ergreifen suche, und weil sie das könne, sei sie doch unendlich viel besser daran ohne Erdäpfel mit Gott im Herzen, als andere Menschen mit viel Erdäpfeln aber ohne Gott im Herzen. Nun wolle sie ihn aber auch behalten, dachte sie, damit, wenn die letzte Not komme, er drinnen sei, vielleicht daß dann keine Zeit wäre, ihn lange zu suchen. Da regte sich Johannesli im Schlafe, mahnte Käthi an sein Dasein. Da erschrak Käthi gar sehr, begann laut zu reden und sagte: „Ei aber nein, du arms Tröpfli, habe ich dich so ganz vergessen hier in Tau und Nachtluft! wenn das arm Bübli nur keinen Schaden nimmt! Hab ich dich vergessen, und wie würde es dir erst gehen, wenn du kein Großmüetti hättest, das noch an dich denkt! keinen Menschen hättest du, der deiner sich annehmen würde, ganz verlassen wärest du, du arms Tröpfli! Ja weiß Gott, wenn ich sterben sollte, es wüßte kein Mensch, wie es dir erginge.“ So kummernd trug Käthi

ihren Johannesli heim und kümmerte noch daheim sich lange um ihn, daß sie fast nicht schlafen konnte. Die gute Käthi, welche sich wegen der Erdäpfel Gott ergeben hatte, dachte nicht daran, das errungene Vertrauen auch auf Johannesli auszudehnen, und daß das wieder nicht recht sei, daran dachte sie wieder nicht. O es ist schwer für den armen Menschen, ein unumschränktes Gottvertrauen zu fassen, welches über alle Gebiete des Lebens sich erstreckt. All unser Jagen führt nicht zum Ziele; unser Ringen ist kein Erringen; unsere Siege sind nur Bruchstücke und Stückwerke im Kampfe, der alle Morgen neu beginnt; uns mangelt der Ruhm vor Gott; unsere Gerechtigkeit ist wie ein unflätig Kleid; mit Sünden befleckt sind unsere besten Werke.

Käthi hatte am folgenden Morgen Mühe, den vergangenen Tag sich zu vergegenwärtigen, sich zu erinnern, wann und wie sie zu Bette gekommen. Als es endlich geschah, wollte neue Angst sie erfassen, besonders als die Erdäpfel ihr am Tage noch viel schwärzer vorkamen als des Nachts, so recht grausig, daß sie nicht einmal wagte den Fuß hineinzusetzen, aus Furcht, derselbe könnte angesteckt werden von der Pestilenz. Es duldete Käthi nicht daheim; sie mußte ins Dorf, mußte zu vernehmen suchen, was da zu machen, was Menschen vorzukehren hätten. Denn die Frage: Was soll ich thun? stellt dem Menschen sich um so dringlicher, je fester sein Vertrauen auf Gott ist, dieweil er weiß, daß Gott dem Menschen das überläßt, welches im Bereiche von dessen Kräften liegt. Innerhalb dieses Bereiches erwartet der Christ nie göttliche Hülfe. Käthi fand nun des Geredes viel im Dorfe; aber guter Rat war nicht nur teuer, sondern gar nicht zu haben. Man hatte seit einiger Zeit so viel von Lebensfragen geschwatzt, jede Lumperei zu einer solchen erhoben, mit Ge-

wäsch und Geschrei sich darum gerauft, verlogen und verlästert; man hatte an solchen Lumpereien, welche man Lebensfragen nannte, so gewaltig sich versündigt, daß Gott es für gut fand, den Völkern einmal selbst eine Lebensfrage zu stellen und zwar die Kartoffelfrage.

Da hatte der Mensch Gelegenheit zu zeigen, wie selbstständig, mündig, unabhängig er sei, sein eigener Gott; da konnten die Weisen der Zeit ihre Weisheit an den Tag legen, ihren Nutzen für das wirkliche Leben, konnten den Beweis führen, daß sie auf der Kulturhöhe ständen, von welcher aus sie alle Lebensgebiete nicht bloß übersehen, sondern auch beherrschen könnten, viel besser als weiland Satan auf seinem bekannten Berge alle Reiche der Welt; da konnte das gegenwärtige Geschlecht den Weisheitszahn, mit welchem es sich allen gewesenen Geschlechtern gegenüber so gewaltig brüstet, erproben, den Versuch machen, ob es eigentlich wahr sei oder eine bloße Verläumdung, derselbe tauge eigentlich zum Beißen nicht, und obgleich er am spätesten komme, gehe er doch am frühesten wieder ab.

Es war in der That eine Lebensfrage, wie nur Gott sie schaffen konnte, welche dem Menschen vom Scheitel bis zur Fußsohle durchs Mark und alle Glieder fuhr, an welcher die Masse menschlichen Wissens am besten sich erproben konnte, so an einer scheinbar einfältigen und geringen Sache, wie die Kartoffeln sind. Und sie begriff ihren Beruf und die Gelegenheit, die menschliche Weisheit und Wissenschaft; sie stürzte sich auf diese Frage, wie auf ein fettes Lamm der hungrige Wolf. Von Ratschlägen und sichern Hülfsmitteln wimmelten die Zeitungen; fuderweise flogen die guten Räte unter dem Volke herum, und zwar unentgeltlich, und doch kamen sie manchem teuer genug zu stehen.

Gründlich und zwar wissenschaftlich gab man die Gründe an, warum diese Krankheit entstanden sei, habe entstehen müssen, wie nun ihr Fortgang zu hemmen, der Krankheit künftig gründlich vorzubeugen sei; dann kamen die Räte und Mittel, wie man mit den Kartoffeln zu verfahren hätte, sie zum Teil ganz zu retten, die angesteckten so gut als möglich zu benutzen; denn nach einigem Schwanken und Zweifeln hatten die Gelehrten mit Glanz zur bestimmten Wahrheit erhoben, daß weder Schweine noch Menschen vom Genusse der angesteckten Erdäpfel stürben; es hatten nämlich einige Schweine und Menschen davon gefressen, und es hatte ihnen nichts geschadet, und daraufhin eben bewiesen die Gelehrten gründlich, daß es ihnen wirklich nichts geschadet und auch nichts hätte schaden können.

Über den Ursprung der Krankheit waren die Gelehrten verschiedener Meinung; begreiflich behauptete jeder, er habe recht. Nach dem einen war der Regen schuld, nach dem andern die Sonne, nach dem dritten der Dünger, nach dem vierten der Boden, nach dem fünften der Same oder die Setzlinge, nach dem sechsten Schwämme, nach dem siebenten Insekten u. s. w. u. s. w. Nun sollte man das Kraut abmähen und vergraben kirchturmtief, sollte eggen, sollte schnell graben nach dem einen, nach dem andern die Erdäpfel im Boden lassen, bis sie zu sich selbst gekommen und sich wieder erholt hätten; denn warum sollten Erdäpfel sich nicht so gut erholen können als Menschen; seien ja doch die Vorrechte aufgehoben. Nach dem einen sollte man sie auf dem Acker liegen lassen, nach andern an trockne Orte ausschütten. Dörren sei gut, sagten die einen, beizen noch besser, die andern. Die allerklügsten gaben an, man solle die Erdäpfel in kleine feine Scheibchen schneiden, sorgfältig dann jedes Scheibchen mit

Salz bestreuen, säuberlich sie dann im Backofen langsam trocknen; dann kriege man ganz herrliche Kartoffelschnittchen, vornehmlich für Salat. Eine äußerst interessante Arbeit für einen Bauer, der die Erdäpfel von zwei bis drei Jucharten in Scheibchen zu schneiden und diese säuberlich mit Salz zu bestreuen hätte. Die einen rieten, im Herbste Kartoffeln zu setzen; die weisesten aber meinten, am allersichersten führe man, wenn man im Februar die Kartoffeln in Blumentöpfe stecke, sie so an der Wärme hätte im Zimmer, bis es draußen warm werde; dann setze man sie hinaus ins Feld, eine allerliebste, interessante Arbeit, für drei Jucharten die Setzlinge in Blumentöpfen zu ziehen. Das wäre ein Herrenfressen für die Töpfer; eines Absatzes von Billionen Millionenmal Blumentöpfen wären sie sicher. Ach das wäre schön!

Die Trompeter der Wissenschaft, die Hausierer der Kultur, welche dieselbe en détail vertragen und verschachern bis in die unterste Klasse der Kulturmenschen, die Zeitungsschreiber, ermangelten nicht, was die Gelehrten entdeckten, so kräftig auszuposaunen, daß Jericho's Mauern eingefallen wären, wenn sie nicht glücklicherweise schon eingefallen gewesen wären.

Je merkwürdiger und interessanter so eine gelehrte Entdeckung war, desto lauter wurde sie ausposaunt, desto nötlicher angepriesen; die Regierungen gebärdeten sich wirklich sehr landesväterlich; es fehlte nicht viel, sie wären ausgezogen, die Räte, die Schreiber allzumal hätten den Bauern gezeigt, wie man Erdäpfel in Scheibchen zerschneide, mit Salz bestreue säuberlich; wären mit Töpfen (Setzer, setze nicht etwa Tröpfe!) gekommen und hätte den Bauern gezeigt, wie man Erdäpfel ziehen könne akurat wie Hyazinthen. Ach Gott, wie schön wäre das gewesen! Wie hätte dies das Vertrauen zwischen Regent und Volk festigen müssen, ganz anders als

so ein lumpichtes Vertrauens-Votum oder eine noch lumpichtere Adresse! Und welch Exempel für die Nachwelt, wenn die Regenten selbst die Träger der Kultur gemacht, mit leeren Töpfen im Lande herum von Hütte zu Hütte gezogen wären, mit leeren Töpfen, worein man was setzen könnte. Ha, das war eine Zeit, wo die Wissenschaft sich geltend machte, die ihr gebührende Stelle einnahm, wo, wie ein Hirsch zur Wasserquelle, zu diesem Borne der Weisheit jeder Landmann lief um Rat und Regeln, welche die Erfahrung bei dieser unerhörten Erscheinung ihm nicht an die Hand gab. Da hätte mancher dumme Junge lernen können, was das Wissen ohne Erfahrung ist, und das wollte Gott vielleicht auch zeigen, als er diese Lebensfrage vor die Völker stellte. Und mancher Gelehrte hätte sich veranlaßt finden können, alle seine unumstößlichen Sätze von neuem zu durchgehen. Vielleicht wollte Gott diesmal nicht bloß den Unmündigen was zeigen, sondern auch den Gelehrten. Indessen dumme Jungen und Gelehrte sind nicht immer so weit auseinander als man denkt; nicht selten haben sie miteinander gemein: Augen, die nicht sehen, Ohren, die nicht hören, einen Verstand, der nichts begreift, und namentlich Gottespredigten nicht.

Wir sind weit davon entfernt, den Wert des Wissens nicht zu schätzen; aber sein Überschätzen mögen wir nicht leiden. Das Wissen allein hat noch keine Nation groß gemacht, wohl aber dessen Überschätzen sie verdorben und in Knechtschaft gebracht. Als die Babylonier reden wollten wie Gott, wurden sie verrückt, und als die Griechen nur räsonnieren, disputieren, definieren wollten, wurden sie erniedrigt bis zu Hunden der Türken. Es soll in allem Maß und Schranke sein; werden diese überschritten, so öffnen sich die Abgründe.

Nun stand Käthi, wir wollen es offen bekennen, nicht einmal auf der Kulturhöhe, daß die Wellen des Wissens ihre Schwelle bespült hätten; ihr Lebtag hatte sie keine Zeitung gelesen, höchstens eine gesehen, jedoch immer nur von weitem. Was andere gelesen, gehört hatten, das vernahm allerdings auch Käthi, aber so kraus und kunterbunt durcheinander, daß sie recht traurig war und dachte, wenn es doch Gottes Wille wäre, daß er jemand schicke, der einem sage, welcher unter den Räten der beste sei; so aber habe man vor lauter Räten gar keinen Rat.

Neuntes Kapitel.

Vom Verlauf der Frage und wie es Käthi und andern dabei geht.

Das erste, was man sicheres vernahm, war eben, daß die angesteckten Kartoffeln nicht giftig seien und mit Vorsicht genossen werden könnten. Wenn es recht finster ist, kömmt das kleinste Licht willkommen, und wo man das Ärgste erwartet hat, ist jede Milderung ein Trost.

„Gottlob," sagte Käthi, „so ist doch nicht alles verloren. Es war mir von anfang, ich wollte mich darein ergeben, wenn man doch nur zur Notdurft zu essen hätte. Gottlob, es ist doch einer über uns, und der lebt noch."

Das zweite, was man glaubte, war, daß man die Erdäpfel so rasch als möglich aus dem Boden machen müsse. Das traf sich nun in eine Zeit, wo man ohnehin alle Hände voll zu thun hat, und in ein Jahr, wo man, der vielen Regentage wegen,

ohnehin mit allen Arbeiten zurück war. Mit Grummet, Hafer hatte man noch zu thun, sollte dazu den ganzen Tag mit dem Pfluge im Felde sein; denn früh säen hat Gold im Munde, und voll Obst hingen an vielen Orten die Bäume, und jetzt, in das alles hinein, das Erdäpfelausmachen, welches man sonst zuletzt vornahm, oder wenn an den Erdäpfelacker die Reihe kam gesäet zu werden, was zumeist zuletzt geschieht.

Da wurden die Hände rar. Nicht bloß die gewohnten Leute mußten alle an Tanz, und kein Bauer knauserte und wollte alles mit seinen eigenen Leuten erzwingen. Da sandte man hinaus auf die Kreuzwege und las zusammen, was man fand, fragte nicht, ob sie taub, blind oder lahm seien, sondern bloß, ob sie Erdäpfel ausmachen oder doch wenigstens auflesen könnten.

Die meisten ärmern Leute haben ihre Häuser oder ihr Haus, aus welchem ihnen ihr Verdienst zuwächst, wo sie nachrechnen, wann sie wieder hingehen, oder ihnen was zufallen könne, und wo sie es sehr übel nehmen, wenn sie einmal übergangen werden sollten. So einer macht oft ein sauer Gesicht und spitzt die Ohren, man weiß nicht warum. Er hat vernommen, Jöre Joggi fange morgen an zu heuen, und ihm hat noch niemand was gesagt. Da pocht es an seinem Fensterchen; plötzlich macht er glückliche Augen, öffnet und hört: „Peter, morgen geht's Heuen an; fehl nicht; der Melker sollte es dir gestern sagen, vergaß es aber." — „Der ist ein Löhl und bleibt ein Löhl," sagt Peter, und fragt: „In welche Matte geht's?" und ist glücklich, daß der Verdienst wieder angeht. Jetzt aber dachte jeder Arme: Wenn es nur Gottes Wille wäre, daß mich niemand bestellte, daß ich meine zuerst ausmachen könnte, und nun klopfte nicht bloß ein

Finger an sein Fensterchen, sondern mancher; die Fragen purzelten ordentlich übereinander. „Hab' dich wollen fragen, ob du morgen kommen könnest? Bin schon an sieben Orten gewesen und an allen hatten sie schon versprochen, und Leute müssen wir haben, selb ist fertig!" Diese reichen Nachfragen freuten den Armen nicht. Gepreßt sagte er: „Kann nicht kommen, hab' schon versprochen, wäre aber lieber daheim geblieben," und macht mit Seufzen das Fensterchen wieder zu. Er muß gehn und andere ausmachen, seine im Boden lassen. Äußerer Zwang ist freilich keiner da; aber er denkt: Lasse ich den Bauer stecken in seiner Not, so hilft er mir auch nicht in meiner Not.

Es scheint schrecklich, daß der Arme dem Reichen helfen muß sein vieles retten, statt daß der Reiche dem Armen zuerst hilft sein weniges aus dem Boden machen, daß der Arme solchem Zwange zu unterliegen scheint, nicht davon emanzipiert wird. So scheint es theoretisch, und so würde es auch ein Dachstübchen-Gelehrter darstellen, der für die Emanzipation des Volkes schreibt, im Grunde aber sich vom Dachstübchen emanzipieren und zu confortabelm Leben, zuweilen mit etwas Champagner, verhelfen möchte. Indessen sieht dieses viel grausamer aus, als es wirklich ist. Vor allem aus darf man das patriarchalische Verhältnis, welches Gottlob noch öfter stattfindet als man denkt, nicht vergessen. Der Reiche, welchem der Arme arbeitet, wird vom Armen betrachtet als seine sichtbare Vorsehung, welche ihn nicht im Stiche läßt, und der Reiche ist's auch. Bedarf der Arme was: Geld, Holz, Zug, Taufzeugen, so ist's bei seinem Bauer nie nein, wie er sagt; und sagt jener: „Ich sollte morgen absolut daheim sein", so sagt der Reiche: „Es ist lätz, es ist mir z'wider, aber wann du es nicht anders machen kannst, so

sei's; aber übermorgen komme mir; du weißt, was zu thun ist." Nun betrachtet sich der Arme auch als dem Reichen notwendig; er glaubt, ohne ihn könne es dort nicht gehen; das ist sein Stolz. Er betrachtet seinen Verdienst als die Hauptsache, die eigenen Pflanzungen als eine Nebensache, welche durch Frau und Kinder zu beschicken sind, und wenn Not an Mann kömmt, so sagt er: „Meister, wenn du die Frau oder die Kinder brauchen kannst, so sag's; sie müssen auch kommen; was sie daheim zu machen haben, können sie immer noch machen." Ferner hat der fromme Arme, welcher seine Abhängigkeit von einem höhern Willen täglich erkennt und bekennt, zumeist mehr Ergebung und Geduld als der Reiche, welchem mehr Mittel zu Gebote stehen, den eigenen Willen durchzusetzen, welcher mehr zwängen kann. „So bös, wie man sagt, wird es kaum gehen; der liebe Gott wird wohl noch an die armen Leute denken. Und wenn's ist, wird man es ertragen müssen, bis es besser kömmt; wer weiß, für was es gut ist; wenn er nur die guten Leute nicht alle nimmt und der alte Gott bleibt, so wird es wohl zu leiden sein," so heißt's. Was der Arme entbehrt, darf ferner nicht beurteilt werden vom Standpunkte des verwöhnten Menschen und des verderbten Menschen, der meint, was der Reichste genieße, sei Bedürfnis für alle, weil ihm der Neid dasselbe zum Bedürfnis macht. Es muß beurteilt werden mit den Augen des Armen selbst. Per Exempel, so ein Taugenichts von Stadtschlingel muß das Leben eines Tagelöhners für eine Hölle ansehen, während der ehrliche Tagelöhner den Stadtschlingel von oben bis unten mit der allersouveränsten Verachtung ansieht. Mit viel mehr Resignation stirbt auch der Arme aus den gleichen Gründen, bleibt bei einer Gefahr, welche in sein Leben hineinragt, gelassen, während der Reiche zappelt und mit Händen und Füßen dreinschlägt.

So ist's im Gewöhnlichen; nun aber war die Kartoffel-Krankheit was Ungewöhnliches, Ungeheures; sie war eine Lebensfrage und ergriff Reiche und Arme, und mancher Arme hörte den Ruf zur Arbeit nicht gerne; es war ihm wie einem Hausvater, der bei einem Brande erst die eigenen Kinder, sein Weib, seine Habe retten will, ehe er andern zu Hülfe eilt; denn da schien eben kein Warten zu sein, so wenig als bei manchem Brande. Er machte Tag und Nacht Kartoffeln aus in seiner Seelenangst, reife und unreife, während andere sich Gewalt anthaten und andern halfen.

Käthi gehörte zu den letztern; sie gehorchte, ging und half; aber manchen Kampf hatte sie zu bestehen, und manchmal brannte ihr der Boden unter den Füßen, meinte sie vom Acker laufen zu müssen. Verschieden waren die verschiedenen Sorten angesteckt; die Leute meinten, es liege an den verschiedenen Sorten; meinten, die Insekten oder die Schwämme liebten die einen mehr als die andern u. s. w. Machten sie nun an einer Sorte aus, wo es keine oder wenig angesteckte gab, so waren die Arbeiter wohlgemut, und Käthi schlief prächtig selbe Nacht. Kam nun eine andere Sorte, bei welcher die meisten Knollen Flecken trugen oder ganz krank waren, dann war's, als ob keine Sonne am Himmel sei, wie schön sie auch scheinen mochte; keinen Spaß hörte man, kein hell Gesicht sah man, und wer in die Gemüter gesehen hätte, der hätte gesehen, wie in mancher sonst leichtfertigen Seele die Wolken des schwersten Kummers heraufgezogen waren. An solchen Tagen mochte Käthi den Feierabend nicht erwarten, und ob's auch Nacht war, wenn sie heim kam, ging sie mit dem Laternchen auf ihr Äckerlein, hob Stauden auf, forschte, wie es mit den Erdäpfeln bestellt sei, und vielleicht entrann ihr wohl zuweilen das Wort: „Gottlob, noch lange nicht so böse, wie dem Bauer seine!“

Das war ein Herbst, in welchem die Hausfrauen geprüft wurden, eine recht fest sein mußte, wenn sie bestehen wollte, und ob eine bestanden ohne Ungeduld, das weiß Gott. Im Herbste wartet der Bäurin in gewöhnlichen Jahren Arbeit, daß sie oft nicht weiß, steht sie auf den Füßen oder geht sie auf dem Kopf, und wo sie zu allem die Hände hernehmen soll. So viel Hände als er kann, nimmt der Mann selbst, wenn er kein schlechter Hauswirt ist, auf den Acker, zu dem großen Geschäfte des Sammelns; der Hausfrau bleiben die Geschäfte des Innern. Was sie nicht selbst machen kann, dazu muß sie Zeit und Hände stehlen. Sie muß die Besorgung von Flachs und Hanf zu Ende bringen, den Samen der Gartengewächse einsammeln, das Obst, den Kohl, die Rüben und Möhren dörren und einkellern, sollte waschen, sollte noch eine Menge Dinge machen, denen man keinen Namen geben kann. Zu diesem allem kam nun noch die Erdäpfelplage mit allen den unsäglichen Plackereien, welche die Gelehrten anrieten, von denen kaum einer eine Kartoffel gesehen anders als geschunden und gebraten. In die Keller sollte man sie nicht thun, was schon in den Kellern war, herausnehmen, sie ums Haus herum legen, bald an die Sonne, bald nicht an die Sonne, bald rühren, bald nicht rühren; gedörrt, gebeizt, geschneibelt mußte werden, ausgelesen alle Tage die neu sich ansteckenden aus den gesund gebliebenen. Dazu kam an vielen Orten das Obst, mit welchem man nicht wußte wohin, das auch gedörrt sein wollte oder faulte. Das alles sollte die Bäurin besorgen, dazu einen Trupp hungriger Arbeiter speisen, die Speisen selbst rüsten und kochen, und dazu nicht wissen, wo laufen, ohne über Erdäpfel zu fallen oder Äpfel zu zertreten. Das war ein Herbst, an welchen jede Bäurin denken wird, und ob welchem mancher Herrenfrau,

wenn sie nämlich was davon begreift, das Haar sich zu Berge stellt beim bloßen Denken daran.

In diesem Herbste sah man selten eine Bäurin Erdäpfel graben auf dem Felde. Das Sammeln jeder Frucht erweckt sonst Freude; ein fröhlich Leben regt sich auf den Feldern, in den Weinbergen; es ist ein Vorgeschmack der seligen Zeit, wann der Landmann die Ernte sammelt, die auf dem Acker seines Geistes ins ewige Leben wuchs. Unter allen Ernten ist die Kartoffelernte wenn nicht die fröhlichste, so doch die bedeutsamste für den Lebensunterhalt. Es erntet da der Reiche und der Arme, und der Arme und der Reiche verrichten wenige Arbeiten lieber als das Ausgraben von Erdäpfeln. Es giebt Bauern und Bäurinnen, welche wenig mehr arbeiten im Felde; aber beim Erdäpfelgraben sind sie dabei, und selten wird Bauer oder Bäurin zu finden sein, welche nicht wenigstens einen halben Tag an diesem eigentümlichen Schatzgraben teilnehmen; denn da geht es hell und lustig zu bei heiterem trockenem Wetter, und was da für ein Treiben ist um die schönen Stauden, welche der verborgenen Schätze viele versprechen; wie hoch die Hacke gehoben wird, um glatt und sauber in einem Ruck den ganzen Schatz zu Tage zu fördern! „Nein, aber sehet, sehet," schreit der glückliche Gräber auf, „wie große, wie viele!" und während man sieht und zählt, schreit am andern Ende ein anderer auch über einen noch glücklicheren Fund. So läuft ein halber Tag herum, man weiß nicht wie, und unerwartet tönt die Feierabendglocke, welche die auf den Feldern Zerstreuten zu Weib und Kind und Vieh, zu ruhigem Schlafe unter sicherm Dache ruft. Freilich mag wohl hie und da ein faul Knechtlein, eine meisterlosige Magd, ein verzärtelt Töchterlein nicht bloß die Abendglocke gerne hören, sondern auch bei jeder Kartoffel,

die sie auflesen müssen, seufzen: „Ach Gott, wenn die nur schon gegessen wäre, oder, wenn's ein Pfannkuchen wäre, oder gar ein Speckſalat!“ Ja, es mag sein, daß hie und da ein ganzer zuchtloser Haufe, vielleicht einem Wirte, einem Müller oder einem Fabrikanten angehörend, sich ärgert am Erdäpfelsegen, flucht, wenn sie doch nur alle z' D . . . würden, ehe man sie zu fressen kriege, oder, daß der Bauer oder die Bäurin sie allein fressen müßten, und daß der in alle Ewigkeit nichts als Erdäpfel fressen müsse, welcher sie ersinnet hätte. Neben dieser heillosen Schar gräbt vielleicht ein einzig Weib Erdäpfel auf einem kleinen Acker. In der Furche sitzt oder liegt ein Kind; ein bedeckter Topf ist nicht weit davon; ein ander Kind trippelt mühsam um die Mutter, fällt alle Augenblicke nieder. Bald muß die Mutter dieses aufheben, bald das in der Furche trösten und ihm zu trinken oder zu essen geben, das andere neben ihns setzen, daß es mit ihm spiele, die Zeit ihm vertreibe und die Fliegen. Trotz diesen Mühen wird die Mutter nicht ungeduldig, sondern ist freudig bei der Arbeit. Groß und prächtig rollen die Erdäpfel zu Tage, bei jeder Staude schöner. Die gute Frau zählt sie mit freudeglänzenden Augen. „Nein aber, siebenundzwanzig unter einer einzigen Staude, und so schöne! zwei ganze Mahlzeiten, und wie die gut schmecken werden! O, man weiß nicht, wie gut man lebt, wenn man gute Kartoffeln hat! Gottlob, für ein Jahr wäre wieder gesorgt! Gottlob, daß mr's hey, können wir beten, und daß wir dazu beten können: Gottlob, daß mr's meu (Gottlob, daß wir's haben, Gottlob, daß wir's mögen), das wird er wohl auch schaffen. Unsereinem sollte nicht kummern; lebt doch der alte Gott noch, und daß er an uns sinnet, das sehen wir den Kartoffeln an. So ein klein Stücklein Land, unserer viere leben davon, können vielleicht noch

verkaufen, und bringen wir das Geld zusammen für eine Ziege, so ist genug auch für die da, Gottlob und Dank!" So spricht eine Mutter, deren Mann den Hauszins verdient und vielleicht was an die Kleider, welcher also die Sorge für die Haushaltung und deren Unterhalt fast allein obliegt; freudig gräbt sie, bis es Abend wird, und wenn sie endlich ihren Karren an den Wagen eines Bauern, der mit vier Rossen seine Erdäpfel heimfährt, hängen darf, geht sie, ein Kind auf dem Arme, eins an der Hand, freudevoll, mit munterm Schritt und kühnem Gesichte, fast wie ehedem, wenn sie vom Tanze kam und die Buben sich um sie die Haare aus dem Kopfe gerissen. Sie belebt das freudige Gefühl, sie habe nun Speise, welche sie selbst gepflanzt und besorgt, für sich und ihre Kinder einen langen Winter durch und einen noch längern Vorsommer; sie denkt in demütiger Freude, sie müsse Gott doch lieb sein, daß er ihr alles so wohl behütet, so schön und reich habe gedeihen lassen.

Wer die Erdäpfel kauft, hat solche Freuden nicht, und wer nicht Mutter ist, und arm dazu, der begreift solche Freuden schwer. Sie sind süß und wonnereich und stärken ein solch arm Weib mit der großen Kraft, sein Kreuz zu tragen und auszuharren treu in allen Nöten des Lebens, und die Kinder zu erziehen in der Zucht und Vermahnung des Herrn. Solche Freuden sind wahre Zaubertränke, durch welche der Herr arme Menschenkinder erfüllt mit wunderbaren Kräften, sie groß macht in der Treue, wenn auch über Wenigem. Aber solche Freuden sind nur bei dem, welcher sich genügen läßt und demütig ist, der den Bruder nicht beneidet, Gott seine Gelüste nicht vorzählt, ihr Gewähren fordert als ein Recht; nur bei dem, welcher Weniges und Vieles empfängt dankbar als unverdiente Gabe, und in dem Wenigen

und Vielen die Huld sieht, welche zum Heil führt, den einen durch Weniges, den andern durch Vieles, und jeden mit der gleichen Liebe und der Weisheit, welche die Mücken geschaffen hat und die Sterne gerundet. Wer auf einem großen Felde die Menschen übersieht, welche in der gleichen Ernte stehn, und er könnte sehen in die Herzen hinein und erfassen, was da wächst und wuchert, da würde er sehen, wie der Herr der großen Ernte auf dem gleichen Felde Tausende von Äckern hat, und jeden verschieden; es würde ihn schaudern, wenn er denkt, was mit so vielen Äckern der Herr machen muß; er würde aber auch demütig werden und beschämt, wenn er sieht, mit welchem Wohlgefallen der Herr in Herzen sieht, welche der Mensch nicht achtet, welche aber in Liebe und Treue blühen und vor Gott die reichsten Früchte tragen.

Im Herbst 1845 war bei der Kartoffelernte keine helle Stimmung; stille war es auf den Feldern, trüb waren die meisten Gesichter, und wenn man schon einen Bauer und hie und da eine Bäurin auf dem Felde sah, so war es nicht wegen der Freudigkeit, sondern wegen der Bangigkeit, und wer sonst arme Weiber freudvoll sah, sah jetzt sie weinen bitterlich. Hie und da wohl mag ein frech Knechtlein oder gar eine ruchlose Gesindeschar frohlockt haben, daß die Erdäpfel bald gegessen seien, mit Reis und Mehlbrei der Bauer jetzt aufwarten, zweimal in der Woche backen und mit dürrem Obst und vorrätigem Fleisch zum Vorschein müsse; jetzt einmal sei die Zeit, wo der Bauer seinen Diensten gönnen müsse, er möge wollen oder nicht, was sonst Müller und Metzger kriegten. In solchem Gesindel ist keine Spur von der Treue, welche im Hunde wohnt, kein Blick, der über die nächste Stunde reicht, während in so vielen Tieren die Ahnung der Witterung ist, und bedächtige Vorsorge für kommende Ge-

fahren. Solche Tröpfe dachten nicht, daß in dem Maße, wie die Speise fehle, desto mehr Leute verabschiedet würden, weil der Bauer Arbeit verschob, mehr selbst machte, mehr den Kindern zumutete, und daß der Bauer den Instinkt habe, die zu verabschieden, welche sich am meisten auf Reis und Mehlbrei freuten. Wo sollte dann so ein verabschiedet Knechtlein Platz finden bei dem Mangel an Speise, den überflüssigen Händen, den hungrigen Bäuchen ohne Zahl? Verflucht wunder nehme es ihn, was die Bäurin für ein Gesicht machen werde, wenn sie den ersten Reisbrei an einem ungeraden Werktage auf den Tisch stelle, sagte ein halbbatzig Knechtlein. Am folgenden Tage schon kam eine große Schüssel Reisbrei auf den Tisch, und eine zweite noch brachte die Bäurin eigenhändig, stellte sie vor das Knechtlein ab und sagte: „Jetzt sieh, was ich für ein Gesicht mache, dann iß, und wenn du genug hast, so komm und hol den Lohn; er ist schon aufgezählt. Dann kannst an andern Orten auch sehen, was die Bäurin für ein Gesicht macht, wenn sie Reisbrei auf den Tisch stellt." Da waren dem Knechtlein Freude und Hunger so ziemlich vergangen; indessen hielt es sich nicht dafür abzubitten, es machte ein trotzig Gesicht, sagte, es lasse sich das Maul nicht verbinden, und was es rede, ginge niemand was an, holte den Lohn und marschierte ab. Aber wohl, diesem Knecht verging der Trotz; sechs Wochen marschierte er und noch hatte er keine Bäurin gesehen, welche Reisbrei auf den Tisch gestellt hatte; ja er hatte noch keinen Tisch gesehen, an welchem man ihm einen Platz angewiesen hätte. Er mußte gebettelt Brot essen, mußte in Ställen schlafen; wohl, da verging ihm der Trotz, und froh war er, als er um alle Tage genug Erdäpfel ganze Tage dreschen durfte, und was ihm dabei so noch alles in die Brüche gegangen, durfte er

nicht einmal sagen. Er war kaum 20 Jahre alt; aber das Dienen hatte er schon grausam satt. Solche verfluchte Sklaverei stehe er nicht länger aus und lieber wollte er ein Hund sein als ein Knecht, hatte er alle Tage gesagt. Nahe wohnte ein Mädchen, welches kürzlich dreißig Thaler ererbt hatte; auf die hatte er spekuliert. So viel Geld hatte er sein Lebtag nie beisammen gesehen; den Lohn zog er immer ein batzenweise; dreißig Thaler kamen ihm vor wie ein großes Vermögen, auf welchem er sich behaglich zur Ruhe legen, die Füße von sich strecken, eine Pfeife ins Gesicht stecken und so gemächlich den jüngsten Tag erwarten könnte. Nebenbei, dachte er, könnte er Tabaksfabrikant oder Müsterler (Mustereiter) werden, am liebsten Wirt, der brauche den Leuten nicht nachzulaufen; sie kämen zu ihm, und werde er durstig, so habe er den Wein nicht weit. Er glaubte die Katze im Sack zu haben; denn das Mädchen hatte sich schon bei ihm gestellt und mit ihm gesprochen: Er sei ein Unflat, hatte es ihm gesagt, ein Schlingel, nicht wert der Sonne, welche auf ihn scheine; wenn es der liebe Gott wäre, es verschlüge ihm das Maul mit D . . ., und das wäre noch fast schade; es wäre das Sauberste, was er je darin gehabt. Komme er ihm näher als drei Schritte zum Leibe, so zeichne es ihm mit seinen fünf Fingern das Gesicht, daß man meine, der Teufel und seine Großmutter hätten darauf gneujahrt. Das hatte der Bursche für Liebe genommen und gesagt, sie hätten es alle so: je stärker sie einen liebten, desto wüster sagten sie ihm; die Mutter hätte manchmal gesagt, sie hätte ihrem alten nie anders gesagt als Hung und Schelm und sonst noch mehr. Er hatte schon lange gestürmt, nach Weihnacht müsse geheiratet sein. Jetzt war es aus mit dem Heiraten; um bittere grüne Erdäpfel konnte er einen ganzen Tag dre-

schen und nach Weihnacht wußte er wieder nicht, wo er sein Haupt hinlegen solle, und was essen? So geht's in der Welt; so oft ist der Mensch selbst der Bengel, den er sich selbst zwischen die eigenen Beine wirft; wir meinen nicht bloß wegen Mädchen, sondern auch wegem Reisbrei.

Auf ihr Äckerlein kam Käthi lange nicht; an gar manchem Orte mußte sie Kumm-mer-z'hülf sein, wie man zu sagen pflegt. Eine vertraute Person, welche man über alles schicken konnte, kam gar mancher Bäurin wohl in diesem Herbste. Käthi verdiente ihrer Ansicht nach ein ordentlich Stück Geld, wenn auch der Taglohn nicht mehr als drei Batzen nebst der Speise betrug, und an den Erdäpfeln litt sie nicht Schaden, eher das Gegenteil. Nach und nach war der vor lauter Gelehrsamkeit stille gestandene schlichte Verstand wieder in Fluß gekommen und hatte begriffen, daß das Herumrühren der Erdäpfel um die Häuser, wie man geschmolzene Butter rührt, daß sie nicht Knollen kriegt, nicht bloß die Krankheit nicht hemme, sondern auch die gesunden verderbe, indem Erdäpfel das Trockenliegen und absonderlich die Sonne nicht ertragen mögen; Erdäpfel wollen Erde über sich oder Kellerluft um sich. Wer spät ausmachte, hatte den Verdruß nicht, daß ohne Flecken ausgemachte hintendrein die Pestbeulen zeigten; was er gesund ausmachte, blieb gesund. Indessen hatte auch Käthi kein freudig Ausgraben; denn sehr viele angesteckte fanden sich, und je mehr Erdäpfel im Boden sich fanden, desto mehr drängte der Gedanke sich auf: wie schade, so viel angehängt und so viele nichts wert! Bei dem vielen Graben jedoch und dieweil man anfänglich alles verloren gab, hatte Käthi sich angewöhnt, jeden gesunden Erdäpfel als einen gefundenen anzusehen, während man zuerst jeden kranken als einen verlorenen betrachtete. In Beziehung auf den Ertrag kam es

wohl auf eins heraus, ob man es auf die erste oder zweite Weise ansah; doch in Beziehung auf die Gemütsstimmung lag zwischen beiden Ansichten eine himmelweite Kluft. Nur reuten Käthi die sogenannten Tschägger oder Corsikaner grausam; sie blieben am längsten und Käthi hatte viele dieser Art, und wenn man deren übrig hat, so gelten sie am meisten, weil sie noch um Michelstag so schön mehlicht sind, daß einem ordentlich das Herz im Leibe lacht; diese fehlten fast ganz. Der giftige Wind hatte gerade diese in der Entwickelung im Blütenstande getroffen, in welcher die Pflanze Schädliches am wenigsten ertragen mag, wie man an den Obstbäumen das Exempel so oft hat. Mit den kranken wußte Käthi nichts zu machen als sie zu essen oder zu dörren; um eingebeizte zu brauchen muß man Schweine haben; diese fehlten Käthi. Scheibchen zu machen, ein Büschelchen Salz auf jedes zu streuen, wie Kinder auf das Butterbrot, dazu fehlten ihr drei Dinge: Glauben, Salz und Zeit. Dem Brenner mochte sie sie nicht geben; sie hatte ein Grausen darob; sie sah, wie viele Menschen sich ob dem Brennen und dem Branntewein versündigten, und wie sehr sie sich bei diesen Sünden beteilige, wenn sie ihre Erdäpfel brennen ließe, vermochte sie nicht zu ermitteln. Alle auf einmal essen, war wohl stark, besonders für eine alte Frau und ein Kind; denn zehn Centner angesteckter Kartoffeln waren ungefähr zu versorgen.

Zum Dörren hat man Holz nötig; Käthi besaß keinen Wald und auch kein Recht in irgend einem Walde. Wohl hatte sie eine sogenannte Kunst in der Stube, d. h. in der Stube einen Tritt am Ofen von Sandstein, welcher durch das Kochen von der Küche her warm wurde. Aber so ein arm Fraueli, welches das Holz kaufen oder von guten Leuten erbitten muß, kocht weder Schinken noch Rinder, hat nicht, wie

eine Herrenköchin, entweder halb zu viel Feuer oder halb zu wenig, sondern geht mit dem Holze um, wie sparsame Weiber mit dem Zucker; so ein Tritt wird daher vom gewöhnlichen Kochen nicht heiß zum Dörren. Eigentlich zu heizen schon im Oktober brachte Käthi auch kaum über das Herz; ihre Großmutter selig hatte es auch nie gethan. Käthi wäre eigentlich eine Frau gewesen für die neue Zeit, wo unvernünftig Holzschlagen und unvernünftig Holzbrennen viele Länder holzarm machen. Es ist ein heillos Ding, wie Staatsmenschen und Küchenmenscher aus Mutwillen, Bosheit, Hochmut, Unverstand Holz brauchen, das Holz verdünnern. Was Küchenmenscher nutzlos verbrauchen, diente Tausenden von Armen für einen warmen Ofen. Waren doch die Küchenmenscher auch arm, sind arm und bleiben arm! Und was die sogenannten Staatsökonomen in diesem Punkte sündigen, werden sie wahrscheinlich büßen müssen, daß sie in der Hölle nicht ins Feuer geworfen, sondern in Eis gesetzt werden; denn sie sündigen nicht bloß an diesem Geschlechte, sondern auch an dem zukünftigen, und nicht nur wegem Holz, sondern auch wegen dem Klima, wegen Wassergüssen, Schneelawinen und Erdfällen. Der Arme muß Holz haben; je schlechter er gekleidet ist, um so mehr bedarf er der Wärme. Ehedem ward es ihm zugänglicher, jetzt je länger je weniger, und je teurer es wird, desto spärlicher fallen die freiwilligen Holzspenden aus, und in dem Maße, als alles teurer wird, steigen die Tagelöhne nicht, und am Ende, wo nehmen und nicht stehlen? Und wenn gar noch reiche Spitzbuben das Holz stehlen zum Verkaufen, was bleibt den armen alten Weibchen zum Erdäpfeldörren? Zu alten Weibern ist in Forst- und andern Räten selten Sympathie; dieselbe nimmt zumeist ganz konträre Richtungen. Und wenn das Sprichwort so handgreiflich sank-

tioniert wird, daß man die großen Diebe ungestraft laufen läßt, so ist ja jeder ein Narr, wenn er nicht gleich mit einem Satz ein großer Schelm wird. Erstlich lohnt es sich besser der Mühe; zweitens wird er nicht als kleiner gehängt, und drittens hat er die Hoffnung, daß jedes Justizbabi ihm Schmollis anträgt und um seine Gunst buhlt, Theorieen einsammelt, den Kommunismus von oben herab praktisch einzuführen.

Käthi wohnte an einem Orte, wo man noch Verstand hatte, wo kein Ratsherr wohnte. (Bei einer Büchersteigerung forderte ein Herr den Ausruf eines Buches außerhalb seiner Reihe; es geschah. Alsbald forderte ein Student das gleiche; es wurde ihm abgeschlagen. Derselbe begehrte auf, weil dem Herrn Ratsherr X. dasselbe soeben gewährt worden sei. „Seid Ihr auch ein Ratsherr?" frug der Buchhändler. — „Nein," antwortete der Student. — „Nun so dann," meinte der Buchhändler, „so habt Verstand.") Es herrschte noch nicht die herzlose moderne Selbstsucht, und die eiskalte Freisinnigkeit war noch nicht allgemein, sondern das patriarchalische Verhältnis bestand noch und ein gewisser väterlicher vorbauender Sinn dachte an die Bedürfnisse der Armen, ehe sie gen Himmel schrieen. Es traten die besitzenden Bauern zusammen und beschlossen, damit die Armen nicht genötigt seien, die kranken Kartoffeln faulen zu lassen oder dem Brenner zu geben, sondern für Speise sorgen könnten, ihnen das nötige Holz zum Heizen in ihren Wäldern anzuweisen. Leider weckte diese Freigebigkeit in vielen Armen eine Begehrlichkeit, daß sie den Reichen ihr Thun verbitterten, daß man sich ordentlich zwingen mußte, zu sagen: Vater vergieb ihnen, sie wissen nicht was sie thun. Sie verleumdeten sich gegenseitig, um einer den andern aus dem Verzeichnis der Bedürftigen zu bringen;

sie verleumdeten die Geber, als ob sie damit die Armen für immer abspeisen wollten, als ob sie eine allgemeine Maßregel nur darum verabredet hätten, damit einzelne Hausbesitzer ihren Mietsleuten nicht mit Holz helfen müßten u. s. w. Kurz sie trieben es so, daß den besseren Armen bange wurde, eine solche Unverschämtheit werde die milden Hände verschließen für immer; daß sie um so inniger dankten, um gut zu machen, was die andern böse gemacht. Freilich soll man seine Gaben nicht um des Dankes willen geben; aber wo kein Dank beim Empfänger ist, da ist in der Gabe kein Segen, da wird die Wohlthat zur Rechtsansprache. Thut doch auch Gott von Zeit zu Zeit seine milde Hand zu, läßt die Sonne nicht scheinen, nicht regnen zu rechter Zeit, den trotzig gewordenen Menschenkindern zu zeigen, daß sie nicht souverän seien, sondern Sonne und Regen, Gedeihen und Leben Gnadengaben seiner Hand sind. Dank ist keine Erniedrigung, sondern ein Zeichen hellen Verstandes, welcher die Verhältnisse erkennt, und ein Zeichen eines guten Gemütes, welches der Liebe fähig ist; denn wer nicht danken kann, kann auch nicht lieben, steht unter dem Hunde, welcher, wenn er's auch nicht sagen kann, sich alle Mühe giebt, mit Wedeln und Lecken seine Dankbarkeit sichtbar zu machen. Wie man bösen Hunden aus dem Wege geht, sie meidet, so hat man es mit unverschämten, hoffärtigen Armen, während dem Demütigen und Dankbaren die Gunst der Menschen sich zuwendet; wer sich erniedrigt, wird erhöhet werden. „Frau, hast gehört, wie der gedankt so recht von Herzen; so wär's noch eine Freude zu geben," sagte der Bauer. „Denk dem daran, wenn er wieder kömmt, und wenn er krank werden sollte oder sonst in Leiden kommen, so gieb ihm!"

Wo unverschämte Arme sind, sind auch harte Reiche;

beide sind böse Geschwüre, Zeugen innerer Fäulnis, Vorboten schwerer Krankheit, und jede Krankheit kann in Auflösung übergehen. Käthis Bauer hatte schandenhalber mitstimmen müssen, aber von Herzen ging es ihm gar nicht; die Sache machte ihm böses Blut. Er war eigentlich kein böser Mann, aber er hatte es wie viele andere und namentlich sehr hohe Herrschaften; er war in einer Übergangsperiode. Er wollte sein Gut nicht verschwenden, im Gegenteil, er wäre gerne alle Tage reicher geworden. Nun aber mußte er, wie er meinte, standesgemäß leben, d. h. wegen seiner Freisinnigkeit alle Tage mehr Zeit versitzen und mehr Geld verblitzen im Wirtshause. Damit brachte er seinen Hof nicht in Aufgang, sondern in Abgang; aber er wollte doch nicht zurückkommen. Wie nun das machen, wie den Ausfall decken? Da sind allenthalben zwei Wege und akurat die gleichen in Moskau und in Nidau, z. B. erstlich tröstet man sich mit der Zukunft; der Aufwand soll nur sein, was eine Wurst an eine Speckseite; entweder ist's eine Heirat oder das Vaterland, ein vaterländischer Aderlaß, was man im Auge hat; zweitens zwackt man ab, wo man kann und mag, will an Knechten und Mägden, Arbeitern und Armen, Schneidern und Schuhmachern, an Weib und Kind, kurz an allen Seelen und allem Vieh, mit welchen man in Verkehr kommt, einbringen, was man versitzt und verblitzt. So hatte es nicht bloß Käthis Bauer, so haben es sehr hohe Herrschaften in Moskau und sonst noch wo. Demselben waren einige alte Weiber, unter diesen auch Käthi als seine sogenannte Hausfrau, zugeteilt worden, und diesen wies er nun eine steile wüste Halde an, auf welcher nicht viel andres stand als Dornen, um da Reisbündel zu machen. Mancher, welcher nicht vorrätiges Holz beim Hause hatte, wies die Armen in seinen Wald,

aber keiner an eine Dornhalde und namentlich alte Weiber nicht. Das Ding wurde natürlich bekannt und erregte großes Aufsehen, und es wurde viel von der Freisinnigkeit gegen alte Weiber geredet.

Zehntes Kapitel.

Volksdiplomatik und Volksjustiz.

Wenn man alte Rosse ausschirrt, so gehen sie ordentlich dem Stalle zu und machen sich's behaglich; schirrt man junge Rosse unachtsam aus, schlagen sie hinten und vorne aus und suchen das Weite. Hört am Samstag abend die Arbeit auf, freuen sich die Alten der Ruhe; das junge Volk aber, wenn der Zügel ihm frei gelassen ist, springt erst jetzt zu vollem Leben auf, zu allen Streichen und Schwänken aufgelegt.

Vor dem Dorfe, zu welchem Käthi gehörte, lagen gezimmerte Balken zu einem neuen Hause; dort sammelten sich eines Samstag abends die jungen Burschе, tubakten und schwatzten, als ob sie eigentlich nichts wollten als tubaken und schwatzen. Als aber allgemach die Leute sich verliefen, niemand mehr zu sehen war als der Mann im Monde, frug einer: „Laßt sehn, was muß jetzt gehn?“ — Er ginge mit, sagte einer, bis nach Sprützligen, und thäten sie einen Sprützliger Burschen erwischen, wollten sie ihn abklopfen nach Noten und dann durchs Wasser ziehen wie gebauchtes Garn. Die Sprützliger Buben wollten allenthalben Hans oben im Dorfe sein. Am letzten Solothurner Markt seien sie ihnen den Weg vorgelaufen, aber mit langer Nase hätten sie abziehen müssen:

ein Mädchen hätte es ihnen verraten, und da sei es ihnen wohl gekommen, daß mehr als ein Weg sei auf der Welt. Heute seien jetzt ihrer viele bei einander; sie könnten es ihnen eintreiben. Dem, welcher diesen Vorschlag machte, war aber an den Sprützliger Buben nicht viel gelegen, sondern der Weg nach Sprützligen führte durch Schlüfligen; dort wußte er ein reich und hübsch Mädchen, hoffte unter der starken Begleitung sicher und doch unvermerkt zu demselben gelangen zu können. — Das sei weit und prügeln koste Geld, sagte ein Zweiter. Er ginge lieber dem Raggerbauer zu Schnürfligen in seine Birnen. Erstlich seien die Birnen gut und zweitens könnten sie große Freude am Bauer haben, denn der schlafe das ganze Jahr nur auf dem Ellbogen, und wenn er höre, daß jemand hinter seinen Birnen sei, so komme er im Hemde heraus; den könne man dann narren nach Herzenslust. An den Birnen war aber diesem wiederum nichts gelegen; aber der Bauer hatte eine schöne Tochter, die hüteten er und sein Hund gar sorgfältig. Sprangen nun der Bauer und sein Hund den Birnendieben nach, so war der Weg zum Meitschi (Mädchen) frei. Das war ziemlich richtig kalkuliert. — Die Birnen seien noch nicht reif, rief ein Dritter. Zum Wirt im Surgraben ginge er mit; der solle ganz besonders guten neuen Wein haben, noch ganz süßen, und da wisse man doch, wie viel man zu zahlen habe; auf den andern Wegen könnte die Zeche leicht größer werden, als man denke. Klug war das geredet und dem Burschen doch nicht ernst. Aber der Wirt im Surgraben hatte eine gar süße Stubenmagd oder Kellnerin, und diese hatte obendrein süße Hoffnungen zu bedeutenden Erbschaften. Diese Süßigkeiten stachen dem Burschen in die Augen, und in solchem Geleite hoffte er ganz unvermerkt seine Laufgräben eröffnen und Bresche schießen zu können.

Gewöhnlich nimmt man an, fein sei die Jugend nicht, und um ein Diplomat zu sein, müsse man wenigstens halb grau geworden und beim Gonzenbach oder gar beim Amrhyn (berühmte eidgenössische Diplomaten) in die Lehre gegangen sein. Du mein Gott, das Ding ist nicht halb so rar und schwer und mancher Bub suchte in eidgenössischen Räten und Kanzleien umsonst seinesgleichen, müßte vielleicht bis zum Metternich laufen, ehe er seinen Meister fände. Ja, wenn solche Buben an die Tagsatzung könnten, da wäre erst der Bürgermeister von Zürich, welcher der Tagsatzung vorsitzen sollte, in grausamer Verlegenheit und wüßte nicht, ob er stehen oder sitzen, das Maul zu- oder aufmachen solle. Er soll Arzt von Natur sein, der Bürgermeister von Zürich; daneben kann er uns manchmal sehr dauern, der arme Tropf; denn es scheint ihm wirklich manchmal zu gehen wie einem Doktor, der oben an einem Tische sitzt, rundum Patienten von allen Sorten. Der Doktor hat so quasi kannibalische Sympathieen, die Patienten zarte Nerven- und andere Systeme, welchen Milchspeisen wohlthun und sonst was Zartes; der Doktor ist nicht für das Zarte; den Patienten ist das Kannibalische tödlich; jetzt was machen? Wer kein Tropf von Natur ist, thäte begreifen, daß an einem eigenen, besondern Tisch zu sitzen das beste wäre. Wer ein Arzt wäre, würde begreifen, daß wirklich doch wohl nichts schädlicher sei, als wenn der Arzt zwischen seinen Sympathieen und seinen Pflichten schwankt, er bald um der Patienten willen was Zartes nimmt, handkehrum die Patienten um des Doktors Sympathieen willen an was Kannibalischem würgen müssen. Wer aber gar ein Bürgermeister von Zürich wäre, sollte achten, daß er von Dorf- und andern Buben an Manier, Takt und comme il faut nicht übertroffen würde.

Unsere Dorfbuben brachten nichts Anzügliches vor; auch war kein Präsident da, der Gift streute, um Sturm zu ernten, oder der kannibalische Sympathieen hatte; so sah man ruhig einander an, ohne sich die Fäuste zu machen, wußte aber doch nicht recht, was machen. Da erhob sich noch eine Stimme: Ein andermal sei ihm das eine, das andere recht; auf ein paar Prügel mehr oder weniger komme ihm es nicht an; Birnen liebe er und auch den Wein; aber diesmal hülfe er zur Seltenheit alten Weibern was machen z'Lieb und z'Ehr. Der Grotzenbauer habe alten Weibern die Dornhalde angewiesen, um Reisbündel zu machen zum Erdäpfeldörren; er hülfe ausziehen, dort den alten Weibern die Bündel hacken, und wenn Buchäste und Tännlein ihnen in der Dunkelheit in die Finger kämen statt Dornen, so sei eben die Dunkelheit daran schuld und nicht sie. Gingen sie rasch dahin, so sei gemacht, was die alten Weiber in acht Tagen nicht fertig brächten, und vielleicht sei noch Zeit, sie ihnen gleich vor das Haus zu bringen, daß die Bauern mit dem Fahren nicht geplagt würden. Der Vorschlag fand rasch Beifall; es war was neues, und bei allgemeinem Beifall verstummen bekanntlich diplomatische Bedenken. Selbst ein Bürgermeister von Zürich soll zuweilen nach der Sonne laufen, um sein Sackührlein zu richten.

Bloß ein klein eitel Knechtlein, an dem nichts groß war als der Hochmut, welcher dann aber auch so groß war, daß er in Sonne, Mond und Sterne und daneben auch in allen Planeten und Kometen nicht Platz hatte, begehrte schrecklich auf: Für solch alte Hexen, welche einem nicht einmal einen Schnaps zu geben vermöchten, rühre er keinen Finger, und er habe Durst und wolle saufen bis er nicht mehr Babi sagen könne. So brüllte das Bürschli und streckte dabei seine Pfeife

hoch, als ob er Löcher stechen wolle in die Sterne. Aber kein Mensch sah den Brüllhund über die Achsel an. Wer nicht in zehn Minuten mit einem Werkholz beim Krämerthürli ist, zahlt eine Maß (Wein), hieß es, und zerstoben war der ganze Haufe bis an das halbbatzige Knechtlein. Dies fluchte erst eine Zeit lang; endlich sagte es: „He nun, wann sie nicht wollen, so will ich. Das Meitschi im Surgraben wird es haben wie die anderen: wenn Hirsche nicht kommen, sind Hasen auch gut.“ Er ging, machte den Zärtlichen, kriegte Kopf und Buckel voll Schläge, mußte acht Tage das Bett hüten und wußte nicht einmal, von wem er das Schmerzengeld fordern könne, und das war das Schlimmste.

Am folgenden Morgen war, wo zwei zusammen kamen, zwischen ihnen die Frage: „Nein aber, hast's auch gehört, in Grotzenbauers Dornhalde, wie doch das gemacht hat! Was ist's wohl gewesen?“ Wer es nicht gehört hatte, dem erzählte man: „Zwei Stund vor Mitternacht und zwei Stund nach Mitternacht habe es an der Dornhalde gehackt, gerasselt, geschleift, als ob hundert Holzer dort gewesen seien, und doch seien es nicht Holzer gewesen, man habe keinen menschlichen Laut gehört; zuletzt seien Wagen davon gerasselt; aber Pferde hätte man keine gehört. Die Gelehrten waren auch da verschiedener Meinung: die einen meinten, es sei der Zwingherr auf der Wartburg, welcher dort den Schatz hüten müsse; der habe Holz geholt und müsse Dornen hacken, wenn er Holz haben wolle. Es werde einen grausam kalten Winter geben: man könne sich in acht nehmen. Andere glaubten nicht an den Zwingherrn; aber Herrenköchinnen seien es gewesen, sagten sie, welche grausam Holz verschwendet und immer drei Scheiter gebraucht, wo sie es mit einem halben hätten machen können; die schicke der Teufel auch bei aufgehendem Mond

herum, Dornbündel zu machen, zu Hauptkissen für böse Weiber, welche Kinder in Kost genommen und sie schlecht und unbarmherzig hielten. Die hätten ringsum Feuer wie die andern, aber unterm Kopf Dornen, weiter unten Nesseln, die Füße in einem Eiskübel und ein Deckbett von Skorpionen und Hurnussen (Horniſſen). So erzählten die Leute, und selben Morgen ward gar mancher Kaffee später getrunken als sonst, weil die Bäurin das Feuer wieder ausgehen ließ, die arme Frau die geholte Milch eine Stunde später als sonst auch Hause brachte.

So ging's auch mit der Kirche. Der Pfarrer war ganz verwundert, so wenig Leute zu finden, als er auf die Kanzel kam. Viele kamen später, viele nicht; sie gingen nach der Dornhalde, nachzusehen, ob man da etwas sehe und was? Käthi hatte sich auch verspätet; so kam sie nicht mit Menschen zu reden; bloß so im Hinterdreingehen hörte sie etwas von Dornhalden und Teufel; aber sie wußte nicht, was die Leute damit meinten.

Ob Käthi in der Predigt andächtig war, wissen wir nicht; aber sobald die Kirche aus war, fingen die Leute wieder davon an und Käthi vernahm Bericht, was man gehört und was man denke und meine, und Käthi erschrak sehr. „Der liebe Gott soll mich bewahren, was muß ich erleben! sollte ich dem Teufel — Gott sei bei uns — so lieb und wert sein, daß er mir Holz zum Hause schafft; das kann doch wohl nicht sein?“

Als die Leute sie ansahen, erzählte sie, wie sie diesen Morgen, als sie Wasser im Bache geholt, um Kaffee zu machen, einen prächtigen Haufen, wohl bei hundert Bündel, vor ihrem Fenster gesehen, und prächtige Bündel, viel grobes Holz, tannenes und sogar buchenes darin. Sie sei ganz versteinert,

und habe denken müssen, sie seien aus dem Boden gewachsen; denn sie habe einen so leisen Schlaf, daß sie es höre, wenn ein Mäuslein gähne, und die ganze Nacht sei sie nie erwacht, hätte keinen Menschen ums Haus herum gehört. Sie sei ganz wie verblüfft gewesen, hätte mit nichts fertig, nicht zum Fragen kommen können. Wenn sie doch der tusig Gottswille wüßte, wie der Haufe daher gekommen sei und ihr nur jemand wieder davon hülfe.

„Für's selbe laß dir keine grauen Haare wachsen," sagte ein Mann, „vom Holz kömmt man immer und wenn man es vom Teufel selbsten hätte. Aber warst du nicht an die Dornhalde gewiesen, um Bündel zu machen?" — „Wohl," sagte Käthi, „dort wurde diese Nacht geholzet." — „Hast du etwa jemand hingesandt?" frug der Mann. — „Was denkst," sagte Käthi, „wer wollte mir gegangen sein, und solche Bündel giebt es nicht an der Dornhalde." — „'s ist doch kurios," sagte der Mann, „da wird wohl ein Zusammenhang sein zwischen deinem Holz und dem Holzen dort. Es will mir fast in Sinn kommen, wer die Ungeheuer waren."

Da stellte sich eine Bäurin mit unterstellten Armen, so dick wie Zwölfpfünder-Röhren und einem Gesichte, wie das Zifferblatt an einem Kirchturme, vor ihr Haus und rief mit einer Stimme, wie sie der Goliath gehabt haben wird, als er das Volk Israel ausspottete: „Kann euch aus dem Gwunder helfen! Soeben brachte man unser Knechtlein halb tot geschlagen, und als man ihn fragte, ob denn die andern ihm nicht geholfen, sagte er, es sei keine Gerechtigkeit mehr im Himmel und auf Erden; er habe nicht einen Holzschelm abgeben wollen, wie die andern, die gegangen, dem Grotzenbauer zu holzen, und weil er keinen Schelm habe abgeben wollen, so habe er jetzt so heillos Schläge gekriegt; ob das jetzt recht sei?"

„So, also die Nachtbuben haben den Spuk gemacht," sagte ein Mann, und viel ward gelacht über das Stücklein, und nur hier und da nannte man es ein kreuzdummes, dieweil es noch nicht erhört worden sei, daß man wegen drei armen alten Weibern einen Bauer bös gemacht.

Da erschrak Käthi sehr; denn wer siebenzig Jahre alt wird, ist so weit in seinen Erfahrungen, daß er weiß, wie, wenn zwei große Mächte (und Nachtbuben sind eine Macht) einander recht böse gemacht, eine dritte schwache ihren Zorn entgelten muß.

Also warm machte sie sich dem Grotzenbauer zu, den sie nicht in der Kirche gesehen hatte. Seit er freisinnig geworden, sah man ihn selten dort. Er schäme sich, sagte er, so mit allem Schelmen- und Lumpenpack zusammenzusitzen; für einen Liberalen schicke sich das nicht. Dann wolle es ihm je länger je mehr dünken, z'Kirche laufen sei überflüssig. Einer mit der rechten Gesinnung brauche das nicht, und dann frage es sich noch, was am ganzen Gerede wahr sei. Er hätte einen Ton davon gehört, es werde nicht mehr lange gehen, so werde man den Leuten sagen, woran sie seien, und daß sie sich wegen Himmel und Hölle nicht mehr zu schinieren (genieren) hätten.

Käthi traf ihn noch am Frühstück. Gestern abends war er in einer Kneipe dem Vaterland obgelegen und hatte es grausam geliebet, bis er den Mond nicht mehr von den Sternen unterscheiden konnte, den Dorfbach für die Heerstraße ansah, den Kirchturm für den Nachtwächter, und ihn prügelte, weil er ihm nicht aus dem Wege wollte. Es ging lange, bis er was von der Sache begriff, derentwegen Käthi sich tausendfältig entschuldigte; als ihm endlich ein Licht aufging, ward er schrecklich zornig, und je mehr Käthi sich entschuldigte, wie

sie sich der ganzen Sache nichts vermöge, sie ihr von ganzem Herzen leid sei, desto mehr zog sie des Bauern Zorn auf sich. Wenn es so gemeint sei, sagte er, so vermöge er das Häuschen leer zu lassen, wenn er nicht Hausleute finde, welche es besser mit ihm meinten und seine Gesinnung mit ihm teilten. Aber er wisse es wohl, sie sei auch so eine verfluchte Konservative! Käthi erschrak sehr; aber jetzt schwieg sie; sie wußte nicht, was das Wort bedeute, dachte aber, da der Grotzenbauer als Ungläubiger galt, Konservative sei eine, welche noch an Gott und Teufel glaube; darum schwieg sie; sie wollte weder den einen noch den andern verleugnen.

Vom Frühstück weg lief er stracks den Schaden zu sehen, kam noch zorniger heim, aber langsamer; denn bei jedem Begegnenden stellte er sich und fluchte sich fast die Finger ab, wie er es den Schelmenbuben anstreichen wolle. Er wisse wohl, er müsse das nur leiden wegen seiner Freisinnigkeit; aber jetzt sei nicht mehr die Zeit der Landvögte, welche über solche Dinge nur gelacht hätten; die Donnersbuben müßten ihm ins Zuchthaus.

Auf der Stelle spannte er an und fuhr die Bündel heim, welche die Weiber zu viel erhalten. Er wollte alle nehmen, aber das litt seine Frau nicht. Drei Weiber waren ihm zugeteilt, und jede sollte vierzig Bündel machen können; nun hatte jedes Weib einen Haufen von wenigstens achtzig beim Hause, und nicht Dornbündel, sondern ganz andere. Es wollte ihm fast das Herz abdrücken, daß seine Frau mit geballter Faust ihm erklärt hatte, er solle ihr ds Herrgotts sein und ein Stück von den vierzig einem Weibe wegführen; sie sei dann auch noch da und habe was zur Sache zu sagen. Der Grotzenbauer kannte sein Weib und hatte Ursache, es einstweilen nicht aufs Äußerste kommen zu lassen. Aber, sagte

er für sich, es komme noch die Zeit, er sei gut dafür, wo man den Weibern zeige, wofür sie gut seien und was sie der wahren Sache nach zu bedeuten hätten.

Nun richtete er seinen ganzen Zorn gegen die Nachtbuben; denen wolle er einen Conto machen, daß ihnen das Bündelmachen ihr Lebtag verginge, drohte er. Man wollte es ihm ausreden, stellte ihm vor, an den Nachtbuben gewinne niemand was; am besten komme man aus mit ihnen, wenn man lache zum Spaß. Wolle man sich rächen, so greife man in ein Wespennest; den letzten Streich wollten sie haben, das sei gewiß. Seine Frau sagte bloß: „Sieh, was du machst; daneben, wenn du es zwängen willst, so zwäng's; vielleicht ist es dir gut."

Er klagte förmlich und ward, wie üblich, zur Versöhnung gewiesen. Volkstümliche Behörden befassen sich nicht gerne mit Klagen gegen das Volk, und namentlich nicht gegen Nachtbuben; die Parteien zur Versöhnung weisen, ist kürzer. Ist der Fortschritt entschieden, so wird ganz sicher bei allen Diebstählen nicht weiter amtlich verfahren, als die Parteien, d. h. den Dieb und den Bestohlenen an eine Versöhnung zu verweisen. Der Urheber des Vorschlags erschien an derselben. Es war ein stiller Bursche, aber einer, der ein heißes Herz hatte. Er haßte alle Ungerechtigkeit, alle Heuchelei, geistliche und weltliche, haßte ärger als falsches Geld alle falschen Worte, z. B. daß einer sich liberal und freisinnig nannte, und war doch der ärgste Zwängkopf, hart gegen die Armen, und unduldsam und unverträglich gegen jeden mit einer andern Meinung. Hans hätte unter Umständen ein Räuberhauptmann werden können. Er hatte schon manchmal Justiz geübt, Prügel ausgeteilt, dem Schwächern zum Recht geholfen, schon manchem sogenannten Freisinnigen die Larve

vom Gesicht geschlagen, und ihn erscheinen lassen, ärger als einen Jesuiten und ärger als einen Dominikaner, welche bekanntlich die Inquisition einführten und alle marterten oder verbrannten, welche anders dachten als sie und ihnen nicht nachbeten wollten. Daneben war Hans vermögend, hatte so viel Bildung, um ein eigen Urteil zu haben, war also wirklich innerlich und äußerlich unabhängig und selbständig souverän.

Hans trieb an der Versöhnung Gespött mit dem Grotzenbauer. Das werde seine Liebe zum Volke sein, daß er alte Weiber, um Bündel zu machen, an seine Dornen weise, und das seine Freisinnigkeit, daß er nicht einmal andern erlauben wolle, der alten Weiber sich zu erbarmen. Wenn es junge Weiber gewesen wären, vielleicht daß er ihnen näher einen schicklichern Platz gewußt hätte um Bündel zu machen! Begreiflich loderte der Grotzenbauer auf wie ein Feuerteufel, auf welchen feuriger Schwamm gelegt wird, und wer weiß wie weit er in seiner freisinnigen Kultur gegangen wäre, wenn er nicht einen unwillkürlichen Respekt vor Hanses sehr tüchtigen Knochen verspürt hätte. Er begnügte sich daher mit Schimpfen und sagte: wer ihm wegen Weibervolk Schlechtes nachrede, lüge wie ein Schelm, und in anderer Leute Wald zu holzen, wie ein Schelm und Spitzbub, dessen hätte er sich sein Lebtag geschämt. — Wenn das ihn angehen solle, so wolle er vermahnt haben, sagte Hans. Sie hätten für alte Weiber Reisbündel gemacht, da wo es ihnen erlaubt gewesen sei, und gesagt habe ihnen niemand, daß nicht jemand anders sie machen und daß es bei Tage und nicht bei der Nacht geschehen müsse. Tann- und Buchenholz dazu zu nehmen, hätte ihnen niemand verboten, und als man den Armen Holz erkannt, hätte gewiß niemand daran gedacht, daß einer Hunds

nug sein könnte, alten Weibern Dornen anzuweisen; sonst ürde man Dornen ausdrücklich verboten haben. Daß sie h verzählt, dafür könnten sie nichts; es verrechne sich man- r, der meine, er sei mehr als gut zum Ratsherrn, und nn sie der Schulmeister besser gelehrt hätte, so könnten sie besser. Übrigens sei er nicht zu Schaden gekommen; sie tten die Bündel dahin geführt, wo sie hingehört; dort habe wie die Leute sich nicht genug darüber aufhalten könnten, , welche zuviel gewesen, weggenommen. Es wäre noch hzusehen, ob er sich nicht auch verzählt; jedenfalls sei er en den Macherlohn schuldig, und unverschämt genug werde nicht sein, ihnen nicht wenigstens einen Schnaps einzu- nken, wenn sie ihm nächsten Samstag vors Haus kämen. wüßten zwar wohl, daß er freisinnig sei; aber für so erschämt hielten sie ihn doch wirklich nicht, daß er für Bündelmachen nicht wenigstens ein Trinkgeld gebe. — meinte der Vermittler, ja darum sei es nicht zu thun. Bauer habe geklagt, und jetzt frage es sich nicht, was elbe thun wolle, sondern wie sie ihn zufrieden zu stellen, was er zu empfangen hätte an seinem Schaden. — Da er keinen faulen Rappen, sagte Hans, und wie sonst ch, solle der Vermittler in der Mitte sein und nicht dem n oder dem andern sein Agent; aber das werde die neue e sein; „sei es wie es wolle, so behalte ich mir meine te vor," und „Adie wohl!" so sprach Hans. Man wollte zurück behalten, aber Hans war fort. Nun saß man da, sich verblüfft an und endlich ward man einig, das beste man rede so wenig mehr von der Sache als möglich; der Hans sei ein Donnersbub.

Elftes Kapitel.

Neuer Kummer und ein großer Entschluß.

Bei der ganzen Sache, und besonders als der Ausgang bekannt wurde, war es Käthi bang; sie hatte nicht vergessen, was der Bauer gedroht hatte. Nun war Käthi kein Diplomat, so wenig als der Bürgermeister von Zürich, was freilich bei einer alten Frau weniger auffallend ist; sie bedachte nicht, daß es Leute giebt, welchen man, wenn sie zornig sind, aus dem Wege gehen muß, indem sie am ersten besten Gegenstand, welcher ihnen vor die Augen kömmt, ihren Zorn auslassen, sei er nun mit dem Zorn im Zusammenhang oder nicht; daß es ferner Leute giebt, die desto gröber werden, je mehr man sich demütigt, um so mehr Ursache zu Zorn und Wüstthun zu haben glauben, je mehr man sich in Entschuldigungen erschöpft. Käthi meinte, sie müsse da handeln, abwenden, zuvorkommen, und Gott weiß, was alles, was eben nur gut ist, wenn die Personen darnach sind, und sind sie nicht darnach, so ist's eben hundsschlecht. Mit leeren Händen dürfe sie nicht kommen, dachte sie; dies war allerdings das Richtigste bei Käthis Kalkulieren, daß, wenn sie dem freisinnigen Grotzenbauer unter die Augen wollte, es am richtigsten war, es geschehe wenigstens nicht mit leeren Händen. Käthi raffte alle Batzen und Kreuzer, welche sie finden konnte, zusammen, und als sie alles, was ihr noch übrig war vom Erlös von Beeren und Kräutern, von ihren Taglöhnen, beisammen hatte, so hatte sie an den zwei Thalern, welche sie an der Miete noch schuldig war, noch drei Batzen zu wenig, an die Miete dagegen, welche in wenig Tagen aufs neue verfiel, keinen Kreuzer,

nd wußte nicht, wo einen nehmen. Indessen, dachte sie, bezahle sie das alte, so habe der Bauer desto eher Geduld mit em neuen, und der alte Gott lebe noch; er habe bisher geolfen und werde ferner helfen, wenn nur einstweilen der auer wieder zufrieden sei. Käthi suchte die drei fehlenden atzen zu leihen, und als es gelungen, wanderte sie dem rotzenbauer zu.

Die Bäurin stand am Brunnen; ihr zu trappte Käthi id wünschte ihr guten Abend und sagte, warum sie komme. ieber wäre mir, du wärest nicht gekommen, so lieb du r sonst bist," sagte die Frau. „Aber es ist noch nicht gut etter, und sieht er dich, so geht es frisch los. Hat er dich ht gesehen, so gehe wieder und zeige dich nicht, bis ich Bescheid mache. Du kannst dich auf mich verlassen; aber eige es nicht, daß du es weißt." Während Käthi dankte den guten Bescheid, aber leider etwas lange, kam der otzenbauer um die Ecke, und machte Augen wie Pflugsli. Nun mußte Käthi warten, rückte mit den zwei Thalern und vielen Entschuldigungen, Bitten um einstweilige Nach-, Versprechen, daß es besser werden müsse. Der Bauer m das Geld; vom Nachlaß wegen Hagel war keine Rede, npfte viel über schlechte Münze und frug endlich, wie es mit der Miete, welche in wenigen Tagen verfallen sei? Die müsse er gewiß haben, sagte Käthi; aber wann, ie sie ihm nicht bestimmt sagen. Sie habe alles Geld zunengerafft, welches sie im hintersten Winkel gehabt, und drei Batzen dazu leihen müssen („Das dumme Babi!" die Bäurin am Brunnen halblaut), und jetzt wisse sie , wie schnell sie wieder was zusammenbringe. — „Und Maulaffe, hilft der dir nicht?" frug der Bauer. — „Er t was er kann," sagte Käthi, „aber ds Vaterland hat

ihn im letzten Jahre zurückgebracht; er mußte die Ismaeliten helfen erwehren, und das kostet Geld, und dazu verloren ihm die Aargauer noch ein Hemd." — „Ja wolle, was geht einen Solchen das Vaterland an?" sagte der Grotzenbauer. „Versoffen hat er sein Geld; sonst hätte er es machen können mit dem Solde, so gut als die andern. Und kurz und gut, mache daß du zahlen kannst; zahle dann wer wolle! Sonst sieh, wie es dir geht! Vielleicht, daß dir die Nachtbuben auch hier helfen; geh und frag sie!" So sprach er und schoß von dannen fast wie ehedem die Hexen auf den Besenstielen, wenn sie auf den Blocksberg ritten.

Da stand nun die arme Käthi angedonnert, und als sie sich endlich aufmachte, war ihr Gemüt beschwerter als je. Bisher war des Herrn Hand über ihr gewesen; jetzt sollte sie noch in die Hände der Menschen fallen. Beim ersten Unglück beugte Käthi ihr Haupt bis auf den Boden; sie glaubte sich geschlagen auf das Härteste. Da kam die Pestilenz über die Kartoffeln; Käthis Seele erbebte in ihren Grundfesten, und wie mühsam sie sich wieder stellte auf den Fels, der nie wankt, weder im Sturmwinde noch in den Wasserwogen, haben wir gesehen. Jetzt schwebte der härteste Schlag über Käthi's Haupt, an den sie nicht gedacht, den sie auch nicht zu überleben dachte. In dem Häuschen zwischen Bach und Emme, im freundlichen Boden hatte Käthi seit vierzig Jahren gewohnt; hier war ihre Heimat, die sie nicht zu verlassen gedachte, bis der Herr die himmlische ihr öffne. Mit dem Häuschen war sie zusammengewachsen, wie die Seele mit dem Leibe, und das Stücklein Land war ihr auch ins Leben gewachsen. Seit vierzig Jahren hatte sie es verbessert und hielt mehr darauf als mancher Bauer auf seinem Hof. In der Welt war sie ein Fremdling geworden; ein Gang in

nen andern Ort, als da, wo ihre Kirche ſtand, ihr Krämer, r Apotheker wohnte, kam ihr vor wie eine Reiſe nach Amerika, ıd bloß bei dem Gedanken, dort wohnen zu müſſen, kam ein bitter Heimweh an. Und wie ſollte ſie das Kind rchbringen, wenn ſie das Land nicht mehr hätte, und die iuſer nicht mehr mit den guten Leuten und dem ſchönen rdienſt? Eine wahre Seelenangſt kam über Käthi, ob wel- r ſie Flachs und Kartoffeln vergaß, welche ſie nicht ſchlafen ß. So geht's dem Menſchen oft: das Schwerſte hat ihn roffen; Schwereres hielte er nicht aus, ſo glaubt er. Nun ımt Schlag auf Schlag und immer Schwereres, und er t es aus. Es ſoll der Menſch zuweilen erfahren, wie groß ıe Kraft iſt, und wie wenig ihm Gott gewöhnlich zu tragen bt, wie wenig er ihm nimmt, wie viel er ihm läßt.

Wie einer, der in finſterer Nacht in der Wüſte irre ge- ıgen, die Augen anſtrengt, einen Weg zu finden, doch um- t, nichts erblicken kann als Nacht um und um, ſo wanderte hi heim, dachte nach, wie ſie die Miete ſchaffen ſollte in urzer Zeit, und dachte immer umſonſt. Nur kreuzerweiſe ıfte der Verdienſt; drei Batzen hatte ſie geliehen mit großer he; wie zu ſieben und einem halben Thaler kommen? In :m Kreiſe bewegten ſich Käthis Gedanken; darüber hinaus ften ſie nicht. Gar manche Frau wird ſich über Käthis Dumm- wundern und ſagen: dieſer kömmt doch nichts in Sinn, die denn nichts zu verkaufen? Es giebt Leute, und entlich Weiber und Frauen, welche immer was zu ver- :n und zu verſchachern haben; Leute, ſie haben den Eltern ıuft und verkauft, dann dem Mann gemauſt, dann wiederum Kindern; ja wenn unſer Herrgott ſie zu ſich nimmt, ſo : nicht ſicher, daß ſie ihm nicht den Himmel mauſen und verſchachern ums halbe Geld. Es giebt andere, welche

alle Tage schachern, weil sie, was sie acht Tage im Besitz haben, nicht mehr mögen, neues sie gelüstet; Weiber, welche ihre Röcke verschachern, ihre Männer um neue plagen; Dienstmädchen, welche Hals- und andere Tücher verschachern ums halbe Geld, weil eine andere Farbe Mode geworden, Hemden verschachern, um eine neue Haube, Kappe oder Hut zu kaufen. Es giebt leichtsinnige Leute, welche von der Hoffnung leben, alles die Fülle sehen, im Herbst die gewonnenen Speisen verschachern um geringen Preis, im Frühjahr hungern, betteln und vielleicht Kleider und Betten verkaufen müssen, um Speise zu kaufen, zu hohen Preisen. Diese alle an Käthis Platz wären durchaus nicht verlegen gewesen; war da doch um mehr als sieben und einen halben Thaler zu verkaufen: Kartoffeln, Kleider, Hühner, Geräte, kurz in vielen Augen große Reichtümer. An das alles dachte Käthi wirklich nicht. Käthi war eine viel zu gute, treue Hausmutter gewesen von jeher. Gute Hausmütterchen nun können selten was verkaufen, was einmal zu ihrem Haushalt gehörte. Geräte lassen sie flicken bis es zusammenfällt; die Röcke werden zu Unterröcken, Unterröcke zu Futtertuch, auch giebt's Kinderkleidchen, das Futtertuch, die unbrauchbaren Hemden liefern sogenannte Plätze, Lappen, Hudeln, komod in hundert Fällen, und selbst die Hudeln kriegt der Lumpensammler nicht; sie werden zu Ehren gezogen, bis sie gar nichts mehr sind. Grämplerinnen (Trödlerinnen) und Hausier-Juden machen bei solchen Hausmüttern schlechte Geschäfte. Nicht einmal an die Erdäpfel dachte Käthi, welche vielleicht entbehrt werden konnten. Man war so in Angst gekommen wegen der Speise im Frühjahr, und bange, die meisten möchten in den Kellern faulen, daß Frauen, wie Käthi, gar nicht ans Verkaufen dachten.

Johannesli war ein verwöhnter Junge und regierte die

roßmutter meisterlich; aber er war kein böser, selbstsüch-
ger Junge noch, wie verwöhnte Jungen später gerne werden.
r liebte die Großmutter innig; ihr Leid war sein Leid.
ls sie selben Abend so kummervoll am Tische saß und weder
en noch trinken mochte, da wollte er wissen, was sie habe.
s sie Ausflüchte machte, brauchte er sein unfehlbar Mittel:
begann zu weinen und zu sagen, wenn sie ihn nicht mehr
b hätte, so habe auch er sie nicht mehr lieb, wolle fort,
lle sterben, „du wüste Großmutter du, daß ich von dir
kkomme!“ Da war begreiflich die Großmutter überwunden
b erzählte ihm, wie der Bauer es ihr gemacht, und wie
sie fast töten wolle, daß sie aus dem Häuschen müßten,
) wüßte nicht wohin, und sei hier gewohnt, wisse an einem
ern Orte nichts anzufangen, könnte nicht mehr pflanzen,
seine Hühner würden auch fort müssen, und das werde
müssen, sie sehe keine Hülfe. Johannesli hörte alsbald
zu weinen, ward dagegen zornig und sagte: „Weißt
, Großmüetti? Morgen wenn's Tag ist, wollen wir zu
und ihm recht wüst sagen, und ihm sagen, wenn er
e Leute so plage, so nehme ihn der Tüfel!“ — Da
Käthi: „Du guts Bubi, das hülfe wenig; das ist einer
denen, welche an keinen Teufel glauben und sonst nichts.“
„Warum nimmt ihn dann der Tüfel nicht?“ sagte Jo-
esli, „du sagst ja, solche Leute, welche nicht an den
l glaubten, die nehme er zuerst.“ — „Kann es dir nicht
,“ sagte Käthi, „er spart sie vielleicht zusammen und
t dann einen ganzen Haufen miteinander.“ — „Oder
was, Großmüetti, er wird z'alte sein und wohl fule
, oder keine Zähne mehr haben, um recht zu beißen.
vollen den lieben Gott bitten, daß er einen neuen Tüfel
, so einen recht haarigen und e wüsten und e bösen;

was gilt's, der nimmt dann den Hausbauer, und dann können wir dableiben." — „Kind," sagte die Großmutter, „mit solchen Reden könntest dich versündigen. Was dir doch nicht z'Sinn kömmt, ein neuer Teufel! Der liebe Gott wird dem Teufel schon Beine machen, wenn er es an der Zeit findet; aber dann bin ich wohl längst tot, und du, weiß Gott wo!"

Die Großmutter weinte jetzt; Johannesli schmiegte sich an sie und sagte: „Weißt du was, Großmüetti, so nimm du die großen, schönen Batzen in meinen Taufzetteln: sie gefallen mir nicht mehr; ich mag sie nicht mehr sehen; die Buchzeichen im Psalmenbuch und die Bilder im Kalender gefallen mir viel besser. Nimm die Batzen und bringe sie dem Bauer, und dann soll er stille sein, oder er solle sehen, wie es ihm gehe!"

Das löschte fast die Glut von der Großmutter Schmerz, daß das Bubi von seinem liebsten, seinem einzigen Eigentum sich trennen wollte um ihretwillen. Aber sie nahm das Opfer nicht an; sie müßte sich schämen ihr Leben lang, wenn sie ihm seine Einbünde verbrauchen wollte, und die wenigen Tage, wo sie noch zu leben habe, wolle sie sich nicht noch so was auf das Gewissen laden, sagte sie.

„So weißt du was," sagte das Bubi, wir wollen zum Vater gehen; der hat Geld, und giebt uns davon, was wir nötig haben, oder er nimmt den Säbel und haut dem Bauer den Kopf ab; dann wird er schon aufhören uns zu plagen."

„Du gottlos Kind," rief die Großmutter, „was dir nicht alles in Sinn kömmt! Ja wolle, den Kopf abschlagen! das käme noch manchem wohl, wenn's erlaubt wäre, so seine Schulden zu bezahlen. Aber komm, Kind, wir wollen ins Bett und

eten; das sind Gedanken vom Teufel, die giebt er dir ein, eil du ihn vorhin verspottet hast; o Kind, man kann sich icht genug in acht nehmen mit den Worten; gar leicht mmt's, daß man sich versündigt."

Wie die Großmutter gesagt, geschah es; sie gingen zu ette. Aber der Junge war aufgeregt, schlief lange nicht, gehrte auf, bis er einschlief. In renommieren und schwaonieren zeigte er bedeutende Anlagen; wenn er eines Ratsrren Sohn gewesen wäre, es hätte mancher Ratsherr seine oße Freude an ihm gehabt. „Wenn ich bete, kann mir der ifel nichts thun, und kömmt er, nehme ich mein Messer d steche ihn tot; dann ist kein Tüfel mehr, dann hat er's!" diesen Worten schlief er endlich ein.

Die Rede des Kindes hatte sich eingehakt im Herzen Großmutter, freilich im hintersten Winkel nur. Dort r der wunde Fleck, wo Gedanken entstanden, welche Käthi ut als möglich vor Gott selbst zu verbergen suchte. Dort ıd zuweilen der Gedanke, es sei doch nicht recht von Jones, daß er sich so wenig um sie kümmere. Sie meine t, er solle mehr thun als er könne, aber doch zuweilen men, sehen, wie es ihnen gehe, und raten, was sie anen sollten; das sollte er doch können. Ein bsunderbar iger müsse er sein, und andere Leute werden es auch :n; er wäre sonst nicht Korporal geworden, und sie : sonst niemand auf der Welt, wo sie besser z'Rat könnte, ihn. Dieser Gedanke stand gar fest und aufrecht in ıis Seele; die ganze Nacht durch konnte sie denselben los werden. Es war aber auch, als ob derselbe in ınneslis Seele sich festgesetzt hätte; denn er erwachte mit Frage, wann sie zum Vater wollten? Als es Morgen da kam der Gedanke, zum Sohne zu gehen, Käthi viel

schrecklicher vor als gestern Abend; denn das war mehr als Amerika; mehr als zwei Stunden weit wohnte Johannes! Es ist ein merkwürdiger Unterschied zwischen Jungen und Alten, nicht bloß an der Haut, sondern auch darin, daß die Jungen reisesüchtig sind, die Alten reisemüde. Das ist auch eine Ordnung Gottes. Eine schwere, weite Reise liegt vor den Jungen, darum hat Gott ihnen Reisekraft und Lust ins Herz gegeben; wohl ihnen, wenn sie munter sind und klug, Lust und Zeit wohl nützen und sorgfältig achten auf den Weg. Lange sind die Alten gewandert; darum kommt das Sehnen der Ruhe über sie; darum mögen sie nicht mehr reisen, nicht mehr wandern; wohl ihnen, wenn sie klug gewandert sind, in die Nähe des Hafens gekommen sind, wo das Schifflein wartet, welches fromme Seelen zur seligen Ruhe führt. Die Müdigkeit mahnt die Alten ernst, zu gedenken dieses Schiffleins, es zu suchen zu rechter Zeit.

Also nicht bloß Großmüetti und Großkind, sondern die alte und die junge Welt stritten sich um die Frage: Soll's gewagt werden, soll es nicht, wollen wir zum Vater gehen oder hier bleiben? Darum war dieser Kampf andauernder als sonst einer und dauerte mehr als einen Tag. Und als es endlich dem Grundsatze nach entschieden war, daß sie reisen wollten, entstand erst ein langes Beraten über das wann und das wie. Käthi wußte, daß Meisterleute nicht gerne von den Angehörigen ihrer Dienstboten überlaufen werden. Nun war Käthi noch nie beim Sohne gewesen; aber an was der Unbescheidene vielleicht beim zwanzigsten Male denkt, das hat der Bescheidene schon beim ersten Male im Auge. An einem Werktage schicke es sich nicht zu gehen, sagte Käthi; man dürfe einen Knecht bei seiner Arbeit nicht versäumen; sie hätten den Lohn zum Arbeiten, nicht für das Klappern.

n einem Sonntage, wo Fleischtag sei, möge sie auch nicht
hen, meinte sie; die Bäurin könnte sonst glauben, sie käme
egem Schmarotzen, wegen Speck und Fleisch, und nicht
egen dem Sohne. Da nun aber zwischen Sonn- und
erktagen keine andern Tage sind, so war guter Rat teuer.
hannesli war sehr gestimmt für den Sonntag, es ist mög-
h wegem Speck und Fleisch; indessen gab er die neuen
sen vor, welche er dann anziehen dürfe, an einem Werk-
e aber nicht. Als die Großmutter ihm sagte, eine solche
ise mache eine Ausnahme, da ziehe sie dieselben ihm auch
Werktag an, so sagte er: „Aber was sagt dann die
urin, wenn du an einem Werktag herumläufst?“ Balgest
nicht immer über die, welche am Werktag herumlaufen
sagst, es seien faule Leute, sonst blieben sie daheim und
en was?“ Das schlug die Großmutter; denn wer nicht
ig radikal unverschämt ist, den schlägt nichts mehr als
eigenen Worte. Sie stand da, die Großmutter, ganz als
sie vom Himmel herabgefallen wäre, und sagte endlich:
llig s habe ich doch noch nicht erlebt; so ein Pfiffiger ist mir
vorgekommen. Was wird der Pfarrer für Augen ma-
wenn du zu ihm in die Unterweisung kömmst! so einen
igen hat er sicher auch noch nicht gehabt. Der kann sich
vorsehen, sonst wirst ihm auch Meister. Nein aber auch,
so was aufzulesen und mich damit abzutrümpfen!“
Also war es abgemacht und beschlossen: am nächsten
tag ward die Wanderung unternommen; das war ein
nis in ihrem Leben, für Johannesli das allergrößte,
es er mit Bewußtsein erlebte. Er sollte die ersten, vom
geschenkten Hosen tragen, mit denen die Großmutter
hin auf das Sorgfältigste hinter dem Berge gehalten
war aus guten Gründen. Mütter und Großmütter

hinterhalten sie gerne; ist's ja das Kleidungsstück, in welchem Buben ihrer Zucht entwachsen; heißt es nicht: der hat Hosen an, wenn man des Mannes Souveränität bezeichnen will? und giebt's nicht so viele Weiber, welche dem Mann die Hosen nehmen, an ihre Unterröcke sie tauschen möchten? Ach, 's ist oft nicht einmal nötig. Ja, der Bube, der die ersten Hosen anzieht, kömmt sich vor auf das allerwenigste so groß wie der große Philister, der Goliath, als ein Held von erster Sorte, und statt zu Helden geraten die meisten zu erbärmlichen Höselern. An so was denkt freilich der Knabe nicht, wenn er zum erstenmale in den Hosen steckt, mit einer Kaisermiene die kurzen Beine über die hohe Schwelle streckt, vor das Haus sich stellt, zu triumphieren, d. h. die Bewunderung der Welt in Empfang zu nehmen. Denkt doch gar mancher Erwachsene nicht, der mit Schnauben auszieht als wie ein Held, daß er ausziehen werde vor dem Feind wie ein Hase, und heimkommen mit Schlottern. Gar mancher will über Gott aus mit kurzem Sinn, wie der Kleine mit kurzen Beinen über die hohe Schwelle, und wie er das eine Bein am höchsten hat, will ihn das andere nicht mehr halten; er fällt in das allerjämmerlichste Siechtum, schickt sein Wasser von einem Wunderdoktor zum andern, schickt um Bündelchen aus und Kapuziner nach allen vier Winden, und wäre bereit, mit Leib und Seele zu allen Religionen der Welt zu schwören, wenn nur irgend ein Schimmer von Hoffnung das Feuer in Gebein und Seele kühlen wollte.

Sie freuten sich beide sehr auf die Reise, das Kind wegen Hosen, Fleisch und Speck, die Großmutter, einen solchen Staatsbuben durch die Welt führen zu können; nur kummerten sie, es möchte vielleicht nicht schönes Wetter sein. „Großmüetti, es macht nichts, wenn's schon ein wenig regnet," sagte das

Staatsbubi, „es macht dann nur weniger warm.“ Das gute Staatsbubi, es ging ihm wie andern Staatsbübchen, es hatte den Spruch im Sommer gehört, und wendete denselben nun auf den Winter an; es fehlte ihm halt noch der Verstand für die rechte Anwendung: er war bloß noch aberwitzig und vorwitzig.

Der Samstag rückte endlich ein und zwar schön. Johannesli ward es angst, je länger es ginge, desto eher könnte sich das Wetter ändern, und meinte, wenn er seine Hühner z'Mittag in den Stall jage und gleich darauf die Großmutter ins Bett, so sei der Samstag auch vorbei und der Sonntag im Nu da. Er versuchte der Zeit vorzugreifen. Aber junge Bübchen ändern die alte Welt nicht; die Hühner wollten für alle Gewalt nicht in den Stall. Wären diese gegangen, dann hätte Johannesli es wahrscheinlich bei der Großmutter durchgesetzt, daß auch sie mit ihm zu Bett gegangen wäre. Endlich nach vier Uhr ließen sich die Hühner herbei, suchten ihre Sitze, und bald darauf mußte auch die Großmutter daran glauben, wie sie auch seufzte und jammerte: wenn's die Leute vernehmen würden, sie sei schon zu Bette, so würden sie glauben, es fehle ihr im Kopfe. Desto früher am Morgen krähte der junge Hahn und die Großmutter mußte auf, was sie auch sagte, es sei nicht viel über vier Uhr. „Je früher wir gehen,“ sagte der Bub, „desto mehr können wir unterwegs ausruhen; dann weißt du noch nicht, wann wir fort kommen; mit neuen Hosen geht's manchmal lang, bis man sie an hat.“

Zwölftes Kapitel.

Käthi thut eine Reise und hat das Glück, wieder heimzukommen.

Mit den Hosen ging es rasch; aber eine andere Geschichte gab's, an die man nicht gedacht. Johannesli hatte gegen Ende des vergangenen Winters Schuhe und Winterstrümpfe von einer Patin erhalten. Diese hatte gesagt, sie hätte sie etwas groß genommen, damit man sie sparen könne, wenn man sie diesen Augenblick vielleicht nicht nötig hätte. Diese hatte die Großmutter hervorgenommen; es sei ihr lieber, das Bubi erfriere ihr nicht, sagte sie. Hier haperte es; die Schuhe wollten nicht über die Strümpfe. Die Großmutter schwitzte und schnaufte, Johannesli schrie, die Hühner gackelten, es war ein streng Dabeisein; wer vorbeiging, hätte leicht glauben können, man hätte jemand am Messer. Wirklich ging auch die Thüre auf und eine Stimme frug: „Mein Gott, was giebt es doch da?" Es war Andrese Anne Bäbi, des nächsten Nachbars Tochter, welche die Hut des Häuschens übernahm, wenn beide fortgingen, und die des Buben dazu, wenn Käthi ihn allein lassen mußte. Als Anne Bäbi die Sache vernommen, schlug sie zuerst alte Schuhe vor. Wer würde darauf achten, was so ein kleiner Junge für Schuhe an hat, sagte sie. Aber potz, so meinte es der Bube nicht; er hielt sich für die allerwichtigste Person, welche selben Tags auf der Welt sei, auf den aller Augen sehen würden, und Käthi neigte sich bedeutend dieser Ansicht zu. „Nun meinethalben, so lauf barfuß, oder wenn doch absolut die neuen Schuhe mit sollen, und ihr Blasen wollt, so müssen dünnere und

kleinere Strümpfe herbei; in die könnte man ja ein Elephantenbein stoßen," sagte sie. Das gefiel, und es ging, und Johannesli sagte: „Ja gäll, wenn Andrese Anne Bäbi nicht gekommen wäre, so hätteſt du nicht gewußt, was machen?" Das war der Dank, daß vorhin die Großmutter ſeine Meinung wegen den Schuhen geteilt hatte. Nun trat aber was wichtiges hervor, eine wahre Lebensfrage, die Frage über den Proviant, der mitzunehmen ſei. Da müſſe man zu eſſen mitnehmen, ſagte Johannesli, viel, viel, ſonſt ſtünde man es nicht aus, ſo weit wie es ſei. Das meinte die Großmutter auch; aber wegen dem Quantum konnten ſie ſich nicht verſtändigen. Johannesli wollte an Brot, Äpfeln, Birnen, Pfannkuchen ſo ziemlich einen Tragkorb voll, oder einen Karren; indeſſen mußte er es ſich endlich gefallen laſſen, daß man bloß mitnahm, was man füglich in die Taſchen bringen konnte. Als man das im Reinen hatte, ging's unerwartet noch einmal los. Der Junge wollte nun auch einen Stock, und zwar Großätti's Stock, den langen, dicken, den die Großmutter zum Andenken aufbewahrt hatte. Er müſſe einen Stock haben, ſagte er. Er müſſe ſich wehren, wenn böſe Hunde kämen und die Großmutter beißen wollten; ſie könne nichts mehr machen, ſie ſei afe (bereits) gar eine Alte. Und da in den Dörfern ſeien gar böſe Buben, die werden ihn plagen wollen; die wolle er abſchlagen vom Tüfel.

Der Junge zog zu ſeinem erſten Abenteuer aus. Wie der Rittersſohn vor altem gerne des Vaters Schwert umgürtete, wenn er zum erſten Male in die Welt ritt, ſtritt jetzt der Bube um des Großvaters Stock. Die Großmutter rühmte ihn, wie er ein braver ſei, daß er ſich für ſie wehren wolle; aber der Stock ſei ihm zu ſchwer; ſie wolle ihm einen viel beſſern ſchneiden im nächſten Zaune, aber ſie hätte dies-

mal vielleicht doch nachgeben müssen, wenn nicht Andrese Anne Bäbi mit Spott gekommen wäre: Was doch die Leute sagen würden, und Buben und Mädchen würden ihn auslachen, wenn so ein kleiner Knopf mit einer langen Bohnenstange daherkäme; noch manche Woche würden sie davon reden und lachen. So ließ der kleine Held sich endlich beschwichtigen mit dem Versprechen, daß die Großmutter im nächsten Zaune ihm einen großen, dicken Stock schneiden wolle; dann befahlen sie Andrese Anne Bäbi Häuschen und Hühner wohl, sagten Adie, und zogen endlich von dannen in die Welt hinaus, zwei Stunden weit!

Es war ein gar schöner halb Winter- halb Herbstmorgen, kurz vor Martinstag, so einer von den duftigen Tagen, wo wie in träumerischem Glanze die Erde schwimmt, ein durchsichtiger Schleier die Welt verhüllt, wie helle Ahnung die zukünftige Welt. Das sind Tage, an welchen so gerne ein süßes Heimweh über den Christen kömmt. Es ist nicht das Heimweh, welches mit schweren Thränen die Augen füllt, wie eiserne Klammern um den Hals sich legt, wie mit siedendem Blei das Herz erfüllt: es ist dies Heimweh ein freundlich Sehnen, dem Wehen der ersten Liebe vergleichbar. Die Seele vergißt die wirkliche Welt, die Seele träumt, das Auge wird feucht, sieht in den blauen Himmel hinein, sucht und weiß nicht was, sieht der scheidenden Sonne nach, fühlt zum Zerspringen süßer Wehmut voll das Herz. So träumen Jungfrau und Jüngling, wenn die erste Liebe sie durchglüht; so träumen aber auch der alte Mann, die alte Frau, wenn in süßem Bangen die ewige Liebe ihre Herzen schwellt; es ist das Heimweh nach dem Himmel, das Sehnen nach Gott.

Es war tiefe Sabbathsstille, als die beiden wanderten in die Welt hinaus, kühn und stolz der Junge, bang die Alte,

aber beide neugierig, was die Welt zum jungen Helden sagen werde, und neugierig die Großmutter noch, wie die Welt dem jungen Recken gefallen und wie er über sie urteilen werde. Anfangs hatte er auch Augen für die Welt, zeigte der Großmutter große Tannen, große Bäche, späte Birnen an den Bäumen, Hühner vor den Häusern, und die Großmutter freute sich sehr, was der für Augen habe und wie er alles sehe.

So hatte er anfangs ein weites Herz und Augen für vieles; aber nach und nach, wie es auf der Reise durch die Welt geht, zog sich ihm das Herz zusammen; er dachte mehr und mehr an sich allein, und seine Augen sahen nur sein eigen Persönchen. „Großmüetti, du zerdrückst doch das Essen nicht, und die Birnen, hast du die nicht zermatscht?“ Bei Feldzügen ist nicht das die Hauptsache, daß man Proviant mitnimmt, sondern nach den allerneuesten Erfahrungen das, daß man zu ihm sieht, zu rechter Zeit ihn verteilt und ja eher zu früh als zu spät. Wie es Leute giebt von großem Talent, welche der Erfahrung nicht bedürfen, so faßte unser Junge in seinem Genie den Satz: besser zu früh als gar nicht, mit mathematischer Sicherheit auf, und was er erkannte, setzte er durch mit rücksichtsloser Entschiedenheit, kurz, der Junge entwickelte eine große Natur und hatte noch keinen Schnauz. Gott, was wird aus dem werden, wenn er mal noch einen Schnauz kriegt!

Als er sich vergewissert hatte, daß die Vorräte noch wohlbehalten seien, sagte er: es dünke ihn, er möchte was; es sei da ein Apfel gewesen, der hätte ihm bsunderbar gefallen. Die Großmutter schälte ihn, Johannesli aß ihn, und bald darauf sagte er: es dünke ihn, er möchte absitzen, er sei ein wenig müde. „Gäll Großmüetti, jetzt ist es gut, daß

ich pressiert habe; jetzt können wir absitzen, wenn wir müde sind." Als er abgesessen war, nahm es ihn wunder, ob die Großmutter, als sie den Apfel aus dem Sacke genommen, den Pfannkuchen nicht zerdrückt hätte. Was sie sagen mochte, Johannesli war von denen, welche erst sehen, dann glauben wollen. Als er ihn endlich gesehen hatte, nahm es ihn wunder, wie er schmecke, und als er dies erforscht hatte, war nur noch eine kleine Ecke mehr übrig.

Endlich ging es weiter, aber nicht weit. Es klagte Johannesli: „Großmüetti, hab' ein Steinchen im Schuh." Die Großmutter hatte seit diesem Morgen wegem Schuh abziehen ein Grauen im Leibe; sie meinte, Johannesli solle es ertragen, das werde nicht viel machen. Aber das half nichts; sie mußte dran; sie schlug den Schuh wacker aus, rieb die Sohlen an den Strümpfen rein und schraubte den Schuh unter vielen Seufzern wieder an den Fuß. Kaum waren sie hundert Schritte gegangen, so lamentierte Johannesli aufs neue: „Großmüetti, du kannst nichts; der Stein ist noch im Schuh, uy! uy!" Was die Großmutter auch sagte, es half nichts; sie mußte aufs neue an die Operation; unter schweren Nöten vollbrachte sie dieselbe; aber kaum war der Schuh an seinem Orte, fing das Jammern des Buben von neuem an. Jetzt begriff die Großmutter den Stand der Dinge. „Schweig, Bübchen, schweig!" tröstete sie, „das ist kein Stein, das ist eine Blase, die kann man dir nicht aus dem Schuh machen; du mußt dich gedulden, bis wir beim Vater sind; dort zieht man dir dann den Strumpf ab, und vielleicht sticht sie dir der Vater auf."

Aber das Bübchen wollte sich nicht gedulden; was es sich selbst angelaufen hatte, sollte die Großmutter wegmachen, geschwind, schnell, auf der Stelle; je weniger er wußte, was

es war, desto wüster that er — begreiflich. Als die Großmutter die Blasen nicht wegmachen konnte, schrie er nach Andrese Anne Bäbi; da diese nicht kam, schrie er, die Großmutter solle ihn tragen. Begreiflich trägt eine siebenzigjährige Frau einen fünfjährigen gewaltigen Jungen nicht lange; in den Schuhen wollte er nicht laufen, und da es ihn schmerzte, auch in den Strümpfen zu gehen, so mußten auch diese abgezogen sein; er wollte barfuß gehen. Und als er barfuß ging, that's ihm wieder weh, und die Großmutter mußte ihn tragen, und auf der Großmutter Armen winselte er fort und fort, und die Großmutter hatte ebenfalls Lust dazu. Ach, sie waren im bittersüßen Jammer, und dazu das Wetter so schön, und von schön geputzten Menschen waren die Straßen voll, und die meisten standen still bei ihnen, teilnehmend wegen dem Gewimmer, und wenn sie weitergingen, sagten sie, daß es Käthi hören konnte: „Das ist mir jetzt doch der wüsteste Bub, den ich noch gesehen; wenn der der meine wäre, dem zerhiebe ich den H....., daß man ihn spinnen könnte wie den besten Flachs. Und eine dumme alte Frau ist's; der sollte man es auch salben, daß man es durch ein Nadelöhr ziehen könnte; es ist eins wie das andere."

Solche Schande mußte jetzt Käthi ausstehen, und alles darum, weil sie eitel war und mit dem Bubi großthun wollte und weil sie schwach war und ein jung Bubi das Regiment führen ließ und jetzt sie aneinander zaaggeten und schleppten zum Gotterbarmen und wimmerten und winselten gegenseitig zum Allerweltsgespött. So gebären oft die herrlichsten Erwartungen die jämmerlichsten Entsprechungen, und so ist Zeit und Wetter oft so herrlich und gebärdet sich oft der Mensch so jämmerlich. Mehr als vier Stunden zaaggeten sie so aneinander; da stand endlich das Haus, in welchem der Vater

diente, vor ihnen. Es war Essenszeit, die hätte Käthi gerne vorüber gelassen; allein der Kleine, der Speise und Trank nach ihrer Bedeutung in der heutigen Kriegskunst zu würdigen wußte, der wollte nicht. Ihr Proviant war trotz des Jammers aufgezehrt, und jetzt wollte er hinter die Fleischtöpfe Ägyptens. Freilich sagte er dieses nicht, sondern mitten im Jammer war er diplomatisch und schrie, der Vater könnte hinten aus und fort und dann kämen sie nicht zu ihm, und was Käthi dagegen sagen mochte, das Bubi schrie das Gleiche immerzu. Der Kleine war kein Konservativer, der auf Gründe hört oder meint, Schreien sei nicht vernünftig; der Kleine war radikal und meinte, Schreien sei die Hauptsache, und je unvernünftiger und unbegründeter, desto besser.

Käthi mochte wollen oder nicht, sie mußte vorrücken zur Thüre und klopfen daran und zwar zweimal; denn bekanntlich machen Dienstboten so wenig gerne eine Pause im Essen als ihre Herrschaften, geschweige denn daß sie aufstehen von demselben. Endlich, wahrscheinlich auf Geheiß der Bäurin, öffnete sich ein Schiebfensterchen; eine hässige Jungfernstimme fuhr heraus und frug: „Was habt ihr wollen?“ — „Der Johannes solle herauskommen,“ antwortete Käthi, welche nur an einen Johannes in der Welt dachte, zog sich dann neben die Thüre zurück, um nicht wie eine Bettlerin davor zu stehen.

„Johannes, du solleſt hinaus,“ sagte die Magd. — „Wer ist's?“ frug eine Frau, welcher man die Meisterfrau alsbald ansah, obgleich sie unten am Tische saß. — „Eine alte Frau mit einem Buben,“ war die Antwort. — „Es wird deine Mutter und dein Kind sein,“ sagte die Frau. „Geh, heiße sie hinein, sie kann mit uns essen!“ Johannes war ganz rot geworden im Gesicht und sagte: er sei fertig mit essen, wolle

hinaus und sehen, wer es sei; vielleicht sei es jemand ganz anders. Da ward auch die Bäurin rot im Gesicht, stand auf und ging hinaus. Während sie draußen war, munkelte Johannes vieles, was die Bäurin nicht hörte und doch vernahm. Es dauerte einige Zeit, bis sie wiederkam; denn Käthi machte sehr Komplimente und zwar von Herzen, während der Bub zuerst dumm that, der Bäurin nicht die Hand geben wollte, sich unter der Großmutter Schürze verkroch, dann aber unter derselben hervor rief: „Wohl, wir wollen hinein, wollen zum Ätti, zum Ätti will ich!“ Da lächelte die Bäurin und sagte: „Du wirst müssen, magst wollen oder nicht,“ und Käthi ward auch rot; sie fühlte, wie die Sünden der Eltern an den Kindern zu Tage kommen. Da streckte die Bäurin die Hand dem Johannesli dar. „Komm, ich will dich zum Ätti führen,“ sagte sie. Alsbald schoß derselbe der Bäurin zu und ließ die Großmutter im Stich. „So komm jetzt auch, sieh, der Kleine will,“ sagte die Bäurin. — Sie wolle draußen warten, sagte Käthi. — „Jetzt mach mich nicht ungeduldig,“ sagte die Bäurin, „komm herein und iß mit uns.“ — Sie sei nicht deswegen gekommen; sie möchte gerne mit Johannes reden, wolle warten, bis sie fertig seien u. s. w. — „Hast's gehört, und komm,“ und Käthi mußte nach, aber immerfort protestierend und zwar nicht bloß zum Schein, sondern wirklich von Herzen. Innerlich weinte sie über das unverschämte Bübchen; so sei die Welt jetzt, seufzte sie; ehedem sei es doch nicht so gewesen. In die Stube zu müssen, wo alle zu Tische saßen, war ihr fast, als müsse sie aufs Hochgericht.

„Kennst du den Ätti?“ frug die Frau, als sie in die Stube traten, den Jungen, welchen sie an der Hand führte. Als derselbe mit dem Finger auf den Ätti zeigte, sagte sie: „So geh zu ihm; er solle dir zu essen geben.“ Das ließ der

Bube sich nicht zweimal sagen; desto größere Not dagegen hatte man mit Käthi, bis man sie beim Tische hatte. Sie war mit dem üblichen Gruße: „Gott wilche und Gott gsegnech's!“ eingetreten; dann drehte sie sich dem Ofen zu, wollte dort absitzen, wollte nicht zum Tische, wollte nicht hungerig sein, und deretwegen seien sie nicht gekommen; sie hätte warten wollen, bis gegessen sei, aber das Bubi habe ein gar zu großes Verlangen nach dem Vater gehabt. Sie hätte es recht ungerne, daß sie es so getroffen, daß man meinen könnte, sie seien deretwegen gekommen. Aber die Bäurin verstand nicht Spaß. Eine Schmarotzerin hätte nicht so lange gewartet, ihren Sohn zu besuchen, sagte sie, und dann sei es ihr lieber, die, welche einander angehören, liebten sich, als sie schämten sich der Verwandtschaft. Auf solchen hielte sie nichts, sagte sie und schoß einen scharfen Blick gegen den Herrn Korporal hin.

Käthi mußte essen, und als die andern die Löffel abwischten am Tischtuche und Käthi es auch thun wollte, sagte die Frau: „Noch nicht; iß du nur; die haben lange vor dir angefangen, und mit deinen alten Zähnen ißt man nicht mehr so schnell wie mit jungen. Bist du draußen im Stalle fertig, so komm herein,“ sagte sie zum Korporal, der mit dem Buben ebenfalls hinausging. Nun legte die Bäurin Käthi vor, was für alte Zähne am besten paßte, nahm das Kraut weg und sagte: „Mit dem mühe dich nicht; wirst deren auch haben: Fleisch wird dir seltener sein. Das ist brav, daß du einmal kömmst; wirst es nicht gewagt haben; dein Bub wird mich verklagt haben, wie ich eine Böse sei?“ Käthi wollte begreiflich dies nicht glauben, sondern sagte: sie komme sonst nicht von Hause und sie wisse sich nicht zu erinnern, wann sie eine so große Reise gethan, und wenn nicht der Kummer

sie getrieben hätte, sie hätte den Weg kaum mehr unter die Füße genommen.

Hier war der Punkt, wo wahrscheinlich die Bäurin Käthi haben wollte; denn sie war auch ein Weib und wußte gern alles. „Hast was Ungerades?“ frug sie. Nun erzählte Käthi ihre Lage, wie sie jetzt fürchte, aus dem Häuschen zu müssen, was ihr Tod wäre, und wie, wenn Johannes nicht helfe, es werde sein müssen, dieweil ihr Bauer, seit er sich mit dem neuen Zeug abgebe, ein gar Harter gegen die Armen geworden sei. — „Johannes wird dir ein Tischgeld geben für das Kind?“ frug die Bäurin. — „Er giebt mir was er kann; er ist gar ein Guter gegen mich,“ sagte Käthi ausweichend. — „In diesem Jahre wie viel gab er dir?“ frug die Frau. — „Kann's nicht bestimmt mehr sagen; das Gedächtnis hat mir gar grusam gschwachet,“ antwortete Käthi. — „Doch sorgt er für den Hauszins?“ setzte die Frau wieder an. — „Bhüet-is, was denkt Ihr, Frau; der fremdest Mensch hätte es ja wohlfeiler, und ich bin die Großmutter und muß auch was für ihn thun, wie recht und billig. Und mir ist es nicht einmal ein Muß; es ist meine Freude; wenn man mir das Bubi nehmen würde; es wüßte kein Mensch, was ich anfinge. Hergegen, der Sohn ist noch jung, e grusam ein Militärischer und ein Postierter, und ein solcher hat das Geld nötiger als eine alte Frau, wenn er nicht ganz verachtet sein will. An Böshaben bin ich gewöhnt, und es ist mir wohler dabei als manchem, der Haus und Hof hat und Geld am Zins.“ — „Du bist eine rare Frau,“ sagte die Bäurin, „solche finden sich heutzutage selten. Jetzt will jeder seine Bürde dem Nachbar auf die Achseln legen; du aber nimmst noch einem andern seine ab und entschuldigst dich, daß du nicht doppelt trägst, während manche jüngere als du für niemand sorgt,

dem Bettel nachläuft oder der Gemeinde zur Last liegt. Aber für deinen Jungen ist's eine blutige Schande, daß er dir nicht besser hilft!" Da erschrak Käthi sehr, merkte erst jetzt, was sie eigentlich geoffenbaret, bat dringlichst, die Bäurin möchte doch ja nichts merken lassen; er sei der beste Mensch unter der Sonne, aber wie Feuer und Büchsenpulver; er wäre im stande, er nähme ihr das Kind auf der Stelle fort, und das wäre ihr schrecklicher, als wenn man ihr bei lebendigem Leibe das Herz aus der Brust risse. Ehe die Bäurin antworten konnte, kamen Vater und Sohn zur Thüre herein. „Gehe mit der Mutter in die Hinterstube," sagte die Frau, „die ist warm, und wann sie wieder fort will, so sage es mir." Johannes meinte, vielleicht daß die Mutter lieber draußen an der Sonne wäre. — Die sei heute lange genug an der Sonne gewesen, meinte die Bäurin, und Johannes mußte mit der Mutter gehen; aber er that es unwillig. Er war sehr böse, daß die Mutter gekommen war; er schämte sich ihrer, fürchtete das Gespött seiner Mitdiensten. Er fürchtete Vorwürfe von der Bäurin, welche ihn schon lange gemahnt hatte, einmal wieder zur Mutter zu gehen, was er unter allerlei Vorwänden immer abgelehnt hatte. Er fürchtete sich, mit der Mutter allein zu sein. Nicht daß er sich vor ihren Vorwürfen fürchtete; aber sie erbarmte ihn und er konnte ihr doch nicht helfen, und zwar durch eigene Schuld, und nun ist wohl nichts peinlicher als ein solches Erbarmen, dem man keine Folge geben kann, und zwar durch eigene Schuld. Bei vielen Menschen regt sich wohl das Gewissen; peinlich fühlen sie dessen Schläge; aber eben deswegen fliehen sie ängstlich Gelegenheiten und Menschen, welche dieses Gewissen wecken, dessen Schläge erregen, und können sie es nicht meiden, kommen Menschen, welche es erregen, ihnen unerwartet über

den Hals, werden sie mürrisch, unwirsch, unhold, Kindern gleich, welche man aus dem Schlafe weckt.

Die meisten Mütter verstehen sich auf die Mienen ihrer Herren Söhne und kümmern sich darum häufig mehr als um die Mienen ihrer Männer. So ging es auch der guten Käthi. Mit schwerem Herzen betrat sie die Hinterstube und mit Entschuldigungen begann sie die Unterhandlungen. Entschuldigungen recht zu würdigen, dazu muß man etwas mehr sein als bloß simpler Korporal; es vermögen dieses sehr viele hochgebildete Leute nicht; es vermögen dieses nur eigentliche Christen. Alsbald entlud sich auch unseres Korporals Zorn, doch nicht über die Mutter, sondern zuerst über die verfluchten Bauern. Das sei aber ein schön Müsterchen ihrer Freisinnigkeit, sagte er. Freisinnig seien sie, wenn sie aus anderer Leute Säcke Geld in ihre Säcke kratzen könnten. Würde jemand ihnen die Häute armer Leute abkaufen wollen, noch heute würden sie dieselben schinden und geschunden wieder laufen lassen. Aber das komme anders, darauf könnten sie zählen; es sei die Zeit nahe, wo diese Dorfkälber froh sein würden, wenn man ihnen Brot gebe mit der einen Hand und Schläge mit der andern und wo sie barfuß kämen und bäten über Nacht sein zu dürfen in den Ställen, die Himmels—! Jetzt solle sie den Bauer nur machen lassen; es komme die Zeit, wo sie in einem großen Bauernhause wohnen werde ohne Zins.

Käthi schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, als sie solche Worte vom eigenen Sohne hörte; es war ihr, als dürfe sie nicht mehr warten, ob aus Furcht vor Gott oder aus Furcht vor der Bäurin, in deren Hause solche Worte geredet wurden, wußte sie selbst nicht. Sie hielt ihm der tusig Gottswillen an, er solle doch schweigen; wenn ein Mensch

solche Worte hörte, so könnten sie ja unglücklich werden zeitlich und ewig. Wenn sie ihm Ungelegenheit mache, so solle er es doch recht nur sagen; sie wolle sich ja leiden, und wenn es sein müsse, noch in ihren alten Tagen weiter. Sie wüßte zwar nicht wohin, und wenn es bekannt werde, daß sie den Hauszins nicht zahlen könne, so würde man sie nicht gerne irgendwo hineinlassen. — Das sei ein verfluchter Zwang, dem aber bald ein Ende gemacht werden würde, daß die Bauern ihre Häuser vermieten wollten und gerade nur denen, welche ihnen anständig seien und schmeicheln könnten; wen Gott geboren werden lasse, der hätte ein Recht an eine Wohnung, und das sei eine verfluchte Ungerechtigkeit noch aus der alten Zwangszeit her, daß die einen Häuser hätten, die andern nicht; Gott hätte die Welt für alle geschaffen und nicht bloß für Großköpfe, Geizhälse und Gerichtsäße, polterte der Korporal.

„Aber Johannes, aber Johannes, schweig der tusig Gottswille; du weißt nicht, wie leicht man sich versündigen kann für Zeit und Ewigkeit. Hast gehört, ich will mich ja leiden; der alte Gott lebt noch und wird mir ja schon helfen; es ging am Ende immer besser als ich dachte."

„Mutter, habt nicht Kummer, das versteht Ihr nicht, das ist nicht halb so bös," antwortete der Sohn. „Aber verflucht ist's, daß man immer die Hand im Sack haben soll, um Geizhunden und Gerichtsäßen ihren Reichtum zu mehren, ihnen alles wiedergeben muß, was wir mit saurem Schweiße ihnen abverdient haben. Haben wir ein paar Krönlein verdient, so ist ein Hund da und bellt es uns ab, bald wegen Holz, bald wegen Zins, bald wegen diesem oder jenem."

„Deswegen bin ich doch kein Hund," sagte Käthi traurig, „und hab's dir ja gesagt, ich wolle mich leiden, dir nicht Ungelegenheit machen."

„Mutter, das geht Euch nichts an," sagte Johannes, „Euch habe ich nicht gemeint. Wieviel hättet Ihr nötig?"

„Wenn's vier Thaler wären, oder auch nur drei, sagte die Mutter, die eigentlich an den ganzen Hauszins gedacht hatte, „so könnte ich es machen." Jetzt, gegenüber dem aufbegehrischen Sohne, fielen ihr die Kartoffeln ein, von denen sie wohl etwas entbehren konnte, um daraus die überbleibenden drei und einen halben Thaler zu bezahlen.

„Geld müßt ihr haben; nur ist's mir zuwider, daß ich es der Meisterfrau abfordern muß; die gränet allemal ärger als der Teufel, wenn sie Geld geben soll. Wäre uns das Arbeiten so zuwider, wie ihr das Geldgeben, wohl, der Hof würde schön aussehen. Habt Ihr mich etwa bei ihr verklagt?" — „Bewahre," sagte Käthi. — „Ich will sehen, wo sie ist" sagte Johannes, „aber es wäre mir lieber, wenn Ihr mir ein ander Mal Bescheid machen ließet, statt selbst zu kommen. Das Gehen wird mir leichter als Euch, und mir ist's lieber, sie stecke die Nase nicht auch noch in unsere Sache; sie hat sie schon zuviel an Orten, wo es sie nichts anginge."

Als Johannes zur Bäurin gegangen war, seufzte Käthi: „Ach Gott, wie hat sich der doch geändert; ich muß mich fast fürchten vor ihm. Einen Kummer habe ich fortgetragen, zwei trage ich mit mir heim. So kommt es ihm nicht gut; aber ich will den lieben Gott Tag und Nacht bitten, daß er es ihm nicht anrechne, sondern ihn bekehre."

Johannes erschien vor der Frau halb verlegen und halb zornig, akurat wie einer, dessen Gewissen nicht ganz eingeschlafen ist, dem aber der Zeitgeist eine Art von Blendung fabriziert hat, so daß er seine Schuld großenteils an andern sieht, den Widerschein für die Sache selbst nimmt. Auf sein

kurzes Gesuch um Geld antwortete sie: „Wenn du es der Mutter geben willst, so mußt du den Rest deines Jahrlohnes haben; besser kannst ihn nicht anwenden; aber groß ist er nicht mehr. Hast aufgeschrieben, was ich dir schon gegeben?“ — „Nein,“ sagte Johannes, „ich weiß es sonst.“ — „Selb ist mir nicht recht“, sagte die Frau. „Was man zu fordern hat, vergißt der dümmste Bub nicht; aber gar kurz sind die Gedächtnisse für das, was man eingezogen hat. Sieh, ist's so?“ sagte die Frau, und legte ihm ein groß blau Buch vor. — „'s wird sein, und wenn's nicht wäre,“ sagte Johannes, „was sollte ich; das ist ja ein Hausbuch, dem muß man glauben.“ — „Johannes, Johannes,“ sagte die Frau, „seit einer Zeit hast du was im Kopfe, was nicht gut ist; du lebst übel daran und andere auch, und nützen thut's dir nichts. Hast gerechnet, wieviel ich dir noch schuldig bin?“ — „Zwei Fünffränkler“ (20 Kreuzer weniger als 3 Gulden), sagte Johannes kleinlaut.

„Hör, Johannes, ich muß dir was sagen in Liebe und Ernst. Noch lange nicht Weihnacht, der Lohn so groß, hast ihn schon eingezogen, und giebst deiner Mutter wenig; sie muß fast allein dir dein einzig Kind erhalten. Sie hat es mir nicht gesagt; aber du weißt, ich habe meine Augen nicht hinten am Kopf und Merks muß man mir nicht einschütten wie einer Kuh einen Trank. Aber denk, wenn es die Leute wüßten, was würden sie von dir halten, und wenn du noch einen Tropfen gutes Blut hast, so schämst du dich vor dir selbst. Sieh, statt zwei Thaler will ich dir vier geben, zwei Trinkgeld, aber gieb sie deiner Mutter. Die zwei will ich dir auch das nächste Jahr geben; wegen der Arbeit bist du mir anständig; aber den Kopf mußt du ändern, der ist mir nicht anständig. Du mußt nicht meinen, daß wir euch den

Lohn nicht gönnen. Ja, freilich, haben müßt ihr, was ihr verdient, und gerne; aber nehmen lassen wir uns es nicht; Meister wollen wir im Hause sein und jedem sagen, was wir für recht und anständig halten, und wem das nicht recht ist, dem kann es Feierabend geben ungsinnet. Merk's und sinn's. Jetzt sag der Mutter, sie solle kommen, es sei ein Kaffee bereit. Es gramselte Johannes im Kopf; aber sein Dienst war gut und die Zeit schlecht; er faßte sich daher, dankte wenig und ging trotzig.

Käthi machte stark Komplimente, ehe sie sich zum Kaffee setzte; aber als sie einmal dran saß, da zitterte ihr das Herz vor Behagen, denn derselbe war sehr gut. Als der Kleine vom Heimgehen hörte, begann er wüst zu thun, sagte, er möge nicht gehen, der Fuß thue ihm weh, er wolle dableiben. Käthi tröstete, wie sie konnte und mochte. Die Bäurin bot ihnen das Übernachten an, was aber Käthi ausschlug, weil sie nicht wüßte, wie ihr wäre des Nachts an einem fremden Orte. Dazu müsse sie morgens an eine Wäsche; da gebe es einen Kreuzer zu verdienen, und das sei nicht zu versäumen. — „Es wäre gut, es dächten alle so; darum will ich dich auch nicht aufhalten," entgegnete die Frau. „Geh, schirre die Mähre," sagte sie zu Johannes, „die hat wohl Zeit und in vergangener Woche wenig gethan, und fahre ein Stück mit ihnen. Es ist mir sonst zuwider, am Sonntag die Rosse aus dem Stalle zu nehmen; es ist ihnen Ruhe geordnet so gut als dem Menschen; aber ich denke, hie und da eine Ausnahme, und nicht wegen Hochmut und Hoffart, sondern einer alten Frau zu lieb, werde keine große Sünde sein." — „Die Mähre ist nicht gut beschlagen und das Wägeli nicht gesalbet," sagte Johannes. — „Das Wägeli schmier ein, der Mähre ziehe die Eisen ein wenig an, und wenn was

fehlt, so sag's ein andermal zu rechter Zeit und nicht erst, wenn man die Sache brauchen will," sagte die Bäuerin unwillig. — Er wisse nicht, ob noch Wagenschmiere da sei, sagte Johannes. — „Ist nicht da, so sieh, daß du bekömmst, und ist angespannt, so komm und sag's," befahl die Frau in einem Tone, dem man es anhörte, daß sie wußte, was befehlen sei.

Johannes hätte gerne noch was gesagt; allein er kannte den Ton und ging. Unterdessen hatte Käthi immer geredet, gesagt, sie dürfe nicht fahren, fürchte sich, ertrüge es nicht, schäme sich; so eine arme alte Frau im Wägeli fahren! u. s. w. Die Frau hatte sie reden lassen; als Johannes endlich draußen war, schnitt sie alles Gerede mit der Frage ab: „Und mit den Erdäpfeln, wie steht's, halten sie sich in den Kellern?" So eine Frage gleicht einer aufgezogenen Schleuse. Wie bei der Schleuse das Wasser, strömt bei der Frage unwillkürlich eine ganze, vielleicht längst aufgestauchte Gedankenreihe nach, absonderlich bei Weibern. Aber lange ehe das Wasser durch die Schleuse war, kam Bescheid, es sei angespannt; doch brachte Johannes ihn nicht selbst; es half ihm aber nichts, er mußte hineinkommen. „Da ist ein Kacheli Kaffee," sagte die Bäurin, „trink, dann fahr so weit du willst; auf ein Bitzli weiter kommt's nicht an, wenn es einmal angespannt ist." — Er möge nicht Kaffee, sagte Johannes, und wenn man lange mache, so wäre es besser, der Bub fahre, sonst sei er zum Melken nicht zurück. „Du fährst", sagte die Frau, „und wenn du nicht da bist, so milcht ein anderer. Du wirst dich wohl erinnern, daß schon mehr als einmal ein anderer für dich gemolken hat; es wäre heut nicht das erste Mal." Johannes ward rot und ging. — „Aber ich wollte für ihn angehalten haben," sagte Käthi, „wenn er nicht gerne fährt,

daß er nicht muß; er könnte es an mir zürnen. Es deucht mich nichts anders, daß er lieber daheim bleibt, wenn das Melken nahe ist." — „Mutter, höre ein Wort, und nimm es nicht für ungut," sagte die Bäurin. „Du bist viel zu gut gegen deine Buben, gegen den großen und den kleinen; so mußt du der Narr im Spiele sein; ihnen ist's der größte Schade, und zuletzt versündigen sie sich an dir und schämen sich deiner." — Das sei doch nicht, sagte Käthi; er habe sie letzten Sommer ins Wirtshaus gerissen wie ein jung Meitschi. — „Habe nichts darwider; das war bei dir daheim, wo man dich und ihn kennt; daneben sind solche Bursche heute so, morgen anders, je nachdem es sie ankommt, haben keine Regel und keine Liebe. Aber das weiß ich, Mutter, daß ich denen ganz anders den Daumen auf das Auge hätte; sonst ging's mir wie der Regierung: ung'sinnet müßte ich an einem schönen Morgen in den Spital. Aber jetzt komm, sonst giebt's noch schlimmer Wetter."

Als Käthi das Wägeli besteigen wollte, sah man wohl, daß sie dasselbe nicht in der Übung hatte. Sie wußte nicht recht, sollte sie der Mähre über den Kopf steigen, oder von unten herauf auf den Sitz kommen. Als man sie endlich an die rechte Stelle gebracht hatte, gab's Mühe, ehe man sie oben hatte, und als sie oben war, seufzte sie schwer auf: „Ach Gott, wenn ich nur wieder unten wäre!"

Die arme Mähre mußte Johannes Zorn über die Bosheit und Teufelsüchtigi der Bäurin entgelten. Johannes nahm die Gutthat an Mutter und Kind eben auf als eine Bosheit, ihm die Schande zu machen, am hellen Tage, und noch dazu an einem Sonntage, mit einer solchen Bettlerfuhre im Lande herum fahren zu müssen, damit, wenn jemand die Bäurin oder eine Magd frage: „Habt ihr jetzt die Bettler-

fuhre?“ man antworten könne: „Nein, es waren dem Johannes seine Mutter und sein Kind.“ Ein vergiftet Gemüt saugt Gift aus den süßesten Blumen.

Der Kleine hatte große Freude am Fahren und an der Mähre; sein Geplauder hinderte den Korporal am Loslassen seiner Galle. An einer einsamen Stelle der Straße hielt Johannes, von wo sie noch eine gute halbe Stunde bis nach Hause zu gehen hatten. Die Mutter hatte einige hundert Schritte vorher in einem Dorfe gefragt, ob er der Mähre nicht was wolle geben lassen? Die mangle nichts, hatte er gesagt, und jetzt stellte er sie plötzlich ab. Käthi fühlte wohl warum; es that ihr weh, aber sie sagte nichts. Es kostete viele Mühe wieder, ehe sie den Boden ergriffen hatte. Endlich unten, wollte sie abladen, was ihr schwer auf dem Herzen lag. „Hör,“ begann sie den Zuspruch, „laß dich doch recht nicht verführen von denen, welche keine Religion haben und nichts als Neid und Durst, Lumpenhunde sind und Herren werden möchten. Bleib fromm und gut, und werde mir der tusig Gottswille nicht freisinnig, wie unser Bauer und andere noch mehr. Denk, der alte Gott lebt noch, an den halte dich und nicht —“ „Adie, Mutter; bhüet-di Gott, Bub, dMähre will nicht stehen,“ und auf und davon fuhr er und nahm sich nicht einmal Zeit, die Hand zu fassen, welche die Mutter ihm in der Eile noch darstreckte, als er ihr das Wort vom Munde schnitt. Plötzlich hielt er stille und winkte. Die alte Käthi humpelte so schnell als möglich, um Mähre und Sohn nicht ungeduldig zu machen. Unterdessen hatte der Sohn aus dem Kasten des Sitzes ein Säcklein genommen und sagte: „Hätt's bald vergessen, die Frau hat's hinein gethan für Euch, hätte es auch können bleiben lassen; aber sie möchte die Gute machen, und man soll nicht merken, wer sie ist, und denen

nicht glauben, wo es sagen können. Adie," schloß er, und hörte nicht den Dank der Mutter, und alle die Aufträge, welche sie ihm nachrief, ebenfalls nicht. Eine Handvoll Apfelschnitze, welche im Säcklein waren, tröstete Johannesli über die davonsprengende Mähre, und machte ihn recht liebenswürdig, so lange er Apfelschnitze zu essen hatte.

Unterdessen war von der Aare her ein dichter Nebel, den man mit dem Messer hätte schneiden können, einer ungeheuren Schlange gleich, das Land herauf gekrochen, hatte sich der Emme nach links und rechts in die Thäler hineingewunden. Dunkel, ja finster ward es auf Erden, unheimlich, und Angst kam über unsere Wanderer. Die Angst fängt innerlich an, dann kriegt sie Augen; dann sieht sie Gespenster, dann schreit sie, dann läuft sie, wenn sie nämlich noch die Beine rühren kann. Erst schwiegen beide; dann begann der Junge zu jammern über Nacht und Nebel, und daß sie den Weg nicht finden würden; und „Großmüetti, wenn jetzt der Bölimann käme, oder gar der Tüfel, Großmüetti, was wollten wir machen?" Käthi zitterte an allen Gliedern; „Beten," sagte sie bebend. — „Siehe, siehe, Großmüetti, jener dort mit den Hörnern, beim Baum, dort ist er, er kömmt, er kömmt!" so rief der aufgeregte Bube, und drängte sich unter die Schürze der Alten. Diese sah zwar nichts; aber sie glaubte, junge Kinder sähen mehr als alte Leute, und hätte Reißaus genommen, wenn ihre Beine sie getragen hätten.

Da Käthi nicht rennen konnte, begann sie zu beten und zwar stark, und obendrein machte sie noch das Kreuz, so viel sie konnte. Sie hatte einmal gehört, das sei bsungerbar gut gegen die bösen Geister. Da niemand kam, niemand sie nahm, erholten sich beide langsam; der Schlotter verließ

sie jedoch nicht; mit Beben gingen sie weiter. Bekanntlich streckt sich die Zeit einem Menschen, welcher Angst hat, unendlich; darin ist sie ähnlich dem Golde. Jeder Schritt schien ihnen eine Viertelstunde lang; es schien ihnen daher, sie sollten längst zu Hause sein, und rundum schien ihnen alles fremd; sie mußten verirrt sein oder verhext, eins von beiden. Wohin sollten sie sich wenden in der trüben Nebelnacht? Einem Schiffer auf dem weiten Weltmeere im Nebel und ohne Kompaß kann es nicht banger ums Herz werden, als unserer guten Käthi. Und wie in solchen Ängsten und Nöten die Einbildungskraft lebendig wird, so geschah es auch hier: alle Schreckniſse und alle bösen Geister, von denen die Alte je gehört, dem Bübchen davon erzählt hatte, die wurden jetzt lebendig, erschienen ihnen, stellten ihnen zu Berge die Haare: Schlangen, Drachen, Löwen und Elefanten, feurige Männer, Teufel und Bölimann, Abgründe, Waldmenschen, Wasserjungfern, Mörder, Stiere, alles bunt durcheinander in gräulichem Gemische, tanzte vor ihnen, griff nach ihnen, und bald schrie Käthi fast laut auf wegen einem schrecklichen Waldmenschen, bald Johannesli über eine Schlange oder den Bölimann mit dem langen, langen Haken. Und das Ding wollte kein Ende nehmen; immer lebendiger ward der Nebel und scheußlicher; eine Ewigkeit glaubten sie gewandert, und nirgend eine Spur eines Fetzleins bekannter Welt! Schon redeten sie davon, das beste wäre, wenn sie ein trocken Plätzlein fänden, da zu bleiben und den Kopf zu verhüllen; erleiden möchten sie es wohl, dieweil es so kalt noch nicht sei. Da glaubte Käthi was helleres zu sehen, einen bessern Weg. „Komm, besser links wollen wir gehen," sagte sie zu Johannesli, und kaum hatte sie das gesagt, plumps, so lag sie im Wasser, stieß einen greulichen Schrei aus, und Jo-

hannesli, als er die Großmutter plumpfen hörte, schrie noch viel greulicher, denn an natürliches Wasser dachten beide nicht. Dazu färbte sich vor ihnen der Nebel rot, ward ganz wie Feuer, und mitten im Feuer sahen sie noch eine Flamme, und die Flamme kam näher und näher; Käthi konnte vor Schreck nicht aus dem Bache, und betete und bekreuzte sich immer heftiger, und Johannesli that ebenso, und jetzt kriegte die Flamme noch eine Stimme und rief: „Wo seid ihr?“ Da war ihnen nicht mehr zu helfen. „Mein Gott, so gebt doch Antwort, wo seid ihr?“ rief's wieder. Das Wort: mein Gott! kam über sie, wie das Wort Gnade über einen armen Sünder, welcher schon einen Fuß in der Hölle hat.

Ein guter Geist war's also, der da aus der Flamme sprach, und da er noch näher kam, erkannten sie ihn. Es war ein Geist, der einstweilen noch Fleisch und Bein hatte; es war Andrese Anne Bäbi, welche sagte, sie hätte schon lange nach ihnen geblanget, die Laterne angezündet, um ihnen entgegen zu gehen, und als sie hätte schreien hören, gleich gedacht, daß sie es seien. — „Sag' um Gotteswillen, wo sind wir; wie konntest du uns finden?“ frug Käthi. — „Aber mein Gott, Mutter, was ist mit Euch?“ frug Andrese Anne Bäbi, und konnte sich nicht erwehren, an ein Gläschen zu viel zu denken, „Ihr seid ja daheim; nicht zwanzig Schritte weit steht Euer Häuschen.“ — „Nein aber, nein,“ sagte Käthi, „daheim sein und es nicht wissen, das ist mir doch noch nie begegnet; jetzt weiß ich, was verhexen ist: laufen und immer laufen, laufen eine Ewigkeit lang und nicht heimkommen können! Du mein Gott, was soll das wohl zu bedeuten haben: bös Wetter, oder gar Krieg?“ — „Kommt, Mutter, heim und geht ins Bett, daß Ihr wieder erwarmen könnt. Unterdessen will ich Euch Kaffee machen oder Thee,

wenn Ihr glaubt, der mache Euch besser." — „Du denkst doch nicht, Meitschi, daß ich zu viel getrunken! Nicht einen Tropfen Wein oder sonst was Hitziges kam heute über meine Zunge; aber wenn du erlebt hättest, was wir, Meitschi, dann dächtest du nicht mehr an einen Rausch; dann wüßtest du, was Ungeheuer sind und was verhexet sagen will. Was ist wohl für Zeit; es wird bald Mitternacht sein oder doch zehne?" — „E aber, was denkst, Mutter, nicht vor langem hat es sieben geschlagen drüben an der Kirche; halb achte ist's noch nicht." — „Aber nein, aber nein, wär' das möglich," sagte Käthi, „und sind wir doch gelaufen, es dünkt mich, viel, viel Stunden lang, und jetzt noch nicht achte!" Das war ein sicherer Beweis, daß sie Wunderbares erlebt, und daß sie verhext gewesen.

Schon oft ward beschrieben, wie herrlich es dem Schiffbrüchigen zu Mute gewesen, welcher aus Meereswellen und Todesnot aufs Trockne geworfen und jetzt nicht von wilden Menschenfressern empfangen wird, sondern von Leuten mit Manieren, welche ihn freundlich aufheben, in ihre Häuser führen, ihm trockene Kleider geben und was zu essen, was Warmes, wenn sie es haben. Ach, wie gut und wie schön war's ihm da ums Herz, und lange kam er nicht recht zu sich und konnte es nicht ordentlich fassen, daß er gerettet sei. Als er es endlich loskriegte, da weinte er selige Thränen, und als er sie geweint hatte, trocknete er mit was Trockenem die nassen Backen ab. Schön, prächtig ist's, wir geben es gerne zu; denn allweg ist ein großer Unterschied zwischen Ersaufen im kalten Wasser, und gerettet im Trocknen sitzen mit was Warmem im Munde. Aber bei allem Wonnegefühl fehlt denn doch ein Element, das Heimelige, das unbeschreibliche Behagen, daheim zu sein, daheim bleiben zu können. In der Hütte, in welche

der Schiffbrüchige aufgenommen wird, ist er fremd, muß wieder weg, weiß nicht wie? Wo sind jetzt die Deinen, denken sie wohl an dich, siehst du je sie wieder? diese Gedanken flattern wie düstere Nachtvögel vor seiner Seele, stören das Behagen am Feuer, das Gefühl gerettet zu sein. Ganz anders ist es einer ausgewanderten Familie, die in fremden Landen, sei es in Amerika oder im Kirgisen- oder Baschkirenlande in Not und Drangsale gekommen ist, statt ein gelobtes Land ein verlogenes Land gefunden hat. Hinter ihr drein schlich leise, unsichtbar das Heimweh, und als sie sich niedersetzte im fremden Lande, alles anders fand, als sie erwartete: fremde Leute, fremde Sprache, fremde Lebensweise; als sie ermattete in Not und Drangsalen, so ergriff leise, unsichtbar das Heimweh die Menschen, schlich ihnen in die Herzen bis mitten hinein. Hier nun beginnt es sich zu regen; es nagt da innen ein Wurm, es brennt ein unaussprechlich Weh, und das Weh dehnt sich aus durch alle Glieder, zieht den Hals zusammen, trübt die Augen, bricht die Stimme, lähmt die Kräfte, versengt den Mut, gießt Blei ins Gebein. Plötzlich schwillt es auf zur Meereswelle, braust es auf zur Windsbraut, reißt die Familie von der Scholle, auf welcher sie sich niedergelassen, auf welcher sie verlassen weint, treibt sie heim durch Not und Drangsale, fast wie die Familie Lots aus dem brennenden Sodom. Der Schlaf will nicht weilen bei ihnen, Ruhe nicht kommen über sie; weiter und weiter über Meer und Land jagt sie bange Hast; je näher sie kommen der Heimat, desto mehr brennen die Herzen; es dehnen sich unendlich Weg und Stunden; zu Ewigkeiten werden die Tage; sie kommen sich vor wie Gespenster, welche ruhelos irren müssen in unsäglicher Pein, ohne je das Ziel zu finden. Ihre Seufzer vertrocknen; ein stummer Harm, schwarzem Nebel

gleich, legt sich über ihre Seelen. So wandern sie Wochen, Monate in unaussprechlichem Sehnen, aber in unaussprechlicher Pein. Die Heimat will nicht kommen; wohl kömmt dem einen, dem andern der Tod, löst die müde Seele aus dem gebrochenen Leibe und trägt sie ins bessere Land, die ewige Heimat. Endlich aber, endlich kömmt doch der Tag, der ans Ziel sie bringt. Hinter einem Hügel taucht der Kirchturm auf, es breitet sich das Dörfchen aus, es öffnet die alte traute Hütte sich; drinnen sitzen sie ab, daheim sind sie! Nun aber geht es lange, bis das Bewußtsein kömmt, die Seele auftaut, der Harm sich verflüchtigt, das Heimweh sich verklärt ins selige Gefühl daheim zu sein. Dann wird es aber auch den armen Wanderern unaussprechlich wohl; unendlich seliger sind sie, als gerettete Schiffbrüchige; sie sind daheim, müssen nicht weiter; sie können schlafen gehen, und wenn sie erwachen, haben sie das selige Gefühl, sie müssen heute nicht weiter, sie sind daheim; da können sie weilen, da werden sie weilen. Wem es so recht weh geworden ums Herz in der Fremde, der erst weiß, was die Heimat ist, der geht nicht mehr in die Fremde, wo eine Angst ihn ergriffen hatte, als ob von dort kein Weg zum Himmel führe.

Ähnlich war's Käthi und dem Kleinen, als sie vom Bache sich losgemacht, des Häuschens Schwelle ergriffen hatten und daheim saßen, behaglich, wohlig, vor ihnen ihr Tisch, hinter ihnen ihr Bett. Ach Gott, solch Glück zu erleben hatten sie nicht mehr gehofft, und jetzt saßen sie, seit Käthi andere Strümpfe angezogen, im Trockenen und zwar daheim, und jetzt kam Andrese Anne Bäbi mit warmem Kaffee, stellte denselben vor sie auf den Tisch; hinter ihnen wartete das warme Bett, in demselben süße Ruhe für viele Stunden, und am Morgen ein Erwachen mit dem seligen

Bewußtsein, daheim zu sein, daheim bleiben zu können. Daheim bleiben zu können ist doch immer das schönste für alle, welche Ruhe gefunden haben für ihre Seele. Und all diese Wonne und das Glück zu begreifen, was daheim sein sei, hatten sie mit einer Stunde Angst erkauft. So wohlfeil giebt Gott denen, welche ihn lieben, was zu ihrer Seligkeit dient, und wer ihn nicht liebt, der faßt, und wenn er die Weisheit der Welt im Leibe hätte, die Liebe Gottes nicht, würdigt seine Gaben nicht.

Dem Weltmeer entronnen, war Käthi glücklich am Gestade ihrer Hütte gelandet, vor den Gefahren der Welt geborgen, und so bald wage sie sich nicht mehr so weit hinaus, sagte sie, es sei denn, man trage sie hinaus, und der Kleine werde einstweilen der Welt auch satt sein. Bei jedem Schlucke Kaffee sagte sie, wenn sie ihr Kacheli absetzte; „E Gottlob, daß wir wieder daheim sind!“ O, es weiß kein Mensch, wie wohl es einem daheim ist, bis man fort gewesen und geglaubt hat, man komme nie mehr heim! Glücklich ist, wer vom Reisen als die beste Beute den Spruch heimbringt: Gottlob, daß ich wieder heim bin! Und als am folgenden Morgen Käthi erwachte, war wieder das erste, was sie sagte: „Ach, Gottlob, daß ich wieder daheim bin!“

Dreizehntes Kapitel.

Wie Käthi in Ehren und ohne jemand zu plagen mit Beten und Arbeiten sich durchzuschlagen sucht.

Darauf trieb Käthi alsbald ihre Hauptangelegenheit ab und verkaufte Erdäpfel, bis sie die $7^1/_2$ Thaler beisammen hatte. Es hielt sie sehr hart. Man wisse nie, was es gebe, sagte sie; aber die Hauptsache sei, daß sie dableiben könne; ein paarmal mehr oder weniger hungrig ins Bett, darauf komme es nicht an. Als es einmal geschehen war, Käthi das Geld beisammen hatte, da waren die Erdäpfel auch verschmerzt. Frohgemut wanderte Käthi dem Bauer zu und zahlte.

Der Bauer nahm das Geld sehr gerne und schmunzelnd. Er habe es wohl gewußt, daß die Alte zahlen könne, wenn sie wolle. Es komme nur darauf an, daß man ihnen den Verstand zu machen wisse und daß sie wüßten, wen sie an der Hand hätten. Er wisse die Flausen zu vertreiben und es werde sich nicht leicht jemand einfallen lassen, den Grotzenbauer zum Besten haben zu wollen, so rühmte er sich. Er that sich viel zu gut auf seine gute Manier; wie hart sie in die Herzen schnitt, davon hatte er keinen Begriff. Er hatte trotz seiner Freisinnigkeit keinen Begriff von einem Herzen, sondern nur vom Gelde. Seine Frau hatte das äußerst ungern; doch hielt sie an sich und sagte Käthi nur im Vorbeigehen kurz: „Das hätte nicht halb so pressiert. Es mag geben, was es will, so vergiß nicht, daß ich auch noch da bin.“ Ganz glücklich ging Käthi heim. „Gottlob,“ sagte sie, „dableiben kann ich, und das ist die Hauptsache; das andere alles wird sich schon machen.“

Für viele tausend Haushaltungen begann eine sehr bange Zeit; unter diese gehörten aber alle die nicht, welche sich darauf freuten, wie Käthi auf das Ährenlesen, um ungestraft und gleichsam von Gott- und Rechtswegen betteln zu können. Die, welche wir meinen, hatten beim Beginn des Winters wohl alle noch zu essen. Aber wie lange noch, und was dann? Das lag so schwer auf ihren Herzen. Es waren Hausväter und Hausmütter, welche sich vorgesetzt hatten, mit Ehren durch die Welt zu kommen und ohne jemand zn plagen. Mit Ehren durch die Welt kommen und niemand zu plagen, das ist ein gar schöner Spruch und der hat einen goldenen Klang. Allerdings ist's eine Ehrensache und zwar nicht bloß für diesen oder jenen Stand, sondern eine allgemeine, rein menschliche, mit eigenen Kräften und ohne Beihülfe und ohne Krücke sich so durch die Welt zu helfen, daß man vor Gott und Menschen bestehen mag mit Ehren. Dieses Vermögen bedingt die Selbstständigkeit des Menschen; es allein macht den Mann zum Manne; es allein giebt die Würde, mit Rat und That das allgemeine Wohl und Heil fördern zu dürfen. Dieses Vermögen zu erlangen, soll das erste Ziel des Menschen sein; an der Hand der Eltern soll er ihm zuerst entgegen geführt werden; der Menschen höchstes Ziel ist es aber nicht. Das höchste Ziel des Menschen ist die Seligkeit im Himmel; aber beide Ziele liegen nicht in entgegengesetzten Richtungen; sie liegen auf der nämlichen Straße, sind bloß verschiedene Stationen auf der Lebensreise. Die erste zu erreichen, thut arbeiten not, zur zweiten kömmt man ohne Beten nicht. Beten heiligt die Arbeit; denn beten giebt die Treue, die sich nicht durch jeden Wind hin- und herblasen läßt, sondern fest bleibt in den Fußstapfen des Herrn und ausharrt darin bis ans Ende. Beten allein heiligt die Tage des Reichen, daß, wenn

er auch nicht für sein täglich Brot schaffen muß, er sie doch verbringt, daß er Gott Rechenschaft zu geben vermag über seine Gaben.

Bleibt ein Mensch, eine Nation auf der ersten Station, ist sie so in die Materie hineingerannt, daß sie den Aufblick zum Himmel nicht mehr hat, so gleichen sie den Ameisen in einem Haufen von Tannennadeln, mit dem Unterschiede nur, daß die Ameisen bewunderungswürdig sind, denn sie erfüllen vollständig ihre Bestimmung, die Menschen aber bejammerungswürdig, denn zum Ziele ihrer Bestimmung gelangen sie nie. Sollte es aber je geschehen, daß der Repräsentant einer Nation von derselben sagt: ihr Beten sei arbeiten, so legt er von dieser Nation ein traurig Zeugnis ab. Ist es wahr, so steht die Nation auf einer sehr tiefen Stufe, und der Repräsentant ist zu bedauern, eine solche Nation vertreten zu müssen. Legt er das Zeugnis aber fälschlich ab, vielleicht bloß um einen gemeinen Witz zu machen, dann ist die Nation zu bedauern, daß sie unwürdig vertreten wird von einem Menschen, der sein Volk nicht begreift, ja nicht einmal begriffen hat, wie ein Mensch mit Ehren durch die Welt kömmt und ohne jemand zu plagen. Denn wo das Beten aufhört, das Hinaufsehen zu Dem, welcher die Arbeit geheiligt, befohlen hat: „Sechs Tage sollst du arbeiten und schaffen all deine Werke, der siebente ist der Tag deines Gottes, da sollst du ruhen, den Tag sollst du heiligen," da verleidet dem Menschen die Arbeit; das Fügen in die Ordnung Gottes hört auf; die Arbeit wird eine Plage, Fleischeslust, tierische Genußsucht die leitende Kraft; dazu gesellen sich die Raubsucht und schließlich der Blutdurst; Rauben und Fressen, darin allein besteht dann noch die Arbeit. Freilich nur der Christ, dessen Seele kein gedankenloser Geldsack geworden ist, begreift den Zu-

sammenhang zwischen beten und arbeiten und den tiefen Sinn in den einfachen Worten: mit Ehren durch die Welt kommen, ohne jemand zu plagen. Wenn einem Menschen die Augen zugehen wollen zum letzten Schlafe auf Erden, sei es ein Held oder ein Hausvater, eine Witwe oder ein König, was kann er wohl Bedeutsameres sagen, als er sei mit Ehren gewandert alle Tage seines Lebens und habe niemand geplagt? Dazu mußte er den Sinn haben, der andern thut, was man selbst gerne hätte; dazu mußte man den Fleiß haben, der alle seine Gaben und Kräfte zu Nutz und Heil der andern Glieder anwendet; dazu mußte man den Geist von oben haben, der nur dem Beter gegeben wird. Der kennt dann aber auch das Genügen mit dem, was Gott beschert, das unbeschwert Mangel leiden kann und übrig haben; der kann zur Ehre Gottes essen und trinken und volles Vertrauen haben zu dem, welcher die Lilien kleidet und die Vögel speiset. Freilich begreift ein Mensch der Kultur solche Grundsätze nicht; sie kommen ihm vor wie Ringe in der Nase des Schweins; er spottet sie aus, macht kommune Witze in seiner kommunen Dummheit.

Das Greuliche aber ist, daß man die kommunen Witze kommuner Dummheit dem Volke vorwirft als hohe Wahrheiten neuer Weisheit, dem Volke sie aufdrängt mit einer Heftigkeit, die man Fanatismus nennen würde, wenn der Heftigkeit etwas Religiöses zu Grunde läge und nicht bloß der gemeinste tierische Sinn, den man jedoch mit dem bunteten Floskelgehänge bekleidet, wie verarmte Komödianten mit kaiserlichen und königlichen Lumpen. Das Greuliche ist, daß das Volk sie einsaugt, wie dürrer Boden lang entbehrten Regen, die Arbeit ihm verflucht erscheint, Genießen seine Region wird und alle Mittel dazu ihm geheiligt scheinen,

Gnadenmittel. Das Greulichste ist die Frucht dieses Einsaugens: tierische Barbarei, aus welcher das Christentum uns heraufgewunden hat. Der Anfang zum Ende hat begonnen und besteht eben darin, daß Tausende ein Recht zu haben glauben, andere zu plagen, und keinen Sinn dafür, sich mit Ehren durchzubringen; daß Tausende jeden Anlaß benutzen, ihr vermeintlich Recht geltend zu machen, jeden Vorwand geltend machen, der von ihnen verfluchten Arbeit sich zu entziehen, weil Tausende eben nicht mehr beten, den Glauben nicht mehr haben, daß alles, Regen und Dürre, fruchtbare und unfruchtbare Jahre, Reichtum und Armut nicht von ungefähr, sondern aus Gottes väterlicher Hand uns zukomme. Tausende können nicht mehr in Liebe empfangen, was Liebe giebt, und im Trotze, der nimmt, erstarrt so gerne die Liebe, die giebt.

Es ist schön, einen Helden zu sehen in der Schlacht, wie er durch die Reihen bricht, nach den Kronen der Ehre ringt; schön das Schiff zu sehen, welches dem Sturme trotzt und durch die Wellen schneidet; aber unendlich schöner ist's, ringen zu sehen einen treuen Vater, eine treue Mutter mit des Lebens Nöten, mit den Drangsalen der Armut, welche Jahre dauern, alle Morgen neu werden, oft nicht enden bis zum letzten Morgen, welcher ihnen anbricht auf Erden. Nur beim treuen Ringen ist die rechte Demut, welche zu empfangen weiß, nicht plagt, das Almosen zu Ehren bringt und trotz dem Almosen nicht bloß mit Ehren durch die Welt, sondern mit Ehren in den Himmel kommt. Wie dem Helden, der in der Schlacht Glieder verloren hat oder gelähmt worden ist, die Gaben des Vaterlandes verdiente Ehrenzeichen sind, so sollen auch dem treuen Krieger mit dem Leben, dem die Kräfte ausgegangen sind im Kampfe, der an erhaltenen Wunden darniederliegt,

die Gaben der Liebe Ehrenzeichen sein; in Ehren hat er sie verdient, mit Ehren darf er sich ihrer rühmen. Dieses Sinnes sind wirklich noch Tausende; sie kämpfen treu einen harten Kampf, mancher siegreich, mancher erliegend.

Dieses Sinnes war auch Käthi; war sie auf der einen Seite der Schuld los, so war sie auf der andern auch geldlos; vor ihr war der Winter; Ernte hatte sie keine in demselben, und wie groß der Verdienst einer alten Frau ist, ist bekannt.

Ihr Hauptverdienst war das Spinnen. Seit Baumwollenzeuge dadurch, daß die Baumwolle mit Maschinen gesponnen werden konnte, das Leinenzeug im Preise hinunterdrückt, nahm der Verdienst der Spinnerinnen von Flachs und Hanf ab. Mit dem Verdienst nahmen auch die Spinnerinnen ab, und der Spinnerinnen Geschicklichkeit, die Aufmunterung beinn zu fehlen. Nach vielen Proben und fehlgeschlagenen Versuchen gelang es endlich, auch den Flachs mit Maschinen zu spinnen; englisches Garn überflutete die Schweiz und der Verdienst durch das Spinnen schmolz fast auf nichts zusammen. Im Handel ward fast nur Maschinengarn benutzt, für den Hausgebrauch allein ward Handgespinst gebraucht. Nun bewährte sich auch hier der alte Grundsatz, daß, wer sich Mühe gegeben hat, sich in einer Arbeit auszuzeichnen, Verdienst hat, solange noch irgend etwas von dieser Arbeit zu machen ist, während erst alle schlechten, dann alle mittelmäßigen Arbeiter brotlos werden. Und wenn endlich alle Arbeit aufhört, so hat der geschickte treue Arbeiter gute Leute, oder aber, ist er auch in rüstigen Jahren, Gewandtheit und Willen, welche ihn nicht was anderes ergreifen lassen. Es giebt keine Tugend, welche nicht in gegebenen Fällen den Lohn in sich trägt. Käthi war eine der treuen fleißigen Spinnerinnen, denen nie

das Gewicht fehlt, welche aus einem Pfunde schönen Flachses fünfzehn, zwanzig und mehr Tausend spinnen konnte, das Tausend zu 22 Ellen, wenn man es so haben wollte, und trotz der Feinheit doch so fest, daß die Weber nie über dieses Garn klagten, was doch von einem Weber viel sagen will. Ihr fehlte es selten an Arbeit, aber klein blieb der Verdienst dabei. Es war eine Zeit gewesen, wo Käthi mehr als zwei Tausende gesponnen hatte, und damals hatte sie 8 bis 10 Kreuzer vom Tausend Spinnerlohn. Jetzt, bei steifer gewordenen Gliedern, spann Käthi wohl noch Tausend im Tage, erhielt dafür statt 10 Kreuzer 6 Kreuzer; statt 5 Batzen verdiente sie also 6 Kreuzer, wenn es wohl ging, für jedes von ihnen also 3 Kreuzer im Tag, oder wenn sie anderthalb Tausend spinnen konnte, für beide 8 bis 9 Kreuzer.

Nun aber war es nicht mehr jene Zeit, wo der Baumeister, welcher den Münster in Bern baute, seinem Weibe das Mittagessen hinter die Thüre schmiß (wird doch Augen gemacht haben, die Frau Baumeisterin), dieweil ein Mann, welcher täglich seinen Batzen verdiene, nicht bloß mit Bohnen und Speck vorlieb nehme über Mittag. Indessen Käthi murrte nicht, sondern dankte Gott, wenn sie zu spinnen hatte, und das hatte sie auch, dieweil sie eben bewährt war in diesem Fache. Es giebt noch immer viele Leute, welche mit dem Baumwollenzeug nichts zu thun haben wollen, nicht Maschinengarn mögen und schönes Leinenzeug für eine Zierde des Haushalts halten. Die Frau Pfarrerin gab Käthi gerne und noch manche Frau im Dorfe sagte zu ihr im Vorübergehen: „Käthi, wenn du einmal nichts zu spinnen hast, so komm; habe schon lange was für dich gerüstet.“ Und Käthi war dankbar für den Batzen; hörte sie doch, daß mancher Händler kaum einen Batzen zahle.

Hier und da gab's wohl größern Verdienst, an einer
Retzg z. B. oder sonst einem häuslichen Geschäfte, zu welchem
ıan mehr Hände bedurfte, als man im Hause hatte; doch
ese Fälle waren selten. Indessen ging es doch mit Ehren
ıd ohne jemand zu plagen. Wir können keine Rechnung
ıstellen, wie Käthi es machte, für wie viele Kreuzer sie
auchte von diesem und für wie viele von jenem. Zwei
nge waren da, welche sich durchaus nicht in Rechnung
ingen lassen. Das erste ist der Segen Gottes. Was ist das?
gt man wohl. Der Segen Gottes ist der Segen Gottes,
› mehr kann man nicht sagen, so wie Licht Licht ist und
ist Geist ist und Gott Gott ist; er ist da, er ist dort augen-
inlich, so wie da, dort augenscheinlich der Unsegen ist;
Witwe Ölkrüglein ist an einem Orte, ein Faß ohne Boden
einem andern, und sagen kann man doch nicht: es liegt
dem, es liegt an diesem. Es ist so, aber erklären kann
es nicht, so wenig man erklären kann, warum die einen
schen immer saubere Kleider haben, reinlich aussehen,
:end andere immer unrein, immer unsauber sind. Bei
ıer und Schwester treten diese Gegensätze heraus, und
r und Mutter wissen, daß es so ist, aber das Warum
ı sie nicht, helfen können sie nicht. So ist's mit dem
ı Gottes: man kann ihn so wenig mit Worten fassen,
as Licht der Sonne mit den Händen; aber wo er weilet,
er aus wenigem vieles und segnet es an Leib und

Dieser Segen ist das Erste, was das Rechnen in
s Haushalt unmöglich macht. Das Zweite ist gerne bei
Ersten und zumeist: das sind die guten Leute mit
freundlichen Gaben. Brachte Käthi Garn in ein Haus,
ı sie wenigstens zum Lohn noch Brot heim, manchmal
lpfel, manchmal was anderes, was einer guten Frau

gerade bei der Hand war; denn es war gar zu schön, Käthi, die so dankbar empfing, so innig dankte, etwas zu schenken, als daß man die Gelegenheit dazu vorüber ließ. Nun wird es anderwärts sein wie bei uns, daß noch gar viele Weiber darauf Anspruch machen, eine gute Frau zu sein. Man glaubt gar nicht, wie so viele Menschen vom Wunsche beseelt sind, gut zu heißen und lieb zu sein, und besonders unter den sogenannten untern Klassen findet sich dieses Sehnen nach Liebe, dieser Drang wohlthätig zu sein. Man lacht so oft über den heiligen Crispin, welcher Leder stahl und armen Leuten Schuhe daraus machte. Das ist eine von den Geschichten, welche alle Tage neu werden, und daß man darüber lacht, beweist nur, daß man ebenfalls noch immer Augen hat, welche nicht sehen, und Ohren, welche nicht hören. Solche Crispine giebt's noch alle Tage; nur werden sie nicht mehr heilig gesprochen, sondern einfach geprügelt oder fortgejagt.

Wie oft mausen Kinder den Eltern, Dienstboten den Meisterleuten aus keinem andern Grunde, als nur um zu verschenken, lieb zu werden und gut zu heißen! Ach und wie manches Weib erhielt ihre heiligen Prügel, weil sie gerne die gute Frau sein wollte und über diesem Wunsche den Mann vergaß und seine Interessen. Im Schweizerlande, wo alle Männer souverän scheinen, sind gar viele Weiber wirklich souverän, und wir möchten den Mann sehen, welcher Hand an ein solch souveränes Weib legen wollte. Daher findet man wirklich viele gute, freigebige Frauen, zwischen welchen bloß der Unterschied obwaltet, daß die einen gut sind mit Verstand, die andern gut ohne Verstand. Die guten ohne Verstand sündigen vielfältig; sie machen die Armen schlecht und unverschämt, und schon manche hat ihren Mann um

Hab und Gut gebracht, Kinder oder Kindeskinder zu Bettlern gemacht. Im Gutsein muß Verstand sein und Bedacht, sonst artet dasselbe übel aus; es giebt keine Tugend, welche ohne Bedacht und Verstand sich nicht zum Laster gestaltet. Die guten Frauen mit Verstand, das sind nicht bloß Perlen unter ihrem Geschlechte — Perlen sind leicht zerbrechlich —: das sind Diamanten in der Menschheit, und was solche gute Frauen Gutes thun, das ist vom Allerschönsten, was im Himmel angeschrieben wird.

Mit Gottes Segen und guten Frauen schlug Käthi sich durch, doch nichts vor: der Hochzeitstrumpf blieb leer, kein Silberstück wanderte in denselben. Zu diesen beiden gab Gott noch ein Drittes, aber nicht bloß Käthi und allen denen, welche mit Ehren und ohne jemand zu plagen durchkommen wollten, sondern auch denen, welche um Ehre und Plage sich nicht kümmern, sondern bloß ums Guthaben, sei es nun auf welche Weise es wolle; er ließ über Gute und Böse, Gerechte und Ungerechte seine Sonne scheinen. Der liebe Gott erbarmte sich sicherlich so viel tausend armer Kinder, die bitterlich hätten frieren müssen bei der teuren Speise, wenn es noch so recht kalt geworden wäre und der Vater nicht Geld gehabt hätte für Holz und warme Kleider und gute Schuhe. Und wenn es so recht kalt geworden wäre, so wäre man auch, wie bekannt, viel hungeriger geworden, hätte um so mehr entweder von Kälte oder Hunger leiden müssen. Absonderlich der guten, armen Kinder wird er sich erbarmet haben, welche die Sünden solcher Väter hätten büßen müssen, welche ihr Geld verschmauseten, für Branntwein gaben, unbekümmert darum, daß kein Brot zu Hause war, keine Erdäpfel im Keller, kein Holz in der Küche, keine warmen Kleidchen an den Gliedern ihrer Kinder.

Dem Reichen, besonders dem Städter, sind liebliche Wintertage ein Labsal, schönen Damen die warme Wintersonne eine Wonne. Was müssen sie erst alten Mütterchen, armen, übelbeschuhten Kindern sein? Gar manchen Nachmittag spann Käthi draußen auf dem Bänklein an der Sonne, ward dabei wie verjüngt, sagte, das hätte sie nie erlebt um diese Zeit; da könne man sehen, daß der alte Gott noch lebe und wie gut er es meine mit den armen Leuten. An andern warmen Nachmittagen ging Käthi mit dem Bübchen in den Wald, vornehmlich in den Schachen (so heißt Busch und Wald der Emme nach), sammelte Reiser, obgleich sie dieselben jetzt noch nicht nötig hatte. Aber sammelt man in der Zeit, so hat man's in der Not, so kalkulierte die alte Käthi; junge Gelehrte kalkulieren anders. Unangefochten wanderte sie durch Wald und Busch; Johannesli ging schon treulich an die Hand, und die Großmutter freute sich mehr über dessen Emsigkeit und Anstelligkeit, als über das gefundene Holz, obgleich noch manch ansehnlich Stück ertappt wurde, welches, hergeschwemmt, erst nach abgefallenem Laube sichtbar wurde. Da wo Käthi wohnte, war es nämlich noch Sitte, daß man alte Weiber und Kinder unangefochten Holz lesen ließ; Holzschelme aber, welche Tannen und Buchen fällen, solche, die mit Rossen sie aus dem Walde führen, zuweilen sogar zur Säge, ja vielleicht sogar an öffentliche Steigerung bringen, die strafte man als Diebe.

Das schöne Wetter schlug niemand aber besser an, als den Hühnern, den beiden, dem schwarzen und dem weißen. Hühner sind bekanntlich etwas kuriose und sehr kapriciose Personen, akurat wie man sie in Serails zumeist finden soll. Und je üppiger ein Serail ist, um so kurioser und kapricioser sollen, dem Vernehmen nach, die Personen werden: bald

rapplicht, bald brütig, bald mit dem Pips behaftet, bald wassersüchtig, bald geschwollen an der Leber, bald sturm im Kopfe oder gar kaput an den Nerven, was gar bös sein soll, und akurat auch so geht's den Hühnern. Man hat Beispiele, daß Hühner grundschlecht Eier legen und nichts als üppig sind, den Hafer verschmähen, den Hähnen nachstreichen, an der Sonne liegen, dreimal im Jahre sich mausen und alles, was sie fressen und fordern, mit der größten Unverschämtheit an die Federn wenden und immer schöner werden möchten, als sie von Natur werden können. Arme Hühner, d. h. Hühner von armen Personen, die haben es ganz anders; ach, die wissen nicht einmal, was Hafer ist, leben glücklich bei den armütigen Brosamen von des Herrn Tische, sind von Herzen glücklich, wenn unser Herrgott die Sonne scheinen läßt, die Erde offen erhält, sie Futter suchen können; sie denken nicht an die Federn, aber sie legen prächtig. Ach, und bei Hühnern, was kömmt's doch auf die Federn an, sind nicht die Eier die Hauptsache alleweil? Hühnerfedern — pfui! Käthis Hühner waren traute Hühner, teilten genügsam die Armut, benutzten die Sonne draußen, waren zufrieden mit wenigem, legten Eier, ließen nicht bloß Federn fallen. Sie legten nicht alle Tage, sondern über den andern Tag, wenigstens so lange sie an die Sonne konnten; ja und sieben Eier in einer Woche, wenn das Ei einen Kreuzer wert ist oder gar fünf Eier zwei Batzen oder acht Kreuzer gelten, sind für eine arme Haushaltung keine Kleinigkeit. Wenn am Samstag Käthi ins Dorf ging mit fünf Eiern, konnte sie vom Bäcker ein Brötchen dafür bringen oder fast ein halb Pfund Butter und hatte doch noch zwei Eier übrig, am Sonntag einen Eierkuchen zu machen als Festtagsspeise, ob welcher sie gar herrlich satt wurden, halb am Kuchen, halb an der Freude über die treuen

Hühner, welche legten im Winter, und den guten Herrgott, welcher die Sonne dazu gab.

Freilich gab es auch trübe Tage, und Schneeflocken wimmelten vom Himmel; aber auch diese Tage gingen ihnen heiter und kurz vorbei, und das ist doch die Hauptsache an den Tagen. Doch machte Käthi den Tag so lang sie konnte. Selten war es viel über fünf Uhr, wenn sie aufstand, Licht machte und ans Rad saß, bis es tagte oder das Bubli sich rührte. Dann stellte sie das Rad bei Seite, ging in die Küche, machte Feuer, wärmte Wasser, Milch, machte Kaffee. Zwischendurch kleidete sie das Bübchen an, rührte Erdäpfelstücklein in etwas Butter und Wasser um über dem Feuer, und wenn alles fertig war, frühstückten sie. Nun kamen auch die Hühner, welche im Winter unter dem warmen Ofen ihre Herberge hatten, schüttelten sich frisch, machten sich bemerklich und schauten begierig nach ihrem Anteil am Mahle. Hatte alles abgegessen, dann ward das gebrauchte Geräte gewaschen, das Bett gemacht, das Stübchen gelüftet und gekehrt; Käthi saß wieder am Rade und neben ihr spielte Johannesli mit Stäbchen oder Steinchen, klaubte Bohnen aus, versuchte sich am Buchstabenlernen, oder die Großmutter mußte ihm erzählen vom Teufel und dem Bölimann, von Gott und den Engeln und vom Heiland, kurz alles was sie wußte. Käthis Wissen mehrte sich begreiflich nicht; das schadete aber ihrem Erzählen durchaus nichts; denn Johanneslis Geschmack war noch nicht so verdorben, daß er alle Tage was Neues hören wollte, sondern das Alte genügte ihm vollständig. Er hatte seine Lieblingserzählungen, welche ihm die Großmutter nicht oft genug wiederholen konnte, und allemal, wenn er sie hörte, dünkten sie ihn schöner und ergreifender. Man täuscht sich sehr, wenn man glaubt, im Volkssinn sei das Streben, alle

Tage was Neues zu haben, was Wunderlicheres, Kurioseres, Ungereimteres.

Im Volkssinn, der sich auch im unverdorbenen Kinde offenbart, liegt das Gegenteil: das Volk liebt das Einförmige, Bekannte, Bleibende, und zwar in seinem ganzen Lebenskreise, in Sitten und Speisen, Büchern und Gesängen, Häusern und Bekannten, kurz in allem. Diese Eigentümlichkeit liegt in der Natur aller Kernvölker, und was Gott in die Natur gelegt, ist gut, und wer es aus der Natur thun will, frevelt. Pfropfe man einen Baum alle Jahre neu oder versetze ihn alle zwei Jahre und sehe dann zu, wie mächtig er wächst, welche Früchte er trägt, wie lange er lebt! Ein Baum, der schön, stark, fruchtbar werden soll, muß fest wurzeln auf seiner Stelle, nicht immer neu gepfropft werden; in seinen Ästen und Zweigen darf man nicht herumfahren wie ein Perückenmacher oder Friseur in den Haaren einer Pariser Dame. Darum sind Leute, welche wenig mehr als ihre uralten Hausbücher lesen, gründlich viel gescheiter, wirklich gebildeter als die, welche nichts lesen als alle Tage frische Zeitungen. Würde man diese Wahrheit besser begreifen, man würde nicht am Volke herumpfuschen und zerren, ärger als Buben an einem jungen Hunde.

Oft, wenn die Großmutter am besten im Erzählen war, unterbrach sie ein Huhn mit fröhlichem Gegackel, die Nachricht verkündend, daß es glücklich ein Ei geboren. Wenn dann bald darauf ein zweites Gegackel ein zweites Ei verkündigte, dann war die Freude groß in der Hütte; denn zwei Eier in einem Tage von zwei Hühnern im Winter: selb ist ein rar Ding. Läutete es endlich von der Kirche her Mittag, was um 11 Uhr zu geschehen pflegte, damit die Mütter Zeit hätten, bis zum wirklichen Mittage ihren Kindern zu kochen

in Gottes Namen, so stellte Käthi ihr Rad wieder bei Seite und ging zu kochen, wusch Erdäpfel im Bache, kratzte, so lange sie deren noch hatte, kochte sie dann im Wasser, ein Süpplein dazu und als Dessert, doch meistens nur für Johannesli, ein Schnefelchen Brot; das war ihr Mittagessen, auf welches sie sich allemal freuten, Gott lobten, daß er es ihnen gab, Gott dankten, daß es ihnen schmeckte; denn der Hunger würzte es ihnen, der Neid vergiftete es nicht. Sie genossen ungetrübt und unverkünstelt die hohe Wohlthat Gottes, für welche Gott den Menschen durch die Gabe der Zunge, in welcher der Geschmack sitzt, empfänglich gemacht hat. Ihnen schmeckte zumeist das ärmliche, spärliche, einförmige Essen herrlich, besser als dem reichen Bankier oder Fabrikanten sein gekünsteltes, verwickeltes, alle Tage neues Essen, für welches er zumeist noch den Appetit erkünsteln muß. War abgegessen, so ward abgewaschen, und wie der Morgen verging der Nachmittag mit Spinnen und Spielen, Erzählen und Fragen; nur fehlte das Gackeln der Hühner. Ehe man es sich versah, dunkelte es, die Hühner suchten ihre Sitze unter dem Ofen; Käthi mußte das Spinnen lassen und ging nun an die Hausgeschäfte, trug Wasser und Holz, wobei Johannesli schon wacker half und die Großmutter häufig sagte: „Ei, aber nein, wie ein Großer du doch bist und wie du mir schon helfen kannst!“ Die notwendigen Gänge wurden gemacht, Milch geholt zum Beispiel, auch Brot oder Kaffee. Dann kochte Käthi wieder das Abendbrot, Kaffee und Kartoffeln, und wieder lebten sie zum dritten Male herrlich an Gottes Gaben, während ein reicher Schlemmer mit großer Mühe es dahin bringt, einmal im Tage wohl zu leben, und dann wenigstens zwölf Stunden mit Überladungen und Belästigungen zu kämpfen hat. Nachher wurde das Nötige für

ien folgenden Tag besorgt, namentlich mit den kranken Kar-
offeln gefochten und das Dörren besorgt, schließlich Johannesli
is Bett gebracht, mit ihm gebetet, und wenn alles stille
ıar, um die sieben herum ungefähr, setzte Käthi sich wieder
ns Rad und spann bis gegen zehne und manchmal weit
ırüber, wenn sie einmal wieder versuchen wollte, zwei Tausende
ı spinnen, weil drei Batzen ihr besonders wünschenswert
ıren. Stille Stunden waren dies, aber kurze für Käthi; da
ıg die Vergangenheit an ihr vorüber, ein Stück heute, ein
ück morgen, bald eine Kindbette, bald eine Kindtaufe,
ınchmal der Hochzeitstag, manchmal ein Todestag, und
ınchmal suchte das Auge in die Zukunft zu dringen, stellte
ı Johannesli vor in erwachsener Gestalt, dachte an Jo-
ınes oder an die nächsten Tage und was ihr wohl noch
hert sei in selbigen, Gutes oder Schlimmes? Wenn dann
Öl zu Ende ging in der Lampe, der Docht sprenzelte,
te Käthi das Rad wiederum bei Seite, goß neues Öl auf,
ıit der Morgen keine leere Lampe finde, legte das Feuer-
ı zurecht, ging zu Bette, empfahl dann ihre Seele Gott
harrte des Schlafes. Und so ging ein Tag fast wie der
ıre vorüber, und in dieser Einförmigkeit war sie glücklich,
von Langerweile wußte sie nichts, nichts von Lebens-
ı. An jedem neuen Morgen erwachte sie frisch gestärkt
Leib und Seele zum neuen Tagewerk. Während des
ers gab es wohl auch einige Abende, an welchen diese
ırmigkeit unterbrochen wurde; dies waren Ereignisse im
ı. Es kamen junge Mädchen, Andrese Anne Bäbi und
eins oder zwei zu Käthi mit ihren Rädern, bei ihr zu
ın. Junge Mädchen machen sich gar gerne an alte
ırchen, hören sie erzählen, von Gespenstern sowohl als
des Mütterchens Vergangenheit, ihrem Hochzeitstage,

ihren Kindbetttagen oder sonstigen Erlebnissen. Es ist ihnen, es rolle ihre Zukunft auf; sie freuen sich oder schauern, je nachdem sich dieselbe gestaltet; es ist ihnen, als wären sie bei einer Wahrsagerin, welche junge Mädchen so gern besuchen, um den Vorhang heben zu lassen vor den kommenden Tagen; denn jungen Mädchen klopft das Herz gar mächtig und voll der Zukunft entgegen; es könnte zerspringen, meinen sie, wenn sie es nicht zuweilen sänftigten mit Versprechungen und Hoffnungen, welche verbotene Blicke in die tiefverborgene Zukunft ihnen geben. Käthi erzählte dann, und die Mädchen hatten es wie Johannesli: jedes hatte seine Lieblingsgeschichte, welche es hören wollte, mit welcher Käthi hervorrücken mußte, sie mochte wollen oder nicht. Die Mädchen ihrerseits rückten auch mit etwas hervor: die eine mit Brot, die andere mit Nüssen oder Äpfeln; manchmal brachte eine sogar ein klein Fläschchen mit süß angemachtem Schnaps, und sehr möglich war's, daß alle drei, um gute Mädchen zu sein, ihre Gaben gemaust hatten, den Schnaps wenigstens sicherlich. Spät gingen sie heim, sich schrecklich fürchtend, legten sich zu Bette und freuten sich der Träume, die da kommen würden, denn süßere hatten sie nie.

Vierzehntes Kapitel.

Wie Käthi die Weihnacht feiert und am Neujahr sich labet.

So kam Weihnacht heran, ein großer Tag im Volksleben wie im Leben der Menschheit. Es ist der Tag der

Kinder. Durch ein Kind ward die sündliche Welt gesühnt und geheiligt; darum bringen die Erwachsenen den Kindern Gaben dar, Dankopfer, sichtbare Zeichen heiliger Gelübde, an den Kindern zu vergelten, was ein Kind an ihnen gethan. Die Kinder freuen sich inniglich; es ist ein Gefühl in ihnen, daß sie die Heiligen der Eltern seien. Wo keine Kinder sind, fehlt oft der kindliche Geist, der nach oben zieht; nur zu gerne bemächtigt sich die Materie in hunderterlei Gestalt der Menschen und zieht sie nach unten. Kinder bleiben die Mittler zwischen Gott und den Menschen, verbinden und sühnen die Menschen miteinander. Ohne Kinder wäre die Welt eine Wüste; die Wandernden würden erst zu Tieren werden, dann verschmachten. Wo Kinder nicht eine Gabe Gottes sind, jedes ein Zug nach oben; wo Kinder erst eine Last sind, später Diener der Selbstsucht, welche sich auch auf hundert Weisen formiert, werden sollen, da ist dem Volke der Himmel verhüllt, bei den Wurzeln fault es an. Weihnacht ist alten Leuten, was den Weisen im Morgenlande der Stern war, der ihnen erschien, der Stern, der ihnen den Heiland verkündete, sie auftrieb aus ihrer Ruhe, daß sie Schätze zusammenrafften, sich auf die Beine machten, um den König der Ehren zu suchen, ihn anzubeten. Weihnacht ist ihnen die heilige Nacht, welche sie weiht und stärkt, getrost zu treten in die Nacht des Todes; denn sie verheißt ihnen, daß in der Todesnacht ihnen das ewige Licht geboren wird, welches leuchtet zur Seligkeit. Und mit dem Kindlein, welches geboren wird, steigt die Sonne höher; die Nacht nimmt ab statt zu, der Tag mehret sich und lieblicher wird es auf Erden. Aber der Tag nimmt wieder ab, steigt nicht für und für, bis er die Nacht verdrängt hat; die Nacht dehnt sich aus und geht dem Tag ans Leben, und wohl uns, daß das Jahr zu Ende geht.

ehe die Nacht den Tag verschlungen, ein neues Jahr an die Stelle des alten tritt. Wie die Jahre sich ablösen, lösen die Geschlechter sich ab, und, wohl uns, wie jedes Jahr von vorne beginnen muß, so jedes Geschlecht, so jeder Mensch, das vergesse man nicht. Und wie die Nacht ihre Grenzen hat und der Tag die seinen, so hat bei den Menschen die Barbarei ihre Grenzen, und wohl uns, und wenn die Finsternis den Tag verschlungen, die menschliche Weisheit über alle Schranken steigt, zur Thorheit wird, sagt Einer: Halt! und zwischen Tag und Nacht ordnen sich die Grenzen wieder, wie eben Einer sie geordnet haben will.

Käthi freute sich immer sehr auf diesen Tag, aber wir möchten fast sagen, mit Furcht und Zittern; es war ihr geistiger Lostag. Der Bauer hat viele Lostage im Jahre, Tage, deren Beschaffenheit ihm deuten auf künftige Witterung, den Ertrag der verschiedenen Ernten. So z. B. deuten vom kürzesten Tag weg die ersten zwölf Tage auf die Witterung der zwölf Monate; wenn an alt- und neu-Lichtmeß die Sonne scheint, so wird jede Frucht reif, bis in den hintersten Bergwinkel hinein; wenn es am Agathetag schneit, so schneit es noch vierzig Male. Geht am Gregorstag (12. März) der Nordwind, so giebt es eine schlechte Heuernte; ist es am Urbanustag schlecht Wetter, so ist die Weinernte schlecht, und die Waadtländer schleppen ein Bild, welches den heiligen Urbanus vorstellt, im See herum, um ihm seine schlechte Vorsorge einzutränken. Solche Lostage sind eingestreut ins ganze Jahr. Fromme Frauen aber haben einen geistigen Lostag, und das ist Weihnacht. Wenn die zwölfte Stunde der Nacht geschlagen hat oder wenn sie später erwachen durch die Nacht, so schlagen sie die Bibel auf und das Psalmenbuch, legen in beide ein Zeichen, und wenn der Tag anbricht, lesen sie die

aufgeschlagenen Stellen, das Kapitel und den Psalmen, und je nachdem sie lauten, verheißend oder drohend, klagend oder lobpreisend, gehen sie freudig oder zagend ins neue Jahr hinein, Trübes gewärtigend oder Heiteres hoffend. Diese Sitte hatte auch Käthi, und wenn sie in der Nacht die heiligen Bücher aufschlug, erbebte ihr Herz in heiligem Schauer, als ob sie eine Offenbarung Gottes empfangen sollte. So hatte sie auch diesmal gethan, und als sie am Morgen die bezeichneten Stellen aufschlug, fand sie in der Bibel bezeichnet das siebente Kapitel im Buche Hiob, allwo es heißt: „Hat nicht der Mensch eine bestimmte Zeit auf Erden, sind nicht seine Tage wie die Tage eines Tagelöhners? Also habe ich eitle Monat zum Erbteil bekommen, und mühselige Nächte hat man mir bestellt. Wann ich mich lege, so spreche ich: Wann werde ich aufstehen? Und wenn der Abend dahin geflogen ist, so werde ich satt von hin- und herwälzen bis an die Dämmerung. Mein Fleisch ist angezogen mit Würmern und Schollen des Staubes; meine Haut ist aufgerissen und zerflossen. Meine Tage sind leichter denn ein Weberspul und vergehen ohne Hoffnung. Gedenk, daß mein Leben ein Wind ist und daß meine Augen nicht wieder kommen werden, zu sehen das Gute. Und daß mich auch das scharfsichtigste Auge nicht mehr sehen wird, ja wann auch deine Augen nach mir sehen werden, so werde ich nicht mehr sein. Eine Wolke vergehet und fahret dahin; also wer ins Grab hinunterfähret, kommt nicht wieder herauf. Er kommt nicht wieder in sein Haus, und sein Ort kennet ihn nicht mehr. Darum will auch ich meinem Munde nicht wehren: ich will reden von der Angst meines Geistes, ich will klagen von der Betrübnis meiner Seele. Bin ich dann ein Meer oder ein Walfisch, daß du mich also verwahrest? Wann ich spreche: Mein Bette

wird mich trösten, mein Lager wird von meiner Klage etwas benehmen, so erschreckest du mich mit Träumen und betrübest mich mit Gesichtern, daß meine Seele wünschet, daß ich erhängt werde, und den Tod mehr als mein Gebein. Ich verachte das Leben, ich werde nicht ewiglich leben. Höre auf von mir, denn meine Tage sind eitel. Was ist der Mensch, daß du ihn groß achtest, daß du dich mit ihm bekümmerst? Und daß du ihn alle Morgen heimsuchest, daß du ihn alle Augenblicke prüfest? Wie lange willst du dich nicht von mir wenden, wie lange nicht von mir ablassen? Habe ich gesündigt, was soll ich dir dann thun? O du Menschenhüter! Warum machest du mich zum Zweck, auf welchen du anlaufest, und bin mir selbst eine Last? Und warum vergiebst du mir meine Übertretung nicht und nimmst nicht weg meine Missethat? Dann also würde ich nun in der Erde liegen, und wann du mich schon frühe suchtest, so würde ich doch nicht da sein."

So las Käthi, und ihrer Seele ward bange. Also sollte die Hand Gottes noch schwerer auf ihr liegen, bis sie zu sterben wünsche, ihr einziger Trost der sei, nicht mehr zu sein. Was wohl kommen werde, dachte sie, ob's der Hunger sei, oder Johannesli sterben müsse, oder eine grausame Krankheit sie überfalle? so dachte sie und weinte sehr, aber stille, daß Johannesli nicht erwachen möchte. Da dachte sie an das Psalmenbuch, daß da vielleicht ein Trost für sie sein möchte; sie streckte ihre Hand darnach aus; aber die zitterte sehr, daß sie die Stelle fast nicht finden und aufschlagen konnte. Endlich schlug das Buch auseinander, und vor ihr lag der zweiundvierzigste Psalm, und in Angst zuckte ihr Herz, denn sie las:

Ich erhebe meine Seele
Mit Verlangen, Gott, zu dir:
Wie nach einer Wasserquelle
Ein Hirsch schreiet mit Begier;
Nur nach dir, o Lebensgott,
Dürstet sie in ihrer Not.
Ach! wann werd' ich dahin gehen,
Wo ich kann dein Antlitz sehen?

Meine Nahrung ist das Klagen
Und das Weinen. Mir zum Spott
Hör ich meine Feinde fragen:
Wo ist er, wo ist dein Gott?
Traurig denk' ich an die Zeit,
Da ich mich in Gott erfreut;
Da ich dankend ging, den Herren
Mit den Frommen zu verehren!

Seele, was willst du dich kränken
Und voll banger Unruh sein?
Hoff' auf Gott, er wird dir schenken
Seines Trostes Gnadenschein.
Hoff' auf ihn mit Zuversicht,
Denn sein holdes Angesicht
Giebt dir Freude, Heil und Leben!
Du wirst ihn mit Lob erheben.

Meine Seele ist betrübet,
Doch ich denke stets an dich,
Gott, den meine Seele liebet,
Siehe doch mit Gnad' auf mich.
Wenn das Elend mich umringt,
Wenn das Unglück auf mich dringt,
Will ich gläubig zu dir beten,
Du, o Gott! wirst mich erretten.

Zu dir ruf' ich nie vergebens;
Deine Güte, deine Macht
Will ich rühmen, Gott des Lebens,
Und dich preisen Tag und Nacht.

Wie, vergissest du mich gar?
Soll ich trauern immerdar,
Wenn die Feinde spottend sagen:
Ist dein Gott auch zu erfragen?

Meine Seele, sei nun stille,
Bleib getrost und zage nicht;
Hoff' auf Gottes Gnadenfülle
Und sein liebreich Angesicht.
Du wirst in der Ewigkeit
Gott und seine Freundlichkeit,
Seine Hülf- und Liebesproben
Einst mit frohem Danke loben.

So las sie, und ihr Herz bebte fort; doch rieselte durch die bittere Angst ein süßer Trost, daß, was kommen möge, Gott bei ihr bleiben und alles zum Besten lenken werde, so daß ihre Seele wieder froh werden und Gott loben und preisen könne, daß er sie so geführt und nicht anders. Und sie betete innig zu Gott und dankte ihm für alles Gute, so er ihr bis dahin erwiesen, und bat, daß der Kelch nicht zu bitter sein oder an ihr vorübergehen möge, doch nicht mein Wille geschehe, sondern dein Wille, daß, komme was da wolle, keine Kreatur, keine Drangsal, keine Not sie von seiner Liebe scheiden möge, sondern daß sie ihrem Heiland eigen bleibe im Leben und im Sterben, mit Leib und Seele, in Zeit und Ewigkeit.

Johannesli erwachte, während das Licht noch brannte; die Weihnachtsfreude hatte ihn geweckt. Die glücklichen Kinder! sie werden durch Freude und freudige Erwartungen aufgeweckt, das Alter durch Bangen und Kummer. Wer erinnert sich nicht an die goldenen Tage, wo er nicht schlafen konnte, weil am Morgen Bescherung war, eine kleine Reise bevorstand oder was Neues ins Leben trat! Das waren die Tage,

wo die Menschen uns noch nicht Spießruten jagten durch Examen, Gott es noch nicht nötig fand, uns zu examinieren, ob wir fromm und standhaft genug für das ewige Leben seien. Freilich war die Bescherung, welche Johannesli zu hoffen hatte, nicht groß; nicht viele Kreuzer kostete sie; aber auf die Größe, auf die Kostbarkeit kommt es nicht an, ob die Freude groß oder klein sei, sondern auf das Gemüt, welches sie empfängt, so wenig als das sogenannte Glück bedingt wird durch sogenannte große Glücksgüter. Das wahre Glück, welches das Wasser nicht nimmt, der Hagel nicht verhagelt, hat einen ganz andern Grund. Splendide, große, stolze Herren und Damen sieht man dick in Palästen und auf Schlössern, aber glückliche, ja — das ist was anders! Gar mancher Herr mit sieben Sternen auf der Brust und gar manche Dame, splendid und elegant vom Teufel, rauschen daher, als ob die Glücksgöttin ihre Patin wäre, und machte der Schönlein ihnen ein Loch ins Herz, so thäte lauter Gift und Galle herausspritzen und kein einzig Tröpflein Glück und Friede. Chlei Ding freut dChing, sagt ein Berner Sprichwort. Wohl denen, welche in ihren Kindern den Sinn bewahren, daß kleine Dinge sie freuen; wohl denen, welche in ihren eigenen Herzen den Sinn bewahren, daß auch sie freut, was die Kinder freut; denn den Kindern gehört das Himmelreich, und wenn wir nicht wie sie werden, so haben wir nur Teil an der Welt, und die Welt ist eng, und der Sinn, den die Welt liebt, ist unersättlich und findet kein Genügen, und wo kein Genügen ist, da ist kein Glück, da ist keine Freude.

Was aber Johannesli für eine Freude hatte über seine Bescherung, so wird sie wirklich selten gefunden auf Erden. Die Bescherung bestand aus acht Nüssen, welche einen Kreuzer

gekostet hatten, einem bezuckerten Schäfchen, dessen Schwanz ein Pfeifchen war, es kostete zwei Kreuzer, einem Pfefferkuchen für zwei Kreuzer, Summa Summarum fünf Kreuzer; dabei lag noch ein Semmelring, sogenannter Weihnachtsring, welchen die Bäckerin Käthi geschenkt hatte. Das war eine unendliche Freude, ein Glück über alle Worte, und auch Käthi nahm teil an diesem unendlichen Glücke, während immerfort Thränen ihr über die Backen rieselten und sie denken mußte: „Ach Gott, du armes Bubi, wenn du wüßtest was ich, und wo bist du wohl übers Jahr?"

Als der erste Rausch des Kleinen vorüber war, der graue Tag durch die Fenster guckte, rief der Kleine: „Großmüetti, habe dir auch was, rate mal!" Aber die Großmutter konnte nicht raten; da holte der Kleine in großem Triumphe zwei Eier, welche in der Großmutter Abwesenheit gelegt worden waren und welche er versteckt hatte, um ihr auch eine Freude zu bereiten. „Sieh, Großmüetti, sieh! zwei Eier, und wie schöne und wie große! daraus machst du heute Eierbrot zum Kaffee, und dann kannst den Leuten sagen, daß ich dir auch das Weihnachtskindlein habe kommen heißen."

Ach wie manches Kind bittet so innig: „Vater, laß mir doch das Weihnachtskindlein kommen!" und wie manches Kind danket innig, daß ihm dieser Wunsch erfüllt worden, und die Eltern freuen sich der Freude der Kinder, und ihr Gewissen rühmet sie, daß sie den Kindern gute Eltern sind, so viele Freuden ihnen bescheren. Aber Leute, klebt nicht am Zeichen, treibt nicht Kindisches, gedenket an das, was das Zeichen bedeutet, und an das Himmelreich, welches vom wahren Weihnachtskindlein den Kindern beschert wurde und welches Vater und Mutter ihren Kindern öffnen sollen, das wahre Weihnachtsgärtlein, in dessen Mitte der Tannenbaum

voll Lichter und ohne Schlange. Das Weihnachtskindlein kommen heißen in Zuckergebäcken und buntem Spielzeug und das wahre Weihnachtskindlein, das vom Himmel kam und zum Himmel führt, verleugnen, den Kindern es verbergen; goldene Schäfchen bescheren und um das Lamm, welches der Welt Sünden trug, sie betrügen, heißt das nicht den Kindern Steine, Schlangen bieten, Brot und Fische ihnen vorenthalten, mit Kindischem sie kindisch machen, die Augen blenden für das Ewige, den Stamm verstümmeln, der zum Himmel wachsen soll, zum Zwergbaume, der nicht von der Erde will? Das Weihnachtskindlein kommen lassen und die Kindlein nicht weihen in der heiligen Nacht dem ewigen Heiland, der um ihretwillen ein Kind geworden, das heißt, geblendet und kindisch geworden zu sein, die Augen versengt zu haben an der Afterweisheit des Tages, wie die Mücken die Flügel am Lichte versengen, dasselbe für die Sonne haltend, welche sie geboren.

So war es aber bei Käthi wirklich nicht, sondern sie mußte dem Kinde erzählen vom rechten Weihnachtskindlein, das in Bethlehem geboren worden in einem Stalle und gelegt ward in eine Krippe, und wie die Engel des Himmels den Hirten es verkündet und die es angebetet hätten und die Engel gesungen in der Klarheit des Himmel das himmlische Lied: Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! Wie dann die Weisen aus dem Morgenlande gekommen, der Melchior, der Balthasar und der Kaspar, mit Kamelen und Elefanten und ganz schwarzen Mohren, und Gold, Weihrauch und Myrrhen gebracht und das Kindlein auch angebetet hätten. Wie ihnen dann ein Engel im Traume erschienen, vor Herodes sie gewarnt hättte, sie schnell in ihr Land geeilt, und wie Joseph auch gewarnt

worden durch einen Engel und schnell ein Eselein gekauft hätte, und mit der Mutter und dem Kinde geflohen sei ins Ägypterland, wo früher die Kinder Israel als wie in einem Dienstthause gewohnt hätten viele hundert Jahre lang. Und wie dann der grausame gewaltige König Herodes von Jerusalem gekommen sei mit all seinen Soldaten und das Kindlein gesucht, welches der neugeborne König der Juden sein sollte, und wie er, da man es ihm nicht gezeigt, weil es nicht mehr da war, alle Kindlein habe töten lassen in und um Bethlehem, und wie ihn darauf eine schreckliche Krankheit elendiglich zu Tode gemartert, dieweil Gerechtigkeit im Himmel sei.

So erzählte die Großmutter und Johannesli weinte fast vor Zorn und Wehmut, und meinte, wenn er dabei gewesen, so wäre es nicht so gegangen; er hätte dem bösen König den Kopf abgeschlagen und den kleinen Heiland zum König gemacht, daß er nicht in Ägypten hätte fliehen müssen und bös haben dort und zimmern nachher. So verfloß ihnen der Morgen, da Käthi diesmal schlechten Weges wegen nicht in die Kirche sich wagte, und ja auch den Heiland zu Hause hatte und nach ihrem Vermögen mit dem wahren Christkinde das Kind zu bescheren suchte. Auch war wohl der Gedanke im Hintergrunde, sie wollten beieinander sein, so lange sie könnten; es wisse kein Mensch, wie lange es währe; sie habe Ursache zu glauben: nicht mehr lange, und wenn es auch nicht im Februar sei, so sage das Sprichwort: Was der Hornung nit will, das nimmt der April. In ganz eigener Weichheit durchlebte Käthi den Tag; es war ihr immer, als müsse sie noch was besonderes erleben, und als nichts kam, war es ihr wie einem, der noch jemanden erwartet; sie durfte nicht einschlafen, aus Furcht, sie möchte es dann nicht hören,

dann nicht bereit sein. Aber es ging Käthi wie vielen: wenn man erwartet, kommt nichts, während das unerwartete unverhofft kommt.

Ein Sprichwort sagt: Wo man Gott eine Kirche baut, da baut der Teufel eine Kapelle daneben, und ein ander Sprichwort sagt, alle Gleichnisse thäten hinken. Indem wir die Wahrheit beider Sprüche und namentlich auch des letzteren erkennen, sagen wir doch, an das erste Sprichwort mahnten uns Weihnacht und Neujahr, die erstere an die Kirche, das letztere an die Kapelle. Wir wollen hier nichts Gelehrtes anbringen und von den Römern reden und warum das Jahr am ersten Januar anfange, während die Sonne das neue Jahr bereits acht Tage vorher begonnen hätte, sondern wir wollen ganz einfach dabei bleiben, zu sagen, daß das Neujahr eine Lebensstation sei, eine alte geschlossen werde, eine neue beginne, und zwar so eine ziemliche Station, nicht bloß von drei oder vier kleinen, d. h. preußischen Meilen, sondern eine von cirka 8790 großen Stunden. Diese Station ist nicht bloß lang, sondern sie geht durch unbekannte Gegenden; durch Kornfelder und Schlachtfelder kann sie gehen, durch üppige Gegenden oder wüste Steppen, durch stürmische Meere, über schauerliche Abgründe, rechts der Tod, links der Tod, oder über Blumenteppiche, umgaukelt von Freuden ohne Zahl vom Anfang bis ans Ende. Ohnmächtige Geschöpfe sind die Menschen, feige von Natur obendrein, möchten aber doch gerne stolz sich geben, die Helden machen, Herren ihres Geschickes scheinen. Sie gaukeln daher ordentlich ins neue Jahr hinein, besteigen, mit Blumen bekränzt, unter fröhlichem Singen und Läuten den Reisewagen und in lustigem Galopp tanzen sie in die neue Station hinein, und vor lauter Galopp und Singen und Jubilieren kommen sie tage-, wochen-

lang nicht zu sich; sie thun, als ob es das ganze Jahr durch auf der ganzen Station also gehen müßte, in lauter Saus und Braus und dulci jubilo. So thun sie; aber innerlich ist's ihnen wie einem Dreſcher oder einer Kuhmagd, welche mörderlich Zahnweh haben, aber ſchrecklich Angſt, den Zahn ausziehen zu laſſen, und weil es ſein muß, eine Flaſche Branntwein trinken, um Courage zu kriegen und keinen Schmerz, wenn der Zahn raus geriſſen wird; ſie taumeln ſturm ins neue Jahr hinein, um die Angſt vom Leibe zu kriegen, daß wieder eins dahinten iſt und ein neues da, von dem ſie nicht wiſſen, geht es für ſie zu Ende, oder brechen ſie in irgend einem Abgrunde den Hals, oder verſchmachten ſie in deſſen Wüſten. Sie ſtoßen den Kopf bis an den Hals in Rauch und Staub der Welt, verkleben die Ohren mit Muſik, verkleiſtern die Augen mit Geſchenken und raſen herum wie toll in Wein und Branntwein, in Paſteten und Braten. Ans Kindlein, das ſicher durch alle Stationen leuchtet, der Menſchen Bürde trägt, die Thüre des Himmels öffnet, denkt keiner; in den Himmel will nämlich vorläufig keiner, ſondern eben nur luſtig leben auf Erden. Darum wird mit dem Neujahr die Weihnacht verſchwendet, und ſtatt dem Himmelskinde zu folgen, wird zu einem Kind der Welt der Menſch neu geſalbet und geſchmiert, und zwar ſehr oft von Obrigkeits wegen. Es iſt oft, als ob die Obrigkeit Angſt hätte, das Volk könnte ihr zu gut, zu fromm, zu chriſtlich werden; als meine ſie, ſie müſſe dem Teufel Gelegenheit machen, ſo recht mal wieder im Volke zu fiſchen und zu krebſen und Rekruten zu machen auf jegliche Weiſe. Wenn wirklich am Schein was Wahres ſein ſollte, ſo wird wahrſcheinlich eine ſolche Obrigkeit meinen, ein chriſtlich Volk könnte am Ende Ärgernis an ihr ſelbſten nehmen, ſich ihrer ſchämen, wie be-

kanntlich liederliche Mütter sich über die Fehltritte ihrer Töchter eben nicht härmen, sondern sogar mit vieler Schadenfreude sich daran freuen.

Wenn der Rausch vorbei ist, ach, da sitzt mancher nackt und bloß im Schnee, hat weder Brot für sich noch für seine Kinder, und mancher keinen Mut mehr fürs ganze Jahr, mancher keine Kraft mehr fürs Leben, und mancher alle Freude verhudelt fürs ganze Leben. Da ist vor dem Neujahr keine Polizei mehr und nach demselben ist keine, und jeder Wirt stellt das möglichste an, die Leute anzulocken und auszubeuten. Meint man endlich, der letzte Atemzug sollte vertanzt, der letzte Kreuzer ausgepumpt sein, so geht's von vornen los; es kommt das sogenannte alte Neujahr, d. h. das Neujahr nach dem alten Kalender, und noch einmal muß es angesetzt sein und versucht, was noch möglich sei. So wird die Weihnacht durchs Neujahr verschwendet und alles versucht, den Menschen nicht bloß nicht zu sich selbst kommen zu lassen, sondern ihn so recht planmäßig zu berauschen, um ihn glücklich über die Stelle, wo er sich vielleicht bekehren könnte, unbekehrt hinüber zu bugsieren.

Nun, so ging's bei unserer Käthi nicht zu; sie ging ohne Rausch bang ins neue Jahr hinein. Es war stürmisch, ungestüm Wetter, fast bis Neujahr. Als am Sylvester mit allen Glocken das alte Jahr eine Stunde lang ausgeläutet wurde, da mußte Käthi weinen. Es war, als scheide sie von einem Freunde auf Nimmerwiedersehn. Alles Böse, was dasselbe gebracht hatte, war vergessen, und nur des Guten gedachte Käthi: an die ungestörte Gesundheit, den schönen Verdienst, die vielen guten Leute, und es war ihr fast, als sollte sie von dem allen Abschied nehmen. Dazu plagte sie das Bubli, wie sie morgen neujahren wollten. Andrese Anne

Bäbi hätte gesagt, sie hätten Wein und Wecken und zwei Arten Fleisch, und von allem bis sie nicht mehr möchten. Darum müßten sie auch Fleisch und Wein haben. Käthi mochte trösten, wie sie wollte, das Bubli blieb auf seinem Sinne, und Käthi brachte es nicht übers Herz, die wenigen Batzen, welche sie im Körbchen hatte, während noch gar nichts im Hochzeitsstrumpf war, für Leckerbissen auszugeben. Betrübt ging sie ins Dorf, Milch zu holen, Johannesli an der Hand, der in einem fort an ihr war, auch zum Metzger zu gehen und ins Wirtshaus. Am Wirtshaus hatte er es akurat wie ein alter Kutschengaul: er ward stätig und wollte nicht vorüber, wie auch Käthi sich schämte und ihm zusprach, er sollte nicht so thun; sie hätte ja kein Körbchen, wie er sehe, um was heimzutragen, und wenn sie was wollten, so könnten sie es morgen noch immer holen. Aber Johannesli ließ sich nicht abbringen. Kinder haben viel Instinkt für günstige Augenblicke, und große Standhaftigkeit, sie zu benutzen; sie sind sehr oft viel nachhaltiger und durchgreifender als große Staatspersonen. Da kam plötzlich eine Stimme: „Was giebt's, Käthi, will der Bub dir einen Schoppen zahlen?" Käthi weinte fast und erzählte. Die dicke Wirtin lachte und sagte: „Der Bub hat Recht, er wird wissen, was zwängen ist, und meinen, wenn alle Leute neujahreten, so hätte er auch das Recht dazu."

Sie hieß sie hineinkommen und Käthi trug ein Stück Braten heim und einen Schoppen Wein, hatte es aber sehr ungern, sowohl weil der Bube so wüst gethan, als weil die Wirtin glauben konnte, das sei ein abgekartet Spiel gewesen, um was zu erhaschen auf eine unschuldige Manier.

Am Morgen um fünf wurde Käthi geweckt durch das Läuten aller Glocken, da wiederum eine Stunde lang das

neue Jahr eingeläutet wurde, d. h. feierlich begrüßt im Namen Gottes, und den Menschen verkündet, daß sie es mit Gott beginnen sollten, damit sie es auch mit Gott endigen könnten. Dieser feierliche Ruf, zu wachen und zu beten, mahnte manchen trunkenen Zecher, das Wirtshaus zu verlassen, ehe es Tag werde und die Töne geleiteten den Wandernden; aber er hörte sie kaum, ins Herz drangen sie ihm nicht; er betete nicht; er stolperte, er fluchte, so beschaffen war sein erster Gang im neuen Jahre! Wie wird wohl sein letzter sein im begonnenen Jahre?

Käthi wachte auf schweren Herzens; es war ihrer Seele so bange, sie wußte nicht warum; ihre Gebete waren unaussprechliche Seufzer. Es war ein trüber, stürmischer Tag. Indessen ging Käthi dennoch zur Kirche oder vielmehr in die Predigt; am Neujahr hätte Käthi dieses nicht gerne unterlassen. Im Winter ward die Predigt zumeist in der geräumigen, warmen Schulstube gehalten, was den alten Gliedern und kühlem Blute der Alten besonders zuträglich war, und denen namentlich, welche weder Wärmflaschen noch Mäntel vermochten, sondern höchstens über ein dünnes Hemdchen ein dünnes Röckchen.

Der Pfarrer hatte den Text Matthäi 7, 24—27: „Darum ein jeglicher, der diese meine Rede höret und thut sie, den will ich vergleichen einem klugen Manne, der sein Haus auf einen Felsen gebaut hat. Da nun ein Platzregen herab fiel, und Wasserflüsse daher kamen, und die Winde bliesen und an dasselbe Haus stießen, da fiel es nicht, denn es war auf einen Felsen gegründet. Und wer diese meine Rede höret, und thut sie nicht, der wird verglichen werden einem thörichten Manne, der sein Haus auf den Sand gebaut hat. Da nun ein Platzregen herab fiel, und die Wasserflüsse daher

kamen, und die Winde bliesen, und an dasselbe Haus stießen, da fiel es, und that einen großen Fall."

Der Pfarrer begann zu predigen und es war Käthi anfangs, als thue er ihr Herz auf, und predige aus demselben; es war ihr ganz wunderlich, und oft wußte sie lange nicht, rede sie laut, oder predige der Pfarrer. Er sprach, wie er erwacht sei vom Glockengeläute, welches rufe zu wachen und zu beten. Wie ihm da bange geworden sei, sprach er, wie die leibliche Not und die geistige Not sich vor seinen Geist gestellt, wie er habe fragen müssen: Wie soll das enden? daß er habe ausrufen müssen: Ach Herr, wie ist meiner Seele so bange! Und er nannte alles, was ihn bange gemacht, und wie leibliche Augen da keinen Ausgang erblickten, und wie der Mensch in seiner Ohnmacht sich nicht zu helfen wüßte, nichts könnte, als beben und zittern, des geistigen und leiblichen Unterganges gewärtig.

Nun aber sei einer, der nicht ohnmächtig sei, sondern allmächtig; wie sein Wesen unveränderlich sei, so sei es auch sein Wille und die Ordnung, welche dieser Wille geschaffen. Er sei der Fels der Welt, und während alles um ihn in ewigem Wirbel sich drehe, stehe derselbe für und für und in alle Ewigkeit, und wenn die Welt zu zersplittern scheine, so sei es nur ein Abschäumen des Unreinen, eine Läuterung, in welcher untergehe das Tote, ausgehauen werde das Faule, weggespült die Schlacken der Welt und ausgewaschen die Geschwüre der Zeit. Was im menschlichen Lebenskreise nicht von Gott sei und auf Gott ruhe, das gehe unter, und nur das bleibe, was in Gott und mit Gott sei. Nun zeigte der Pfarrer an einzelnen Menschen, wie die zerstört würden, welche durch wilde Triebe sich treiben ließen oder segeln wollten nach den Eingebungen eigner Weisheit, welche am

Ende nichts sei, als die Selbstsucht mit einer Schlangenzunge, am gefährlichsten dem, der sie besitze; wie dagegen der Einfältige und Unmündige, der in treuem Glauben fromm wandle in des Herrn Wegen, mit Ehren bestehe, ein Ende nehme im Frieden und nicht mit Schrecken. Der Pfarrer zeigte an Häusern und Familien, wie die, welche in Gott gegründet seien und ihm treu blieben, mit Ehren beständen, feste Wurzeln schlügen und wahrhaft würden, was die Welt vornehm nennt, hochgeehrt von der Welt und Gott lieb, und zwar von Geschlecht zu Geschlecht; und wie Häuser und Familien fielen, und desto größer der Fall sei, je höher sie stünden, sobald sie von Gott ließen, die Liebe wiche, der Teufel einzöge mit Hochmut und Hartherzigkeit, mit Hoffart und Üppigkeit, mit der ganzen Fleischeslust. „Ja", sagte der Pfarrer, und sein Auge flammte wie ein Prophetenauge, „wie es Häusern und Familien geht, geht es Regierungen und Regenten: nur die, welche Gott erkennen und auf ihn bauen, bestehen; verlassen sie Gott, so verläßt sie Gott, und sie thun einen großen Fall. Und warum bangt uns?" fuhr er fort. „Eben weil wir so viele Menschen, Familien, ja Regierungen und Regenten nicht stehen sehen auf dem Felsen, der nicht fällt, sondern wirbeln im Wirbel der Welt, dieser Wirbel immer wilder aufkocht, je mehr in denselben sich stürzen, je größer Gewühl und Gedränge von Unglücklichen in diesem grausen Wirbel ist. Es wird uns, als ob alles zu Grunde gehen müßte, alles verschlungen werden würde von der Finsternis und den Schatten des Todes. Und es werden viele zu Grunde gehen, Menschen, Familien, Regierungen voran; vielleicht bricht die Zeit einer großen Läuterung an, vielleicht will Gott mit Wasserwogen und Meeresfluten ausspülen die Geschwüre der Welt. Aber bangen wollen wir nicht; weinen

dürfen wir über Jerusalem, daß es nicht erkennt zu rechter Zeit, was zu seinem Frieden dient; aber zagen wollen wir nicht, und wenn die Flut unsre Leiber verschlingt, so vergessen wir nicht, daß, wer dem Herrn lebt, auch dem Herrn stirbt, und daß er in die Hölle führt und wieder heraus. Vielleicht daß er auch nur drohend den Finger aufhebt, damit man umkehre und sich bekehre, wie er es den Kindern Kains that; daß unsre Lage eine Bußpredigt ist, wie Jonas den Niniviten eine hielt, vielleicht? wir wissen es nicht! aber das wissen wir, daß, was Gott thut, wohlgethan ist, und daß er die Niniviten nur deswegen schonte, weil sie Buße thaten im Sacke und in der Asche. Nun, wem das Herz klopft in Sündenangst, wer sich bewußt wird, sein Fuß stehe nicht auf dem ewigen Fels, der thue Buße im Sacke und in der Asche; er suche den, der sich finden läßt von allen, die ihn ehrlich suchen. Und wer sich bewußt ist, ergriffen zu haben den ewigen Fels, der traue Gott und zage nicht. Der Herr der Ewigkeiten ist auch der Herr des betretenen Jahres; was er verhängt, wird zur Seligkeit dienen denen, die ihn lieb haben und seine Gebote halten, und wer in diesem Jahre sterben sollte, wird des Herrn bleiben, wenn er dem Herrn gelebt hat. Darum, was kommen mag, laßt uns des Herrn harren unverzagt; sei in seiner Hand die Rute der Züchtigung oder der Zweig des Friedens, so laßt diese Hand uns verehren in tiefer Demut; es ist die Hand, die segnet und selig macht die, welche Treue halten und die Liebe bewahren."

So sprach der Pfarrer, und wenn auch Käthi die Beine zitterten, so ward ihr doch wohl; im Herzen blühte ihr die Ergebung auf, welche das Größte trägt und vollbringt, die Ergebung, welche mit ganzem Herzen sagen kann: Der

Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn sei gelobt!

Solch ein kräftig Wort am Neujahrstage ist wohl das vornehmste und beste Neujahrsmahl, und Käthi empfand es auch, und empfand es fort und fort, trotz dem seltenen Mittagsmahle, welches auf schönem reinem Tischtuche stand. Braten, Wein und süße Äpfelschnitze, ein wahres Herrenfressen! Johannesli lebte schrecklich wohl daran und konnte den Braten nicht genug rühmen, und doch klagte er zwischendurch, er könne ihn nicht beißen und Eierkuchen wäre viel komoder; besser, hätte er gerne gesagt, aber er war auch schon angesteckt vom Weltgift, welches das rare und das teure für das beste hält. Und was er den Wein rühmte, und dabei heimlich darüber grännete, und am Ende sich nicht enthalten konnte, die Großmutter um einen Schluck Milch zu bitten: der Wein sei viel besser, wohl hundertmal, aber er könnte ihn sturm machen, sagte der kleine Diplomat. Nachmittags hatte Käthi Besuch, erhielt Kram, ein sogenanntes Gutjahr von Johannesli's Pate. Es bestand in einem Hemde, ein Paar Strümpfen und einem großen Neujahrring, und für die Großmutter war ein halb Pfund Kaffee dabei, eine köstliche Bescherung für eine alte Frau, welche den Kaffee so liebt und doch die Bohnen zählt, welche sie zu jedem Kaffee braucht. Dabei aber stürmte es schrecklich draußen; es war, als ob ein schrecklich Gewitter heraufziehen wolle, mit Blitz, Donner und Hagel.

Eine schreckliche Vorbedeutung am ersten Tage des Jahres! Die Fenster klirrten, die Hütte wankte, Nacht ward es draußen, und drinnen betete Käthi emsig; denn Angst hatte sie wieder ergriffen; sie bangte sehr; denn das Bangen ganz zu überwinden und das Zagen, daß es nie wieder kommt, wenn stark an ihm des Herrn Hand rüttelt, ist keinem Men-

schen gegeben. Endlich ließ der Sturm nach; Tag ward es wieder, das schwarze Gewitter jagte nach Osten. Käthi trat vor das Häuschen; ein milder Sonnenblick empfing sie auf der Schwelle, und als sie sich umwandte, dem jagenden Gewitter nachzusehen, sah sie gen Morgen hin das Gnadenzeichen des Herrn, einen prächtigen Regenbogen, am Himmel stehn. Unaussprechlich war der Eindruck auf Käthi; verstummt blieb sie stehn, sah mit gefalteten Händen zum Himmel auf; sie wußte es nun, Gott verließ sie nicht, und breche auch Sturm und Gewitter los, so komme doch die Gnade nach.

Das seltsame Zeichen in dieser Jahreszeit am Neujahrstage ward von vielen Menschen bemerkt, aber wir zweifeln, daß dasselbe auf viele einen Eindruck gemacht habe, wie auf Käthi. Um die Zeichen Gottes wahrzunehmen, muß man eben ein auf Gott gerichtetes Auge haben, und um sie zu empfinden, muß man haben ein Gott ergebenes Herz. Ganz hell ward es Käthi im Gemüte, und sie erzählte eben Johannesli eine schöne Geschichte von einem Knaben, welcher in der Jugend gestohlen worden, endlich aber wieder ein großer Herr geworden sei: als Andrese Anne Bäbi kam und sie einlud, diesen Abend mit ihnen zu neujahren, wie man zu sagen pflegt. Es ging Käthi wieder wie gestern vor dem Wirtshause: wie sie sich auch sträuben mochte, Johannesli war Meister. Kurzweilig verging der Abend, und es war Zeit auseinander zu gehen, ehe man daran dachte. Die Zeit recht kurz zu machen ist eine Kunst, und recht kurze Zeit zu haben ein Glück.

Fünfzehntes Kapitel.

Was das neue Jahr Käthi neues bringt.

Am folgenden Tag war es Käthi wohler, als hunderten von vornehmen Herren; sie hatte weder einen schweren Kopf, noch ein schweres Rechnen. Das ist gar fatal für so viele, daß sie, wenn sie am zweiten Tage im Neujahre aufstehen, trüb im Kopfe sind und trübe im Gemüte; denn nun geht das Rechnen an, und sie sollen ausmitteln, ob's im vergangenen Jahre mit ihnen vorwärts oder rückwärts gegangen, wir meinen nicht an der Seele, sondern bloß im Geldseckel. Ja, wenn man das wegen der Seele und wegen Ehre und gutem Namen ordentlich ausrechnen könnte, oder wenn man noch besser beim Aufstehen am Morgen die Bilanz gegenüber im Spiegel sehen würde, Herrgott, was würde das für Gesichter geben am zweiten Tage des Jahres, und was für Guxe würde so manche Dame auslassen!

Ohnedies aber giebt's bedenkliche Gesichter genug, wenn es am Morgen zu klingeln und zu klopfen beginnt, und die Liebesbriefe kommen von Schuster und Bäcker, von Metzger und Schneider, von Perückenmachern und Putzmacherinnen, von Kaufleuten von allen Sorten, und es ist kein Geld mehr da; was eingegangen war, wurde alsbald für das Laufende gebraucht. Aufschreiben ließ man, was man konnte, und an niemand hat man zu fordern; und nun liegen sie da, die unbezahlten Contos, und wie einen großen und wachsenden Verdruß muß man sie mitnehmen ins neue Jahr hinein, und wer weiß, wie manchem sie, noch ehe das Jahr zu Ende ist, zu Mühlsteinen gewachsen sind, sich ihm um den Hals gelegt

haben und ihn niederziehen in den Morast, zusammengerührt aus Not und Schande?

Da ist doch ein arm alt Fraueli besser dran, dem klingelt es nicht, dem klopft es nicht, dem kommen keine Contos, dem sagt höchstens der Bäcker: „Bist mir noch eine halbe Krone schuldig; wäre mir lieb, du gäbst sie mir; die Müller sind gar geldhungrig; ehemals war es nicht so, aber jetzt ist es nichts mehr mit ihnen!“

Käthi hatte es noch besser: sie war niemand was schuldig, hatte nichts zu rechnen; sie schrieb nichts auf, wäre ihr auch eine Kunst gewesen. Ihr Vermögen konnte sie alle Tage im Kopf ausrechnen; sie lief nicht Gefahr, daß es ihr ging, wie zuweilen einem Kaufmann, der sich Millionär glaubt und an einem schönen Morgen zu seiner großen Verblüffung die Entdeckung macht, daß er unter Null sei.

Ganz friedlich und still begann Käthi das neue Jahr mit Beten und Arbeiten, um mit Ehren und ohne jemand zu plagen durchzukommen. Am dritten oder vierten Tage desselben war es, sie saßen eben an ihrem Mittagsmahl, und unter dem Ofen gackelte ein Huhn. Da ging die Thür auf, und Johannes trat ein, den Kopf verbunden, den Arm in der Schlinge (den Arm am Schlingel, sagt ein Volkswitz). Käthi fuhr hoch auf. „Mein Gott und Vater,“ rief sie, „bist du es oder dein Geist?“ — „Nur ich,“ sagte Johannes; „Gott grüße Euch!“ — „Gott willche, Gott willche,“ sagte Käthi, „mein Gott, was hast? Hocke nieder und iß! Bist gefalle? Soll dir Thee machen oder willst Kaffee? Ist dir übel? Ach Gott, wenn ich Wein hätte, du müßtest Wein haben. Johannesli! Kannst wohl holen und die Flasche nicht zerbrechen?“ So rollte bei der guten Mutter alles durcheinander: Kummer, Teilnahme, der Trieb, ihm was Gutes zu

erweisen, die Angst, was er hätte. Eine Weile ging's, ehe Johannes saß, was vor sich hatte, die aufgeregten Gedanken Käthis sich zur Ruhe gelegt hatten, so daß sie Antworten erwarten, Johannes Bericht anhören konnte.

Dieser Bericht war nicht lang, aber betrübend; Johannes war ein armer Märtyrer. Johannes war mit andern den Tag nach dem Neujahr nach Michelhofen ins Wirtshaus gegangen, wie es üblich und bräuchlich sei allenthalben. Dort war Musik und Tanz; dort saß Johannes ganz ruhig bei einem Schoppen, bis es Feierabend gemacht wurde. Dann ging er ruhig heim, wurde unterwegs von den Neuhäusern überfallen. Er wehrte sich sehr, aber sie waren ihrer viele, kamen mit Spießen und Stangen; er wurde wund geschlagen, durch den Arm gestochen, mißhandelt schrecklich, gräßlich, bis er sinnlos am Boden lag. Käthi weinte und bebte; Johannesli meinte, wenn er dabei gewesen wäre, so hätte er die Neuhäuser noch ganz anders stechen wollen, ganz durch und durch, daß sie nie mehr hätten aufstehen können. Als er wieder zu sich selbst gekommen, sei er zurück nach Michelhofen gegangen, habe den Doktor holen und sich verbinden lassen, sei einen Tag dort gelegen, dieweil ihm ein über das andre Mal übel geworden sei. Sobald er gekonnt, sei er heimgegangen; aber da sei das Wetter erst losgegangen. Die Bäurin gönne niemand eine Freude, geschweige eine freie Stunde, und wenn sie nichts zu arbeiten hätte, so würde sie, nur um die Dienstboten zu kujonieren, Holz ums Haus herum tragen und akurat an gleichen Ort wieder legen oder Stroh von einer Bühne zur andern tragen lassen. Wenn das noch keine Hexe sei, so werde sie sicherlich eine werden; es sagten es alle Leute, die sei dem Teufel von dem Karren gefallen. Statt daß sie ihn bedauert hätte und gefragt, wie es ihm

sei und was er möchte, habe sie ihn ins Stübli genommen und angefangen, ihm alles Elend vorzuhalten, ihn runter zu machen, als ob er keinen Kreuzer wert wäre, und allerhand zu drohen; jedes Kacheli Thee oder Kaffee und jeden Kreuzer, welchen er je erhalten von ihr, habe sie ihm unter die Nase gerieben. Aber eine Zeit sei nicht alle Zeit; jetzt lasse sich kein Knecht wie er mehr behandeln wie ein Schulbub oder wie ein Sklave. Er habe wohl gemerkt, warum es eigentlich der Bäurin sei. Die habe gefürchtet, sie müßte ihn einige Tage behalten, ohne daß er arbeiten könnte, und krank habe sie niemand gerne; wenn einer am Sterben wäre, sie jagte ihn mit der Mistgabel zur Arbeit. Sie habe wohl gewußt, daß er sich nicht behandeln lasse wie ein Hund, und sie habe auch recht gehabt; wie sie gewollt, habe er auch gethan. Als sie ihm so gekommen, habe er ihr auch gesagt, wer sie sei, und wenn der Teufel nicht schon eine Großmutter hätte, so müßte sie es werden; bei einer solchen bleibe er keine Stunde länger. Sie könne sehen, wo sie Knechte kriege, welche sich wie Hunde behandeln ließen. Gesund sei er ihr gut genug gewesen; jetzt, da er krank sei, da reiße sie alles aus dem hintersten Winkel hervor, um seiner los zu werden. So hielten es die eigennützigen Bauern; aber es werde noch anders kommen, da sei er ihr gut dafür. Mit ihm mangle es nicht halb so viel Federlesens; er werde einpacken und gehen; es werde sich wohl jemand finden, der ihn krank behalte, wenn er ihn auch nicht gesund gehabt. Das sei der Bäurin doch ins Leben gegangen, und sie habe allerlei gestürmt und hätte ihn zurück halten mögen, aber ohä, er habe gedacht: jetzt kannst mir pfeifen. Bis seine Sache ausgemacht sei, wolle er bei ihr bleiben, sagte er zu Käthi, es solle ihr Schade nicht sein; behalten werde sie ihn doch wohl können? „Wo wolltest

sonst sein," sagte Käthi, „und wer wollte zu dir sehen? Ich litte es nicht, daß du an einen andern Ort gingest; es drückte mir das Herz ab, und ich müßte glauben, du schätztest mich nicht mehr." Nebenbei dachte sie, wie man sich doch in den Leuten irren könne: sie habe die Bäurin für eine ganz andre gehalten, als sie sich jetzt zeige; aber es werde sein, wie man sage: eine sei wie die andre, und dienen sei bös, sterben wäre besser! Ehedem sei es doch nicht so gewesen. Gottlob, daß sie nicht mehr dienen müsse und noch gute Leute habe! Die gute Käthi dachte nicht daran, daß alle ihre guten Leute Dienstboten hätten, und daß schlechte Dienstboten nirgends gute Meisterleute finden.

Nun, so einer alten Käthi und Mutter dazu ist's erlaubt, trotz handgreiflicher Gegenbeweise, zu glauben an die Lügen ihres Sohnes und seine Schilderungen über seine Meisterfrau, welche seinen freien Aufflug hemmen und seinem entschiedenen Fortschritt Schranken setzen wolle, als eine wahre Jesuitin; ja, wir gehen noch weiter: wir wollen allen Magistraten und Majestäten, allen Kapazitäten und Souveränitäten erlauben, an ihre Söhne zu glauben, an geratene und ungeratene; aber dann erlaube man uns, von all diesen Leuten zu sagen, das wundere uns nicht, dünke uns gar nicht anders, es werde halt es dumms Käthi sy! Die Sache war wirklich auch ganz anders, als Johannes sie erzählte, und zwar so war sie: Johannes war nach Michelhofen gegangen, hatte dort ein Mädchen aufgegabelt, stark getrunken; das Mädchen machte sich von ihm los, schloß sich einem Vetter, einem Neuhäuser, an, der sich mit einem Trupp Kameraden auf den Heimweg machte. Johannes kriegte Zorn; er sah es an als einen Mädchenraub, lief mit einigen Kameraden den Neuhäusern den Weg vor, empfing dieselben

mit Scheitern und Steinen und stürzte sich auf sie; die Neuhäuser aber waren ganze Burschе, verloren weder den Mut noch den Kopf, rissen Pfähle aus den Zäunen, und nun ging es an ein wildes, blutiges Schlagen, in welchem endlich die Neuhäuser siegten, Johannes liegen blieb mit zerschlagenem Kopf und einem Messerstich durch den Arm.

Leider gewinnt die verruchte Sitte des Messerzuckens immer mehr Eingang, weil die witzigen Richter gewöhnlich fragen: „Nicht wahr, du hast nicht die Absicht gehabt, das Messer zu ziehen? oder wenn du mit Absicht es gezogen hast, so hattest du doch weder den Vorsatz noch die Absicht zu stechen, sondern der Stich wurde ganz zufällig gestochen, ganz von ungefähr ging ihm das Messer in den Leib; nicht wahr, so ist's?" — „Ja, so ist's," sagt der Verklagte, „der Teufel hat's gemacht mit meinem Messer." — „Nun, das habe ich doch gedacht," sagt der kluge Richter, „so ein braver und gebildeter Bursche sticht nicht mit dem Messer. So gehe du nun heim in Gottes Namen; geschehen soll dir nichts. Nur eines möchte ich dir sagen, aber nimm es mir nicht übel: Ein andermal laß dem Teufel das Messer nicht, oder wenigstens laß es ihn nicht aufthun; denke, der Teufel ist ein Schelm, zuletzt könnt' es doch fehlen!"

Johannes schleppte sich ins Wirtshaus zurück, ließ den Doktor holen, sich verbinden, ein ärztlich Attest ausstellen und gedachte die Neuhäuser anzugreifen und sich eine tüchtige Summe als Schmerzengeld auszahlen zu lassen. Da der Wirt in Michelhofen es mit den Neuhäusern hielt, vielleicht nicht mit Unrecht, so wollte er Johannes nicht behalten, ihn nicht bei sich in der sogenannten Leistung liegen lassen; er mußte zu seiner Meisterin zurück. Diese war allerdings bitterböse über das Lumpen im allgemeinen und das Lumpen von

Johannes insbesondere, schoß im Hause herum wie ein Sturmwind und hielt dem Gesinde über Tisch eine Vorlesung, zwar nicht aus Heften, sondern aus dem Kopfe, aber doch, wie sie mancher Professor nicht zu halten imstande gewesen wäre. Kaum hätten Knechte und Mägde die wenigen Batzen, welche sie nicht schon im Laufe des Jahres eingezogen hätten, in der Hand, so lasse man das Lumpenwerk los und reize die Tröpfe auf alle Wege, ihr Geld ganz und gar zu verhudeln. Sei das geschehen, hätten sie nichts mehr als leere Säcke und sturme Köpfe, so kämen sie wieder daher und die Meisterleute könnten sie wieder haben, aber wie? Mißmutig, übellaunig, unwirsch, daß lange Zeit nichts mit ihnen anzufangen sei; daß nichts besser wäre, als sie des Tages dreimal zu prügeln, statt dreimal zu füttern. Denn nun müßten die Meisterleute an allem schuld sein, jetzt werde geklagt über den schlechten Lohn und daß man halb umsonst arbeiten müsse, während die Hunde von Bauern im Wirtshause säßen. Und daß das Hudeln der Dienstboten niemand mehr zuwider sei als den Meisterleuten und daß einem Hudel kein Lohn groß genug wäre, daran denke kein Maulaffe, sondern jeder sperre die Nase auf, mache Glotzaugen und gebe wochenlang kein gut Wort; und weil er den Meister nicht prügeln dürfe, so prügle er dessen Vieh, daß es sie dünke, sie möchte so einen huschen und ohrfeigen, bis er weder Haare auf dem Kopfe noch Ohren am Kopfe mehr hätte.

Das sagte die Bäurin allen über den Tisch ins Gesicht, und als Johannes endlich heim kam, ging sie zu ihm in seine Kammer und kanzelte ihn also ab: „Es nimmt mich wunder, ob du niemals witzig werden wollest; es wäre Zeit dazu, sonst giebt es sich nicht mehr. Schämst du dich nicht, zu thun wie ein junger Loffel, Schlägereien anzustellen? Du

solltest doch wissen, was dabei herauskommt; bist Wittwer, hast ein Kind und thust noch so! Wenn du einen guten Blutstropfen im Leibe hättest, thätest du deinen Lohn nicht versaufen und deine alte Mutter dein Kind erhalten lassen! Du wirst es noch dahin bringen, daß sie noch dich dazu erhalten muß; du hast das neue Jahr darnach angefangen, daß es so wird kommen müssen."

Ja, so was läßt ein Korporal sich nicht gerne sagen, wenn er es auch wohl verdient hat. Johannes begehrte auf: was er für Blut im Leibe habe, gehe sie nichts an, und wer ihm sein Kind erhalte, ebenfalls nichts; einmal sie thue es nicht; es gebe noch an andern Orten zu essen und zu arbeiten als hier; es sei dann nicht, daß, wenn er nicht mehr hier sei, ihn die Mutter erhalten müßte; das noch lange nicht. Dr Gottswille Brot hätte er nie gegessen und wolle er nie essen. „Red nit so," sagte die Bäurin, „du Bürschli weißt noch nicht, wie weit es mit dir kommen kann. Und wenn ich dich nicht behalten wollte in diesem Zustand, wo du, weiß kein Mensch wie lange, nicht arbeiten kannst, und halb aus Mutwillen, wo wolltest du hin, als zur Mutter; hast ja nicht einen Kreuzer Geld! Drum Bürschli, poch nicht so!" — Ja, so lasse er sich nicht kommen, er lasse sich nicht vorhalten, daß man ihn um Gotteswillen hätte. So hätten es die dolders Bauern; so lange man arbeiten möge, geben sie zu essen notdürftig, und werde man krank, so jage man einen zum Loch aus wie einen Hund. So gehe es einem. Er lasse sich so was nicht zweimal sagen; sie solle ihm den Lohn geben, was es auch austragen möge; auf der Stelle wolle er fort. — „Ich habe dich nicht gehen heißen," sagte die Frau, „habe dir nur gesagt, wie es dir gehen könnte. Und sagen, was wahr ist, wird wohl erlaubt sein; sagt ihr

doch auch, was euch in den Mund kommt; man muß schlucken, daß man lange Zeit nicht weiß, bringt man es runter oder nicht." — Sie hätte es gehört, sagte Johannes, er wolle den Lohn und fort. Alles Leids und Schlechts sich vorhalten lasse er nicht; dazu sei er zu alt geworden. — „Thue nicht dumm," sagte die Frau, „es fiel mir nicht ein, dich gehen zu heißen; ich habe dir bloß gesagt, was dir gehörte und mir zustand, so lange ich die Meisterin in meinem Hause bin." — Das stehe ihm zu, ob er es annehmen wolle oder nicht, sagte Johannes, und sie hätte gehört, er wolle fort. — „Anhalten will ich dir nicht," sagte die Frau, „so wenig als ich dich gehen geheißen; aber bedenke es wohl, was du machst. Die paar Batzen Lohn, die du noch bekommst, sind bald gezählt; unterdessen komme zu dir und mache nichts, was dich übel gereuen könnte." Aber als die Bäurin zurück kam, war Johannes gleich aufbegehrisch, und die Bäurin ließ ihn ziehen. Sie wußte zu gut, welche Folgen es hat, wenn man Knecht oder Magd zu bleiben bittet; es giebt wenig Köpfe unter ihnen, welche solches Bitten ertragen mögen; die meisten werden geschwollen und groß wie Backöfen.

So war die Geschichte, und so sieht man wieder, daß, wer nicht selbst dabei ist, selten weiß, was eigentlich vorgegangen, dieweil ein jeder, der eine Geschichte erzählt, derselben eine eigne Kutte oder einen eignen Rock anzieht, und so wie der Rock den Mann macht, macht die Kutte die Geschichte; und je nachdem man ihr eine anzieht, wird sie so oder ganz anders.

Nun also war Johannes bei der Mutter und aß wirklich ihr Brot, und sie mußte ihn einstweilen erhalten, freilich auf die Vertröstung hin, vom Schmerzengelde wolle er ihr ein schönes Kostgeld bezahlen. Sie pflegte ihn nebenbei treu-

lich, schmierte ihm von Salben ein, was sie auftreiben konnte, und hatte Freude dabei, daß sie ihm Mutter sein, ihm zeigen konnte, wie sie es mit ihm meine, und dazu noch die größte Kurze-Zyti (kurze Zeit). Wenn sie jemand bedauern wollte, so sagte sie: wenn sie wüßte, daß wieder alles gut käme, so könnte sie nicht einmal sagen aufrichtig: sie wollte, es wäre nicht.

Sechzehntes Kapitel.

Käthi kriegt den Johannes ins Haus samt einem Prozeß, und wie der Prozeß ausläuft.

Johannes aber war in einem eigenen Zustande; er hatte einen Prozeß! Einen Prozeß haben, einen Prozeß, den man gewinnen, den man verlieren kann, mit dem man viel gewinnen, viel verspielen kann; einen Prozeß, durch den man eingeführt wird ins Labyrinth der Gesetze und Formen, der Ränke und Kniffe, wo man nie weiß, wo man daheim ist: oft plötzlich wieder beim Eingang, wenn man beim Ausgang zu sein glaubt, und plötzlich beim fatalen Ende, wenn man eben erst guten Boden errungen zu haben glaubt; einen Prozeß, der, wie man meint, einen zu einer ungeheuer wichtigen Person macht, auf welche Europa sieht, indem nie noch ein solcher Prozeß gewesen, noch je mehr einer so sein werde! Was unwissende Menschen zum erstenmal erleben, das, meinen sie, sei zum ersten Male in der Welt: siehe Exempel an radikalen Häuptern und quasi Kapacitäten. So nahm der Prozeß auch Johannes ein und machte ihn fast sturm im Kopfe; er rutschte auf allen Ofenbänken herum,

wo er ihn erzählen konnte. Allenthalben gab man ihm Recht, und allemal kam er stürmer heim, baute größere Luftschlösser, lief hie aus, dort aus um Rat und machte, was ihm wohlgefiel und wählte den Rechtspraktikanten, welcher ihm den Kopf am stürmsten machte, die kannibalischsten Luftschlösser vorspiegelte.

Wir wollen diesen Prozeß nicht verfolgen, wir könnten unversehens ein ganzes Buch voll darüber kriegen. Wir wollen bloß bemerken, daß er sehr verwickelt wurde; denn die Neuhäuser wußten sich zu wehren, und ganz besonders damit, daß die Gegner ihnen den Weg vorgelaufen seien und sie überfallen, so daß sie sich hätten wehren müssen, wie sie hätten können. Es gab Versöhnungsversuche, Erscheinungen, Eide drohten, und unterdessen aß Johannes bei der Mutter, und sie erhielt ihn. Johannes suchte keinen Dienst; erstlich meinte er, er müsse Zeit haben, seiner Sache nachzulaufen und sie recht zu betreiben; es habe schon mancher seinen Handel verspielt, weil so ein Menschenschinder von Bauer ihm nicht Zeit gegönnt hätte, zu seiner Sache zu sehen, d. h. mit andern Worten, weil ein Meister einem Knecht nicht Lohn und Essen geben wollte, um einen Prozeß betreiben zu können. Zweitens wollte es mit seinem Arm nicht gut gehen; er konnte denselben nicht recht brauchen. Die einen Doktoren sagten ihm, sie wollten ihm alsbald helfen, und halfen doch nicht; die andern sagten ihm, er hätte ihn verquacksalbert, und wenn er alle Tage zu einem andern Arzt laufe, so komme es ihm nicht gut. Über diese fluchte er sehr und ging zu keinem wieder: das seien verfluchte Brandschätzer, sagte er, meinten, sie wollten alles alleine.

Nun war bei dem allem eines gut: er sah nun, wie es die Mutter hatte und wie er es als Knecht gehabt hatte.

Käthi gab es so gut wie möglich, aber wie sehr man dehnbare Dinge dehnen kann, am Ende nimmt die Dehnbarkeit doch ein Ende. Viel mehr Pulver nahm sie nicht zum Kaffee; mit dem Wasser vorzüglich besserte sie nach. Brot aß sie selbst desto weniger, absonderlich ging's über die Erdäpfel her. Käthi wagte es kaum mehr, die Lampe mit in den Keller zu nehmen; aber denken mußte sie manchmal, wie gut es gewesen wäre, wenn sie den Hauszins anders hätte machen können, nicht Erdäpfel hätte verkaufen müssen. Aber was sie dachte, sagte sie nicht, ja man sah es ihr nicht einmal an. Und auch Johannes machte kein bös Gesicht, und so manierlich war er doch, wie wirklich nicht alle Korporale es sein sollen, daß er es nicht besser verlangte, als die arme Mutter es geben konnte. Aber er magerte sehr bei dieser Kost; er war es ganz anders gewohnt: da war Hülle und Fülle gewesen, aufgegessen wurde nie. Zwei große halbe Brote lagen oben und unten auf dem Tisch, Milch genug, und wenn irgendwo was fehlte, so muckelte man sofort über den Tisch weg, als ob man das Recht dazu hätte. Man muckelte über magere Suppen; selten war das Fleisch allen recht; entweder schien es ihnen zu hart oder zu weich, gewöhnlich zu mager, und oft hörte man halblaut den Witz, das werde von einer Ziege sein, welche zum Himmel gefahren; und noch seltner war das Kraut recht, das sollte allemal alle Untugenden der Welt am Leibe haben, und manch üppig Knechtlein grännete über das Beste und lästerte, als ob alle Tage das Essen schlechter und ungenießbarer würde, und doch kochte die Bäurin bereits seit vierzig Jahren und eher alle Jahre besser als schlechter.

Nun war bei seiner Mutter alles dünn, sparsam; man durfte fast in keine Schüssel fahren, ohne zu fürchten, es

bleibe nichts darin und alles hange am Löffel; und ob das Kraut Butter gesehen hatte oder nicht gesehen, wußte man nicht; denn es konnte es nicht sagen, und sonst merkte man es ihm nicht an; und über das Fleisch hatte man gar nicht zu klagen, denn da sah man gar keines. Ja, jetzt sah Johannes ein, welch großer Unterschied zwischen Essen und Essen sei; wie man oft nicht wisse, wie gut man es habe, und wie leicht man sich versündigen könne. Aber so weit war er noch nicht, daß, was er sah, er auch bekannte. Einen andern sehr bedeutenden Unterschied aber merkte er jetzt noch nicht, konnte ihn also auch nicht bekennen. Das Knechtlein kommt zu Tische und will essen, und zwar gut; ob der Bauer es hat und woher er's nimmt und was es kostet, das kümmert ihn nicht im mindesten: Da siehe du zu! denkt er. Er ißt, so lange er kann, und manchmal noch ein Stücklein mehr, dem Bauer zu Leid und zu Trotz, und kümmert sich im mindesten nicht, bleibt was übrig für den kommenden Tag oder nicht. Da siehe du zu! denkt er wieder. Und kommt nicht auf den Tisch, was er denkt, z. B. nicht Milch, daß er und sein Babi füglich darin baden könnten, so wird er zur lebendigen Brummelsuppe, und giebt deutlich zu begreifen, daß ein solch Hundefressen ihm nicht anständig sei, und wenn es nicht besser komme, so könne man sehen, was er anstelle. So ein Bürschchen weiß gar nicht, was es heißt: Ohne Sorgen zum Tisch und ohne Sorgen davon! So hat es eine arme Hausmutter und namentlich so eine arme Käthi nicht. Die muß sich kümmern, woher nehmen und wie lange daran machen; muß sich kümmern, wenn das halbe Viertelpfund Kaffee all ist, woher die 4 oder 5 Kreuzer zu einem neuen Viertelpfund nehmen; muß fast abwägen die Stücklein Brot, damit das zweipfündige seine acht Tage herhalte; muß unter-

dessen sich abarbeiten um 2 oder 3 Batzen, für ein frisches Brot herauszuarbeiten; muß zur Butter Sorge tragen wie zu den eigenen Augen, selbst mit den Kartoffeln zart umgehen und es als Gewinn achten, wenn eine weniger gebraucht wird, als man gerechnet.

So eine Hausmutter bricht manchmal ab mit Essen; sie möchte noch viel mehr, und manchmal bricht ihr der Schweiß aus bei dem Essen, wenn sie den muntern Appetit der Kinder sieht, wie sie das Essen zusammenschlagen; sie darf ihnen nicht wehren, sie muß sagen: Gottlob, daß sie es mögen; aber sie muß hinzusetzen: Ach mein Gott, wo soll ich genug hernehmen? Zwischen den Mahlzeiten geht es ihr im Kopf herum, was sie brauchen müsse, wie viel ihr überbleibe, wie sie es wohl machen könnten ohne betteln oder stehlen. Und nicht bloß arme Weibchen müssen so denken und sorgen, sondern auch weise Bäurinnen müssen denken und sorgen, was alle Tage kochen, damit die Kirche mitten im Dorfe bleibe, d. h. das Gesinde ihr nicht davon laufe, sie aber sich nicht selbst arm koche. Von all dem weiß so ein Knechtlein nichts, muß es aber später zumeist bitterlich erfahren.

Das fühlte anfangs auch Johannes nicht; er saß zum Tisch, akurat wie an seinem Dienstorte; er dachte nicht daran, woher die Mutter es nahm, sondern bloß: wenn seine Gegner mit ihm abgemacht hätten und viel Geld ihm gezahlt, so wolle er die Mutter mit einem Kostgeld schadlos halten.

Der Staat erbarmte sich in diesem Winter der armen Leute, ließ Lebensmittel austeilen; die kamen Käthi wohl. War's auch nicht viel dem Anschein nach, so ist doch, wo nichts ist, wenig eine große Wohlthat. Den alten Joseph mit seinen sieben guten und seinen sieben schlechten Jahren, mit

seinen Speichern und Vorratskammern hat man vergessen und sich ganz modern eingerichtet, hat keine Vorräte und das Geld auf Prozente ausgelegt. Die alten großen Schränke der Großmütter sind zum Trödler gewandert; die Hausfrau behilft sich mit sechs baumwollenen Betttüchern und drei baumwollenen Hemden. Die Keller hat man einem Seifensieder oder Lichtzieher vermietet und läßt den täglichen Bedarf täglich vom Markte holen; dieweil man ja auch bloß für das tägliche Brot bittet und nicht für zwei oder drei Tage oder gar ein Jahr zusammen.

Die Regierungen haben ebenfalls dieses Prinzip angenommen, rechnen nach Prozenten, nehmen keine andern Faktoren in ihre Rechnungen auf; ja einige Hexenmeister im Rechnen haben es klar bewiesen, daß Schulden einem Staat viel vorteilhafter seien, als Gulden, das Volk ein verhudelt Vaterland, dem man alle Tage mit neuen Steuern auf die Beine helfen müsse, viel zärtlicher liebe, als ein habhaftes und zahlungsfähiges. Also auch die Regierungen haben keine Vorräte mehr, die Vorratskammer verschenkt oder vermietet. So lange die guten Jahre dauerten, gab es einen klaren Beweis, wie viele Prozente ein solcher Haushalt eintrüge, und aus diesen Prozenten könnte man in Fällen der Not schon viel anschaffen, hieß es. Daran dachte man nicht, daß dann, wenn die Not kommt und die Regierungen kaufen wollen, es einen Mords-Spektakel giebt. Man sagte, die Transportmittel seien jetzt so gut, der Verkehr so rasch, daß man im Hui aus allen Weltteilen Sachen mehr als genug zusammengepfiffen hätte. Man dachte nicht daran, daß die Leute, von denen man es kaufen wolle, auch Bericht kriegten vom Mordslärm und nun Preise stellten aus dem FF., ja daß der Wucher den Mittler machen und Regierungen nötigen könnte, den

Speck von den Mäusen zu kaufen, ja daß es Regierungen in den Sinn kommen könnte, den Weg zu versperren oder Krieg anzufangen. Eine Regierung kann rappelköpfig werden, so gut als irgend ein anderer Christ. Jedenfalls ist ein sehr unheimlich Gefühl dabei wenn's heißt: Die Not ist da! Getreide haben wir nicht, aber in Amerika ist mehr als genug, wollen geschwind holen lassen. Ja, Amerika ist ein Stück von hier und gar ein breiter Bach dazwischen!

Und wenn überhaupt wenig oder gar kein Vorrat in einem Lande ist, so braucht es gar ungeheuer viel, bis das Bedürfnis befriedigt, das Loch, welches eine schlechte Ernte macht, ausgefüllt ist. Eine einzige mißratene Ernte kann die Not bis nahe an den Hungertod steigern, vide Irland. Nun, so arg ging's im Jahre 1845 noch nicht, aber bedeutenden Lärm gab's doch, als es hieß, die Regierungen wollten was kaufen. Und es war wirklich sehr lustig, wie man das anstellte: ungefähr so, wie ein Kaufmann, welcher Kaffee oder Zucker in Marseille oder in Havre kaufen will, und vor sich her sieben blasende Trompeter sendet und hinter diesen sieben Herolde, welche in allen Gassen es verkünden, hintenher komme gefahren der reiche Mutz aus Lümliswyl und wolle Zucker und Kaffee kaufen, so viel er finde und um jeden Preis. Indessen, man fand was man wollte, brachte glücklich ins Land Weizen und Reis; kaufte noch Hafermehl, teilte Reis und Hafermehl aus, und erquickte manchen Menschen damit, namentlich mit dem Hafermehl. Reis verstehen die wenigsten ländlichen Köchinnen zu kochen; jedenfalls brauchten sie viel Holz. Haferbrei und Hafermuß oder Suppen sind gesunde vaterländische Speisen, die vorzüglich nährten, ehe Erdäpfel und Kaffee kamen, die alte Landeskraft. Nur wenige Pfunde erhielt jede Haushaltung, aber wenn sie nur eine

Woche oder zwei die Ausgaben unnötig machten, daß man den Verdienst zusammenlegen konnte, so reichte derselbe wieder einige Wochen, und so viel war glücklich überstanden, vom Winter abgelöst. Und wir können es nicht oft genug wiederholen: wo Wille, Sinn und Segen ist, da reicht Weniges unglaublich weit.

Indessen, wenn sie sich freute, daß der Winter zu Ende rückte, so nahte damit was anderes, welches Käthi bange machte, und das war der Tag, an welchem die Hälfte des Hauszinses fällig war, der sogenannte Frauentag oder Mariä Verkündigung. So ist es oft im Leben, daß das Eilen der Zeit wohl angenehm und wünschbar ist, wenn nur eines nicht wäre, welches mit jedem Tage näher tritt und nicht zu umgehen, nicht zu überspringen ist. Oberhalb des Rheinfalls kann man landen und unterhalb wieder einsteigen; aber es giebt Tage, vor denen man bleich wird und durch die man doch muß. Der Kandidat durchs Examen, die junge Frau durch ihren schwersten Tag an den Pforten des Todes vorbei, der alte Mann durch den Begräbnistag seiner alten Frau, mit welcher er manch Jahrzehnt in treuer Einigkeit gelebt, nun die arme Käthi über den Frauentag, an welchem sieben und ein halber Thaler fällig wurden, zu denen kein Kreuzer lag im Hochzeitsstrumpf, und keine Aussicht, irgendwie dazu zu kommen, außer wenn Johannes viel Geld erhielt von denen, welche ihn geschlagen!

Diese Hoffnung aber verdüsterte sich mehr und mehr. Johannes behauptete, es helfe alles einander und ein Schelm sei wie der andere. Seine Gegner seien Bauernsöhne und seine Richter Bauern; bekanntlich hacke keine Krähe der andern die Augen aus: seine Gegner hätten Geld und er keines; bekanntlich aber seien die Agenten für das Geld da, und wo

sie welches sähen, da thäten sie nehmen und frügen Gott und Teufel nichts nach, wie sie sich dessen selbst rühmten; er merke, wo es hinaus solle. Der gute Johannes meinte: es müßen alle Leute die Sache ansehen wie er, und wer es nicht thäte, sei bestochen oder sonst ein dolders Schelm, und daß er den Weg vorgelaufen und zuerst geschlagen, das, meinte er, das könne ihm kein Teufel beweisen. Es giebt kuriose Ansichten in der Welt, aber doch die kuriosesten bei Prozessen. Das Hauptunglück dabei war, daß der Arm nicht heilen wollte; er hatte nicht Kraft darin; es schien, als schwinde er und werde dünner; er konnte in keinen Dienst, keine Arbeit verrichten, höchstens ein wenig holzen, wo er das meiste mit einer Hand machen konnte. Er verdiente dabei nicht das Essen, und es kränkte ihn sehr, wenn er, der große Bursche, kaum so viel verrichtete, als ein halbgewachsener Junge; wenn ein alter Mann mehr zu schätzen war als er.

In ihrer treuherzigen Ehrlichkeit meinte Käthi: sie müsse gehen und sich bei ihrem Bauer wieder entschuldigen, daß sie den Hauszins noch nicht bringe, und ihm sagen, es solle sobald geschehen, als Johannes seinen Prozeß gewonnen hätte. Sie traf ihn aber nicht zu Hause. Die Frau nahm Käthi ins Stübli und sagte ihr: „Hör mal, du bist das dümmst Fraueli, welches auf zwei Beinen läuft; du schickst dich nicht mehr in die heutige Welt. Wenn du jemand was schuldig bist, kriegst du Himmelangst, läufst dem, welchem du schuldig bist, auf den Schuhen herum und zappelst und bittest, daß es einem selbst angst wird dabei; das ist nichts, damit mahnst du die Leute an die Forderung, machst entweder sie böse, oder, daß sie meinen: weil dir so angst sei, so müßten sie eilen mit Eintreiben, sonst sei alles verloren. Sieh, Käthi, das geht heutzutage ganz anders: jemehr sich jemand duckt, desto

gröber verfährt man mit ihm und jeder Lumpenhund meint, er könne auf ihm herumtrappen. Man muß keck und aufbegehrisch sein vom Teufel, dann kriegt man was, dann wird man was. Denn sieh, eine Zeit ist nicht alle Zeit; ehemals hieß es, wer demütig sei, dem sei Gott hold, und jetzt heißt es: wer unverschämt ist, der lebt best bas (desto besser), und wer der wüsteste ist, der wird der Öberst! Und der Gebrauch ist, daß man denen, welchen man schuldig ist, nicht vor der Thüre ist und unter der Nase herumläuft, im Gegenteil, man flieht sie, man läßt sich verleugnen, man wird wie unsichtbar für sie und wenn man's nicht meiden kann und ihnen unter die Augen muß, so thut man weder schüchtern noch demütig, sondern daß die Leute sagen müssen: er wird es ihm gewiß nicht schuldig sein, oder doch nicht Ursache haben sich zu fürchten. Wenn aber dein Gläubiger trotzdem dich mahnt, so mußt du ihm sagen: „„Du brauchst mir den Verstand nicht zu machen, gieb du mir Geld, so will ich dich schon bezahlen! Meinst, du hättest den Verstand allein gefressen, und es wäre mir nicht selbst in Sinn gekommen zu zahlen; aber wenn du kein Geld hast, so zahl, du Löhl!““ So mußt es machen; dann läßt man dich ruhig. Kannst es nicht machen, wegen der täglichen Ausgaben, so geh vor die Gemeinde und sage ihnen wüst, und geben sie dir nicht, was du willst, so sage, du wolleſt sie verklagen, oder sie sollen sich in acht nehmen, daß ihnen nicht die Häuser ob dem Kopf verbrannt würden; dann lassen sie das Herz fallen bis in die Schuhe und du hast was du willst. Nur recht wüst thun, so schlottert alles, es ist keine Courage mehr in der Welt, sind alles Höfeler, und wenn ein Hund einen Obrist ansieht, so wird der Obrist verlegen und nimmt eine Prise Schnupf, und vertreibt das den Hund nicht, so sagt der Obrist: „„Das ist ein schöner Hund,

Landjäger; geht und sagt der Köchin, dem solle sie zu fressen geben, so gut sie es habe. Man kann es dann dem Staat aufschreiben. Besinnt euch daran und vergeßt es nicht!"" So geht's, Käthi, und jetzt geh heim; mach, daß mein Mann dich nicht sieht. Läuft er dir ungesinnet an, so erschrick nicht, sondern schimpf über die Zeit, so viel du ins Maul bringst; willst aber was von mir, so komm wann er im Wirtshaus ist; alle Abend ungefähr und alle halbe Jahr eine Stunde länger. Das steigt mit der Aufklärung, und wenn sie endlich ganz aufgeklärt sind, so werden sie erst heimkommen wenn die Sonne am Himmel steht, im Sommer um viere, im Winter um achte." So sprach die Frau; zornige Thränen standen ihr im Auge, aber weich blieb ihr Herz für die Armen und offen ihre Hand. Dankend und segnend verließ Käthi das Haus.

Wenn es Käthi an einem Ort besserte, so bösete es ihr an einem andern; es lag ein eigen Verhängnis über ihr. Als die Bäurin ihr diesen Trost eingesprochen hatte, ging Käthi nicht wohlgemut, aber doch gelassen nach Hause. Wenn kein Mensch in ähnlichen Fällen bösern Bescheid erhielte, so wäre es dabei zu sein und man hätte Ursache, Gott zu loben und zu preisen, dachte Käthi. Aber nun begann ein eigen Leiden mit Johannes. Seine Sache ging zum Abdrücken, wie man sagt, obschon sie sich sehr verwickelt gestaltet hatte; dieweil die Rechtsgelehrten es, absonderlich seit die Tarife beschnitten worden, mit den Prozessen haben, wie Buben mit den Schweinsblasen. Haben die Buben mal einen Federkiel in eine Blase gebracht, blasen sie, so viel sie Blast haben und aus einem kleinen Ding wird ein gewaltig großes, daß man meinen sollte, was es wäre. Es wurden die Parteien in den Eid erkannt und die Agenten hatten es mit den Parteien

akurat wie die Engländer mit Hahnen, welche miteinander kämpfen und bedeutende Wetten entscheiden sollen. Jeder Agent stärkte, steifte seine Partei, blies ihr den Kamm in die Höhe, kämmte ihr die Schwanzfedern, schnitt die Sporen zu, kurz, that alles, um dieselbe stolz auf den Kampfplatz zu führen, und wenn nicht mit Ehren, so doch als Sieger davon wegzugehen. Wie es nun den Hahnen geht, ob sie auf dem Platz bleiben, Federn verlieren oder lebensgefährlich gepickt werden, ist denen, welche die Hahnen halten, ganz gleichgültig, wenn sie nur gewinnen und wirklich Geld kriegen. Merkwürdig ist's zu sehen, wie solche Hahnenhalter oder Rechtsagenten mit ihren Parteien zu Gericht marschieren und vor Gericht aufmarschieren; es ist ein irländisch Bild, welches wir auf ein andermal versparen. So wurde von seinem Rechtsbeistand auch Johannes gekämmt und gesteift und Johannes ließ sich steifen und kämmen, obgleich er das größte Mißtrauen in den Rechtsagent setzte; denn gar merkwürdig ist das Menschenherz. Es ist wohl selten ein Mensch, welcher nicht den Teufel fürchtet und haßt und doch glauben von Natur alle lieber dem Teufel als Gott, setzen ein größer Vertrauen auf den Teufel als auf Gott und von Hunderten würden auf Zureden des Teufels immer sechzig in den Apfel beißen. Wären wir ein Weib und nicht ein Mann, so würden wir wenigstens von neunzig reden.

Käthi hatte darüber eine schreckliche Angst. Ein Eid kam ihr ganz schrecklich vor; so viel sie wußte, war in ihrer Familie nie einer gethan worden. Es machte sie schlaflos; ein Eid kam ihr wie eine Verletzung der Seele vor, wenn sie auch so im allgemeinen sagte: ja, ja, sie habe nichts dawider, ein rechtmäßiger Eid werde wohl erlaubt sein, es heiße so im Fragenbuch. Aber doch sei es ihr grausam zuwider, wenn Johannes einen thun sollte; gar leicht sei die Seele berührt

und er sei ihr einzig Kind und wenn sie einmal nicht wieder zusammenkommen sollten, sie grämte sich zu Tode.

Doch der Eid ging nicht vor sich; es legten sich Mannen dazwischen. Das ist ein ganz eigen Wort; dManne — haben gesagt, sich dazwischen gelegt, dem Spiel ein Ende gemacht. DManne, das sind nicht die Erwachsenen, nicht die, welche Weiber haben, oder gar Gemeinderäte sind, oder auch Neuhäuser ohne Knöpfe, aber mit Bärten. DManne können Gemeinderäte sein, Weiber haben, Bärte oder Knöpfe, das ist gleichgültig; aber drei Dinge dürfen nicht fehlen: ein weiser Rat, ein festes Wort und saubere Finger. Das sind drei Worte und drei Dinge, welche nicht zu oft beisammen sind, aber beisammen sein müssen, um jemand zum Mann zu machen, der als ein solcher gilt in allen Dingen und bis zu seinem Tode. Diese drei Dinge sind notwendig, um ein Individuum zu einem Manne zu machen, um unter dManne gezählt zu werden, so notwendig, als drei Linien nötig sind zu einem Dreieck. Ratsherrn, Regierungs-Dinger von allen Sorten, Präsidenten ꝛc., solche Dinger macht man viel wohlfeiler. DManne ohne andern Titel und mit der selbst erworbenen Würde, wozu weder Patent noch Diplom nötig ist, bilden eine große unsichtbare Macht; sie sind die Felsen am Meeresstrand; wo dManne anfangen zu fehlen, wo der Statthalter sagen muß: „Verzeiht, Junker Landvogt, mr hey se nit, mr hey se nit“ (wir haben sie nicht, wir haben sie nicht), da hat's gefehlt, da ist das Volk trotz allen Ratsherrn, und hätte man sie wie Sand am Meere, unberaten und Beute von Schnapphähnen und andern reißenden Vögeln und Volksliebhabern. DManne machen einfach durch ihre Persönlichkeit den Dorfgeist, machen Zucht und Ordnung, erhalten das Streben nach Oben bei aller Unordnung gegen höhere Geister und

obere Mächte; ersetzen, wenn es sein muß, und die Obrigkeit oben abfault, die Gewalt, welche das Volk in seinen Fugen hält; sie sind die Volksratsherren, zu welchen Witwen und Waisen, zu welchen alle Bedrängten und Ratlosen zu Rate gehen. Sie sind aber nicht zu verwechseln mit den sogenannten Dorfmagnaten oder Dorfmatadoren; oft ist ein Dorfmagnat wirklich ein Volksratsherr im besten Sinne des Wortes, oft aber ein Dorftyrann, und die eigentlichen Volksratsherren, dManne, sind seine bestimmten und ausgesprochenen Gegner. Oft geschieht es wohl auch, daß einer ein Mann scheint; aber der Schein vergeht, ein gleisnerisch Wort kommt zum Vorschein, falsche Räte, und die Finger werden allgemach unsauber, wie Gelegenheit ebenfalls Diebe macht. Ein solcher kommt in vernünftigen Zeiten nie mehr zu Gnaden, bloß in trüben, aufgerührten, wo es ist mit der Zeit wie zu Zeiten mit den Teichen: es hebt der Schmutz sich obenauf, man mag machen, was man will, man muß warten, bis der da oben ander Wetter macht.

Solche Manne legten sich dazwischen. Diese werden von einer Sorte Rechtstreiber gefürchtet wie das Schwert, und gehaßt wie Gift; jedoch nur heimlich und verblümt werden sie verdächtigt; denn sie gehören zum Volke und können bedenklich schaden. Einer der Schläger hatte einen Vater, welcher ein solcher Mann war, und zwar von den bessern einer. Es sollte geschworen werden, man wisse nicht, wer gestochen habe, oder Johannes sollte schwören, er wisse bestimmt, wer gestochen, bestimmt, daß nicht einer von seinen Freunden es gewesen sei u. s. w. Der Mann hatte alle Ursache zu glauben, sein Sohn habe das Messer gebraucht, und es schien ihm nicht recht, daß derselbe straflos daraus komme, denn er haßte das Messerziehen als etwas Banditenmäßiges sehr. Er gab so halb und

halb Notwehr zu; aber es dünkte ihn hart, daß Johannes so schwer gestraft sein sollte, vielleicht sein Lebtag arbeitsunfähig, und Kosten und Schmerzen an sich selbsten haben, oder aber einen falschen Eid thun müsse. Es dünkte ihn, wegen einigen Thalern sollte man keine Seele versuchen, vielleicht verloren gehen lassen. Er steckte sich hinter einen Mann in Johannes Gemeinde; derselbe fand die Gelegenheit, Johannes die Sache aus dem rechten Gesichtspunkte darzustellen, ihn aufmerksam zu machen, daß es sich eigentlich handle um seine Seele oder den Verlust des Prozesses, indem die Fragen so gestellt seien und er so hineingearbeitet, daß kein Ausweg mehr für ihn sei. Johannes polterte gewaltig; endlich begriff er, daß eine Vereinigung um jeden Preis für ihn das Beste sei. Wiederum wurde eine Versöhnung angestellt und dafür gesorgt, daß man nicht mit Schimpfen beginne und mit bösern Köpfen fortgehe, als man gekommen. Die Rechtstreiber wurden nicht beigezogen. Endlich wurde ausgemacht, um eine runde Summe, welche Johannes erhielt, dabei aber seine Kosten, sowohl Rechts- als Arztkosten übernehmen mußte.

Es war Johannes schwer, in diesen Apfel zu beißen; aber zwei Gespenster standen vor ihm, vor beiden bebte seine Seele. Das eine Gespenst war ein zweifelhafter Eid, wie es deren viele giebt, wo man sich mit Gewalt einredet, man habe recht, und es wirklich glaubt, bis der Eid gethan ist. Dann fällt es plötzlich wie eine Binde, ein Nebel von den Augen, und klar und fest steht der Meineid da und er weicht nicht mehr; er macht sich Platz in der Seele, gräbt seine Krallen alle Tage tiefer ein; denn da will er Herberge für immer, will der wüste Teufel sein, welcher in des armen Sünders Seele die Hölle bereitet. Das andere Gespenst war ein armer Krüppel, arbeitsunfähig, mit gelähmtem Arme. Der arme

Krüppel siechte, bettelte, fror und hungerte, war allen eine schwere Last, ein Stein des Anstoßes wohin er kam, und dieser arme Krüppel war er selbst. Krüppel im fünfundzwanzigsten Jahre, sonst so stolz, aufbegehrisch, Korporal, und jetzt ein Krüppel, und wie viele lange Jahre durch! Und wie oft wird er wohl hören müssen, daß ein Vater zu seinem Buben sagt: „Sieh, Bub, den da, der war einmal einer der stolzesten Bursche und jetzt ein armer Bettler, so lange ich mich besinnen mag. Er fing Streit an und trug einen lahmen Arm davon. Sieh, so geschwind hat's dem Menschen was gegeben, uud so wenig ist nötig, so ist er nichts mehr. Darum, Bub, bleibe demütig und so viel an dir, so halte Frieden, damit, wenn es dir was giebt, die Menschen nicht sagen: dem geschieht es recht; du dir nicht selbst vorwerfen mußt, als geschehe dir recht und sei wohlverdient." Das ist ein grausig Gespenst für einen jungen Menschen, der meinte, er hätte nach niemand zu fragen, der beim dritten Worte sagte, er lasse sich nicht kujonieren, und frage niemand was nach. Dieses Gespenst sah ihn grausig mit hohlen Augen an, hob die rechte Hand und daran drei Finger auf und stand vor ihm Tag und Nacht, und aus dem bleichen Munde quollen ohne Unterlaß die Worte „Schwöre, schwöre!" Den Eid that er nicht gerne; er schauderte, wenn er daran dachte; aber dann ein armer Krüppel sein, ein Bettler sein lebenlang! Er hatte sich eingeredet, er werde, wenn er schwöre, eine Pension erhalten, oder doch eine so große Summe, daß er von den Zinsen leben könnte. Dieses Hoffen und das Fürchten vor dem Eide hatten in seiner Seele täglich sich gestritten; bald war das eine Meister, bald das andere, doch keines lange. Das Besiegte erhob sich mit neuer Macht und ließ nicht ab, bis es die Oberhand hatte, doch nur um wieder unten zu liegen.

Als nun die Manne ihn in die Hände nahmen, redeten sie ihm ganz anders, als ihm sonst geredet worden war. Sie sagten ihm: „Sieh, du erbarmest uns, darum wollen wir versuchen es auszumachen; darum thue vernünftig. Sieh, du thust den Eid ungern, und rechtmäßig und ohne Gefährde kannst du ihn nicht thun, man mag dir sagen, was man will. Und thust du ihn doch, so hast du einen Eid auf dir, den wäscht der Rhein dir nicht mehr ab, und gewonnen hast du nicht viel; denn man wird dir beweisen, daß du deinen Arm selbst verpfuscht hast, daß er längst wieder gut wäre, wärst du bei einem rechten Arzt geblieben; noch mit anderm kommt man dir vielleicht, was das Blatt wenden, das Prozedieren dir vielleicht doch dann verleiden könnte. Darum mach aus. Billig und recht ist's nicht, daß du alles allein trageſt; denn das Messer zu ziehen ist Unrecht. Aber denk daran, du hast angefangen, denk, ob es nicht möglich ist, daß jemand eure Abrede gehört habe, und hintendrein auch noch reden könnte! Darum ist es billig und recht, daß du auch was leideſt. Wir geben es zu, es kommt dir schwer und du vermagst es fast nicht. Aber deretwegen ist dir nicht mehr erlaubt als anderen; du hätteſt zu rechter Zeit daran denken sollen.“ So sprachen die Mannen und Johannes fühlte die Wahrheit ihrer Worte wie ein zweischneidend Schwert, und er mußte bekennen, wenn die gleich anfangs dahinter gekommen wären, so wäre die Sache nicht so weit gelaufen. Er machte also endlich aus um eine runde Summe, und hoffte dabei, daß ihm über seine Kosten aus immer noch ein Ziemliches übrig bleibe, und einer der Mannen gab ihm noch den Rat mit: er solle sich im Spital zu Bern, die Insel genannt, melden; dort werde er unentgeltlich kuriert oder aber in ein Bad geschickt und ebenfalls unentgeltlich, wie bekannt. Johannes sagte, er hätte auch

daran gedacht, aber des Prozesses wegen wäre er nicht gegangen.

Der Rechtsagent oder Anwalt von Johannes ward schrecklich böse, als Johannes ihm die Nachricht von der Vereinigung brachte und seine Rechnung verlangte. Jetzt schimpfte er mörderlich über die Bauern, welche arme Knechtlein auf solche Weise beschummelten, und über die dummen Knechtlein, welche sich so beschummeln ließen. Hätte er ihn machen lassen, für wenigstens tausend Gulden wäre er ihm gut gewesen; jetzt solle er sehen, was ihm übrig bleibe; er werde Augen machen, sagte der Rechtsagent. — Sei das jetzt wie es wolle, so sei es ihm zuwider gewesen zu eidigen; ein Eid sei immer eine schwere Sache, habe man recht oder habe man unrecht, entschuldigte sich Johannes. — „Ja, du Narr," sagte der Agent, „für dumme Leute, welche noch den Pfaffen glauben, denen dolders schwarzen Vögeln; aber wer ein wenig in der Nase hat, was Trumpf ist, dem ist ein Eid und eine Prise Schnupf akurat gleich. Ein paar Worte, damit ist's aus, und kein Hahn kräht darnach. Der Teufel kam noch nie und holte einen, wenn er schwur nach seinem Kopf und nicht nach der Sache. Was frägst darnach, tot ist tot, und was die Pfaffen schwätzen von der Ewigkeit, ist Gstürm; kein rechter Mensch hält ihnen was darauf, und wer leicht aufgeheitert ist, lacht sie aus, und nur das dumme Volk und Tröpfe wie du lassen sich den Bölimann machen und ins Bockshorn jagen."

Während er also seine scharfsinnigen und tiefgehenden Ideen entwickelte, machte er seine Rechnung. Praktischer Sinn war ihm nicht abzusprechen; so er Geld witterte, ließ er sich die Rechnung nicht zweimal fordern, ausgenommen, wenn er jemand länger im Netz behalten wollte und nicht zu fürchten brauchte, daß das Geld derweilen ausgehen könnte.

Gänse, welche sich rupfen ließen und welchen die Federn immer nachwuchsen, liebte er ungeheuer. Diese Rechnung fiel allerdings aus, daß sie Johannes die Augen übertrieb, denn ihm blieb fast nichts übrig. Der Agent sah sein Erschrecken wohl, und gewöhnt, aus dem Stegreif zu reden, sagte er: „Erschrick nur, du hast recht. Da nimm Exempel, wie es geht, wenn man so dummen Bauern und Dorfmagnaten mehr glaubt, als guten Freunden, welche die Sache verstehen. Hättest du die Finger aufgehoben und mich machen lassen, die Sache wäre anders gekommen, ich bin dir gut dafür, denen hätte ich es zeigen wollen, was stechen kostet. Aber es ist einer nur ein Narr, wenn er sich euretwegen Mühe giebt; was Gutmeinen ist, das wißt ihr nicht und lernt ihr nicht. Ich habe dir nicht zuviel aufgesetzt, im Gegenteil, weil du ein armer Bursche bist, so hatte ich ein Einsehen; wenn du Verstand gehabt hättest, und den andern die Kosten überbunden, wohl, die hätte ich anders schroten wollen!" — „Ich habe wollen", sagte Johannes, „aber sie wollten nicht. Sie sagten, Ihr seiet gar ein Betrügerischer, sie wollten lieber nichts mit Euch zu thun haben." — „So, haben sie das gesagt?" fragte der Agent, „hast Kundschaft dafür, kann man es im Fall beweisen?" — „Es war niemand weiter in der Stube", sagte Johannes. — „Denen grauen Schelmen kommt das wohl; wohl, denen wollte ich den Marsch machen, und ihnen zeigen, wer betrügerischer ist, sie oder ich; die müßten mich gut machen, daß besser nichts nützte. Aber damit du sehen kannst, wer es gut mit dir meint, sie oder ich, will ich dir, wenn du mich gleich bezahlst, zwei Thaler schenken, obgleich mir deine verfluchte Versöhnung mehr als 20 Thaler schadet." Johannes erkannte diese Gutmeinenheit, zahlte, kriegte desto größeren Groll gegen die Bauern wieder in den Leib, dabei

dachte er: Er hätte der Mutter nie glauben wollen, wie schlecht die Welt sei, aber jetzt fange er doch an zu glauben, sie habe recht. Es sei keinem der Schelme mehr zu trauen; jeder wolle es gut meinen, und wenn man es glaube, so sei man betrogen und beschummelt. Wenn es aber einer gut meine, so müsse es der Agent sein; der habe sich seiner doch noch erbarmet, und als er gesehen, wie ihn die Manne betrogen wie die ärgsten Schelme, ihm zwei Thaler geschenkt. Der gute Johannes begriff nicht, daß dem Agenten alles am Erhalten des Geldes lag; erstens, weil er in der Klemme war, großen Durst hatte, eine leckere Zunge und wenig Verdienst, und zweitens, weil die Rechnung eine Moderation nicht ertragen mochte. Ging nun Johannes mit derselben herum und klagte, so hätte man ihm gesagt: Zahle nicht, laß dich angreifen, das macht sich dann anders, oder gehe und laß moderieren. War die Rechnung einmal bezahlt, war das Ding viel schwerer; da mußte ordentlich geklagt werden, und zwar bei solchen, welche eben wieder nichts mehr als Rechtsagenten sind, und ehe man solche Klagen wagt, welche zudem wieder viel Geld kosten, leidet man lieber vieles.

Mit viel Zorn über die dolders Bauern, aber mit wenig Geld ging Johannes heim. Das seien die wahren Unglücksmacher, dachte er, und wenn man denen einmal auf den Leib könnte, sein guter Arm reuete ihn nicht; ob einer mehr oder weniger, es komme fast auf eins.

Gar manche Erscheinung dieser Zeit kann man sich nicht erklären, und zwar einfach darum nicht, weil gar viele Menschen von der gänzlichen Urteilsunfähigkeit der Menge keinen Begriff haben. Alle die haben keinen davon, welche selbst in diesem Spitale krank sind, und dann die größere Hälfte derer noch, welche mit dem Volke sich befassen. Bloß die pfiffigen

Demagogen kennen sie, und wissen sie auch auszubeuten. Man konnte sich nicht erklären, wie das Volk von heute auf morgen seine Ansicht ändern, Leuten volles Vertrauen schenken kann, welchen es ohne siebenfache Bürgschaft nicht drei Gulden anvertraut hätte; und doch ist dies einfach. Eine große Masse ist urteilsunfähig, hat aber zwei Handhaben, woran man sie führen kann, wie die Pferde am Leitseil: Mißtrauen und Eigennutz.

Verleumde, verdächtige man ihr die besten Leute, welche die Wahrheit sagen und Recht und Ordnung wollen, und stelle sich dar als gutdenkend, verspreche, was man alles für sie thun wolle, lüge Vorteile her, daß Himmel und Erde krachen und fahre dann fort im Lügen, Verleumden, Versprechen, Aufhetzen, so wird man eine urteilslose Masse an diesem Leitseil führen, bis daß sie die Beine schindet, den Kopf voll Beulen kriegt, die Finger statt im Honig in Wespennestern, das Haus leer von Brot, den Bauch voll Hunger hat; dann stolpert man über die Wahrheit, und was der Verstand nicht einsah, das machen Beulen und Hunger begreiflich und klar. Kurz, es geht der Masse akurat wie unserm Johannes, der auch kein eigen Urteil hatte und doch Korporal war.

Nicht bald macht was so durstig als der Zorn; darum kehrte Johannes auf dem Heimweg ein, was er sonst wirklich in der letzten Zeit nicht öfters gethan hatte, als er mußte. Dort war auch der Grotzenbauer mit einigen andern Freisinnigen, und alle weingrün. Sie redeten frei und freuten sich laut über die kommende Zeit, wo sie zeigen wollten, wer Meister sei, und daß der Kern des Volkes der Bauer sei. Die Herren seien runter, jetzt möchten Fürsprecher und Schreiber auf den Thron, aber ohä, denen wollten sie zeigen, wer

Meister sei. Sie, die Bauern, hätten eine zeitlang gezahlt und gehorcht; jetzt wollten sie probieren, wie das Befehlen und Nichtzahlen gehe. Der Unglücksmacher und Agenten seien viel zuviel im Lande, an den halben sei es zuviel. Wenn der Napoleon noch lebte, so könnte man ihm ein Regiment auf die Beine bringen und wenn das in Rußland dahintenbliebe, so wäre der Schaden nicht groß und niemand würde sich zu Tode weinen u. s. w. Diese Reden machten den Johannes zorniger, also durstiger, und als er auch weingrün war, konnte er sich nicht enthalten, einige Worte gegen die Bauern fliegen zu lassen. Wenn alle Unglücksmacher und Leuteschinder zum Land aus müßten, so könnte mancher Bauernhof feil werden, und wenn die Bauern regierten, so wäre es den armen Leuten besser, man schlüge sie vorher tot, so sagte er.

Nun gab's bös Blut und ungute Worte, und bei ihrem Auseinandergehen sagte der Grotzenbauer zum Beweis seiner Freisinnigkeit und wie Unrecht Johannes den Bauern thäte: „Wart, Bürschli, du bist mir gerade der Rechte, dir will ich es eintreiben, daß du an mich denken sollst, und ehe es lange geht. Ich will dir zeigen, wer du bist, wenn ich schon nur ein Bauer bin, wie du meinst." Das war auch ein Beweis nicht bloß von der Urteilsfähigkeit des Grotzenbauers, sondern von seiner Logik überhaupt, die mit Thaten beweisen wollte, welche das Gegenteil auswiesen von dem, was mit Worten behauptet worden war.

Käthi hatte eine gar unendliche Freude gehabt, daß der Eid vermieden worden war. Jetzt, sagte sie, sei ihr wieder wohl; es dünke sie, man hätte allen Leuten genommen und ihr gegeben. Das hätte sie geplaget bis ins Grab, und noch im Grabe hätte sie sich umgekehrt, wenn ihr Kind einen Eid gethan hätte. Die einen Leute hätten ihr gesagt, Johannes

hätte recht, er solle nur schwören, die andern: er solle es nur machen, wenn er dem Teufel zu wolle, und so hätte sie keine ruhige Stunde mehr gehabt auf dieser Welt. Sie könne dem lieben Gott nicht genug danken, daß es so gegangen, und den Mannen, welche sich die Mühe hätten nehmen wollen, ein gut Wort noch zu rechter Zeit darein zu reden; da das glücklich vorbeigegangen, so dünke es sie, was jetzt auch noch kommen möge, es mache ihr nichts mehr; das Gräßlichste von allem hätte sie jetzt ausgestanden.

Am folgenden Morgen wusch Käthi im Bache ihre Erdäpfel mit einem stumpfen Besen und dachte bei sich: Gottlob, wie schöne noch! Vielen sollen sie gefault sein, und keinen einzigen Faulen finde ich unter den meinen! „Machst's sauber?" tönte eine rauhe Stimme hinter ihr. — „Ich sollte", antwortete Käthi im umwenden, und erschrak sehr, denn es war der Grotzenbauer in eigener Person. — „Du wirst nicht mehr wissen, wann der Frauentag ist", fuhr derselbe Käthi an, „oder meinst, das Häuschen sei deins und das Zinsen abgeschafft?" — „Bewahre mich Gott vor solchen Gedanken": antwortete Käthi, „nein, so schlecht denke ich nicht, und der Frauentag kam mir nie aus dem Sinn, und schon längst hätte ich mit dir geredet, wenn ich dich angetroffen hätte. Es war mir, weiß Gott, nicht möglich, den Zins zusammenzubringen. Konnte nichts verkaufen, der Verdienst war bös, das Essen teuer, und wie ich auch gespart, ich konnte nur dürftig mich durchbringen, ohne jemand zu plagen. Gewiß, sobald der Verdienst kommt, müßt Ihr alle Kreuzer haben." Nun brach der Grotzenbauer los, fast wie ein Waldbach, der durch einen Erdrutsch in seinem Laufe gestört worden und endlich Bahn gefunden. Er wolle nicht Kreuzer, sagte er: er sei kein Bettler, er wolle den Zins. Er hätte des Dings

satt und wolle nicht schlechte Leute zu Hausleuten, welche andern Leuten zur Last wären, und vor denen man nicht ruhig sitzen könne in einem Wirtshaus; die kein Geld hätten, aber schnöde Worte, einen zuschanden machen möchten vor allen Leuten. Faule Leute, welche aufeinander säßen und nichts zu verdienen begehrten, nur darauf ausgingen, die Bauern zu plündern und zuzugreifen, wo sie was fänden, solche Leute wolle er nicht haben unter seinem Dache; entweder solle sie ihn zahlen und zwar in vierzehn Tagen, oder er nehme ihr die Sachen weg und jage sie aus, das ganze Pack miteinander, und den großen Schlingel voran.

Siebzehntes Kapitel.

Wie es dem Grotzenbauer, dem neuen Helden, ergeht.

Und als der Grotzenbauer das gethan hatte, da ging er kühn von dannen; er hatte eine arme, demütige Frau niedergedonnert, er hatte einer armen Mutter die Schläge gegeben, welche er dem Sohne angeflucht; er hatte gezeigt, potz Himmelsakrament, daß er der Grotzenbauer sei und solche Lumpenleute nicht fürchte. Und dahin ging er, das Bewußtsein im Herzen, daß er eine Heldenthat gethan habe an einer ehrlichen alten Frau. Man hat heutzutage Helden von gar verschiedenen Sorten; darum muß man sich über den Grotzenbauer nicht wundern und sein eigentümlich heldentümlich Bewußtsein. Es wechseln halt die Moden in allen Dingen, und so auch die Moden im Heldentume. Bald heißt man die Helden, welche am längsten stehen, bald solche, welche am läng-

sten laufen, bald solche, welche Eide brechen, das Vaterland verraten, bald solche, welche ihre Treue mit dem Tode besiegeln, bald solche, welche alte Weiber plagen und Kinder kujonieren, bald solche, welche keinen Wurm zertreten, aber vornan mähen in der Schlacht, sich und hundert in die Luft sprengen. So ist's auch mit den Weisen: Ehedem mußten sie graue Bärte haben; jetzt liebt man Milchschnäuze, besonders wenn sie etwas nach Wein riechen. Je nach der Mode bildet sich auch das Bewußtsein; darum wollen wir es auch dem Grotzenbauer, einem treuen Kinde seiner Zeit, einem Modehelden, nicht verübeln, wenn er stolz war auf seine Heldenthaten an unserer lieben alten Käthi. Gab er sich doch auch nicht für einen alten Helden aus, sondern machte bloß Anspruch auf das Neuheldentum, dessen Kraft besonders im Maul sitzt, und zwar in jeglicher Beziehung. Denn eben auch in Beziehung auf das Organ des Heldentums, seinen Sitz, wechselt die Mode: bald ist's oben, bald unten, bald hinten, bald vornen, bald im Kopf, bald in den Füßen, bald im Schnauz, bald in den Haarlocken, kurz, bald hier, bald da, was man gar nicht nennen mag. Und wenn man das Ding bloß nach der Wirkung mißt, so ist es manchmal auch wirklich akurat gleich. Hätte man z. B. eine Batterie von Vierundzwanzigpfündern auf ein Regiment Küraffiere losgelassen auf zwanzig Schritte Distanz, so wäre dem Regiment akurat nichts anders widerfahren, als der alten Käthi durch den Grotzenbauer: es wäre halt niedergedonnert worden.

Niedergedonnert war Käthi wirklich auch und kam vor lauter Schreck lange nicht zum eigentlichen Jammer. An den verfallenen Zins hatte sie nicht gedacht, und jetzt, wo eine schwarze Wolke verschwunden war, sie lauteren, hellen Himmel gesehen hatte, auf einmal der Donnerschlag, fortzumüssen aus der

alten Hütte mit dem gelähmten Sohne und dem unmündigen Kinde: war das nicht schrecklich? und alles so Knall und Fall, nachdem bereits das Stückchen Land umgegraben, der Salat gesäet, die Bohnen gesteckt, der Flachsplätz gerüstet und die Kartoffeln zum Setzen erlesen waren! Jetzt fort, und wo sein, und wo pflanzen, und was essen, wo liegen, da der Bauer des Zinses wegen wahrscheinlich auf die Betten griff? Und warum kam der Bauer so in Zorn, war es wohl einzig wegen der sieben ein halb Thaler? Da kam es Käthi in den Sinn, was der Johannes gesagt, als sie ihn besucht hatten, über die Bauern und was mit ihnen geschehen solle, und ob er etwa hier auch so geredet und er wirklich so gesinnt sei, das fiel Käthi bei und machte ihr noch mehr angst; denn wenn das auskomme, werde Johannes, wenn nicht gerädert, so doch geköpft, dachte sie.

Die gute Käthi war in Beziehung auf die Welthändel und den Zeitgeist auch nicht urteilsfähig, wie man sieht. Sie wußte, was recht und ehrlich war; sie wußte was sie schuldig war, und daß, was man schuldig sei, man zahlen müsse. Sie glaubte, daß stehlen stehlen sei, sei es nun viel oder wenig, und daß man halten müsse, was man versprochen, sei es nun Menschen oder Gott, sei man ein Obergerichtspräsident oder eine alte Käthi, das glaubte sie. Sie wußte nicht, daß der Grotzenbauer ihr Sachen angedroht, welche er nicht ausführen konnte; denn so geschwind geht ausjagen und ausplündern nicht, und wegen solchen Reden, wie Johannes führte, hängt man niemand mehr; ja man hat Obrigkeiten in der Welt, welche in großer Verlegenheit wären, wenn sie jemand strafen sollten, der so etwas wirklich auch thäte. Käthi verlebte vielleicht den bittersten Tag in ihrem Leben, und dachte öfters, so ergehe es einem, wenn man

sein Herz an was Irdisches hängen, etwas erzwingen wolle in der Welt. Wären sie im letzten Herbst ausgezogen, so hätten sie doch vielleicht einen barmherzigeren Hausherrn erhalten und könnten jetzt ungesorgt pflanzen und sein, und fänden Geduld mit dem Zins, bis der Flachs verkauft sei, oder sonst ein paar Batzen zusammengebracht. Jetzt sei der Kelch, welchem sie damals entronnen, wieder da, werde getrunken werden müssen, und sei viel, viel bitterer, als er im Herbste gewesen, jetzt wo es so schön werde im kleinen Grunde, so schön die Vögelein sängen, so fruchtbar alles sich anlasse. Mit ihrem Schmerz war sie allein; ihr Sohn war nicht daheim, er war nach Bern gewandert, um sich im Spital vorzustellen und Heilung zu erhalten, und jemand anderem die Sache klagen durfte sie nicht; sie schämte sich: sie schämte sich wegen Johannes, sie schämte sich wegen der Sache selbst. Sie durfte nicht einmal dem Johannesli klagen; sie durfte ihm nicht sagen, was sie denke vom Vater, und was er gesagt haben konnte. Selben Tag, die ganze Nacht und den folgenden Tag würgte Käthi an ihrer Angst, ihrem Leid und konnte sie nicht verwürgen; da dachte sie, was ihre Hausbäurin ihr gesagt hatte: Wenn es was giebt, so komm abends, wenn er im Wirtshaus ist.

Sobald Johannesli zu Bette war, machte sie sich auf, aber mit klopfendem Herzen. Es machte ihr angst, das Kind alleine und schlafend im Häuschen zu lassen; sie hatte angst, so spät abends noch fortzugehen, und angst, sie könnte doch unversehens dem Grotzenbauer vor die Augen laufen. Glücklich kam sie zum Hause, schlich um dasselbe wie die Katze ums Mäuseloch, guckte zu diesem, zu jenem Fenster ein, konnte nichts ergucken, mußte endlich klopfen an die Küchenthüre, und glücklicherweise gab ihr die Bäurin selbst Bescheid. Dieser

klagte sie ihr Leid. „Sieh," sagte die Frau, „daran ist dein Bub schuld. Warum geht er in die Wirtshäuser, säuft sich voll, räsonniert über die Bauern, und wie man ihnen es machen werde! Dies, begreifst, macht nicht gutes Blut." Käthi wollte erklären, wie das sicher nicht so bös gemeint sei. — „Sei jetzt das, wie es wolle," sagte die Frau, „so habe nicht angst. Pflanze wie sonst; so geschwind geht das Ding nicht, und ich glaube nicht, daß es ihm ernst ist; er will oft nur zu fürchten machen. Ich wäre längst gefressen, wenn er alles ausübte, was er droht, und kein Mensch weiß, wie alles schon gegangen wäre. Er wollte an dir seinen Zorn auslassen und dir eintreiben mit Angst, was dein Bub sich an ihm verfehlt; so geht's ja, daß man den Unschuldigen plagt statt den Schuldigen. Aber das muß ich dir sagen: deinem Bub sage, daß er künftig sein Maul halte. Es hat keine Manier und Art, wenn man so ist wie er, und unsereinem thut was er kann, so zu kommen und nehmen zu wollen, was ihm beliebt. Es ist zwar nur geredet, aber aus dem sieht man doch, wie er es meint. Unser Pfarrer sagte uns manchmal: jedes Wort sei ein Zeugnis unseres Inwendigen, ein Gedanke mit einem Kleide oder einem Leibe, und jeder habe ein Recht, dem Menschen seine Worte als solche Zeugnisse aufzunehmen. Darum habe man sich auch in acht zu nehmen, was man sage, und wenn hintenher einer lange sage, es sei ihm selbmal nicht ernst gewesen, so könne man auch nicht wissen, ob ihm jetzt ernst sei, wann ihm ernst sei; man könne ihm nicht glauben, sei aber in Versuchung, ihm das Schlimmste zuzutrauen; so sagte der Pfarrer. Ich habe es meinem Manne auch gesagt; aber der meint: reden sei die Hauptsache; denken könne man, was man wolle; selb hätte nicht viel zu bedeuten. Er ist auch auf die neue Mode.

Dein Bub ist noch jünger; bericht' ihn anders; es wäre mir leid, wenn du seinethalb noch mehr zu leiden hättest, denn du mußt es entgelten; über dich geht's aus; die Welt ist halt nicht gescheiter. O, ich bin schon manchmal so zornig geworden, daß, wenn die Welt gläsern gewesen wäre, ich sie mit dem Besenstiel zerschlagen hätte. Doch gut Nacht, und schlaf ohne Kummer, aber jetzt geh; es ist mir lieber, er treffe dich nicht an einstweilen."

Käthi blieb wirklich auch unangefochten, und sagte oft bei sich, eigentlich sei es doch nichts gemacht, eine arme, alte Frau so zu erschrecken, für nichts und wieder nichts; daneben sei es ihr doch lieber so, als wenn er Ernst gemacht hätte.

Ein Ereignis trug auch bei, den Grotzenbauer die alte Käthi vergessen zu lassen.

In einer schwarzen, sternlosen Nacht, es war die erste Mainacht, wo die Hexen auf den Blocksberg reiten, erwachte der Grotzenbauer von einem dumpfen, seltsamen Geräusche. Er saß auf, er begriff nicht, was es war; es waren nicht die Rosse im Stalle, es war weder der Brunnen, noch der Wind; er weckte seine Frau, sie begriff auch nichts an der Sache. Er ging ans Fenster, stieß ein klein Schiebfensterchen auf, die Fenster konnte man nicht aufmachen, sie waren nach der alten Mode in die Wand genagelt; er horchte hinaus. Es war schwarz draußen, kein Blatt regte sich an den Bäumen, aber bung, bung, bung machte es ums Haus herum in abgemessenem Fortschritt, akurat wie eine abgespannte Trommel schlägt an militärischen Leichenbegängnissen. „Wer ist da, was soll das?" rief der Grotzenbauer hinaus, aber nicht mit fester Stimme; es rieselte ihm gar kühl von den Fußsohlen her den Rücken hinauf. Aber bung, bung ging's ums Haus herum und nahm von Hans keine Notiz. Als es Hans fast

gegenüber war, schlug's wie ein Wirbel, und plötzlich ward's stille. Da kam eine Stimme von oben gerade über ihm in der Luft, wie es dem Bauer schien, und die Stimme rief: „Nachbarn und Freunde, es ist euch bekannt, daß der Grotzenbauer gestorben ist und wie, und daß er hinterlassen hat, nebst den Schulden, seinen großen Hof, die Freisinnigkeit genannt. Die natürlichen Erben haben einstweilen nicht Lust dazu, und wollen ihn nicht; ihm fehlt die nötige Ordnung, ihm fehlen gute Dienstboten und brav Vieh; aber wer ihn recht weiß zu nutzen, der wird ein reicher Mann; es ist alles da dafür und er liegt darnach. Bietet brav, ihr Nachbarn und Freunde, thut's eurem seligen Freunde zu Lieb und zu Ehr; es wäre doch schlimm, wenn seine Freisinnigkeit an eine öffentliche Versteigerung müßte. Schreiber, leset die Vor-öffnungen und die Steigerungsgedinge ab!" Eben wollte der Grotzenbauer drein reden, da kam eine andere Stimme aus der Luft, fast wie aus dem Gipfel eines mächtigen Birnbaumes: „Mit gebührender Bewilligung läßt der Massaverwalter der Hinterlassenschaft des seligen Hans Begehrauf, genannt der Grotzenbauer, Sameli Stybitz, an eine öffentliche Steigerung bringen, und wird auf genugsames Bieten kaufsweise hingeben lassen: Den großen Hof, Freisinnigkeit genannt, so noch nicht ausgemessen, aber unschätzbar und alles in einer Einhäge: Mattland, Ackerland, Waldung und Weidgang für Vieh, so viel man will. An Gebäulichkeiten stehen darauf ein laufender Springbrunnen, dienlich fürs Federvieh, besonders für Enten oder Schneegänse, ein Branntweinkessel mit zudienlichem Loch, eine Scheuer zum Aufbewahren von Gegenständen, das schöne Wohnhaus, wenn es neu repariert wird, und endlich viel Platz zu zweckdienlichen Bauten, böhmischen Dörfern oder spanischen Schlössern. Rechte gehören noch

dazu: zwei Fuß in der Kälberweide zur Hoffnung, ein Achtel Fuß im Sesselgraben, sieben Drittel Fuß im Renggloch und endlich Frevelrechte nach Belieben im Staatswald. — Beigaben: Der diesjährige Staub und ein Wagen, der dazu eingerichtet ist, Schweine zu Markte zu fahren, aber alsbald zum Staatswagen kann eingerichtet werden. Verhaftungen: Eine Bürgschaft in der Verlassenschaft des Fürsprech Nix, eine Streitigkeit mit des Seligen Halbbruder Fritzli Häbdi, den Achtel Fuß im Sesselgraben betreffend; eine Abrechnung mit sieben Wirten und einer Kellermagd, dato noch nicht ausgerechnet, und endlich einige noch nicht ausgemittelte Versprechungen an einige Vaterlandsfreunde. Beschwerden, Zehnten und Bodenzinse sind umgewandelt in persönliche Leistungen: zu erscheinen bei allen Volksversammlungen, zu stimmen nach Befehl und jährlich bei den gedachten sieben Wirten zu verzehren 1400 Gulden. — Gedinge: Äußerst günstig. Die Restanz lassen die allfälligen Erben stehen nach Belieben. Bürgen genügen, und auf die Gesinnung wird gar nicht gesehen: wenn sie solid sind und habhaft, genügt es. Schließlich wünschen die Erben, daß der Ersteigerer die Freisinnigkeit, welche in den letzten Tagen des Erblassers etwas in Verfall geraten, neu decken und frisch anstreichen lasse zu Ehren der Familie. Schließlich wird bekannt gemacht, daß jedem Bietenden Bon ausgestellt werden, gut für 7 Maß Wein und 7 Bratwürste, zahlbar in einem Jahr, wer noch lebt nämlich. Also gegeben auf der Freisinnigkeit den 1. Mai 1846. Der Massaverwalter (Verwalter des Vermögens) Sameli Stybitz, dato obrigkeitlicher Krüschler und freisinniger Honigtopf-Verwalter."

So las der Schreiber, und dem Grotzenbauer war die Furcht vergangen, der Zorn gekommen. Er dachte an die

alten Buben-Witze, welche in unserm, man kann nicht sagen nüchternen, auch nicht trockenen, aber materiellen, berechnenden Zeitalter selten geworden sind, und gedachte an Hans und die Dornhalde. Schon wollte er hinausstürzen, da tönte neu die Stimme von oben: „Nun, ihr Nachbarn und Freunde, bietet brav, zeigt jetzt eure Freundschaft; jetzt kann der Gestorbene und, so Gott will, selig Gestorbene sehen, wer sein wahrer Freund war, seine Freisinnigkeit im wahren Werte schätzte. Und jetzt geht es an, Weibel ruf aus!" Da fesselte ihn die Neugierde wieder am Fenster; es nahm ihn doch wunder, wie das ablaufen sollte, und je mehr er höre, desto eher gedachte er die Thäter zu erkennen. Auf den Ruf des Weibels begann es lebendig zu werden rundum, von allen Bäumen, aus allen Ecken; das bot, das trieb Witz. Da wurde eine schauerliche Kritik geübt, die den Grotzenbauer nicht zur Haut aus trieb, sondern zum Fenster hinaus. Er sprengte eins auseinander. Da ward es plötzlich stille draußen, jede Stimme verstummte, kein Blatt rauschte an den Bäumen, stockfinster war's rundum, verschwunden war die ganze Steigerung wie ein Gespensterspuk. Diese Stille fuhr dem Grotzenbauer wieder in die Glieder; denn es giebt wohl nichts Schauerlicheres, als wenn ein reges Leben um uns plötzlich versinkt, Nacht und öde es um uns wird, kein Sinn was wahrnimmt, wenn man so auf einmal zur blinden Kuh wird, welche was haschen möchte und nur an Bäume schießt oder sonst an was Hartes, aber an keinen Menschen. Er brüllte wohl, er wolle den D — runter helfen, lief zum Hause, rief die Knechte, that als ob er sieben an einen Spieß stecken wollte, wie Leipziger Lerchen. Aber gut zu Mut war ihm doch nicht, und der Laterne, welche die Knechte endlich brachten, ging er nicht voran; und auf die Leitern, welche er bringen

ließ und an die Bäume legen, stieg er nicht; er benahm sich mit einer Vorsichtigkeit, welche sonst nicht sein eigen war. Und als endlich niemand gefunden ward, auf den Bäumen nicht, beim Hause nicht, nirgends, da ward es ihm unheimlich im Gemüte. Der Teufel werde es doch nicht gewesen sein, sagte er und ging ins Haus. Sich als tot ausrufen, seine Freisinnigkeit versteigern hören, hat schon an sich was Unheimliches, etwas, das böse Ahnungen wecket; denn man sage mir nichts; aber die Freisinnigen sind in casu immer so abergläubisch als die Konservativen; man hat Beispiele von Exempeln.

Endlich aber niemand finden, nichts als schwarze Nacht, nicht wissen, wer gerufen, und die Stimmen kamen doch von oben, das alles hatte etwas, welches durchaus nicht freisinnig im Grotzenbauer herumkrabbelte und wurmte. Es ging ihm gleich wie dem Johannes, er stand auch zwischen zwei Gespenstern. Bald glaubte er, das habe ihm der Hans angethan mit den andern Nachtbuben; dann ward er schrecklich zornig über solche Frechheit und traurig über das Vaterland, daß man seinen Liebhabern ihre Liebe also lohne, daß noch so schrecklich viele Jesuiten und Aristokraten im Lande seien, daß Geld fließe von ihnen, so viele Finsternis sei, so dumme Leute und so viele so dumm, das sei das Schrecklichste. Er hob den Fuß, dasselbe der Gemeinde anzuzeigen, daß sie von ihr aus den Handel untersuche und auf ihre Kosten die Schande tilge, daß in einer so freisinnigen Gemeinde so was begegne, einem freisinnigen Manne seine Freisinnigkeit öffentlich zu versteigern und auf so spöttische, anzügliche Weise.

Dann aber kam es ihm doch wieder vor, das Ding sei was andres. Die Knechte wollten nichts gehört haben. Der Meister fluchte nur mit ihnen und arbeitete selten mit ihnen.

und solche Meister sind selten beliebt. Seine Frau wußte auch nicht viel zu sagen. Als er zum Fenster gegangen, habe sie der Schlaf übermannet, sagte sie. Die Stimmen kamen von oben; man hatte von seinem Tode geredet, allerlei sonst, das ihn tief in die Seele brannte, das er Geheimnis glaubte. War's doch vielleicht eine nächtliche Erscheinung in der Mainacht, eine grause Vorbedeutung seines baldigen Endes? Das bloß mit Wasserfarbe übertünchte Alte trat hervor, und der Grotzenbauer fing an, ernst zu bedenken, was er eigentlich sei, was er werden und wohin er fahren könnte. Es wurde nun viel über ihn geklagt, seine Freisinnigkeit nehme stark ab, seine persönlichen Leistungen bei den sieben Wirten erfülle er nicht; dagegen ward er manierlicher gegen die andern Leute, machte niemand mehr Stierenaugen und die alte Käthe ließ er ganz in Ruhe.

Achtzehntes Kapitel.

Johannes wird gesund am Herz, muß aber ins Bad wegen des kranken Arms.

In Bern war, wie man zu sagen pflegt, der Johannes vor Schausaal gewesen. Die Herren Doktoren und Professoren hatten ihn beschaut und befragt, hatten geweltscht und einander angeblickt, und darauf hieß es: er solle die Kurte wieder anziehen und abtreten. Er möchte den Bescheid wissen, sagte er. Den werde er vernehmen, hieß es; er solle nur abtreten. Noch was, sagte Johannes, er hätte es bald vergessen. Die Herren drehten rasch sich um, glaubten was

neues, eine andere Verletzung, andere Ursache oder Erscheinung zu vernehmen. Er sei Korporal im Auszug, sagte Johannes, und sah die Herren stark an. So, sagten diese, und drehten sich so, daß Johannes nicht sah, wie sein Wort wirkte. Als die Beschauung vorüber war, wurden deren Resultate den Wartenden eröffnet. Als Johannes dann abgelesen wurde, daß er eine Badefahrt erhalten, freilich erst bei der zweiten Fahrt in der Mitte des Sommers, da sagte er im Weggehen: es sei doch gut, daß es ihm noch in Sinn gekommen zu sagen, er sei Korporal; sie hätten ihn sonst beim Hagel nicht genommen; das aber habe gewirkt und Respekt gemacht; sie hätten gewußt, daß sie ihn zu ästimieren hätten.

Sonst aber war Johannes nicht breit, wie man diesen Worten nach hätte glauben sollen, sondern sehr schmal. Wie es zu gehen pflegt, auf dem Wege nach Bern hin und her hatte er hundertmal seinen Fall erzählt, und wenigstens zweihundert Geschichten hatte er vernommen von solchen Fällen und was sie für einen Ausgang genommen und zwar zumeist einen schlechten. Den einen war der Arm so klein geworden wie ein Kindsärmlein, daß sie nicht einmal mehr zu einem Schneider taugten; andern war er endlich ganz verschwunden, daß man gar nicht wußte wohin er gekommen, oder es trat der Brand dazu, oder es artete in eine Auszehrung aus, oder in eine Wassersucht, oder gar in einen Hirnebrand (Gehirnentzündung), kurz, es war fast keine Krankheit, welche ihm nicht in Aussicht gestellt worden wäre. Das war ihm auch nicht entgangen, daß die Herren einander bedenklich angesehen, und wenn sie weltscheten miteinander, so sei die Sache nicht richtig, das sagte man ihm allenthalben. Und jetzt mußte er noch bei zwei Monaten verdienstlos warten,

ehe er an eine Besserung nur denken durfte, mußte von der Mutter Verdienst leben, sie aufzehren! Das begann ihm alle Tage härter zu werden. Die Augen waren ihm nach und nach, besonders seit der Prozeß zu Ende war, aufgegangen; er sah, wie schwer es der Mutter ward, sie zu erhalten, wie wenig sie aß, wie sichtbar sie magerte. Von dem Gelde, welches er erhalten hatte, war ihm, nachdem er alle seine Kosten berichtigt, wenig übrig geblieben. Was er hatte, wollte er wirklich der Mutter geben; sie aber wollte nicht alles, nur das nötigste, um einige Rückstände zu berichtigen beim Bäcker und für Milch. Er werde auch Geld brauchen im Bade, und wenn er da ein paar Batzen habe, so sei er froh, sagte die Mutter; so geldlos ihn in die Fremde zu lassen, könnte sie nicht; nur zu seinen Hemden sollte er Sorge tragen, wenn er fort müsse. Einen Kreuzer Geld im Sacke müsse man allweg haben in einem Bade, sagte sie; sonst könnte es sich treffen, daß man fast Hungers stürbe. Damit der Sohn nicht Hunger leide, aß sie einstweilen kaum halb genug. Sie hatte auch etwas Grund dazu. Sie war am Erdäpfelsetzen; dabei half ihr der Sohn und das freute sie sehr; es gehe noch einmal so schnell und sei viel kurzweiliger, wenn man einander helfe, sagte sie. Doch verrichtete er bloß die leichtere Arbeit, legte den Mist bei, die Erdäpfel ein; mit dem Spaten konnte er nicht umgehen. Aber bei dem Setzen minderte ihr Vorrat; sie sahe mit Schrecken, daß derselbe kaum noch wenige Wochen dauern werde und dann — was essen? Sie hatte 1 oder 2 Mäß dürre, aber das Kochen von dürren Erdäpfeln ist immer kostbarer als das Kochen von grünen und dann sind zwei Mäß auch kein großer Haufe. Zudem grämte sie heimlich der Gedanke, daß, wenn der Johannes die Speise recht hätte, so wäre er auch eher auf dem

Platze, und gar manches bösen Gedankens gegen dessen Meisterfrau, daß dieselbe ihn zu solcher Zeit aus dem Hause gestoßen, ward sie nicht Meister.

Wenn Käthi ihren Flachs zeigte, welcher wirklich sehr gleichmäßig gesäet war, nicht zu dünn, nicht zu dick, wie der Flachs wirklich schwer zu säen ist, so konnte sie sich nie enthalten zu sagen: der Johannes habe ihn gesäet; der könne es bsunderbar wohl; er hätte bei seiner letzten Meisterfrau alles allein gesäet; sie habe immer die schönsten Sachen gehabt weit nnd breit und jetzt gehe sie und mache es ihm so; schlechteres hätte man nicht leicht gehört. Aber in Gottes Namen, es werde auch vorbei gehen und es werde so haben sein sollen. Sie müßte es sagen: wenn es nicht wegem Verdienst wäre, sie wünschte es nicht anders. Man wisse nicht, was man habe, wenn man bei einander sein könne, einander helfen und abraten bei Sachen, besonders wenn einer so fein und gut sei, wie der Johannes. Sie müsse ihn rühmen, wie er mit allem zufrieden sei und vorlieb nehme, wie schlechtlich sie es ihm auch geben könne, aber sie hätte es in Gottes Namen nicht besser. Daß sie es nicht hätte, wolle ihr fast das Herz zerreißen, besonders weil sie sehe, wie es ihm leid wäre, daß er nicht verdienen könne und wie er das Brot schone und vielleicht nicht genug nehme, weil er sehe, daß sie es nicht wohl hätte. Er könne sie grausam dauern und das Wasser schieße ihr allemal in die Augen, wenn er da so sitze, seufze und ein schwermütig Gesicht mache und manchmal nicht wisse wo er sei, daß man oft dreimal ihn ansprechen müsse, ehe er merke, daß jemand mit ihm reden wolle. Er sei ganz nicht mehr der gleiche; wie ein Engel hätte er ein Gemüt und thue so weich und sanft, daß sie sich oft von ihm wegkehren müsse, weil sie denken müsse: stirbt mir der wohl auch noch?

In der That war Johannes so und nicht bloß die Mutter sah ihn so: das muß man sagen, das versteht sich nicht von selbst; denn bekanntlich sehen nur zu oft die Mütter ihre Söhne ganz anders als die übrige Welt. Das Herz der Menschen ist ein gar wunderlich Ding, es hat viel Ähnlichkeit mit einer Kalbsleber. Wer das Glück genossen hat, zuweilen mit Köchinnen ein vertraut Wort zu reden, der weiß, wie es mit der Kalbsleber ein sonderbar Ding ist, daß die gleiche Leber zart wird wie Butter oder zäh wie Sohlleder, je nachdem das Feuer ist, auf dem sie sitzt oder sitzen muß. Akurat so hat es auch des Menschen Herz, d. h. es wird hart oder weich, bitter oder gut, je nachdem die Luft ist, in welcher er ist, während die entscheidenden Momente über ihn ergehen. Wäre Johannes bei seinen Anlagen und eingesogenen sogenannten Ansichten bei schlechten Leuten gewesen, welche seine Bitterkeit genährt, über Gott und Menschen aufbegehrt, ihre Zeit mit Plänen verbraucht hätten, wie sie die Macht in die Hand kriegen, und wann der Augenblick gekommen sei um loszuschlagen und zuzugreifen, so wäre Johannes ärger, bitterer, zurückstoßender geworden als je. Seine Lage hätte zu nichts gedient, als ihm die Glücklichern zeitlebens zu einem Steine des Anstoßes zu machen, dem er noch gerne einen Mühlstein an den Hals gehängt und ihn versenkt hätte, wo das Meer am tiefsten ist.

Nun war Johannes bei seiner guten, weichen Mutter, welche ihr möglichstes that, Genügen hatte bei wenigem und Gott und Menschen rühmte. Ihre Liebe zu ihm machte sein Herz weich, mild, und weiche, milde Herzen reflektieren ganz anders als harte, bittere, trotzige; in der Liebe spiegelt sich die Welt ganz anders als im Haß, so wie ein Menschengesicht auch ganz anders aussieht in kotiger Pfütze als im

klaren See. Philosophen möchten vielleicht sagen: wo bei solchen Umständen die Freiheit des Menschen sei. Denn wenn die Beschaffenheit des Menschen abhange von der Luft in welcher er sitze, so sei er ein unfreies, unzurechnungsfähiges Wesen. Wir haben vorhin von der Urteilsunfähigkeit vieler Menschen gesprochen und damit allerdings auch die Unfreiheit vieler Menschen behauptet; denn wer urteilsunfähig ist, ist unfrei; er wird hin und her getrieben wie Rohr im Sumpf vom Winde. Eben darum thut eines so not, was die Philosophen so gerne wegphilosophieren möchten: das ist der Glaube und zwar der christliche Glaube, der den Unmündigen geoffenbart wurde. An den Vater sollen sie glauben und was er geoffenbaret, und thun was er befohlen hat. Thun sie dies, so bildet sich ihr Urteil; sie kommen zur Freiheit und in dieser Freiheit wollen sie eben was der Vater will, und wie die Sonne die Erde verklärt, verklärt die Liebe ihr Herz. So muß auch das Kind an Vater und Mutter glauben; es ist urteilsunfähig, und ebenso ist es der Alte und er ist ein Thor dazu, wenn er das Feld des Glaubens verlassen und seinem Bub alles erklären will, das Warum und das Darum, das Was und das Wie, das Wann und das Dann und den andern Rest auch noch. Hat das Kind im Glauben sich gestärkt, dann kömmt ihm das Urteil: es begreift den Vater und auch die Mutter und liebt beide. Nun wird eben dieser feste Boden, der Fels im Meer, der Glaube verlassen. Buben sollen räsonnieren statt parieren, klauben statt glauben, fliegen statt wandeln; was nicht feste Wurzeln hat, wird nie ein Baum; der Bube in der Luft bleibt ein Bube, wird nie ein Mann, kriegt nie ein Urteil, wächst nicht zum Himmel auf. Die hin und her wogende Masse, heute so morgen anders, heute Hexen suchend, morgen Gott verleugnend, heute

aristokratisch, morgen demokratisch, heute schimpfend, morgen lobpreisend, heute das Herz in den Hosen, morgen ein Maul wie Goliath, wird ein Volk am Leitseil der Verführer wie ein Wachtelhund an der Leine, parierend dem Pfiff von hinten.

Nun führte Gott den Johannes zu seiner Mutter; bei der Bäurin wäre er nicht kuriert worden an der Seele, und auch jetzt war er noch nicht kuriert, doch auf dem Wege zur Besserung. Wenn er betrachtete, wie die Mutter es hatte und was sie that, so schämte er sich in seine Seele hinein, daß er ihr nicht besser beigestanden; er hätte es wohl denken können, aber er hatte eben nicht gedacht, und weil sie ihn immer festlich aufnahm, so dachte er, es sei immer so: alle Tage Juchhe und frisches Brot, und woher es kommen sollte, daran dachte er wiederum nicht. Jetzt sah er es und sie klagte wieder nicht; sie trug alles mit der Liebe, die nicht das Ihre sucht, sich nicht aufbläht, sich nicht verbittern läßt, die aber auch alles überwindet. Er dachte nach, wie manchen Schoppen er zum Überfluß getrunken, während seine Mutter aus ihren Kreuzern Milch für sein Kind gekauft; wie manchen Thaler er hätte beiseite legen können, welcher ihm jetzt wohl käme. Er konnte nicht Latein, aber er dachte, was der Lateiner sagt: o si redderet Jupiter mihi praeteritos annos, o wenn mir Gott wieder schenkte die vergangenen Jahre! Vor solchem fruchtlosen Wunsche schützt eben nichts als der Glaube, der die Jahre braucht wie Gott es geboten hat. Er stellte immer wieder vor sein Gedächtnis die unglückliche Nacht, in welcher er angetrunken den Streit begonnen, welcher ihn in die Lage versetzte, und wie er repetieren und repetieren mochte, zwei Dinge wurden ihm immer klarer: er hatte den Streit angefangen, er wußte nicht, wer ihn gestochen! Und wenn er jetzt den Eid gethan hätte, einen Eid, den der Rhein nicht abwäscht

und alle Wasser, die auf der Erde und über der Erde sind, nicht! Den Eid, der brennt mit einem Feuer, welches nicht verlöscht, den hatte er nicht gethan; das war's, was ihn freute und aufrecht erhielt. So nahe dem Abgrunde war er gestanden und Gott hatte ihn nicht hineinfallen lassen, und er durfte daran denken, daß sein Zustand zum Sterben führen, vielleicht eine Wassersucht oder ein Hirnbrand kommen könnten; durfte er doch hoffen selig zu werden! Er fühlte, daß er wohl ein armer Sünder sei; aber doch stand kein Meineid zwischen ihm und Gott, keine Scheidewand, durch welche kein Strahl der Gnade dringt. Er hatte auch getrieben was andere und war gewesen wie andere; er hatte gethan, was ihm wohl gefiel und dabei um die Gebote Gottes sich nicht gekümmert; er hatte nicht gethan, was ihm nicht gefiel, und dann gesagt: so schlecht sei er doch noch nicht, solches zu thun, selb sei ja verboten; er hatte ganz nach der gewöhnlichen Religion gelebt, nach welcher der Mensch sagt: er sei auch ein armer Sünder, und dabei keinen Fehler haben will; der selig werden will, aber wie er will, um Gott sich nicht kümmert, auf seine Gerechtigkeit pocht, auf sein Wesen stolz ist; dabei über alles andere schimpft und mit der ganzen Welt unzufrieden ist. Und ob das alles recht sei, darum hatte er sich gar nicht gekümmert, hatte darüber in keinem Buche nachgeschlagen, in der Bibel nie mehr gelesen, und in der Kirche war er selten gewesen. Ungläubig, ein Unchrist hatte er freilich bei Leibe nicht sein wollen, aber über alles Christliche lachen, spotten, fluchen können, je nachdem er einfaches Wasser, Kirschenwasser oder Bätziwasser im Leibe gehabt hatte oder gar nichts; und hatte dabei gar nicht gedacht, daß er sich versündigen könnte, kurz, er hatte eine gar wunderliche Religion, wie leider viele sie haben, eine Kutte, welche man diesen, jenen Weg tragen kann,

verkehrt und nicht verkehrt oder gar nicht, wenn's schön Wetter ist und lustig in der Welt. Jetzt kam es ihm anders: er hatte Zeit zu denken, Zeit zu lesen; er ging in die Kirche, seine Seele taute auf wie ein Blumenbeet in der Frühlingssonne; die Dinge der Welt kamen ihm ganz anders vor und seine Person ganz anders. Jetzt begriff er, daß er ein armer Johannes sei und ohne Gottes Hülfe nichts mehr in dieser Welt und ohne Gottes Gnade ein verstoßener Sünder in jener Welt. Er kam zur Demut, er wurde klein und das kam ihm wohl.

Der Polizeidiener, welcher zumeist von Polizei nichts weiß, sondern mit Weibeln sich die Zeit vertreibt, kam einmal beim Häuschen vorbei und sagte zu Johannes: „Du sollst zu den Mannen kommen, sie sind bei einander (Gemeindrat), sie wollen dich was fragen." Dem Johannes war das ganz sonderbar. „Was ist's, was haben die mit mir?" frug er. — „Weiß nicht," sagte der Polizeidiener. „Es ist ein Schreiben da, wo was von dir drin ist, es wird wegen dem sein. Mach gleich und komm." Das kam dem Johannes schwer vor. Daß er sich in etwas verfehlt, wußte er nicht; endlich dachte er, vielleicht daß sie ihm ein Pöstlein geben wollten aus Erbarmen, etwa Mauser oder Betteljäger oder sonst was. Er machte ziemlich lange Schritte, und bald stand er vor den Mannen. „Schreiber, lies ab," sagten sie. Der las nun ein Schreiben ab, von der Inselverwaltung, worin die Gemeinde aufgefordert wurde, den üblichen Beitrag von ungefähr einem Drittel, welches vier Thaler betragen mochte, zu bezahlen. Das war ganz das Gewöhnliche; aber Johannes wußte nichts davon; er erstaunte daher ganz. „Wir haben dich kommen lassen," sagte einer, „um dich zu fragen, ob du das etwa machen wolleſt? Es dünkte uns, du könntest das wohl; du hast erst brav Geld bekommen, und das wendest

du gerade hier am besten an; denn um dich heilen zu lassen, wirst du es bekommen haben. Wir haben ohnehin so viel Unkosten, daß wir gar nicht auskommen können, und wenn wir anfangen wollen, für solche Bursche zu zahlen, wie du einer bist, so gmeinrätlen wir uns selbst von Haus und Hof und können nach Amerika." — „Ja," sagte ein anderer, „du weißt dann, was du anderen den Weg vorzulaufen hast; wärest du daheim geblieben, so hätte kein Mensch dir was gethan; du bist an der Sache halt selbst schuld. Vor Gott und Menschen ist's nicht recht, wenn es zuletzt noch über die Gemeinde ausgehen soll, nein, ist's nicht." — „Die Gemeinde, die Gemeinde," sagte ein Dritter, „soll an allen Orten herbei, den Buckel darhalten. Den Lohn versauft ihr, und sagt man ein Wort, so heißt es: Du hast mir nichts zu befehlen, ich versaufe mein Geld und nicht deins. Und handkehrum ist er einem vor der Thüre, und zum Helfen ist man gut genug." — „So ist's," sagte ein Vierter. „Zu allem sollte man nichts sagen, alles gehen lassen, je wüster desto besser; aber zu helfen, da ist man gut genug. Da kommen sie dann daher und wollen befehlen, und wenn man ihnen nicht nachsagt, was sie vorsagen, und giebt, was sie befehlen, so muß man wüste Hunde sein, ist nirgends mehr sicher, und das Haus wolle man einem über dem Kopfe abbrennen, kann man hören." — „Ja, nicht einmal mehr einen Schoppen in Ruhe trinken kann man," sagte ein Fünfter. „Kommt man in ein Wirtshaus, so sitzen ein Halbdutzend deren Lumpen da, wo die Kinder mit Betteln einem alle Tage vor der Thüre sind und die Weiber mit Jammer und Heulen uns bald um Schuhe bitten, bald um Butter, eine Suppe zu machen. Und die Lumpen fressen Braten und saufen roten Wein, daß man vor Zorn verspritzen möchte, und darf doch

kein Wörtchen sagen, wenn man nicht Streit haben will und das Schlechteste alles hören." — „Und wenn man schon kein Wort sagt, so ist man nicht ruhig," sagte ein Sechster. „Es ist bald, als ob wir kein Recht mehr hätten, in einem Wirtshaus einen Schoppen in Frieden zu trinken. Kaum sitzt man ab, so fängt das an zu sticheln und zu spötteln, daß es ein Elend ist, daß man meinen sollte, wir seien nur um Gotteswillen da. Sagt man nichts und nimmt alles an, so ist man kein Mann, und sagt man was, so rührt man im Kot und hat die Nase voll. Es ist ein Elend heutzutage, aber zähl' darauf, das kommt anders; es ist dann endlich Einer, wenn der kommt, der macht dann Ordnung, zähl' darauf, Bürschli!"

So wetterte es auf Johannes ein, Schlag um Schlag; mit keinem Hämmerlein hätte man dazwischen gekonnt. Die Mannen waren offenbar übler Laune, und in Gemeinderäten geht es akurat gleich wie in Ministerräten und andern Räten mehr: von den Stimmungen hängt das Meiste ab. In Johannes Kopfe pochte ein Hämmerlein alleweil rascher und stärker; es war das Hämmerlein des Zornes, welches auf die Stirn trat, sagen wollte: wie das eine schlechte Sache sei, einem Armen sein Unglück vorzuhalten, und sie seien nicht da, um den Leuten wüst zu sagen, sondern um ihnen zu helfen, und wenn die Bauern bessere Beispiele geben würden, so wären die Armen auch anders u. s. w. Aber der alte Johannes und Korporal war nicht mehr allein Meister; es war nun noch ein anderer Johannes da, es war der arme, lahme Johannes. Dieser arme, lahme Johannes fand, die Mannen hätten eigentlich recht, und wenn ihnen der Ärger zuweilen auch überlaufe, so sei es sich nicht zu wundern, und als Gemeindeväter hätten sie nicht bloß die Pflicht

zu geben, sondern auch das Recht, ein Wort dazu zu reden und zu strafen, akurat wie die leiblichen Väter auch. Und in der That, wenn sie allen helfen sollten, welche faul wären oder Streiche gemacht, so wären es nicht rechte Väter, sie brächten sich um ihre eigene Sache und pflanzten nichts als Begehrlichkeit, Bettelei und Unordnung. Es fühlte der arme, lahme Johannes, daß er wirklich ein armer Sünder sei und diese Strafpredigt mehr als verdient hätte und daß sie ihm eigentlich nichts sagten, als was er sich oft schon selbst gesagt habe, was sie aber wahrscheinlich nicht wußten und deswegen im Glauben standen, sie kämen ihm mit lauter Neuigkeiten. Der Apostel Paulus sagt: So wir uns selbsten richteten, so würden wir nicht gerichtet werden. Das ist ein tief und schwer Wort, denn wer über sich selbsten zu Gerichte sitzt, den zu richten werden die Menschen sehr selten sich veranlaßt finden, Gott vollends nicht. Bescheidenen, fleißigen Armen wird kein vernünftiger Mensch Strafpredigten halten oder bloß verstockte Tröpfe werden es thun, welche bloß auf einer Saite geigen können und meinen, es sollte niemand auf der Welt sein als fette Schweine, gute Kälber, sichere Zinsleute und sie. Die Wehmut rang in Johannes mit dem Zorne. So weit habe er es gebracht in der Welt, dachte er, vor dem Gemeinderat stehen zu müssen wie ein armer Sünder, sich die bittersten Sachen sagen zu lassen und bei allem gestehen zu müssen: Sie haben ganz recht, so ist's, und wenn sie nichts auf mich halten, so bin ich daran schuld und nicht sie. Das Weinen war ihm zuvorderst und löschte des Zornes Flamme.

Sobald eine Pause entstand, war der arme, lahme Johannes hinterher, die Rede zu ergreifen. „Ja, ihr ehrenden Vorgesetzten," sagte er, „ihr habt Recht, es ist mir leid, daß

ich es sagen muß. Wenn es mir erlaubt wäre, so möchte ich ein Wort sagen." — „Red', aber mach's kurz, wir haben noch anderes zu thun," sagte der Präsident. Da ließ der alte Johannes einen Blitz fahren, und der Blitz wollte sagen: wenn ihr so viel zu thun habt, warum reden dann sechs auf einen einzigen ein und jeder so lange er will, und wenn der einzige reden will, sagt man ihm: Mach's kurz! Indessen der Blitz verzuckte, und der neue Johannes fuhr fort: „Ihr habt mehr als Recht, die Augen sind mir aufgegangen, und es wird wohl den meisten so gehen, daß sie nicht witzig (weise) geboren worden, sondern es erst mit der Zeit wurden. Ich hätte besser hausen können, es ist wahr; aber das Militär kostet viel Geld, und was ich für eine Frau gehabt, wißt ihr, und damals habe ich doch niemand geplagt, wie schwer es mir auch ankam, sie in ihrer langen Krankheit durchzubringen. Es ist wahr, die letzte Schlägerei ist ein Unglück, aber es war nicht die erste, es wird nicht die letzte sein. Ihr Manne wißt, wie das geht; es wird wohl keiner sein, der nicht auch schon dabei gewesen ist. Wenn's Feuer im Dache ist, so kommt man dazu, man weiß nicht wie. Ich habe das Unglück davon; was ich erhielt, war ein Trinkgeld; das meiste nahmen wie üblich die Agenten. O, vor denen sollte man sich hüten, ärger als vor Wanzen oder Krätzigen. Was mir überblieb, ist nichts, bloß noch ein paar Batzen; nicht einmal ein Tischgeld konnte ich der Mutter geben, und das ist, was mich am meisten plaget, ihr Manne; das ist eine Frau, wenn sie alle so wären, ihr müßtet weniger versorgen und erhalten. Ich wußte auch nicht, was sie thut, und hätte ihr besser beistehen sollen, als ich's that, und daß ich's nicht gethan, das kommt mir oft des Nachts vor, ihr mögt es mir glauben oder nicht. Jetzt weiß ich mir,

weiß Gott, nicht zu helfen; was hier nötig ist, habe ich nicht, die Mutter hat es nicht; aber sie würde das Bett unter dem Leibe verkaufen, wenn sie wüßte, wie ich dran bin. Das werdet ihr aber nicht wollen, das weiß ich, und wenn es Gottes Wille ist, daß ich gesund werde, so soll es mein erstes sein, wiederzugeben, was ihr mir vorgestrecket. Glaubt mir, ich weiß jetzt, wie es einem ist, wenn das Bettlerbrot vors Maul kommt und wenn man nicht zu rechter Zeit denkt, was kommen könnte, und an seine Schuldigkeit. Gottlob, jetzt sind mir die Augen aufgegangen, und wie bitter mir manchmal das Essen wird, das stellt sich keiner unter euch vor. Ich möchte daher angehalten haben, daß ihr das Geld für mich nach Bern schicktet; denket, ihr thätet's der Mutter; sie hat euch noch nie geplaget und ist immer mit Ehren durchgekommen."

Die Manne hatten die lange Rede geduldig angehöret und noch mit einer Art Behagen. Es kam ihnen gar selten vor, daß einer sich als Sünder bekannte und in Demut unterzog; die meisten begehrten auf wie Häftlimacher, wollten an nichts schuld sein, ja behandelten oft die Gemeinderäte, als wären es lauter Schulbuben oder Blutsauger.

„Deine Mutter ist eine brave Frau," sagte der Präsident, „darwider sind wir nicht; es wäre gut, es thäte mancher Exempel an ihr nehmen und du auch." — „Es will mir scheinen, es käme ihm," sagte einer; „er fängt an einzusehen, daß andere Leute nicht bloß für ihn da sind, und das ist schon etwas." — „Ja," sagte ein anderer, „und wenn sich einer auch noch dafür hält und kommt mit Manier und giebt sich dar wie er ist, so ist's wieder eins. Man kann auch noch Erbarmen haben, einmal ich will ihm für diesmal das Wort geredt haben." — „Ja, wenn sie alle so kämen,"

sagte ein anderer, „so wäre es wieder eins. Wenn man jung ist, so sinnet man es oft nicht besser; es wird sich ein jeder besinnen, wie man ist in selber Zeit. Und gäll, wie leicht hat es etwas Ungeschicktes gegeben, wo man ein Näggis (Schade) hat für sein Lebtag! Aber was hast eigentlich am Arm, daß du ihn nicht brauchen kannst?“

Nun kam's auf ein neues Feld, und es war, als ob plötzlich der Gemeinderat verschwunden, eine Versammlung von Ärzten emporgetaucht wäre. Johannes zog die Kutte ab und zeigte die Wunde, erzählte, wie viele Ärzte er gebraucht und was dieser, was jener mit ihm vorgenommen. Nun hatte ein jeder der Räte auch was erlebt und noch viel mehr gehört, und jeder fand es lätz (fatal), daß Johannes nicht zu diesem gegangen, nicht jenes gebraucht; er wäre sicher längst davon; denn die, zu denen er gegangen, könnten alle nichts, zögen die Sache auf die lange Bank; es sei ihnen nie um die Leute, sondern nur ums Geld. — „Geh ins Bad, aber es wird dir nicht viel helfen,“ sagte einer. „Wenn sie nichts mehr anzufangen wissen mit den Leuten, so schicken sie dieselben ins Bad, habe ich mir sagen lassen. Wenn du wieder kommst, so komme zu mir; ich will dir dann eine Anweisung geben, die hilft gewiß, wenn einmal noch was zu machen ist. Ist nichts mehr zu machen, je nun, so hilft kein Zeug nichts, selb weiß man.“ — „Ich denke,“ sagte endlich der Präsident, „wir führen fort. Du kannst jetzt gehen in Gottes Namen, und vergiß nicht, was du versprochen hast. Leb wohl.“ — „Ist's erkannt?“ frug der Schreiber. — „Ich denke,“ sagte der Präsident, „oder wenn jemand was darwider hat, so sag er's, und wer's genehmigen will, heyg uf (hebe die Hand auf)! Einhellig! Die Armenkasse solle das Geld schicken, aber es nicht wieder vergessen, wie sie es zu-

weilen thut, oder das Geld lieber an einem andern Orte brauchen."

Johannes ging viel langsamer nach Hause, als er nach dem Gemeinderat gegangen war. Über die Behandlung konnte er nicht klagen; sie war väterlich, sie war ihm fast wie eine Bürgschaft für die Zukunft, daß, wenn er mit guten, freundlichen Worten komme, er sicher auch gute Leute und offene Hände finden werde. Wenn man sich das Maul gönnt, wie der Schweizer sagt, d. h. wenn man nicht zu hochmütig ist für ein gut Wort, eine freundliche, manierliche Bitte, und nicht alles wollte von Rechtswegen, mit geballter Faust und unter Blitz und Donner, es wäre gewiß ganz anders unter den Menschen; viel Liebe und Erbarmen würde sich finden, und manches Herz, das ganz verhärtet scheint, würde sich weich und voll Mitleid erzeigen.

Es war ihm aber doch, als trüge er eine schwere Bürde und er trug auch eine: er war in Schuld verfallen, da ja die Gemeinde für ihn zahlen mußte. Das Wort hat einen eigenen Klang und ein besonder Gewicht. Nun giebt es wohl Ohren, welchen der Klang nicht auffällt, Gemüter, welche das Gewicht nicht gewahren. Indessen giebt es noch viele, welche Klang und Gewicht empfinden werden und schwer dran tragen, denen es fast ist, als seien ihnen Hände und Füße gebunden, als rufe das Wort eine Scheidewand zwischen ihnen und anderen Leuten auf, als klebe es sich wie eine Art Brand, Malzeichen auf ihre Stirn. Das ist allerdings drückend; aber es liegt dieses Gefühl in der Natur der Sache und konzentriert sich im Worte; es liegt nicht in den zufälligen Nachteilen, welche damit hier oder dort verbunden sind: es liegt im Bewußtsein des eigenen Unvermögens, der mangelnden Kräfte, sich selbst zu ernähren oder

eingegangene Verpflichtungen zu erfüllen, im Bewußtsein, eine Persönlichkeit zu besitzen, welche gleichsam unter der Grundzahl Eins steht d. h. unter der Fähigkeit der Selbsterhaltung. Kinder und Kranke und Alte wird dieses Bewußtsein nicht plagen; denn ihr Unvermögen ist ein unverschuldetes und Kinder gleichen den Vögeln des Himmels: sie nähren sich, aber kümmern sich nicht, wer säet und wer schneidet und woher ihre Nahrung kommt. Aber wer das Unvermögen verschuldet hat, sei es, daß er die Kräfte brach läßt oder verschwendet und vergeudet, der soll dieses Gefühl haben; ihn soll es drücken, ihn soll es plagen, bis er sucht der Plage los zu werden. Nach den mondsüchtigen Humanitätsideen und Kulturansichten dieser Zeit gestaltet sich das ganz anders; es soll dieses Gefühl verwischt werden, es ist ein Gefühl, der Menschenwürde unwürdig, und wer nicht mag, was er soll, oder mehr mag, als er hat, dem soll man dies ja nicht fühlen lassen, sondern eben brüderlich sorgen dafür, daß er nicht thun muß, was er nicht mag und daß er alles hat, was er braucht, und Nachteil soll das durchaus keinen haben für ihn; der gebende Mensch soll darin durchaus Gott gleich sein, der seine Gaben auch niemand aufrücket. Das sind prächtige Ideen, eben von denen ersonnen, welche nicht thun mögen, was sie sollen, und Dinge möchten, welche sie nicht haben, und den kreuzdummen, indessen aufgeklärten Menschen dieser Zeit dieselben aufbinden und noch teuer verkaufen als die allerneueste Weisheit. Diese begreiflich wollen alle Nachteile, welche das Schuldigsein mit sich bringt, weg, alle daherigen Gesetze aufgehoben, den Schuldner den übrigen Menschen gleich gestellt in jeglicher Beziehung. Ja, einige gehen noch weiter und wollen diese Gleichstellung auch auf Züchtlinge und Sträflinge ausdehnen,

so daß z. B. ein Galeerensklave Großrichter, ein Ausgepfändeter Tagsatzungs-Präsident werden könnte, und ist man einmal so weit, so geht man einen Schritt weiter und es wird in den Verfassungen ein stehender Punkt werden, daß ein Abdecker oder Schinder Kultusminister sein müsse und zu Ratsherren oder Richtern niemand erwählt werden dürfe, der nicht gemordet, geraubt, falsch geschworen oder doch wenigstens der Falschmünzerei überwiesen worden, damit eben recht kräftig peinigende Gefühle, herstammend aus den barbarischen Kulturzuständen des Mittelalters, getilget würden. Auch hier zeigt sich die Richtung der Gesetzgebung: Gesetze zu machen zur Schonung der Schlechten und nicht zur Sicherung der Guten, Gesetze, die Schlechten zu ermutigen, die Guten zu entmutigen. Die heutige Gesetzgebung beweist von zweien Dingen eines: daß entweder die Gesetzgeber, was fast so viel sagen will als: die Juristen, urteilsunfähig sind, dieweil sie keinen Glauben haben, oder aber, daß sie unwillkürlich mit dem Gedanken beschlagen sind, wie froh sie wären, gelinde weg zu kommen, wenn sie als Spitzbuben, Räuber, Mörder einmal ergriffen werden sollten. Wer dem Worte Schuldner für Teufelsgewalt sein Gewicht nehmen will, der versucht es umsonst bei allen, welche ein Gefühl für wahre Menschenwürde haben, der ermutigt nur Faule und Freche, der sorget nur für sich, im Fall ihn die Ahnung plagt: er möchte auch in diese Klasse fallen; der bahnt der Ordnung den Weg, wo der Stärkere Meister ist, der Mensch zum Raubtier wird, des Tages im Walde liegt, des Nachts Beute macht und Fleisch frißt.

Nun, Johannes fühlte das Gewicht des Wortes Schuldner sehr schwer und wir freuen uns darüber. Und als er nach Hause kam und der Mutter erzählen mußte, wo er ge-

wesen und warum, da legte sich das Wörtlein noch schwerer auf die Mutter; sie weinte fast und zankte zum erstenmale mit ihrem Sohne, daß er ihr die Sache nicht gesagt; sie hätte sehen wollen, wie machen, um sich der Schuld zu erwehren. Als sie der Sohn aber fragte: „Aber Mutter, wie hättet Ihr es denn machen wollen?“ da war sie freilich in Verlegenheit; denn was zu verkaufen fiel ihr nicht bei und wer hätte ihr drei oder vier Thaler leihen wollen für so was? — „Und was haben sie gesagt?“ frug Käthi. „Du mein Gott, wie wüst werden die gethan haben über mich! Es sind gute Mannen daneben, aber steuern thun sie je weniger je lieber und wenn ich hätte vor sie gehen sollen deretwegen, die Beine hätten mich nicht getragen.“ Da erzählte Johannes, wie alles gegangen, was sie gesagt, was er gesagt, was sie dann wieder gesagt und wie es ihn bei allem gefreut, daß sie Verstand gehabt und am meisten, daß sie die Mutter so gerühmt und einer gar gesagt: vor der hätte er Respekt, es sei mancher, man ziehe vor ihm den Hut ab, er sei nicht, was sie. „Mutter, wenn du vor den Gemeinderat gingest, du hättest, was du wolltest.“ — „Nein aber, was sagst, schäme dich“, sagte Käthi, „nein aber, ich vor den Gemeindrat, ei was denkst du! So was soll man nicht sagen; manche Nacht kann ich jetzt nicht schlafen, es wird mir immer vorkommen. Ich glaube nicht, daß ich's übers Herz brächte. Vor den Gemeindrat, nein aber, das stünd' ich nicht aus, lieber noch sieben Kindbetten! Verzeih mir Gott meine Sünde!“ Käthi war sehr unschuldig in diesem Punkte, wie man sieht. „Aber was sie da gesagt haben von mir, das hast du ersinnet, das haben sie nicht gesagt,“ meinte sie. Als nun Johannes ernst versicherte, nicht mehr oder minder hätten sie gesagt, da kam Käthi das Augenwasser:

„Nein aber", sagte sie, „das hätte ich nicht geglaubt, daß solche Manne einem armen Fraueli sich achteten! Nein aber, und Respekt haben sie gesagt! Sie werden vexiert haben, gedacht haben, so einem jungen Löhl könne man sagen, was man will." Als aber Johannes versicherte, das hätten sie gewiß gesagt und sehr im Ernste, da war Käthi gerührt und glücklich, gewiß inniger glücklich als mancher General, dem nach gewonnener Schlacht sein König ein Kreuz an den Hals hängt, ihn zum Marschall macht und Graf sagt, wo er sonst nur Baron gewesen. Käthi hatte aber vielleicht auch mehr Ursache glücklich zu sein, denn nicht bloß einstündiger Heldenmut hatte ihr das Lob verdient und den Respekt, sondern ein mehr als vierzigjähriger Heldenmut, der im Kampfe aushielt und standhielt, wenn auch der Feind nie fliehen wollte, sondern alle Tage neu ansetzte. Sie wiederholte oft: „Aber nein, sie werden doch wohl nur vexiert haben!" Das war, was sie im Schlafe störte, aber nicht plaghaft, und ihr Vertrauen und Respekt vor den Mannen gab, die einen Unterschied machten zwischen den Leuten, die doch nicht so von ungefähr regierten, wie die Leute immer sagen wollten, und nicht zu vornehm seien, sich einer armen alten Frau zu achten. Das seien Manne, sagte Käthi, wenn es allenthalben solche geben würde, es ginge besser in der Welt, und hatte von Stunde an noch viel größern Respekt vor ihnen als vorher und arbeitete viel glücklicher und leichter. Es sei eine Freude zu arbeiten und sich zu leiden, wenn jemand es schätzte und ästimierte, sagte Käthi. (Ja, ja, mit einem guten Worte kann man manchmal viel machen, sagte ein Sekretärchen, in dessen Gunst und Wohlgewogenheit man sich einmal spaßweise empfahl.) Ja, mit einem guten Worte kann man viel machen! Wenn die Reichen den Armen, die Armen den

Reichen gute Worte geben würden aus gutem Herzensgrunde, da wäre schon unendlich viel gewonnen. Die Herzen ständen sich freundlich offen, der brüderliche Sinn zöge wieder ein. Aber wo lernt man gute Worte, wie kommt man zu gutem Herzensgrunde? nicht in den Zeitungen, nicht in Volksversammlungen, nicht in den Kneipen und auf den Straßen, sondern im Evangelium findet man die Perlen und die Worte, welche das ewige Leben haben und die Liebe, die mehr ist als Engelszungen, welche über alles geht. Am Tische des Herrn, wo um den Hausvater die Kinder sich sammeln, gedenken dessen, der aus Liebe für alle gekommen, der nach der gegen einander erzeigten Liebe richten will, wo wir das Pfand erhalten, daß wir durch den armen Menschensohn, der da nichts hatte, wohin er sein Haupt legen konnte, von Sünde und Tod erlöst werden sollen und das ewige Leben erhalten, da soll die Bruderliebe aufflammen, der brüderliche Sinn fest werden in den Herzen. Aber wie viele kennen das Evangelium nicht mehr, wie viele sammeln sich nicht mehr um des Herrn Tisch, und zwar Arme und Reiche nicht! Ist sich da zu wundern, daß die guten Worte fehlen und der gute Herzensgrund?

Es war ein schönes Frühjahr; früh that sich der Schoß der Erde auf und ward fruchtbar; gar manches edle Kraut bot dem Menschen Speise, und fleißig wurde diesmal das weiße Kraut, welches den Winter über unter aufgefahrener Erde gelegen, jetzt frei gehackt, wurde aufgelesen, gut verkauft oder mit Behagen selbst verspeist.

Früh fand Käthi zu ihrer unaussprechlichen Freude das Zeugnis, daß die lieben Erdleutchen Wald und Busch nicht verlassen hätten, sondern fleißig gewesen seien den Winter über, und reichlicher und üppiger die Sträucher gepflanzt

und Blüten gewoben, und lustig waren sie wieder gewesen im grünenden Busche, im keimenden Grase; denn verschlungener und größer waren die Ringe, welche sie im Grase getanzt. Bald röteten sich lieblich und jungfräulich der zarten Beere blasse Wangen, und ehe der Mai zu Ende war, konnte Käthi ihre erste Ernte beginnen und löste gar manchen schönen Batzen aus dem süßduftenden Waldsegen. Diese Batzen halfen etwas nach; kümmerlich ging's, aber von Tag zu Tag ging es doch, und allemal stand was auf dem Tische. Freilich das könnte man nicht sagen, daß sie allemal wohlgesättigt den Tisch verließen.

Johannes hatte großes Verlangen, bald ins Bad zu gehen, um zu erfahren, was aus ihm werden sollte. So konnte es nicht bleiben, das begann er zu begreifen. Besserte der Arm sich nicht, daß er wieder stark wurde zur Bauernarbeit, so mußte er was vornehmen, um zu verdienen. Aber es ist wirklich schwer, wenn einer bald dreißig Jahre alt ist, einen Broterwerb suchen zu müssen. Wir sagen absichtlich müssen, denn freiwillig ändern gar Viele, springen von einem Ast zum andern und alle Tage auf einen andern, wollen es immer leichter und bequemer haben, schaukeln sich immer lustiger, bis es endlich genug ist, und sie groß purzeln und tief hinunter, oft bis ins Zuchthaus und noch tiefer, wenn alles mit rechten Dingen zuginge. Bäcker, Metzger, Lohnkutscher, Verwalter, Schaffner, Garnhändler, Wirte, Agenten, Ratsherren, Bauern, Schuhmacher, Käsehändler, Gerichtspräsidenten, Spengler, Vorsinger, Trompeter, Schleifer, Bankdirektoren und endlich Müller, Salzfaktoren und Schulmeister, und wie eine Laus im Kraut wohl auch ein Pfarrer, das alles purzelt bunt durcheinander in lustigem Gemisch. Heute ist das oben und morgen das Umgekehrte,

und jeder kann alles und eins akurat gleich gut wie das andere. Es ist, als ob die Leute das Hexenwerk mit der Muttermilch einsaugen thäten, haben aber doch wahrscheinlich die Fertigkeit, alle Tage was anderes zu sein, der heutigen Kultur und Bildung zu verdanken. Aber was anderes werden müssen, das ist was anderes, besonders wenn das Auslesen nicht frei ist, nicht die Lust entscheiden darf, sondern ein lahmer Arm die Hauptstimme hat. Johannes dachte wirklich an Mausefallenhändler oder Topfträger, Schwammträger, Fußbote, ja es dünkte ihn manchmal, er könnte auch Landjäger sein; am Spazieren und Tragen von Briefen hinderte ihn sein lahmer Arm nicht. Aber es war ihm alles zuwider, denn Johannes war eine stabile Natur; aus freiem Triebe ändern oder ersinnen, das war seine Sache nicht. Ein guter Knecht war er gewesen, hatte namentlich Freude am Vieh gehabt, wäre daher gern beim Vieh geblieben. Wir begreifen diese Richtung vollkommen, ist einem doch wirklich beim Vieh oft viel wohler als bei Menschen; wird wahrscheinlich wegen der beiderseitigen Kulturstufe sein. Käthi dagegen schwebte zwischen Bangen und Verlangen; Johannes sah übel aus; er hätte keinen Mut mehr, sagte Käthi, und wenn man so weit auseinander komme, so wisse man nie, ob man wieder zusammen komme. Und wenn sie schon bös hätten, so ginge es doch. Er sei so ein guter, mit allem zufrieden, helfe ihr, trage Wasser, helfe, wo er könne und möge, sei jetzt immer daheim, lese in einem Buche, lehre den Johannesli, daß sie oft denke, wenn es doch immer so bliebe. Der Friede, und wenn man einander liebe, so sei das am Ende doch die Hauptsache. Daneben, wenn er wieder gesund werden könne, so möge sie es ihm grausam wohl gönnen; denn eine schreckliche Sache wär's für einen solchen Bursch, wenn er ein Krüppel bleiben sollte sein Lebenlang.

Die Befehle zur Abreise in die Bäder kommen rasch; kurze Frist bleibt zur Zurüstung; was bleibt, darf man nicht verjammern, man muß sich zurechtmachen uud scheiden. Käthi und Johannesli gaben dem alten Johannes das Geleit, und ein Stücklein Weges liefen noch beide Hühner hintendrein. Erst blieben die Hühner zurück; dann meinte Käthi, welcher der Atem zu fehlen begann, sie wolle nicht säumen, er hätte zu pressieren. „Aber du hast doch alles?“ frug sie, und als sie sich dessen vergewissert hatte, gab sie ihm die Hand und sagte: „Lebe wohl und gieb Bescheid, wenn du kannst, wie's geht. Da, nimm das noch und häb nit Hunger.“ Es war Käthis ganzer Schatz, es waren fünf Batzen. — „Nein, Mutter“, sagte Johannes, „das nehme ich absolut nit; bin Euch lange genug eine Last gewesen.“ — „Glaub' das nit“, sagte Käthi, „und nimm's; es thäte mir in der Seele weh, wenn du es nicht nähmest. Glaube, du bist mir wert, kommst du heim, gesund oder wie jetzt, nur gleich gut gegen mich; wo die Liebe ist, da steht man alles aus, und hat noch Freud' dabei.“ — „O Mutter!“ sagte Johannes. — „Geh“, sagte Käthi, „denk, wenn du zu spät kämest! Mach' Bescheid, hast es gehört? Lebe wohl und geh mir sacht.“ Johannes mußte gehen, aber er hatte noch lange Thränen in den Augen; er mußte denken, wenn das Weibervolk alles wäre wie seine Mutter, was das für ein Leben wäre in der Welt! Aber wie sie sei keine mehr, dachte er. Hatte ungefähr so recht, als der Jesaias, der wimmerte: es gebe keine gottergebenen Juden mehr. Wohl, es giebt noch gute Weiber, absonderlich gute Mütter. An Liebe fehlt's dem guten Weibervolk nicht, zuweilen wohl an Verstand. Daß es ihm an der Liebe nicht fehlt, sieht man absonderlich an der Eifersucht, welche viele so schrecklich plagt, noch viel schrecklicher als der

Bandwurm manchen Mann plagt; was man auch vorkehrt, der Wurm will nicht fort.

Wir wollen den Johannes baden lassen, und uns um ihn nicht kümmern, obgleich so eine Badefahrt von manchem Dutzend verschiedenartiger armer Kranken ein eigentümlicher und zwar noch unberührter Stoff wäre.

Neunzehntes Kapitel.

Zwei erscheinen, eine alte Bekannte und eine neue: die Erdäpfelkrankheit und ein hübsches Mädchen.

Bekanntlich war es im Juli 1846 manchmal sehr warm; das erfuhr niemand mehr als Johannes ehemalige Meisterfrau. Sie saß an einem heißen Morgen auf einem Wägeli und schwitzte gar mörderlich. So eine Bäurin sei doch das ärmste Geschöpf von der Welt, brummte sie; arme Weiber könnten morgens in der Kühle gehen; Leute ihrer Art aber müßten erst sorgen für gehöriges Frühstück, dann noch für das Mittagessen; denn wenn ein Brosämlein fehlte, so ging's über sie her, es wisse kein Mensch wie, und wenn sie heimkäme, kriegte sie Gesichter, daß eine Kuh daran ersticken müßte. Hinten auf dem Wägeli hatte die Bäurin ein Fäßchen, sie wollte weinen (Wein kaufen) für die Ernte. Es war Markttag im Städtchen, doch ziemlich leer war die Straße. Die meisten hatten eben die Kühle benutzt. Auch dies machte die Frau ärgerlich; sie war nicht gern lange alleine, hatte Langeweile. Sie ging nicht zu Markte, um nichts zu vernehmen; ihre eigenen Gedanken abhören konnte sie daheim

auch. Sie pflegte, wenn sie zu Markte fuhr, alsbald jemand das Heimfahren anzubieten, doch mit Auswahl. Heiratsfähigen Männern erwies sie diese Gunst nie; denn wie leicht, so komme man ins Geschrei und das begehre sie nicht. Sie frage dem Zeug allem nichts nach, und da möchte sie doch den Namen auch nicht haben, pflegte sie zu sagen. Endlich sah sie was weißes durch die Bäume. „Hü, Mähre!“ sagte sie, „du thust heute so faul, als wärest eine Weltschlandjungfer;“ und stark schüttelte sie das Leitseil, denn sie fuhr immer ohne Peitsche. Ein Mädchen ging vor ihr her, ein dickes, rundes, und als es sich umdrehte, hatte es ein freundlich Gesicht, weiß und rote Backen, blaue Augen, kurz so ein Gesicht, wie es sich für ein liebevolles Mädchenherz am allerbesten schickt. „Ei Base! — Hü, Mähre! — Komm, sitz auf! — Kannst nicht stehen, du alte Täsche? — Komm auf die andere Seite! — Hast den Hafer schon in der Nase! — Gieb mir das Säckli! — So lauf denn, wenn es dir so pressiert!“ Also eine Base bescherte der Bäurin das gütige Geschick, und nun kam die Rede in Fluß, was die Frau ungemein erleichterte. Sie schwitzte nicht halb mehr so stark als früher. Die Base war nicht nahe verwandt, wohnte ihr nicht nahe; um so mehr hatten sie sich zu fragen und zu sagen. Die Base war eine Waise, welche ein Vermögen von einigen tausend Gulden besaß, und so viel Liebhaber hatte, daß sie vor lauter Liebe zu gar keinem Manne kam. Sie konnte nicht ausfindig machen, welcher sie am meisten liebe und am längsten lieben würde, und wie das erforschen, wußte sie nicht, und hätte es doch gar zu gern gewußt; sie war in sehr großer Verlegenheit, und während sie sich besann, wurden ihr die Liebhaber verjagt, und dies verminderte die Verlegenheit nicht.

Sie hatten sich noch nicht halb ausgeschwatzt, als sie

bereits am Ort ihrer Bestimmung angelangt waren, der Stallknecht erst nach seiner Kappe, dann nach der Mähre griff, die Bemerkung nach hinten schickte: „Es macht warm heute," und zur Mähre sagte: „Komm nur, komm, fürchte dich nicht, du wirst nicht alle Tage solche Fuhrwerke sehen." Nach getroffenen Abreden wanderte die Frau ihrem Weinlieferanten zu, zu welchem sie ein unbedingtes Vertrauen hatte. Das sei ein rechter Herr, sagte sie, und der vermöge den Wein recht zu geben, er brauche nicht allen möglichen Dreck drein zu machen, um den Schulden Bescheid und Antwort geben zu können. Sie wollte aber nur mit ihm selbst verkehren und mit den Schreiberbuben nichts zu thun haben. Das sei ihr ein Volk das, sagte sie, die wären imstande, ihr halb Wasser drein zu lassen und den Wein selbst zu saufen; denn das sei ihr ein durstig Volk und ein nichtsnutziges! Der Herr aber, der wußte sie auch zu nehmen. Er begrüßte sie wie die beste Bekannte, hieß sie sitzen, frug nach dem Stande der Arbeit und der Früchte, zeigte ihr Respekt vor ihrer Meisterschaft, redete von selbem Male, wo er bei ihr gewesen war, und rühmte Kaffee, Milch und Kuchen, versprach bald wieder zu kommen, hieß Weinproben bringen, sagte: „Den kann ich Euch nicht raten, aber von dem würde ich nehmen; er ist einen halben Batzen teurer; Euch lasse ich ihn für fünf Batzen. Wer auf mich hören will, dem rate ich immer, für Ernten und solche Feste bessern Wein zu nehmen. Bewahre, nicht wegen mir; ich verkaufe den schlechtern Wein viel lieber als den bessern. Aber, glaubt mir, Ihr kauft wohlfeiler; den schlechten Wein saufen sie Euch weg wie Wasser und hören nie auf; vom bessern kriegen sie bald genug. Und wenn sie schon noch möchten, so können sie nicht, und obendrein rühmen sie den Wein, und über den anderen

schimpfen sie um so ärger, je mehr sie davon saufen. Also fünfbatzigen. Aber jetzt wollen wir ein Glas bessern mit einander trinken. Holt vom hintern Gestell rechts. Da hilft jetzt wehren nichts, und sei es Morgen oder nicht Morgen; wenn man so weit gefahren ist, so thut einem ein gut Tröpfli wohl. Es freut mich viel zu wohl, ein Wörtlein mit Euch zu reden; so bald lasse ich Euch nicht fort, oder wollt Ihr mit uns essen, wie wir es haben, nichts Gutes, es würde meine Frau freuen. Mit dem Gelde pressiert's ja nicht, ich hol' es einmal. — Nun, wenn's sein muß, Geld nimmt man immer. Friedrich, rechnet es aus, wie viel bringt's? Wenn alle Leute so exakt mit dem Handeln wären, da wär's eine Freude, Handelsmann zu sein; viel hundert Centner Papier brauchte man weniger und viel tausend Gulden reicher wäre ich."

So und viel anderes redete der Herr, und machte sich sehr bemüht um die Frau, so daß, wer sich ein wenig auf die Leute versteht, es begreift, daß die Bäurin ihren Wein nirgends anders kaufte, und den besten Wein, der nicht von ihrem braven und rechten Herrn kam, schlecht gescholten hätte. Indessen beim Fortgehen sagte sie doch: „Daß ich aber doch von dem bekomme, wo Ihr gesagt, und der Küfer oder einer von Euren Jungen da mir nicht was anderes darein macht!" — „Habt nicht Kummer, Frau," sagte der Herr, „es sollte sich einer unterstehen, wohl, dem wollte ich! Es kommt kein Fäßchen fort, wo ich nicht erst versuche, was drin ist."

Noch allerlei hatte die Frau zu verrichten, und allenthalben trat sie ein mit dem heitern Bewußtsein, eine willkommene und respektierte Erscheinung zu sein. Sie hatte immer Geld, wenn sie kam, über alle Dinge ein verständig Urteil, und wußte immer, was sie wollte. Man brauchte ihr

nicht den ganzen Kram hervorzuschleppen und stundenlang bei ihr zu stehen und ihr Überlegen abzuwarten, welches oft noch dahin ausläuft, daß man sagt: Excusez, komm' ein andermal wieder!

Die Stunde, in welcher die Bäurin und die Base, welche Bäbeli hieß, sich ein Stelldichein gegeben, hatte längst geschlagen, als die Bäurin zu der harrenden Base sich fand, schwitzend, müde und klagend, was das für ein Geläufe sei. Sie habe schon manchmal sich fast verschworen, nie mehr auf einen Markt zu gehen, und dann müsse es doch wieder sein, wenn man niemand hätte, dem man die Sache anvertrauen könnte. Abhocken wolle sie, und mal auch versuchen, wie das Sitzen hinterm Tisch in einem Wirtshause ihr zuschlage, und wie lange sie es ertragen möge. Beim fragenden Stubenmädchen bestellte sie für Beide eine gute Flasche und was auf einem Teller, doch nichts Aufgewärmtes und keine Überbleibsel, sondern was Rechts, daß es einem freue davon zu essen und nicht ekle. Die Stube war voll; es schien, die Leute wünschten die Hitze vorüber zu lassen. Von einem anderen Tische ward die Bäurin gegrüßt; es war die Beselise, welche wir auch schon kennen, welche es that. Wie es solche Weiber haben, welche vom Hausieren leben, sie sind um Konversationen nie verlegen; der Gesprächstoff geht ihnen nie aus; sie führen ihn mit sich von allen Sorten und wissen zumeist jede Person nach Stand und Würde mit der rechten Sorte zu bedienen. Nach allgemeinen Bemerkungen, es mache warm, und wenn's so fortgehe, so seien in acht Tagen allenthalben Ernten oder wenigstens in vierzehn, frug sie: „Und habt Ihr vernommen, wie es Euerm Knecht, dem Johannes geht, wo so wüst gethan? Dem Lumpenbub geschieht es recht, es sollte allen so gehen.“ Die Bäurin sagte, sie hätte gehört,

er habe lange prozediert und sich immer krank beschrieben, um die andern recht zu brandschatzen; als es aber habe zum Eid kommen sollen, sei er abgestanden, und habe ausgemacht. Wo er jetzt sei, wisse sie nicht, und nehme sie appart nicht wunder; er hätte in der letzten Zeit einen gar zu bösen Kopf gehabt; sonst wäre er ihr anständig gewesen; einen bessern Knecht werde sie nicht bald bekommen. „He nun, wenn du es nicht weißt, so kann ich es dir sagen," sagte Beselise. „Es sollte allen, welche nicht wissen, was sie thun wollen vor Hochmut, so gehen wie ihm; die, welche nachkommen, könnten dann ein Exempel nehmen daran."

Nun erzählte sie auf ihre Weise, und färbte das Ganze, wie eine Beselise zu färben pflegt. Er sei im Bade, sagte sie; der Arm sei lahm, und wahrscheinlich komme er nicht mehr zurück; denn er habe noch die Auszehrung und sonst noch was, dem sie den Namen nicht geben könne. Er hätte seine Gegner mögen brandschatzen, aber nicht können, derweilen seine Mutter fast aufgefressen; die hätte grausam bös gehabt, man könne denken, eine siebenzigjährige Frau, ein unmündiges Kind, und solch einen Schlingel alleine durchbringen, das wolle was sagen. Die Frau hätte sie fast erbarmt, wenn sie nicht eine so überwitzige wäre. Sie gehe herum wie ein Schatten an der Wand, und wenn der Mond ein wenig anwendete, so möchte er durch sie durch. So erzählte die Beselise.

Da fing es an lauter zu werden in der Wirtsstube; die Stimmen polterten zornig durcheinander. „Einer, der das redet, ist ein Aristokrat und Lumpenhund!" hörte die Frau. — „Und du bist ein donners Löhl, und was ist, das ist, und was ich gesehen habe, das werde ich auch sagen dürfen; ein Schlingel wie du wird es mir nicht verwehren!"

— „Und ich sage, wer redet was du, ist ein Schelm und Spitzbube und kein Vaterlandsfreund!“ — „Und sei ich, was ich wolle, so bist du eine Kuh und die Erdäpfelkrankheit ist wieder da, und brülle du wie du willst, so ist sie da!“ — „Herr, was, was sagen sie?“ frug die Bäurin; aber vor dem Streite, der lauter ward, hörte sie niemand. Der Streit ward immer lauter, Schläge hätte es wohl gegeben; da kam ein Landjäger und legte sich darein, wie man zu sagen pflegt. Er frug, was es gebe, mit gewaltig barschem Gesicht, und als er endlich gehört, was er schon gehört, da entschied er wie Solon: Wer so was sage und von der Kartoffelkrankheit rede, der sei kein Volksfreund, der wolle nur aufreizen und die Leute böse machen; ein Lumpenbub sei er und halbwegs ein Spitzbub. Er wolle nicht fragen, wer so was geredet; aber er wolle gewarnt haben, daß in seiner Gegenwart niemand so was sage, sonst gehe es ihm nicht gut. Er nehme jeden auf der Stelle, führe ihn ins Schloß, und der Regierungsstatthalter werde ihn an Schatten thun, wo er diesen Sommer nicht mehr schwarz werde. Man kenne die verfluchten Aristokraten, Spitzbuben, Patrioten und Burgdorfer und wie die das Volk aufrührten und unzufrieden machten, und von denen und von niemand anders rühre der Lärm her. Aber denen werde man das Handwerk legen, einfür allemal und nicht für Spaß. Der droben (der Regierungsstatthalter) habe es ihm gesagt, wenn er einen höre, der so was treibe, den solle er ihm bringen und ungesäumt, und wenn es sein müsse, gekettet oder mit einem Ring in der Nase; den wolle er lehren, was reden heiße, und was das sei, das Volk aufwiegeln. „Ihr Leute, ich will euch gewarnt haben, und daß ich kein Wort mehr höre von Kartoffelkrankheit, sonst seht, wie es geht! Aber lieber wäre es mir, wenn

ich niemand unglücklich machen müßte.“ — „Donner! es wird doch erlaubt sein zu sagen, meine Erdäpfel haben die Krankheit; das zu sagen, habe ich das Recht; ich möchte den Schelm und Lumpenhund sehen, welcher es mir wehren will. Und will es einer nicht glauben, so sage ich ihm: Komm, setze die Brille auf und halte die Nase dar, und das sage ich, und sollte es der Regierungsstatthalter sein und nicht bloß so ein Lumpenbub und Halunke!“ Ja, da brannte der Landjäger himmelhoch auf und hatte Hülfe. Da kam der Wirt herbeigeschossen und schrie als wie fünfhundert Ochsen, er dulde hier keinen Streit. Der Himmelstürk, welcher hier Streit mache, müsse ihm raus und finde derselbe die Thür nicht, so wolle er ihm zeigen, wo das Fenster sei. Der arme Teufel, der nicht nachgeben und zurücknehmen wollte, daß keine Kartoffelkrankheit sei, wurde nun unsauber erst zur Thüre, und da er nicht aufhörte zu protestieren und seine Sache zu behaupten, die Treppe hinunter spediert, und zwar unsauber, und verspritzte fast vor Zorn, daß man bei aller Glaubensfreiheit Gott verspotten, aber nicht sagen dürfe, die Kartoffelkrankheit sei da. Allerdings kurios! Aber eben das ist die kurioſe radikale Freiheit, daß die einen alles sagen dürfen, was ihnen ins Maul kommt; aber was andere sagen wollen, soll entweder ihre Censur passieren, oder der, welcher es sagt, wird verleumdet und verketzert. Das ist die gelindeste Strafe; macht er nicht peccavi, so wird von Hängen, Ersäufen, Vergiften und Erstechen gesprochen. Die Radikalen haben es akurat wie Mucker, Neutäufer und andere religiöse Sekten. Erst predigen sie unbedingte Freiheit und locken dadurch das Volk; läßt dasselbe sich äffen, kriegen sie es in die Hände und durch dasselbe das Mehr, so kehren sie den Spieß um, predigen die größte Unduldsamkeit, üben den schrecklichsten

Zwang, vide Exempel an Cromwell und Robespierre, und manche rauben noch dazu, was sie können, Geld und Weiber, vide Exempel an Johann von Leyden, welcher zu Münster einen so merkwürdigen Spektakel aufgeführt hat, einen merkwürdigen Zauberspiegel für alle politischen und religiösen Schwärmer und Fanatiker.

Die Leute in der Wirtsstube waren ganz verstaunet und verstummet der Mehrzahl nach. Erstlich waren alle sehr erschrocken, wie über einen Blitz aus heiterm Himmel, und zweitens dünkte es sie doch wunderlich, daß man davon nicht reden sollte. Sie hätten wohl begriffen, daß in einem offenen Wirtshause zu sagen nicht erlaubt sei, der Schultheiß sei ein Judas und Lumpenhund, hätte das Vaterland verraten; aber sollte man denn nicht sagen dürfen, unser Herrgott habe wieder die Kartoffeln krank gemacht? Was Gott thut, ist wohlgethan, sagt der Christ, und was wohlgethan ist, darf man nicht sagen? Die guten Leute begriffen halt nicht, daß man das wegen der Wohlfahrt des Vaterlandes nicht sagen darf, sintemalen die Wohlfahrt des Vaterlandes, versteht sich nach moderner Ansicht, davon abhängt, daß das Volk glaubt, die Wohlfahrt des Vaterlandes hänge eben nicht von Gott, sondern von einer freigesinnten, kulturwüchsigen Regierung ab; so eine habe zu befehlen im Lande, und Gott, wenn er noch lebe, das Zusehen, wie ein altersschwacher Großvater.

Als der Wirt schnaufend und keuchend von seiner vaterländischen Expedition zurückkehrte und sehr triumphierende Blicke von sich gab, scholl es hier, scholl es da: „Wirt, was bin ich schuldig; Wirt, mach mir die Rechnung; Wirt, wo ist wohl der Stallknecht, er soll anspannen; Wirt, wo hast du mein Säcklein?“ So erscholl es aus allen Ecken und Enden.

Und wie der Wirt auch sagte: „Ich würde noch warten, es ist noch gar zu warm, es ist noch viel zu früh für heim; wartet doch bis der Staub sich gesetzt hat," nahm das Rufen kein Ende. „Wirt, sieh hier einen Thaler, hier einen Gulden; ich bin pressiert, muß zeitlich heim sein" u. s. w. Ganz erstaunt und verblüfft sagte endlich der Wirt, die Silberstücke betrachtend in der Hand: „Habe nicht Münze im Sack, muß holen." Im Stübli schüttelte er schrecklich den Kopf und verzählte sich beständig. Da schoß seine Frau hinein und rief: „Wo Tüfel bleibst? die Leute pressieren; es ist, als ob alle Büchsenpulver unter den Beinen hätten; weiß gar nicht, was die Leute haben, daß sie alle schon fort wollen." — „Es ist beim — nicht mehr zu leben heutzutage," stieß der Wirt als Seufzer aus, „man weiß gar nicht mehr, was man sagen soll, um es allen zu treffen; am besten wäre es, man sagte gar nichts." Da hätte er dem Landjäger geholfen, einen rauszuschmeißen, welcher gradeaus gebrüllt hätte, die Erdäpfel seien wieder krank. Zum Donner, solche Leute könnten einen ganz unglücklich machen; da heiße es gleich, es sei dort oder dort geredet worden, und dem Landjäger hätte er helfen müssen, derselbe sei auch ein Gutgesinnter und Vaterlandsfreund, und so ein Hagel könne einen gleich unglücklich machen; denn wie leicht könne man ein Gesetz übertreten, bis am Morgen aufhaben, statt um zehn das Haus zu schließen, und ganze Festtage hudeln lassen, statt gar nicht. Und jetzt brülle Alles: Fort, fort! Wenn er das gewußt hätte, der Landjäger hätte seinethalben Mordio schreien können, er hätte nichts gehört; er wollte, solche Lumpenhunde setzten keinen Fuß mehr über seine Schwelle. Aber auf die Leute verstehe er sich nicht mehr; vor acht Tagen hätte alles gebrüllt, wenn er nicht dem Landjäger geholfen; heute schreie alles, weil er es gethan; so

möchte am Ende der Teufel dabei sein. Die Leute hätten halt keine Gesinnung, keine Grundsätze; kein Mensch wisse, woran man mit ihnen sei — den Ketzern.

Als der Wirt endlich mit der Münze wiederkam, wollte jeder zuerst haben; es schrie in allen Ecken, und der Wirt spedierte sehr langsam, wollte wieder gut machen; sagte, man solle doch nicht so pressieren und er habe nichts dawider, etwas könne an der Sache sein, es sei alles möglich; aber allweg sei es eine wüste Sache, und besser sei, nichts davon zu reden, oder so wenig als möglich. Es sei ihm wegen der armen Leute, denen müsse man nicht angst machen, und die Landjäger und Regierungsstatthalter hörten es auch nicht gern, wie sie ja selbst hätten mögen merken. So daheim herum könnte man reden davon, aber nur leise, dawider hätte er nichts, und wenn es sei, so könne man die Sache in Gottes Namen nicht anders machen; aber öffentlich solle man sich's nicht merken lassen; bösen Sachen müsse man ja zum Besten reden, dies sei allweg das Beste. So redete der Wirt, aber es half ihm nichts; die Leute stoben fort, und wirklich redete kein Mensch mehr von der Erdäpfelkrankheit. Der Wirt machte ein langes Gesicht und sagte, er würde einen Thaler geben, das wäre ihm nicht passiert; solches seien fatale Sachen. Wär's dem Bärenwirt passiert, so hätte es ihn nur gelächert; der hätte dann auch erfahren, was einem die Freisinnigkeit eintrage, und der hätte es besser verdient als er.

Die Bäurin und ihre Base gehörten auch unter die, welche Reißaus nahmen wegen der Kartoffelkrankheit und wegen der Freisinnigkeit. Nicht schnell genug konnte der Stallknecht einspannen; bald hätte sie den Wein aufpacken zu lassen vergessen, und erst frei atmete sie auf, als sie das Städtchen im Rücken hatte. Es sei ihr in allen Gliedern, sagte sie zur Base; wenn's

wäre, daß die Erdäpfel wieder fehlen sollten, so gehe es viel übler, als im vergangenen Jahre; „da waren noch Vorräte, jetzt sind keine mehr. Ich glaube indessen nicht daran; allweg habe ich lauter gesunde gesetzt, und hieß es doch, auf den Samen komme alles an, und das Kraut habe ich auch verbrannt, wie's vorgeschrieben war, obgleich es mich sehr reute; denn was Mist giebt, geht über Zucker. Aber eins hab' ich gehört, und das plagt mich, denn es wird das meiste wahr sein daran," fuhr die Bäurin fort, und wandte sich zu ihrem sehr schweigsamen Bäschen, dem Bäbeli. „Das ist wegen dem Knecht, dem Johannes; das ist dem doch zu übel gegangen, wenn der ein Krüppel geworden sein sollte. Und die Mutter dauert mich auch, das ist die bravste Frau von der Welt; bös haben nimmt sie für gut, wenn nur die Leute zufrieden sind mit ihr. Und wenn's solchen Leuten ganz bös gehen sollte, so ist's nicht gut; da sagen einem die Leute gleich: wenn ein Gott im Himmel wäre und gut sein was nützte, dem oder jenem ginge es besser; der erfahre jetzt, was fromm thun und ehrlich sein abtrage. So bös wie die Lise es machte, wird's nicht sein, aber allweg nicht gut, und wenn ich wüßte wie, ich thäte der Frau von Herzen gerne was. Aber eine Magd schicken oder selbst gehen mag ich nicht; du weißt, wie die Leute sind und einen ins Geschrei bringen, absonderlich eine Witfrau; man kann nicht Tüfels genug sein, damit die Leute einem nicht nachreden, man hätte die Knechte zu lieb."

„Base," sagte das Bäschen, „ich möchte dir was sagen, wenn du hören willst und mir nicht zürnen." — „Red'," fuhr die Base auf, „bin ich etwa schon im Geschrei, das wäre mir doch der Teufel!" — „Nein Base," sagte Bäbeli kleinlaut, „was denkst, es ist wegen meiner. Aber du sagst es nicht weiter, versprich mir's." — „Du wirst doch nicht etwa,"

sagte die Base. — „Bewahre, was sinnest," sagte Bäbeli. „Du hast dich vorhin, als die Frau das erzählte vom Johannes, der bei dir Knecht war, meiner nicht geachtet, sonst hättest du gesehen, daß ich ganz blaß wurde; es war mir, als gebe mir jemand mit einem Schlegel auf den Kopf, so daß mir die ganze Welt ringsum ging. Du wirst gehört haben, daß sein Streit wegen einem Meitschi entstand hauptsächlich. Weißt du, wer das Meitschi war?" — „Doch nicht etwa du?" frug die Base mit großen Augen. — „Eben," sagte Bäbeli, „war ich es." — „So, das wußte ich nicht, an dich hätte ich zuletzt gedacht, wußte nicht, daß du dich mit Knechten abgäbest," sagte die Bäurin. — „Base, zürnt mir doch recht nicht," sagte Bäbeli, „ich bin nicht so viel im Fehler, als ich scheine; habe mir ein Gewissen daraus gemacht schon lange, und jetzt, wo ich weiß, wie die Sache einen Ausgang nimmt, weiß ich nicht, was machen; ich glaube, ich habe keine ruhige Stunde mehr. Ihr wißt, ich wohne bei meinem Bruder; er giebt mir nichts und ich ihm nichts; ich meine, ich verdiene mein Essen wohl mit Arbeit; an einem andern Orte bekäme ich für das, was ich mache, einen schönen Lohn. Nun, mit dem Bruder ging's; über den hätte ich so viel nicht zu klagen; aber sein Weib, das ist ein Hagel, böser ist nichts. Sie gönnt niemand was, und selber essen macht fett, das ist ihre Meinung. Es vergeht kein Tag, daß sie nicht verstohlen Kaffee oder Pfannkuchen macht; daß sie mir nichts davon giebt, das dünkt mich nichts anders, aber auch nicht ein Aug voll davon kriegt mein Bruder, selb dünkt mich eine strenge Sache und macht mir das Herz bluten. Und wenn sie zum bösen Essen mir noch böse Worte zumessen kann, so spart sie es nicht. Es dünkte mich oft, es wolle mir das Herz zerreißen." — „Bleib nicht dort," sagte die Base, „du vermagst an einem anderen Orte

das Kostgeld zu geben. Was wollt ihr euch quälen und gegenseitig aneinander versündigen!“ — „Du hast wohl recht,“ sagte Bäbeli, „aber der Bruder dauert mich, und er hat mir gesagt, ich solle ihm nicht die Schande anthun und weiter gehn. Dann hab' ich mich gewöhnt an sein Haus, war mein Lebtag darin.“ — „Wirst doch einmal daraus müssen,“ sagte die Base. Bäbeli gab darauf keine Antwort, sondern fuhr fort: „Nun am Neujahr und den Tag nachher that die Frau bsunderbar wüst Man brauchte begreiflich mehr; das reute sie schrecklich; sie machte ein Wesen und hatte ein Aufbegehren, daß man glaubte, sie wolle allen wieder aus dem Halse herauskratzen, was sie genossen hatten. So verleidete es mir dabei zu sein. Ich gab vor, bei einer Wollenrüsterin was zu verrichten zu haben, und machte mich fort. Als ich meine Sache verrichtet hatte, war es über Mittag; ich hatte nicht Lust, des Bruders Frau unter die Augen zu kommen und sie zur Unzeit um etwas zu essen zu bitten, obgleich sie Fleisch genug gehabt hätte im Küchenschrank. Die Wirtin zu Michelhofen ist mir noch von weitem verwandt, daneben meine gute Freundin. Dorthin ging ich und dachte an gar nichts, als daß ich es mir dort einmal recht wohl sein lassen wolle für mein Geld, einmal essen ohne saure Augen. Es freute die Wirtin, daß ich kam; sie wartete mir gut auf und versäumte sich bei mir, daß keine von uns dachte, was es für Zeit sei. Da hörten wir geigen; „„Teufel,“ sagte die Frau, „sind die Geiger schon da?““ und schoß hinaus. Sie kam lange nicht wieder und für die Langeweile gehe ich in den Tanzsaal, um zu sehen, was da gehe. Da saßen drei Geiger, geigten in der leeren Stube, nur damit man wüßte, sie seien da. Einige Bursche waren da und tranken in einer Ecke; ich kannte sie nicht. Wie ich hineinkomme, schreit ein Geiger: „Seht, da kommt eine;

nehme sie einer, wir wollen aufspielen, es soll nichts kosten, nur damit was geht und es einmal angefangen werde.“ Nun kam der größte der Bursche auf mich zu und nahm mich; was sollte ich da machen? Aus einem Tanze wurden zwei, drei u. s. w.; er tanzte gut, und wenn man tanzt, hat man nicht Zeit zu sinnen und zu denken, was klug sei und am besten wäre, und besonders, wenn man so aus dem Verdruß herauskommt und weiß, daß einem daheim niemand was nachfrägt, weiß man nicht, wie es einem wird, wenn man sich einmal lustig macht und das Elend vergessen kann. Nach und nach kamen Leute, die Stube füllte sich. Ich hätte mich von ihm losmachen sollen, es ist wahr; aber ich wußte nicht, wer er war; er that manierlich, und ich kannte sonst niemand hier. Ich mußte ihm mit Wein Bescheid thun; er wurde wilder, übermütiger; es kamen Bekannte, und ich vernahm, daß er nur ein Knechtlein sei, wurde ausgelacht und ausgespottet; es ward mir angst vor Streit, angst vor dem Bruder, absonderlich vor seiner Frau, was die mir sagen würden, wenn sie vernähmen, wo ich gewesen und mit wem ich getanzt habe. Ich machte mich von ihm los, und in der Angst, nicht mit Manier, schloß ich mich an Bekannte an, trieb zum Fortgehen, und was geschah, weißt du. Ich bin nicht schuld, und doch hatte ich es schwer auf dem Herzen; denn wenn ich nicht gewesen wäre, so wäre das alles nicht begegnet, und erst jetzt, da ich weiß, was die Sache für einen Ausgang hat, wird es mir Tag und Nacht nicht Ruhe lassen. Daß mich die Gwundernase (Neugierde) in den Saal getrieben und des Bruders Frau mich böse gemacht, das ist daran schuld, daß ein Bursche ein Krüppel wird und eine alte Frau fast verhungert, wie die Beselise sagt. Das ist doch schrecklich, und da weiß man wahrhaftig nicht, wie beten und wie thun, daß

man sich nicht Unglück auf den Hals zieht oder andern, und während man keinem Kinde das kleinste Leid anthun will, macht man Leute zeitlebens elend, und weiß es vielleicht nicht und vernimmt's erst, wenn man vor den Richter muß am jüngsten Tag, und links die Böcke sind. Es dünkt mich, ich möchte zur Mutter und ihr etwas thun, und jetzt, weil er im Bade ist, schickt es sich am besten. Sie kennt mich nicht und in der Gegend dort niemand, so viel ich weiß. Wenn's dir recht ist, so will ich mich für deine Magd ausgeben und sagen: du sendest ihr was."

„Meitschi, nimm dich in acht, was du machst," sagte die Bäurin, „denk', wenn es dir auskäme, so könntest du Verdruß haben und Meitscheni müssen sich in acht nehmen, das hast du ja erfahren."

„Ach, was frage ich dem allem nach," antwortete Bäbeli, „es hat mich doch niemand lieb und nirgends sollte ich sein; ach wenn ich nur sterben könnte und unter die Erde, da wäre mir wohl," und gar bitterlich begann Bäbeli zu weinen.

Die Bäurin ließ Bäbeli eine Weile machen, wahrscheinlich wegen eigener Bewegung; denn es zuckte ihr gar seltsam um den Mund herum. Endlich sagte sie: „He nun, wenn du meinst, es mache nichts und die Sache liegt dir am Herzen, so ist es mir sehr anständig. Aber dann kommst du erst bei mir vorbei, ich möchte auch was mitgeben, und wieder bei mir durch; es nimmt mich wunder, ob's wirklich so ist, wie die Beselise sagte; der ist nicht zu trauen, die hat ein Maul, als ob sie es des Teufels Großmutter gestohlen hätte. Komm abends zuvor und bleib bei mir über Nacht, es ist weit, und dann können wir noch eine Weile mit einander plaudern. Und Meitschi, hörst, wenn es dir deines Bruders Frau zu arg macht, so mach nichts dummes, sondern komm zu mir; ich habe dir zu arbeiten und zu essen."

„Das ist guter Bescheid, Base," sagte Bäbeli, „ich danke Euch. Aber was meint Ihr, Base, wann soll ich gehen, wann wäre es Euch recht?"

„Wann du willst," sagte die Base, „wenn es dir am schicklichsten ist."

„Wäre es vielleicht nicht am besten, so bald möglich?" sagte Bäbeli, „er könnte ungsinnet aus dem Bade kommen; dann dürfte ich für mein Leben nicht hin."

„Es ist mir völlig recht," sagte die Base, durch diese Bereitwilligkeit sichtlich erfreut, „fahre gleich mit und gehe morgen."

„Das, Base, das geht nicht; muß erst heim, hatte Sachen zu verrichten für den Bruder. Und wenn ich so gekleidet ginge, so würde man nicht glauben wollen, daß ich eine Magd sei, oder eine in geliehenen oder gestohlenen Sachen."

„Du hast recht," sagte die Bäurin, „Mägde in solchen Hemden und mit solch silbernen Ketten sieht man nicht oft, und wo man sie sieht, geht's nicht mit rechten Dingen zu und viel darauf hält ihnen niemand."

Unter diesem Gespräche war die Mähre langsam weiter geschritten, als ob sie in Behaglichkeit dem Gespräch der beiden Basen zuhöre, und endlich an ein Wirtshäuschen gekommen, wo sich die Wege schieden. Gegen alle Gewohnheit trank dort die Bäurin mit Bäbeli einen Schoppen, wegem Durst, sagte sie; aber Bäbeli zahlte ihn, die Bäurin mochte sagen was sie wollte. Das offene Herz hatte auch eine offene Hand gemacht und wenn nicht das Hemd, so doch das Mieder hätte Bäbeli vom Leibe gegeben, wenn sie darum angesprochen worden wäre.

Zwanzigstes Kapitel.

Von einem Besuch und alten und jungen Gedanken.

Diesmal schlug die Nachricht von der Anwesenheit der Kartoffelkrankheit nicht wie ein Blitz ins Volk; sie schlich wegen den Landjägern verstohlen ein und nistete langsam sich ein, weil des ungläubigen Zeitgeistes wegen auch der Unglaube an die Erdäpfelkrankheit von oben her sehr begünstigt und unterstützt ward. Alle Radikalen durch die Bank weg leugneten sie pflichtgemäß, und jeder, der auf sie aufmerksam machte, wurde schlechter Gesinnung wegen sehr verdächtig. Es gab bekannte Orte, wo er bei solcher Meinungs-Äußerung Schläge riskiert hätte, auch wenn er sich mit großen Bürden angesteckten Erdäpfellaubes legitimiert haben würde. Es gehörte förmlich zum guten Ton, die Sache abzuleugnen, und bloß die guten Urner dachten an den, der die Wahrheit ist, vor dem Leugnen nichts hilft, der alles macht und alles gnädig wenden kann, hielten Bittgänge, unterzogen sich demütig seinem Willen, suchten gläubig seine Gnade. Anderswo gedachte man mit Landjägern und Leugnen die Sache zu machen; an Gott dachte man gar nicht. Wenn's mal zu viel regnet, werden die guten Leutchen den Himmel mit Lumpen verstopfen wollen und wenn's hagelt, mit Bundesbrüdern die Wolken verschlagen, wie man ein Faß verschlägt mit einem Zapfen. Die guten Leutchen sind aber eben nur aus einer jungen Schule! Die Gelehrten mischten sich wieder drein, so wie, wenn das Moor aufgeht, die Frösche zu singen beginnen, und gaben wunderliches Zeug an, und namentlich, man solle alles kranke Laub über dem Boden weghauen,

dann kriege man jedenfalls vortreffliche Kartoffeln. Die guten Kinder wußten nicht, daß, sobald man an den Kartoffeln das Laub oben wegschneidet, unten das Wachstum der Knollen stille steht. Sie wußten nicht, daß spätere Sorten oder später gesetzte Erdäpfel erst Knollen anzusetzen begannen oder eben angesetzt hatten und daß nach abgeschnittenem Laub jeder Fortschritt der Knollen, und ganz besonders der entschiedene, radikal abgeschnitten sei. Indessen trotz Lumpen, Landjägern, Gelehrten kam die Krankheit doch unter die Leute; man redete davon, jedermann eilte auf sein Feld, aber vom Zeitgeist waren die meisten angesteckt. Denn wenn sie auch die bekannten schwarzen Flecken an den Blättern sahen, redeten sie doch sich ein, das mache dieses Jahr wenig, die Hitze vertreibe alles wieder, die Stengel schlügen neu aus, und wenn der Herbst gut sei, würde eine Masse wiedergeborner Kartoffeln zu ernten sein.

Auch zu unserer Käthi war die Nachricht geschlichen und hatte sie gröblich erschreckt. Diesmal ging sie Tags hin und sah zu ihrem Schrecken ganz frühe Erdäpfel schwarz im Laub. Sie grübelte, wie die Weiber pflegen, und fand zu ihrer großen Freude viele und fast ausgereifte unter einer Staude, freilich mehrere gefleckt. Sie dachte: Gottlob, doch wieder was zu essen! denn daß man im Juli Erdäpfel graben könne, daran hatte sie nicht gedacht. Ausmachen wird das beste sein, dachte sie, und gedacht, gethan.

Aber nicht manchen Tag ging es, so waren die ausgegrabenen Kartoffeln größtenteils in Fäulnis übergegangen. Als Käthi darüber sah, erschrak sie grausam; denn selbst sie wäre geneigt gewesen, diesmal das bessere zu glauben: die Flecken schadeten in diesem Jahre nicht so viel, böse Leute hingen ihnen böse Verläumdungen an; so glaubte auch Käthi-

bis sie durch Anschauungen anders unterrichtet wurde. Käthi weinte und wußte nichts zu sagen als: Du mein Gott, so ist's doch; du mein Gott, wie soll es jetzt gehen?

„Gott grüß' Euch," erscholl eine Stimme hinter ihr, daß sie erschrak und herumsah. „Habt Ihr einen Sohn im Bade und heißet Käthi?" frug ein Mädchen, sehr schlicht angezogen, mit einem großen Säcklein in der Hand. — „Ist er etwa gestorben?" frug Käthi und fuhr hoch auf. — „Weiß nichts davon," sagte das Mädchen, „aber ich habe einen Gruß für Euch und sonst noch was von Eures Bubs alter Meisterfrau". — „So," sagte Käthi gedehnt, „sinnet die noch an ihn und hat ihn doch so schnöde zum Hause hinaus gejagt; ist's ihr etwa übers Gewissen gekommen?" — „Glaub' nicht, daß sie Ursache dazu hätte", sagte das Mädchen, „so viel ich weiß. Aber man kann eine Sache auf mehr als eine Art erzählen. Eine Meisterfrau hat das Recht, ein Wort zu sagen, und Euer Sohn mochte nicht viel ertragen und unsere Frau läßt sich auch nicht auf die Füße treten; da ist man bald neben einander vorbei." — „Bist du bei ihr?" frug Käthi. — „Sollte Jungfrau sein dort," sagte das Mädchen. „Sie hat letztlich vernommen, es gehe Eurem Sohne bös und das hat sie erbarmet; sie kann wohl scharf auftreten, ist daneben aber eine Gute und hat ein lind Herz. Ich hatte sonst noch was zu verrichten; da gab sie mir das Säcklein mit einem freundlichen Gruß, läßt fragen, wie es gehe und wenn Johannes zurückkomme, so solle er einmal zu ihr kommen."

Käthi hatte auf der Zunge zu sagen: das wird kaum gehen, indessen wendete sich das Wort ihr unwillkürlich im Munde, und sie sagte: „He, das kann's wohl geben. Aber sieh doch, wie ich Erdäpfel habe; es geht mir viel zu übel: ich darf gar nicht daran denken, wenn die andern auch so

sein sollten. Aber komm hinein und sitz ab; es wird dich nicht wunder nehmen, wie es so einer alten Frau geht; junge, lustige Meitli haben anders zu sinnen." Das Mädchen that manierlich, sagte, es sei schrecklich für viele Leute, wenn es so kommen sollte; fragte, was sie da für ein hübsches Bubi habe und ob es auch so gut sei wie schön, und frug das Bubi, ob das seine Hühner seien und ob sie legen thäten oder nicht? Vor lauter Fragen und Antworten brachte Käthi das Mädchen fast nicht in die Stube. Käthi entschuldigte sich, es sähe strub aus und gar so armütig, sie werde es anders gewohnt sein; in Bauernhäusern sähe das anders aus. O, sagte das Mädchen, das mit hellem Behagen sich umsah, es gebe viele Bauernhäuser, wo es nicht halb so sauber aussehe und wo man nicht halb so gerne absitze als hier. Das Mädchen hatte aber auch recht, es sahe so hell und nett aus, wie in manchem Herrenhause nicht. Selbst Hühner und Fliegen schienen dressiert zu sein, nichts am unrechten Ort fallen zu lassen. Während drinnen das Mädchen mit dem Kinde sich abgab, ließ draußen Käthi das Feuer prasseln, Kaffeebohnen springen in der Pfanne und sogar an drei Eier vergriff sie sich rasch, denn es war Mittagszeit, und wenn es Käthi gehabt hätte, sie hätte alle Hungrigen und Durstigen in der ganzen Welt gespeiset und getränket. Als Käthi mit dem Kaffee herein kam, protestierte das Mädchen wohl gegen alle Ungelegenheiten und in Kosten bringen, ließ denn doch das weitere geschehen, besonders da Johannesli, in beiden Händen Pfefferkuchen, seine Stimme stark geltend machte und als kleiner Hausherr der Großmutter befahl, sie solle Pfannkuchen machen, viel, viel, das Meitschi sei gar ein gutes und müsse auch was haben! Als Käthi mal abgesessen war und Kaffee eingeschenkt hatte, stellte sich das Behagen ein und der trauliche

Redefluß, um deſſenwillen die Weiber den Kaffee ſo ſehr lieben. Käthi erzählte vom Sohne und das Mädchen hörte freundlich zu, erhielt den Fluß warm und die Rede in gleichem Geleiſe. Käthi ward nicht müde zu erzählen, wie er ſo lieb und gut geworden, ganz ein anderer, und wenn es nur Gottes Wille wäre, daß er wieder geheilt würde und ſie bei einander bleiben könnten. Doch wenn das erſtere geſchehe, ſo wolle ſie es gerne leiden; hätte ſie doch die Hoffnung, daß ſie einſt im Himmel deſto länger bei einander ſein könnten. Mit dem Eſſen wolle ſie nicht rühmen; aber ſonſt habe ſie nie ſo gut gehabt, wie die letzte Zeit. Holz und Waſſer hätte ihr ihr Lebtag niemand ſo treulich getragen und angefeuert und alles was er konnte, als der Johannes; es habe ihr oft das Augenwaſſer übergetrieben, wenn er ſie ſo bedient, als wäre ſie eine Herrenfrau. Sie müſſe ſagen, ſie hätte nie geglaubt, daß er ein ſo gutes Herz hätte. Sie hätte wohl geſehen, wie ihn jedes Stücklein Brot gemüht hätte, welches er habe eſſen müſſen. Sie müſſe ſagen, erſt ſei ſie bitterböſe über die Bäurin geweſen, daß ſie ihn krank ſo ſchnöde aus dem Hauſe gewieſen; aber jetzt wollte ſie um kein Lieb, daß es nicht ſo gegangen wäre.

Bäbeli meinte, ſie könne nicht glauben, daß die Bäurin es böſe gemeint; aber hitzig ſei ſie und der Johannes werde es auch ſein; da ziehe ein Wort das andere nach und man ſei uneins, man wiſſe nicht wie; die Frau meine es ſicher gut, ſonſt ſolle ſie nur ſehen, und nun erſt packte Bäbeli das Säcklein aus und zog Brot hervor, ein ſchwarzes großes und ein kleines weißes, ein Stück Käſe, Butter und ſonſt noch allerlei und aus dem weiten Sack im Mieder wanderte eine Flaſche Wein und ein klein Papier, in welches was gewickelt war. Käthi ſchlug die Hände über dem Kopf zu-

sammen über die Bescherung, rief in einem fort: „Ei nein aber, das ist zu viel, das darf ich nicht nehmen! War ich so böse über die gute Frau; wenn sie gewußt hätte, was ich manchmal über sie gedacht habe, gesagt habe ich nichts, keinen Mundvoll hätte sie mir gesandt. Sage es ihr, wie ich mich an ihr versündigt hätte, aber es sei mir von Herzen leid, sie solle mir verzeihen, und ich will den lieben Gott bitten, daß auch er mir vergebe, ihr aber vergelte hunderttausendfältig.“ Eine solche Dankbarkeit hatte Bäbeli noch nie gesehen und einen guten Teil davon konnte sie auf ihre Rechnung nehmen. Der Johannesli vergaß seine Kuchen, schrie nach weißem Brot, nach Käse und Wein. Da Käthi bemerkte, sie wollte einschenken, wenn sie ein Glas hätte, so sagte Johannesli, Andrese Anne Bäbi hätte zwei, er wolle sie holen. Nun mußte Bäbeli mittrinken, trotz allem Protestieren. Da ging der Käthi das Herz erst auf; sie erzählte von alten Zeiten, was Johannes für eine Frau gehabt und wie er doch gut gewesen sei gegen sie bis zuletzt und jeden Kreuzer, den er hätte aufbringen mögen, an sie gewandt hätte und wie er erst gegen eine Frau sein würde, die anders thäte und auch gut gegen ihn wäre. Sie hätte schon manchmal gedacht, wenn es doch Gottes Wille wäre, daß Johannes wieder eine fände, aber nicht, wie er eine gehabt, sondern eine gute und mit etwas Mittel, daß er was anfangen könnte, ein klein Händeli mit irgend etwas, was er am besten verstehe, wenn es mit dem Arm nicht bessern sollte. „Das Kind sollte sie nicht plagen, das lasse ich nicht von mir, oder wenn sie zu mir kommen wollte, so brauchte sie nicht zu fürchten, daß sie das wüsteſt alles machen müßte; für das wäre ich immer da. Wenn man einander treulich helfen würde, wir könnten die besten Geschäfte haben, wenn Gott uns gesund

ließe. „Waret ihr wohl für einander?“ Bäbeli frug: „Wie meinst?“ — „He, ob du und er, als er noch bei euch war, wohl für einander gewesen seiet? du weißt, man kann einander viel helfen oder aber einander viel plagen, wenn man am nämlichen Orte dient.“ Das Mädchen ward sehr rot und sagte, es sei damals noch nicht dort gewesen, sondern erst seither hingezogen. „Selb ist schade,“ meinte Käthi, „ich glaube, ihr hättet euch gut vertragen.“

Nun frug Käthi hin und her und das Mädchen mußte ein förmlich Examen bestehen über seinen Lebenslauf. „Du wirst Mitteli haben, oder noch zu erwarten?“ meinte endlich Käthi. Das Mädchen ward sehr rot und sagte endlich: „Etwas wenigs, aber nicht viel, und ob's noch was giebt, weiß ich nicht, allweg auch nicht viel.“ — „He nun, wenn es nur etwas ist, dann kann man es leicht weit bringen. Ich und mein Sami selig brachten nichts zusammen als gesunde Glieder, wie man sagt. Nun, weit brachten wir es nicht, aber kamen doch mit Ehren durch und ohne jemand zu plagen, mit Beten und Arbeiten. Hätten wir was gehabt, um was anzufangen, es wäre vielleicht auch anders gegangen, wir hätten etwas vor uns bringen können. Nun, es wird so haben sein sollen; alle Leute können nicht reich sein. Wie viel ist's, was du hast?“ — „Fünfzig Thaler,“ sagte mit einigem Stottern das Meitschi, „und nur ein Bett.“ — „Bhüet-is, du meine Kraft, fünfzig Thaler,“ sagte Käthi, „nein aber, fünfzig Thaler sind ein Geld; habe mein Lebtag so viel nie beisammen gesehen! Wenn manche dieses Geld hätte, sie säße nicht so da bei einer alten Frau und hätte Geduld mit ihrem Geplauder, und hätte noch einmal so viel gesagt oder gar von 200 Gulden und die Sache recht groß gemacht; gerühmt ist bald viel und kostet wenig. Es hat schon mancher ein Schuh voll

raus genommen, er meinte, er hätte eine reiche Frau, und als er nach dem Hochzeittag das Vermögen untersuchte, fand er ein alt paar Schuhe und drei Strümpfe und mehr nicht. Wie du bei einem solchen Vermögen so brav daherkömmst, nichts Überflüssiges und alles währschaft, nicht so Hudelzeug, welches in Fetzen fährt, wenn man es von weitem angränet! O mein Gott, wenn ich an Johannes Frau selig denke, was die für Kleider gehabt hat und Schühli, man hätte dieselben fast wie eine Brille brauchen und Geld durch dieselbe zählen können! Kein einzig Stücklein hat sie angehabt, wie da dein Fürtuch ist. Wirst das selbst gesponnen haben und haben machen lassen? Ja, so ist's recht, so gefiel's mir; wenn alle Mädchen so wären, es würde weniger arme Leute geben. Ja, wenn mein Johannes so eine bekommen könnte, dann wollte ich mit Freuden unter die Erde; wüßte ich doch, daß das arme Bubi da eine Mutter hätte, welche zu ihm sehen würde. Johannesli, möchtest ein solches Müetti?" — „Wolltest du mir dann noch mehr Lebkuchen geben und so schönes Brot?" frug Johannesli. Dem Mädchen ward es eng ums Herz vor lauter Traulichkeit; abbrechen sei das beste, dachte es. „Wolltest mich als Müetti? aber du weißt ja nicht, daß ich grausam böse sein kann." — „Das kannst du nicht," sagte das Bubi. — „Meinst!" sagte das Mädchen, nahm den Buben, gab ihm einen herzhaften Kuß, hätte gerne ihm noch ein Stück Geld gegeben; schon griff es in die Tasche; aber daß sich das für eine Magd nicht schicke, kam ihr noch zur rechten Zeit in den Sinn. „Muß fort," sagte sie, „du mein Gott, was wird die Frau für ein Gesicht machen, wenn ich so spät heimkomme; die wird mir was sagen!"

Umsonst suchte Käthi das Mädchen wieder zum Sitzen zu bringen; es wollte fort und ging doch nicht; ein Wort

zog immer das andere nach und wirklich schien die Sonne schon tief durch das niedere Fensterchen, als das Mädchen endlich ging, mit unendlichem Danke beladen und vielen Wünschen, daß es ihm doch gut gehen möchte, und wenn es da vorbeikomme, so solle es nicht vorüber gehen ohne einzusprechen. Als es endlich fortging, sah Käthi ihm so lange nach, als es zu sehen war. So eins, das einen so schönen Gang hätte, geschwind und doch gut abtrappend, hätte sie lange nicht gesehen, und so ein manierliches und ehrbares und doch so reich! Ja, das wäre eins! Wenn das der Johannes gekannt hätte vor seinem Unglück, sie glaube, die wären zusammengekommen, es hätte nicht gefehlt; die schickten sich zusammen wie zwei Tropfen Wasser; aber jetzt! Und Käthi fuhr mit verkehrter Hand über die Augen und ging ins Häuschen.

Das Mädchen aber wischte die Augen nicht, obgleich sie glänzten wie zwei flimmernde Sternlein. Leicht wie ein Reh, das im Mondschein der bekannten Waldmatte zutanzt, flog Bäbeli in den schönen Abend hinein, wo die ganze Welt rosenrot ihr entgegen glänzte. Vom erquickenden Wonnegefühl, jemand eine reine Freude, jemand glücklich gemacht zu haben, ward Bäbeli zuerst durchströmt; so war ihr nie gedankt worden, so innig dankbar hatte sie noch keinen Menschen gesehen, wie die alte Käthi. Ward in ihres Bruders Hause gegeben und empfangen, so sah man zumeist dem einen Gesichte an, daß ungern gegeben wurde, und dem andern Gesichte, daß es die Gabe gering schätzte und eine bessere erwartet hatte. Hier hatte man sie gehalten wie ein wohlthätig Wesen, fast wie eine Fee, und obgleich angeblich nur fünfzig Thaler reich, war sie doch von Käthi viel höher geehrt worden, als je irgendwo, wo man wohl wußte, wie

viel tausend Gulden sie besaß. Wie gute Leute waren das und wie hatten sie sich so lieb; wie friedlich und sauber sah nicht alles aus; wie wußten sie nicht mit wenigem sich zu begnügen, als ob es viel wäre, und wie sah es dagegen in ihres Bruders Hause aus und was waren da für Gesichter bei allem Reichtum? Wenn man eins derselben in eine Schüssel mit Salat getaucht hätte, Pfeffer und Essig wären völlig überflüssig geworden und der Salat doch scharf und sauer mehr als genug. Da sei es ein gut Weilen, wo Freundlichkeit sei, ein friedlich Wesen, die Leute einander gönnten, was sie brauchten, und jedes gerne dem andern diente und in Liebe an ihm hinge. So an einem Orte möchte sie leben, dachte Bäbeli und seufzte schwer. Und wenn in ein so armütiges Hausweſen eine käme mit einem schönen Sack voll Geld und ohne Stolz und Hochmut, ihr Geld brächte und dagegen ihren Frieden mit ihnen teilen könnte, und diesen Frieden noch höher schätzte als das Geld, und die andern befreiet wären von allen Kümmernissen, Speise und Trank hätten ohne Sorgen und den alten Frieden, noch neue Liebe dazu! was wäre das für ein Leben, das wäre ja das Paradies!

Was ist wohl mehr, Friede oder Geld, und wer erheiratete mehr: wer das Geld brachte, oder wer den Frieden brachte, und wer wäre der Vornehmere? Was ist mehr: Friede und Liebe, oder Geld und Vornehmsein? Und doch dachte Bäbeli: Was wäre es für eine Herrlichkeit, wenn ich mit meinem Gelde in diese Armut käme; da wäre ich wie die Sonne, wenn sie in die Finsternis kommt. Was hilft es mir, wenn mein Geld in einen Bauernhof fließt; akurat das, was einem Bach, wenn er in die Emme, die Aare, den Rhein fließt; akurat nichts; er ist nichts mehr, und man

weiß von ihm nichts, während er äſtimiert war und hochgehalten, ſo lange er Bach war und der größte in dem Thale. Hier wäre ich die Sonne und alles in allem und mein Geld wäre, was ein guter Regen in trocknem Sommer in durſtendem Lande. Wenn ich auch wäre wie der Regen, niemand es vorrückte und demütig zufrieden wäre, wenn ich das Land tränkte, daß es grün würde, ſo lebten wir im Paradieſe, in Friede und Einigkeit. In Pracht leben könnten wir nicht, in Chaiſen fahren nicht; es hieße nicht: die große Bäurin von da, von dort, oder die Ratsherrin oder was Narrs ſonſt; aber was hilft das Prächteln, das Chaiſenfahren, das Ratsherrlen, wenn das Weib daheim der Hund ſein muß und der Mann alle Abend mit Stierenaugen heimkommt; wenn der Friede, das Geld, der gute Name alle Tage Stück für Stück abgehen und das Böshaben alle Tage Stück um Stück zunimmt? Das Vornehmſein nun, wie viel verſüßt das das Böshaben und was iſt das Vornehmſein, wenn man in alle Wege drin iſt bis über die Ohren in Schulden, in Verachtung, in Geſpött, kurz, wenn man ſelbſt nichts iſt? Ach Gott, dachte Bäbeli, ſo mancher hat mich wollen und grauſam gefochten mit Zärtlichkeit und Rühmen und Verſprechen, und wenn ich nachfrug, ſo war's Lüge und Lüge. Bald hatte ich der Familie auf die Beine helfen, bald des Burſchen Schulden bezahlen, bald Geld liefern ſollen, für ſich von einem andern loszukaufen, oder gar um Pulver zu haben, um an ein Scheibenſchießen zu gehen, oder um zu vermögen Ratsherr zu ſein. Wäre ich hinein getrappet, ſo wäre es mir wohl gegangen wie jemand, der in einen Moraſt kommt, tiefer und tiefer geht, bis zuletzt derſelbe über den Kopf geht. Gottlob haben ſie es mir daheim immer gewehrt uud wüſt gethan, wenn mich einer wollte! Alles iſt

doch zu etwas gut. Wehren ist doch immer besser, als an den Hals werfen, dem ersten besten, als ob es niemals mehr gut wäre, oder ein Meitschi wäre was ein Stein im Schuh. Hätten sie nicht gewehrt, wäre ich längst unglücklich, jetzt sehe ich's; was will man, ein jung ledig Meitschi ist ein Löhl und meint, ein Mann und das Himmelreich sei akurat das Gleiche, aber ohä!

Wenn der Mann heiratet, um mehr vorzustellen, und das Meitschi heiratet aus gleichem Grunde, und jetzt will jedes voran, da giebt es ja erst den rechten Streit, und am Ende werden beide nichts, beide verachtet, beide arm, ja beide verteufelt, und was das sagen will, das weiß man, ach Gott, das sieht man alle Tage, und glücklich bin ich mit meinem ledigen Leib, und daß ich's machen kann, wie ich will. — Ein bsunderbar Guter soll er sein — was will ein Meitschi mehr! Wenn er gegen die Mutter schon so gut ist, wie wird er es nicht erst gegen ein Weib sein, und was hilft einem die ganze Welt, wenn man einen Bösen hat; da hat man ja den Teufel auf der Welt. Vornehm ist er nicht; aber was ist das: vornehm, und was hat das zu bedeuten, wenn einer ein Wüster ist! Was nicht ist, kann werden, wenn man sich recht aufführt und Gott und Menschen liebt. In jeder Familie war einer der erste, der vornehm ward. Ach, wenn ich einen erhielte, der mich so von Herzen lieb hätte, daß ich auch so recht wüßte, ich sei jemanden, was früge ich allem nach; es dünkte mich, der liebe Gott hätte allen genommen und mir alleine gegeben. Aber wehren würden sie es mir! Mein Gott, wie thun, und wie sollte ich es zwingen; sie schlügen mich tot oder bänden mich an, und kein Mensch auf der Welt, der mir beistünde. Die Base vielleicht, aber sie ist auch eine Bäurin und wird mei-

nen, Knecht sei nur Knecht. Und Er? Bin ich ihm anständig, und möchte er mich? Da war Bäbeli an einem eigenen Punkte. Geld hätte ich, hübsch genug wäre ich, arbeiten kann ich, und was Schlechtes kann mir niemand nachreden. Aber gefalle ich ihm, oder hat er eine andere, oder meint, ich würde ihn verachten nachher, oder ich wollte die Dame machen, und er sollte der Knecht sein und vermöchte zuletzt mich nicht zu erhalten? Es wäre möglich, daß es ihm so vorkäme; man hat ja Beispiele genug, daß es so ging. Aber bei mir ging's nicht so; ich meine ja nicht, daß ich das Glück alleine bringe; im Gegenteil, was er mir bringen sollte, Liebe und Friede, das ästimiere ich ja mehr als Geld, und meine nicht, daß ich deswegen mehr sei als er. Aber, und wenn er mich schon wollte, wer sagte ihm, daß ich ihn möchte? Von ihm selbst kommt das ihm nicht in den Sinn, und ihm es selbst sagen, das thue ich doch wahrlich auch nicht. Er sah mich ein einziges Mal, und weiß, denk ich, kaum wie ich heiße. Hundertmal habe ich es schon gehört, wie es hundertmal so gehe, daß zwei einander liebten oder sich von Herzen gerne heirateten und ganz glücklich miteinander würden, aber es weiß keins vom anderen; sie kommen nicht zusammen, oder es vernimmt keins, was das andere denket und sinnet, und darf und kann nicht sagen, wie es ihm ist, und niemand ist, der berichtet von dem einen zum andern, und sie kommen nie zusammen nnd keins wird je glücklich. Wäre doch schrecklich, wenn es mir so gehen sollte und niemand berichten wollte zwischen ihm und mir.

Dem Mädchen kamen Thränen in die Augen; es hatte sich so in Heiraten und Liebesglück hinein gedacht, als ob morgen schon geheiratet werden sollte, daß der Gedanke, es könnte am Ende gar nichts daraus geben, niemand zwischen

ihnen berichten wollen, ihm Stiche durchs Herz gab, daß es hätte laut aufschreien mögen, und sich setzen mußte. Mädchen werden am besten begreifen, wie ein Mädchen sich so tief in der Liebe Lust und Weh hineinreden und -denken kann, daß es alles wirklich zu erleben glaubt, und bald das Jauchzen ihm zuvorderst ist, und es dann wieder des Weinens sich nicht erwehren mag. Manchmal zieht das ganze Gebilde rasch vorüber, wie ein Frühlingsnebel überm See; manchmal aber heftet es sich fest, hakt sich an, wurzelt ein, und wie, nach Mahomet, jedes Gebilde von Menschenhand zu einem Gespenste wird, welches seinen Schöpfer verfolgt, Leben und Seele von ihm fordert, so thut es auch ein solch festgewurzelt Gebilde, und peinigt die Seele dessen, der es hervorgerufen und gestaltet, hinausgestellt zu werden in die Welt. Zur Wirklichkeit will es werden, Leben und Seele erhalten. Und wenn wir den Ursprung fixer Ideen in den Seelen der Wahnsinnigen verfolgen könnten, so würden wir zumeist auf solche luftige Gebilde treffen, die über der Seele schwebten, wie ein luftig Nebelwölkchen über der Wiese oder überm See. Ja, den Ursprung von noch andern Dingen könnte man in solchen Gebilden finden, wenn unser Herrgott Fensterchen gemacht hätte, durch welche man in die Seele gucken könnte. Es ist ein gar wunderliches Spiel, das Gedankenspiel; alle Menschen treiben es, die meisten, wie sie meinen, nur zur Kurzweil; die wenigsten erkennen es in seiner Bedeutsamkeit, machen es zur Quelle, die Gold führt, Diamanten sprudelt.

Spät kam Bäbeli zur Bäurin heim. „Du hast lange gemacht, wirst kurze Zeit gehabt haben; war er vielleicht schon heim?“ frug die Bäurin in einem Atemzuge. Bäbeli stattete Bericht ab, und zwar einen sehr ausführlichen. Wie die Frau gedankt, wie sie so arm seien; kein Glas hätten sie

gehabt im Hause, und sie glaube, keinen Kreuzer Geld. Die Frau habe lange gesucht; sie glaube, sie hätte ihr ein Trinkgeld anbieten wollen, aber nichts gefunden. Und doch sei alles so sauber gewesen und in Ordnung, daß man im ersten Augenblick an diese Armut gar nicht gedacht hätte; noch nirgends hätte sie es so gesehen. Dann kam alles durcheinander vom Bubi und vom Frieden und Liebe und vom Sohn im Bade, und wie es ihm nach erhaltenem Bescheid nicht sonderlich gebessert; aber wie er sich geändert hätte, so lieb und gut geworden sei, damit konnte Bäbeli gar nicht fertig werden. Aber vom andern, den fünfzig Thalern, und wie Käthi an eine Sohnesfrau denke, und wie sie ihr gefallen, und daß das Bubi sie zum Müetti möchte, davon sagte Bäbeli kein Wörtchen. Und doch hätte Bäbeli es so gerne gehabt, wenn die Base alles gewußt hätte, für ihr Leben gerne gesehen, was sie für ein Gesicht dazu gemacht, und gehört, was sie dazu meine.

Aber die Frau war eine kluge Frau, brachte Bäbeli nicht zum Plaudern, stichelte nicht, machte keine absonderlichen Mienen. Sie merkte Bäbeli wohl, aber sie wollte nicht wehren, nicht fördern. Wir glauben nicht, daß sie ihre Tochter ihrem Knechte gegeben hätte; doch wissen wir es nicht. Auch bei Bäbeli stieß sie sich anfangs an diesen Gedanken, dachte aber, das werde ihr schon erleiden. Als sie aber sah, daß das Ding ihr im Kopf blieb, dachte sie: geschehe am Ende nichts Böseres, und leicht zehnmal schlimmer als so könne es ihr gehen, wenn man auch anfangs meinte, wie gut man es mache. So Kinder ohne Eltern mit etwas Vermögen seien akurat wie Kirschbäume mit Frühkirschen, wo man meine, alle Spatzen auf der ganzen Welt thäten sie riechen, und wollten da absitzen. Ein blindes Ungefähr ge-

wöhnlich entscheide, wen sie heirateten; wer am nötlichsten thue, kriege sie gewöhnlich und das seien selten die besten, eher das Gegenteil. Es möge gehen wie es wolle, so hätten sie keine Heimat, wo sie klagen, wo sie rühmen könnten; sie seien verlassene Geschöpfe. Absonderlich, weil ein dummer Bruder und eine böse Schwägerin das Heiraten hätten verwehren wollen, so hätte sie keinen Schutz und Schirm in der Welt und ungestraft könne man sie mißhandeln, ihr Vermögen verschleudern, und am Ende könne sie Gott danken, wenn man sie nicht verhungern lasse, oder gar tot schlage; so gehe es vermöglichen Kindern ohne Eltern gerne in der Welt.

So übel würde Bäbeli allerdings nicht mit dem Johannes fahren, das wußte die Base. Indessen, daß es gut gehe, verbürgte ihr niemand, und daß Bäbeli später nicht reuig würde und ihr Vorwürfe mache, sie hätte weiser sein sollen, ebenfalls nicht. Jedenfalls gebe es ein mächtig Gerede, dachte sie, und da wolle sie lieber, es heiße nicht, sie hätte da gekuppelt und die Sache gemacht. Man könne es nicht immer erwehren, aber sagen müsse sie, sie sei lieber im unflätigsten Ort als in der Leute Mäuler. So ein böses Maul sei ihr der Unflat aller Unfläte; da werde man dreckig und stinke, daß man den Gestank oft sein Lebtag nicht mehr weg bringe. Sei es dem Bäbeli Ernst und unserm Herrgott recht, so werde es was daraus geben, habe sie die Finger darin oder nicht. Sei die Sache einmal richtig, nun dann sei sie immer noch da, und könne dann um so besser ein Wort zur Sache sagen und helfen, wenn es sein müsse. So kalkulierte die Base, und nicht dumm, wie wir glauben. Aber recht war es Bäbeli nicht; denn verschlossene junge Liebe ist ungeduldig und verzagt; alte Liebe ist geduldiger und hat sich fassen lernen in Geduld. Sie hatte gehofft, die Base werde ein-

treten, werde wissen wollen, wie es ihr ums Herz sei, die Mittelsperson zu machen sich geneigt zeigen, und von allem dem geschah nichts.

Am folgenden Morgen redete die Base weder was von Käthi noch von den gestrigen Erlebnissen, und als Bäbeli fort wollte, hieß sie sie bloß bald wiederkommen. Da konnte Bäbeli sich nicht mehr halten und sagte: „Wenn du was vernimmst, so machst du mir doch Bescheid?“ — „Wenn du willst,“ sagte die Base. „Aber man weiß nie, wie so was verrichtet wird und wann. Das beste ist, du kommest bald zu mir. Zeit hast du wohl, und willkommen bist du immer.“ — „Danke, Base, du bist allweg immer mein Trost; ich sehe, du meinst es gut mit mir. Wenn ich dich nicht hätte, keinen Menschen hätte ich auf der Welt,“ sagte Bäbeli, und bitteres Weinen quoll ihr herauf, daß sie lange nichts sagen konnte. — „Lebe wohl und erhalte dich Gott gesund!“ — Mitleidig sah ihr die Base nach. „Du armes Tröpfli,“ sagte sie endlich, „dein Herzchen ist dir wohl voll. Aber warte nur, das wird sich schon legen; ich habe noch vollere gekannt, und jetzt sind sie leer, wie ein vorjähriges Wespennest.“

Aber nicht bloß Bäbelis Herz war so angeschwollen, Käthis Herz war es nicht minder. Käthis altes Herz, von dem man glauben sollte, es gliche dem Geldseckel eines verarmten Batzenklemmers, Käthis Herz war angeschwollen, glich akurat einer alten Blumenzwiebel, die neu treiben will, Grünes und Schönes. Vor allem aus war dasselbe mit dem innigsten Danke erfüllt, über die erhaltene Gabe; im Papier waren zwei Fünffrankenstücke gewesen, eine große Summe für die arme Frau, ein Reichtum, welcher ihr vom Himmel gefallen, an welchem sie wenigstens drei oder vier Wochen zu verdienen gehabt hätte. Die beiden Stücke wanderten als-

bald in den Hochzeitstrumpf; denn wenn Käthi Geld kriegte, dachte sie nicht an Wünsche und Bedürfnisse, sondern an ihre Schuldigkeiten, diese waren ihr heilig. Und was jetzt Geld brauchen, wo man so viel zu essen hätte und so gutes! Dann war das Herz voll Reue wegen des Urteils über die Bäurin. Schon hundertmal habe sie sich vorgenommen, sagte Käthi, nicht leichtlich und ungehört verdammen zu helfen, und nicht alles zu glauben, selbst wenn es der Johannes sage, und immer wieder fehle sie, und glaube das Böse lieber als das Gute. Das werde daher kommen, daß sie selbst noch immerdar zu allem Bösen geneigt sei, und meine, andere Leute hätten es ebenso, und das müßte sie der Frau noch abbitten; sie glaube nicht, daß sie sonst ruhig sterben könnte.

Aber am allervollsten, daß es gar keine Art hatte, war sie von dem Mädchen; das hatte ihr gefallen, sie wußte nicht wie, fast als ob sie selbst ein junger, heiratslustiger Bursche wäre. Sie sei alt, aber so ein anständig und gescheit Mädchen habe sie nicht angetroffen, und so ein hübsches, mit solchem Vermögen. Wenn der Johannes so eins kriegen könnte oder gerade dieses, er wäre der glücklichste Mensch unter der Sonne, und wenn sie ihm dazu verhelfen könnte, sie wollte mit aller Freude am Tage nach der Hochzeit unter die Erde, sie wüßte dann doch, daß der Johannes und das Bubi versorget wären. Das bringe sie nicht aus dem Kopfe; es dünke sie, wenn sie es nur hätte dabehalten können und einschließen, bis der Johannes wieder da sei. Gewiß seien ihm zehn nachgelaufen, ehe es heim gewesen, und wenn der Johannes noch lange nicht heimkomme, so sei das gewiß hundertmal verheiratet. Es war Käthi, als ob sie das Mädchen neu entdeckt hätte und dieses jetzt vor niemand sicher sei, und doch lief dasselbe schon mehr als zwanzig Jahre auf der Erde herum und war weder

gekapert noch sonst gestohlen worden. Und mitten in Freude und Dank wuchs ihr der Kummer hinein, ob Johannes sich darüber berichten ließe? Seit die erste ihn so angeführt, hasse er alles Weibervolk grausam, sie ausgenommen, und eine Reiche möchte er nie; er möchte sich nicht jeden zugebrachten Kreuzer vorhalten lassen, habe er oft gesagt. Die gute Mutter! Das alles glaubte sie, wie das Evangelium. — Aber so sind eben die Mütter. Wenn er nur heimkäme, das stach der guten Käthi viel mehr im Kopf, als daß er geheilt heimkäme; sie hatte es ähnlich wie Buben, welche ein Vogelnest wissen, und immer fürchten, andere Buben möchten es auch entdecken und ihnen zuvorkommen.

Den allergrößten Kampf hatte Käthi auszustehen, wenn die Beselise beim Häuschen vorüberging. Ungeheuer gerne hätte sie Erkundigungen eingezogen bei derselben über die liebliche Magd, ob's wahr sei, was sie gesagt, und wie sie daneben sei, und was die Leute sagten von ihr, und Käthi wagte es doch nicht. Die Beselise war eine abgefeimte Person, handelte nicht bloß um Besen, sondern um Witwen und Mädchen, wenn was dabei zu verdienen war. Derselben Aufmerksamkeit auf das Meitschi lenken wollte Käthi nicht; sie wußte, sie waren beide eben nicht wohl für einander, und wenn die Hexe etwas von weitem riechen würde, so rührte ihr dieselbe Schmutz in die Suppe. Aber die Hexe, die von allem Möglichen redete, könnte wohl einmal ihr zu Gefallen von der Bäurin Magd reden, meinte Käthi, und das wollte die Täsche nie. Alles mögliche brachte sie auf die Trommel, nur das Meitschi nie. Absonderlich verhandelte sie die Erdäpfel, und verketzerte alle, welche nichts aus der Sache machen wollten, und meinte von ihnen, das seien Kühe mit Brettern vor den Augen, welche meinten, weil es ihren Köpfen nach

ginge im Kanton Bern, so dürfe der Herrgott nicht anders als nach ihrer Geige tanzen, sagte die Beselise. Aber Käthi, obgleich ihre Stauden alle Tage schwärzer wurden, frug den Erdäpfeln wenig nach, glaubte auch, sie würden alle Tage besser, schlügen aus, wüchsen nach, und der Teufel weiß was alles, was die Gelehrten gegen alle Grundsätze in der Pflanzenwelt verbreiteten, und das gläubige Volk gerne glaubte, dieweil es ihm gefiel. Je mehr die Beselise schimpfte über die Verblendung, desto kühler ward Käthi; je mehr die Beselise zu verstehen gab, wenn die armen Leute Hungers krepierten, desto mehr thäte es die Bauern und die Herren an der Regierung lächern, desto eifriger gab Käthi zu verstehen, es gäbe Leute, denen nie was recht sei, und die immer die Leute aufzureizen suchten. Wenn ihnen die Tauben nicht gebraten ins Maul flögen, seien sie nicht zufrieden, und viele seien gekauft, um den Leuten recht angst zu machen, und sehe man doch augenscheinlich, wie es besser würde. So redete unsere gute Käthi, dieweil sie Bäbeli im Kopf hatte, und böse war, daß die Beselise ihr nicht von dem redete, was sie so gerne gehört hätte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Käthi macht einen entschiedenen Fortschritt, beginnt Unterhandlungen, übernimmt eine Gesandtschaft.

Ungsinnet kam ihr der Johannes heim, nicht geheilt, bloß mit dem Troste, er solle nur Geduld haben, es werde schon noch bessern; die Wirkungen eines Bades kämen erst

hintenher, akurat wie das Gras nach einem Regen. Ach, was die gute Käthi für ein Mitleid hatte mit dem Sohne, was er werde ausgestanden haben, wie schlecht er aussehe; aber das dünke sie nichts anders: man lebe da unten so schlecht; sie hätte gehört, da habe man nichts zu essen als abgeschweizte Rüben und gekochte Kohlstrünke. Johannes war wohl, daheim zu sein, rühmte, wie es ihm da unten nicht schlimm ergangen, nicht halb so bös, als die Mutter denke. So in einem Bade kämen gar viele Menschen zusammen, sagte er, von den vornehmsten, wo man finden wolle, daß alles um und um glitzere von Gold und Seide. Aber er hätte nicht geglaubt, daß unter ihnen noch so viel Vernünftige wären, welche sich darum kümmerten, wie es anderen Menschen sei, und die sich nicht für zu vornehm hielten, nachzufragen. Freilich gebe es auch andere, welche sich nur spienzeln möchten, Weibervolk und Männervolk, und gerne einen guten Schick machen möchten mit heiraten. Aber er habe bei sich selbst gedacht, wenn er mal wieder weiben wollte, einmal in einem Bade möchte er keine auflesen (was das Käthi leichtete ums Herz, als sie das hörte!). Da seien sie dahergeflogen und herumgefahren, daß er oft lange nicht gewußt habe, seien es Pfyfolter (Schmetterlinge) oder Schneegänse. Solche hätten sich allerdings armer Leute nicht geachtet und hätten ihre Nase getragen wie ein Wachtelhund, welcher spüre. Aber viele andere hätten mit den armen Leuten gesprochen, sie gefragt, wer, was, wie u. s. w., hätten Räte gegeben, Beschäftigung, Geschenke dieser, jener Art, hätten sich gegen sie benommen, daß man gesehen habe, sie hielten einen auch für Menschen. Er hätte gedacht, da könnte mancher Bauer und noch mehr der halbbatzigen Schreiberlein oder sonst Agenten ein Exempel daran nehmen. Ein alter Herr mit einem grauen

Schnauz (dä Göhl (Narr), meinte Käthi) hätte sich viel mit ihm abgegeben und ihn gebraucht. Da habe er verdient, daß es ihm nicht übel gegangen sei, und ohne Geld er nicht heimkomme, so daß die Mutter sich einstweilen nicht so zu kümmern brauche wegen der Erdäpfel, mit welchen es so schlecht stehe. Johannes war ganz verwundert, als er die Mutter das Ding so halb und halb leichtfertig nehmen sah, sie nicht recht an die Krankheit glauben wollte, meinte, wenn man es recht anfinge, so käme man davon; allweg werde es nicht so übel gehen als voriges Jahr, und wissen thue man nie, ob einem nicht ungesinnet ein guter Schick in die Hände laufe.

Johannes wunderte sich über die Redeweise der Mutter. Er dachte, sie werde sich Zwang anthun seinetwillen, um ihm mit Kummern seine Lage nicht peinlicher zu machen. Er sagte, er sei müde, und ging zu Bette, weil es ihn jammerte, so ohne Aussicht wieder da zu sein. Käthi war's nicht recht, daß der Johannes schon zu Bette wollte; das Bubi schlief, und spät war's nicht. Indessen, Käthi ließ ihn gehen. Käthi war siebenzig Jahr alt, und wußte, daß man nicht einen Müden und Schläfrigen mit Gewalt auf den Beinen halten und vom Bette abhalten muß, wenn man ihm angenehme Eindrücke beibringen und mit Behagen was auseinandersetzen will. Am nächsten Morgen besichtigten sie die Pflanzungen, und es war der Johannes, welcher über das Abdorren der Erdäpfelstauden am meisten jammerte. Das werde bös kommen, sagte er; es sei an allen Orten gleich schlimm, bis in die höchsten Bergthäler hinauf. Er könne daher unmöglich glauben, daß die Ursache am Boden liege oder an der Sorte, oder an einem besonderen Regen, welcher hier oder dort gefallen sei. Man habe im Bade viel davon gesprochen. Einer habe

allen dargehalten, und endlich habe, was er gesagt, am meisten gefallen. Die Sache liege in der Luft, im Winde, habe der gesagt. Sonst sei der Föhn oder Flühluft nicht gegangen im Sommer, sondern im Frühjahr, und da habe er ja den Bäumen immer geschadet. Wenn sie so recht im Saft gewesen, habe er die Blüten getötet, manchmal die Bäume selbst. Dem einen Baum habe er mehr geschadet als dem anderen, manchen ganz übersprungen. Warum, das könne er nicht sagen; entweder bringe der Wind das Gift nur stoß- oder schichtenweise oder die einen Bäume seien nicht im Zuge gestanden oder nicht so im Safte gewesen, daß er ihnen habe schaden können. Gewöhnlich hätte man im Sommer keinen Föhn oder Südwind gehabt, sondern Byse und Regenluft (Ost und West) hätten mit einander abgewechselt. In den beiden letzten Sommern habe man Föhn gehabt und Nordwind, die hätten miteinander abgewechselt. Daher auch die fürchterlichen Regengüsse, wegen der großen Abwechslung von kalt und warm in der Luft, und die unbeständige Witterung überhaupt. Im vorigen Jahre sei bei uns der Föhn erst im September gekommen, wo die Kartoffeln schon Knollen angesetzt hätten, teilweise fast ausgewachsen gewesen seien. Daher hätten die frühen Sorten fast nichts gelitten; man habe viele und große Erdäpfel gefunden, aber viele angesteckte. In diesem Jahre werde es viel böser gehen. Da sei der Föhn früh gegangen, schon anfangs Juli, als die Erdäpfel eben Knollen ansetzten. Daher werde man wenig Erdäpfel finden, und viele ganz kleine, wenn sie nicht vor dem Ausmachen verfaulten im Boden. Gegen diese Krankheit sei nichts zu machen, die komme von unserem Herrgott, nur er könne sie wieder nehmen, und das werde er sicher auch, wenn der Uebermut der Menschen gebrochen sei, und sie die allmächtige

Hand wieder anbeten würden, gegen welche kein Sterblicher was vermöge, und ohne welche kein Sterblicher was wäre. „So hat dieser Herr oft gesprochen, und viele Leute sind dabei gestanden und haben ihm zugehört. Der müsse recht haben, meinten die meisten. Einigen gefiel er auch nicht; sie sagten, das sei ein verfluchter Pfaff oder Aristokrat, der wolle nur das Volk aufreizen und unzufrieden machen; dem sollte man das Reden abstellen. Aber man hat sich ihrer nicht viel geachtet; es dünkte die Leute, über solche Dinge sollte man doch seine Meinung sagen dürfen, und was der Herr sagte, war vernünftig, und bestätigte sich, wo man nachfragte. Und so, Mutter, steht eine schwere Zeit vor uns; weiß Gott, wie es gehen soll den Winter durch, wenn die Erdäpfel wieder fehlen, und mehr noch als im letzten Jahre."

„Du mußt nicht jammern, Johannes," sagte die Mutter, „der alte Gott lebt noch, und hat er bis hierher geholfen, so wird er weiter auch helfen; ungsinnet kann er einen daraus nehmen, wenn man am tiefsten darin ist. Sieh, wir haben schönen Flachs, bsunderbar schönen, man sieht nicht schönern. Morgen wollen wir ihn ziehen, und geht nichts darüber, so giebt das eine schöne Handvoll Geld, daß der Hauszins uns wenig Kummer machen soll. Und dann ist noch was begegnet, während du fort warst. Ich wollte es dir schon gestern erzählen, aber du wolltest zu Bette, du kannst nicht erraten, was." — „Wie sollte ich, Mutter," sagte Johannes. — „Denk," sagte sie, „deine Meisterfrau hat geschickt. Sie hatte nicht gewußt, wie übel es dir gegangen. Die Beselise hat es ihr gesagt. Da sandte sie auf der Stelle eine Jungfrau, mit einem Säcklein voll Sachen und zwei Fünfunddreißiger in einem Papier, denk zwei; ich will sie dir zeigen, wenn wir heimkommen, ich habe sie in den Strumpf gethan. Ich habe

mich schämen müssen gar erschrecklich, daß ich mich so an der Frau versündigt habe, und gemeint, wie das eine wüste und eine böse sei. Du mußt auch im Fehler gewesen sein, Johannes, und geredet haben, was nicht recht war." — „Ja, Mutter," sagte Johannes. „Aber sie hätte witziger sein sollen, und ich wollte nicht, daß es anders gegangen wäre. Ich habe viel gelernt unterdessen, und wäre ich Euch nicht zur Last gewesen, so wollte ich sagen, es sei recht gut gegangen. Es gingen mir hier über manches die Augen auf, was ich sonst wahrscheinlich nicht gesehen hätte. Und wenn es nur Gottes Wille wäre, daß ich wieder verdienen könnte, so wollte ich von Herzen zufrieden sein. Aber jetzt muß gsinnet werden, was ich anfangen soll; so kann das nicht gehen. Wer weiß wie lang es geht, bis ich den Arm wieder ordentlich brauchen kann wie ehedem; doch wahrscheinlich nie mehr."

„Ja, du kommst mir gerade recht, ich wollte noch was mit dir reden; ich habe unterdessen auch gsinnet und gedacht an dich," sagte Käthi und erzählte nun Johannes von der Jungfrau, welche das Geschenk gebracht: wie die ihr so ausnehmend wohl gefallen, von wegen der Hübschi und der Manierlichkeit, und wie sie doch so ehrbar daher gekommen, sie könne gar nicht sagen wie. Das Mädchen habe ein schön Vermögen, fünfzig Thaler, und sie glaube nicht, daß es gelogen; daneben könne man so etwas bestimmt vernehmen. Nun hätte sie gedacht, er solle das Meitschi heiraten, sie glaube, es nehme ihn, und dann das Korben (Körbeflechten) lernen. Fünfzig Thaler seien ein schöner Anfang; wenn sie je so viel gehabt, es wüßte niemand, wie weit sie es damit gebracht hätten. Die Frau könnte ihm helfen, oder aber die Körbe vertragen. Man glaube gar nicht, was da für ein Verdienst sei; Körbe seien allweg die Hauptsache in einer

Haushaltung und im Umsehen sei so ein Korb dahin. Hier sei's der beste Ort für das Korben, hier am Schachen, wo Weiden genug seien; dann könnte er auch die obrigkeitlichen empfangen der Straße nach. Das sei eine Arbeit unterm Dache, welche er vertragen möchte, und schon mancher Korber sei zu Geld gekommen und hätte keinen solchen Anfang gehabt. Und du glaubst gar nicht, was das für ein Meitschi ist; es wollte mir seither gar nicht aus dem Sinn."

„Aber Mutter," meinte Johannes, „wenn das Meitschi ist, wie Ihr sagt, so nennt es mich nicht Herr, das muß ein anderer Kerli sein. Das Korben aber wär nicht das Dümmste, es gefiele mir nicht übel, und ganz unbekannt ist's mir nicht. Ich habe in den langen Wintern gar manchen Korb gemacht, die feinsten nicht, aber sie hielten doch und das ist die Hauptsache; das andere, wenn es sein muß, ist dann bald gelernt." — „Wegem Meitschi habe nicht Kummer," sagte Käthi, „das ist gar nicht wie ein anderes, sondern ganz anders. So den luftigen Ungeheuern von Buben frägt es nichts nach; so einen nimmt das nicht. Gesagt hat es mir's nicht, aber ich habe es ihm angesehen: ein guter und manierlicher Bursche, bei welchem es nicht bös hat, das ist dem gewiß die Hauptsache. Und für Körbe zu vertragen und Besen, wenn es sein müßte, warum nicht, schickte das sich bsunderbar wohl; es könnte die Sache den Leuten anrekommandieren, sie müßten sie nehmen, sie möchten wollen oder nicht. Und wenn das Wetter strub wäre, oder der Weg bös, so wollte ich schon gehen und auch mein Möglichstes thun. Ich weiß Weiber, sie würden gleich niemand mehr einen Besen oder einen Korb abnehmen, als mir." — „Mutter, wenn das Meitschi ist, wie Ihr sagt, so muß das was wurmstichiges sein, sonst hätte es ja längst einen Mann, und wäre nicht mehr Jungfere."

„Gerade solche," sagte Käthi eifrig, „bleiben am längsten ledig; die thun nicht so nötlich, wie wenn es nur heute gut wäre und sonst nie mehr, reißen dem Burschen nicht die Kuttenfecke (Rockschöße) vom Leibe und schleppen ihn heim, wie die Landjäger einen Hausierer. Die wollen auslesen, und es pressiert ihnen nicht; die denken, sie fänden immer noch einen Mann, wenn es sein müßte. So eine Hübsche mit einem solchen Vermögen — denk Johannes! Und vielleicht giebt es noch mehr; einen Deut davon ließ sie fallen." — „Mutter, die nimmt mich nicht," sagte Johannes, „Körbe und Besen tragen thut keine, wenn sie es anders machen kann." — „Körbe und Bese trage ist keine Schande," sagte Käthi unwillig. „Was fragt die übrigens Körb und Bese nach! der Mann ist deren die Hauptsache, glaub's doch, Johannes. Das ist eine ganz andere als die anderen, nicht so ein eitel, gedankenlos Ding, wie man sie sonst hat! Geh selbst und schau's, das ist das Best. Du kannst zu gleicher Zeit der Frau danken für ihre Gutthaten, und wenn es dir gefällt, so redet sie dir noch zbest beim Meitschi." — „Nein Mutter," sagte Johannes, „das mache ich nicht; der Frau darf ich einstweilen noch nicht unter die Augen, mag mich nicht vom andern Gesinde auslachen lassen, und mit dem Meitschi ist es nichts, zähle darauf. Möchte mir keinen Korb holen, daß ich zu allem Unglück noch zum Gespött würde. Aber wenn Ihr meint, es schicke sich, wenn man gehe und der Frau danke, so geht Ihr, ich will gaumen (hüten). Ihr seht dann selbst am besten, wie die Sachen stehn, ohne daß Ihr mit dem Holzschlegel an die Wände zu schlagen braucht."

Johannes wollte nicht den Namen haben; aber der Funke hatte doch gezündet, das Mädchen stach ihm im Kopfe. Wenn alles so war, wie die Mutter sagte, so hätte er wirk-

lich lieber heute angebissen als morgen. Aber er wollte den Schein nicht haben; er hatte es wie hie und da Söhne, welche die Mütter verheiraten möchten. Es ist nämlich sehr kurios: so sehr die Weiber über ihre Männer die Nase rümpfen, ein so großes Verlangen haben sie, Mädchen mit ihren Söhnen glücklich zu machen. Sie müssen entweder denken, ein Mann sei ein Herrenfressen, oder aber aus Teufelssucht den armen Mädchen das Unglück an den Hals hängen wollen, unter welchem sie zu seufzen scheinen. Die gedachten Söhne kommen nämlich den Müttern durchaus nicht heiratslustig vor und die guten Mütter meinen, sie müßten alle Kräfte im Himmel und auf der Erde anwenden, um ihr Söhnelein zu bewegen, sich glücklich machen zu lassen. Sie reden nun und stellen vor und verwerfen die Hände und stützen die Augen und machen Gesichte, als ob sie posaunen oder gar donnern und blitzen möchten. Und das alles wäre gar nicht nötig, denn das Söhnelein ist von ganzem Herzen und allen Kräften bereit zu heiraten, will nichts lieber, als was die Mutter will; aber zeigen will er es nicht; man soll ihn so gleichsam zwingen. Er meint, im Fall der Not könne er dann sagen: Was kann ich dafür, ihr habt es so haben wollen, ihr habt mich gezwungen. Der dumme Kerl, was hat er davon, wenn er schon so sagen kann; lebt er damit desto besser, und ist's ihm wohler dabei, wenn er sein Lebtag denken muß: Du warst ein Esel, daß du dich hast zwingen lassen? Zudem läßt zu solchen Dingen sich gewöhnlich niemand zwingen, der es nicht halbwegs gerne thut, wenn er auch nicht den Namen haben will und selbst vor der eigenen Seele nicht. Die Mutter werde schon reden, dachte Johannes, und wenn es fehle oder ihm allfällig nicht gefalle, so könne ihn niemand hinein ziehen und ihm was anhängen.

Der Mutter dagegen war dieser Gedanke, dieser Plan so in den Kopf gewachsen, daß sie sich wirklich zu der Reise entschloß; man denke! Doch wollte sie ohne Johannesli gehen und nicht an einem Sonntage. Die Tage seien lang, sagte sie. Zeitlich am Morgen sei sie dort, könne vor dem Mittagessen wieder fort, damit die Frau nicht meine, sie komme deswegen; auf dem Wege werde dann wohl ein Teller Suppe zu erhalten sein oder sonst was; es gebe aller Orten gute Leute. Gottlob! Was sonst der guten Mutter schrecklich war, das wurde ihr auf einmal wie jungen Mädchen eine Tanzpartie, welche gewöhnlich nicht warten mögen, bis sie angeht. Man wisse nicht, was es geben könne über Nacht, sagte sie; heute rot, morgen tot, sage das Sprichwort. Was dann eine alte Frau, welche nicht mehr rot sei, zu gewärtigen hätte? Was sein solle, das müsse sein, und wenn es morgen schön Wetter sei, so mache sie sich auf die Beine; aber dem Bubi müsse man nichts sagen, sonst wolle der mit.

Am andern Morgen war es wirklich schön Wetter und Käthi machte sich auf in aller Kühle. Ein arm Weib hat es darin besser als eine reiche Frau; sie hat nicht für so viele zu sorgen, ist zehnmal unabhängiger und freier. Man glaubt es nicht, aber es ist doch so, daß sehr reiche Weiber angebunden sind, nicht zusammengezählt aber doch akurat wie der Haushund, und wenn sie das ganze Jahr durch zu einem freien Tage kommen, so ist es viel; ihre Mägde haben es gar viel besser. Unser Mütterchen beinelte davon, fast wie ein jung Mädchen. Junge, lustige Gedanken sind Flügel; sie tragen alte Beine davon, als ob es junge wären. Und was giebt es in eines Weibes Herz für lustigere Gedanken, als Heiratsgedanken, absonderlich in einem Mutterherz! Wenn so eine Mutter einen Sohn unter eine Haube bringen kann, so

ist's ihr nicht bloß, als habe sie das große Los in der Lotterie gewonnen, sondern als habe sie den Sohn aus dem Rachen des Teufels gerissen und unter sicheres Obdach gebracht. Käthi war des Glaubens voll, fehlen könne es nicht. Das Mädchen, wenn es das sei, wofür sie es ansehe, werde mit beiden Händen nach dem Johannes greifen, dachte sie. Es sei jetzt bloß die Frage, ob nichts am Mädchen zu scheuen sei, und ob es nicht gelogen habe. Sie glaube es nicht; ihr Lebtag hätte sie dann niemand so betrogen; aber man könne doch halt nicht wissen; die Welt sei gar zu schlecht, und das heutige Weibervolk, sie müsse es leider sagen, nicht das Zehntel mehr so viel wert, als wo sie jung gewesen sei.

Aber wie bei der Bäurin einrücken: mit der Thür ins Haus, oder hintenum? Das beschäftigte die gute Käthi stark, denn auf die Manier kommt gar viel an, das wissen die Diplomaten gut und müssen sich manchmal fast den Kopf zerbrechen, um die beste herauszukriegen, besonders wenn sie was Krummes gerade machen sollen. Das erfährt zum Beispiel der eidgenössische Geschäftsträger in Wien, der Effinger, wenn er die Bocksprünge seiner lieben Eidgenossen vor dem Fürsten Metternich entschuldigen muß, daß es eine strenge Sache ist. Der wird, wenn er von einem neuen Bocksprung hört, manchmal mit der Hand über das Gesicht fahren, und dahinter was muckeln, welches ein Diplomat nicht laut sagen darf. Eine große Kunst ist's auch für sie, einander die gröbsten Grobheiten höflich zu sagen, und so, daß man nichts daraus machen, oder die Sache nach zwei Seiten drehen kann. Der englische Gesandte in Spanien war, wie es scheint, darin kein Hexenmeister, und wird aus dem Platz müssen; das macht ihm wegem Lohn einen großen Apropos. Doch excusez und nicht für ungut; von einer alten Käthi auf einen Diplomaten zu kommen, ist wirklich auch ein Bocksprung.

Käthi erwägte die Gedankenreihe sehr, welche sie bei der Bäurin in Worte kleiden wollte. Erst kam natürlich der Dank; dann frug es sich: sollte sie sagen, sie sei expreß gekommen, oder hier durch und habe nicht vorbei können, ohne sich zu künden; sollte sie so hintenum nach dem Mädchen sich erkundigen, oder geradezu die Frau um Rat und Fürsprache ersuchen u. s. w.? Käthi neigte sich zur feinen Manier, zum Hintenum. Käthi kriegte Anfälle von Mucken und dachte, sie wolle schon herauslocken was sie möchte, ohne daß die Bäurin was merke. Indessen war Käthi doch noch nicht zu einem festen Entschluß gekommen, als sie schon am Ziel ihrer Wanderschaft war. Sie traf es sehr gut. Die Bäurin war alleine daheim, besorgte die Haushaltung, rüstete eben Bohnen auf der Bank vor dem Hause. Käthi ward alsbald erkannt, freundlich empfangen und konnte nicht anders als sagen, sie sei expreß gekommen um zu danken. Es hätte sie und den Johannes gedünket, es hätte keine Art, wenn nicht eins von ihnen den Weg unter die Füße nähme, um zu sagen, wie groß ihr Dank sei, und wie das Geschenk viel zu groß gewesen; sie hätte sich verköstigt, daß es über alles Maß gehe. Der Johannes wäre selbst gekommen, aber das Bad hätte ihn angegriffen, und weit laufen dürfe er nicht. Nun erzählte sie von Johannes, wie er sich geändert, und jetzt so gut sei gegen sie, ihr alles thue, was er ihr an den Augen absehen könne; er sei gar nicht mehr der Gleiche. „Und was will er jetzt anfangen?" frug die Frau. — „Das ist eben," sagte Käthi, „was uns Kummer macht, und viel zu sinnen giebt. Es kam mir in Sinn, er sollte das Korben lernen und weiben, und ihm gefällt es auch nicht übel. Korben ist eine gute Profession und er kann sie verrichten, und Körbe sind Sachen, welche man immer braucht; die Frau könnte helfen und die

Körbe vertragen; ich will die Haushaltung machen und pflanzen, und wenn so alles einander hülfe und die Frau Vermögen hätte zum Anfangen, so könnte man es weit bringen." — „So," sagte die Bäurin, „meinst? Habt ihr eine im Spiel?" Ja, da war die Diplomatik aus, das Hintenum und das unvermerkte Ausfragen, und stotternd anfangs rückte Käthi mit der Hauptsache heraus. Eben deretwegen bin ich eigentlich gekommen, darf's aber schier nicht sagen. Ich weiß es wohl, wie es die Meisterleute haben: wenn eins für sie ist, so ist's ihnen z'wider, wenn sie es fort lassen müssen." — „Weiß nit was du meinst," sagte die Frau, und spitzte die Ohren. — „He, so will ich es gerade herausfagen, aber zürn mir doch recht nicht. Das Meitschi, welches die Sache brachte, dein Jungfräuli, hat mir bsunderbar wohl gefallen; so ein manierlichs und ehrbars ist mir lange nicht vor die Augen gekommen; dem sieht man es von weitem an, daß es von rechten Leuten herkommt, und scheint arbeitsam zu sein und anschlägig, und wie es gesagt hat, hat es ein schön Vermögen. Fünfzig Thaler, hat es gesagt, habe es, und vielleicht könne es noch erben, hat es gesagt, aber bestimmt sei es nicht, und ich kann nicht glauben, daß das Meitschi gelogen hat." Da hielt Käthi an, eine Antwort gewärtigend.

Als die gute Frau Käthis Projekt hörte, Bäbeli zur Korberin zu machen und Hausiererin, da hatte sie ein Lachkrampf ergriffen, der sie fast von der Bank aufhob und in einen Husten überging, der sie hochrot im Gesichte machte, daß Käthi lange auf eine Antwort warten mußte; denn allemal, wenn sie ein Wort sagen wollte, kam der Husten wieder. Endlich sagte sie: „Eher mehr als weniger, aber rede nur, es kam mir was in den Hals." — „Besser als

mit dem Johannes kann es das Meitschi nicht machen", fuhr Käthi fort. „Ein Hübscher ist er immer noch, ein Guter dazu, und wenn er einmal was ergriffen hat, so ist er bald darin Meister. Und gut hätte es eine bei uns, hundertmal besser, als so bei einem Schuldenbäuerlein, wo man über das andere Jahr nur den Zins geben kann, und nur halb genug zu essen und ds halb z'viel zu arbeiten hat. Sein Geld brächte die Sach in Gang. Der Gemeinde hat Johannes vier Thaler zu zahlen; zehn brauchte er als Lehrgeld, ein Vierteljahr müßte er doch noch zu einem Meister; mit vier oder fünf Thalern könnte man ein zweiräderig Handwägelein anschaffen, daß das Fraueli die Körbe leichter fort brächte (die Bäurin hustete gräßlich, zum Ersticken); dann blieben immer noch dreißig Thaler übrig, so daß man sich kehren könne und sich nicht zu ängstigen brauche, wenn man nicht alle Tage alle Körbe verkauft hätte. Sie sei gut dafür: wenn Gott sie gesund ließe, so gehe nicht manch Jahr vorbei, so hätten sie ein Vermögen beisammen, sie gäben es nicht um hundert Thaler. Aber Johannes sage, das Geld sei gut, aber nicht alles, und wenn's ein Mädchen sei, wie ich sage, so sei vielleicht was Wurmstichiges da, sonst hätte es bereits einen Mann. Ich habe ihm gesagt, gerade solche Meitschi blieben am längsten ledig, weil sie nicht so nötlich thäten und ohne alles Bedenken jedem Mannbein nachspringen. Aber er sei wunderlich darin, und sie könne es ihm nicht übel nehmen; gebrannte Kinder fürchteten das Feuer. Da habe sie gedacht, die Bäurin könnte am besten darüber Auskunft geben; wenn was Schlechtes an ihm wäre, so hätte die das Meitschi sicher nicht ins Haus genommen.

„Was das betrifft", sagte die Bäurin in Absätzen, „so hat's da nicht Kummer; wenn alle so wären, so müßte

das nichtsnutzige Männervolk sich bessern oder hängen, eins von beiden." — „He nun so dann", sagte Käthi, „ich dachte es doch; es gefiel mir nicht bald ein Weibervölkli besser als das. Ich muß fragen: wäre es erlaubt mit ihm zu reden? Ich mag nicht warten bis ich die Sache richtig habe; dann will ich gerne sterben." Die Bäurin hustete wieder, doch nicht ganz in gleichem Tone; dann sagte sie: „Es ist mir leid, heute giebt es sich nicht; ich habe das Meitschi fortgesandt, mir was zu verrichten; es kommt erst spät abends wieder, und das wird dir zu lange gehen, um zu warten. Aber wenn du willst, so will ich mit ihm reden, und kann dann Bescheid machen. Allweg wird es den Johannes erst sehen wollen; so die Katz im Sack wird ein Meitschi wie Bäbeli und mit fünfzig Thalern Vermögen (da kam der Frau das Husten wieder an) nicht kaufen wollen." — „Das wird sein", sagte Käthi, „aber was meinst du, nimmt es ihn, oder hat's vielleicht schon einen andern? Ich hätte es nicht meinen sollen, so wie es gethan." — „Ja, sagte die Bäurin, „da hast du zu viel gefragt. Du weißt, solche Meitscheni sagen es nicht zu allererst der Meisterfrau, wenn sie einen haben; gemerkt habe ich nichts. Im Gegenteil, es thut, als wenn ihm Sterben und Heiraten auf eins herauskäme. Aber du weißt, gerade solchen ist am wenigsten zu trauen, und wenn ihnen der Rechte vor die Augen kommt, so haut es sie wie die Fliegen." — „Wegem selben hast recht; man kann sich oft gar nicht auf sie verstehen. Aber es wäre mir an der Sache grausam gelegen, und wenn du ein gut Wort einlegen kannst, so mach's doch recht; du weißt ja, mit einem guten Worte kann man oft viel machen, und wenn du z'best redst, so thut's das Meitschi." — „Weiß nit, weiß nit", sagte die Bäurin, „Meitscheni thun oft das am liebsten, was man

ihnen am meisten wehrt; haben es von der Eva gesogen, und in solche Sachen mische ich mich nicht gerne. Geht's nicht gut, muß man schuld daran sein; da kommen sie mit Heulen und Zähneklappern: Hättest mir's gewehrt, hättest mir's gewehrt; du hättest es sinnen können, wie es gehen konnte; so einem junge Meitschi, wie ich war, ist nicht zuzumuten, daß es es sinnete; für was sind sonst die Alten auf der Welt! Das ist der Dank, den man hat, wenn es bös geht, und geht's gut, so sagen sie: J, es geht gut, habe appart nichts zu klagen; aber es ist auch nicht eine zehn Stunden in der Runde, die thut, was ich, und er ist auch nicht der Dümmste und daneben ein guter Lappi. Es wäre dumm gewesen von dir, wenn du uns abgeraten hättest. — Einreden will ich darum nicht. Aber reden will ich mit dem Meitschi, wenn's heimkommt. Es kann sich die Sache überschlagen, und wenn es weiß, was es will, so soll es dir Bescheid machen. Aber so geschwind geht es nicht, darauf zähle. Habe also nicht Langeweile und denke, ich habe es dir versprochen, daß du es vernehmen solleſt."

„Wie du meinst", sagte Käthi, „und Dank sollst du haben für den guten Bescheid. Aber pressieren thäte es mir doch, von wegen wenn Johannes das Korben lernen will, so sollte er diesen Herbst daran hin. Du weißt, das Korben geht im Herbst am besten, es kostet auch am wenigsten Lehrlohn." — „Wie gesagt", sagte die Bäurin, „du sollst Bescheid haben; aber gar zu nötlich darf man dem Mädchen doch auch nicht thun; es faßt sonst Verdacht und meint, es sei was Besonderes dahinter." — „Hast wohl recht", sagte Käthi, „aber kannst ihm ja sagen, was es sei, und vorstellen, wie gut es es haben werde. Wenn's bös Wetter sei oder ihm sonst nicht anständig, so wolle ich mit den Körben fahren.

und kannst ihm sagen, so für zu hausieren und den Leuten was zu verkaufen schicke sich niemand besser als es. So ein manierlich, anständig Weibervölkli, wie es, verkaufe bs halb mehr als ein anderes. Und dann sei es nicht, daß man meinen werde, es solle nichts brauchen, und daß man ihm das Geld so exakt nachzählen und meinen werde, es solle alles beim Kreuzer heimbringen. O nein, wenn ihns was gelüste: für einen halben Batzen Suppe und sonst noch was um einen halben Batzen, oder sei es auch um einen ganzen, so werde ganz sicherlich kein Mensch was dagegen haben. Es könne sicher brauchen, was es ertragen möge, und was ihm wohl mache." — Das sei alles gut, sagte die Frau, und sie wolle es ausrichten, und möglich sei es, daß dem Meitschi die Sache gefalle; daneben wisse sie es nicht, und zu stark dareinmischen thue sie sich nicht; Käthi hätte gehört, warum. „He ja", sagte Käthi, „aber mit einem Worte kann man manchmal sehr viel machen." — „Allweg", sagte die Bäurin, „aber komme jetzt hinein, du wirst hungrig und durstig sein und halte es nicht für ungut, daß ich dich nicht früher kommen hieß; aber ich mußte fertig machen." Wie Käthi sich sträubte, die Bäurin blieb Meister und bewirtete Käthi brav, doch mit einem gewissen Wesen, welches eben nicht langes Säumen zuließ, und welches, wo es sich zeigt, immer sehr fühlbar wird.

Als sie abgegessen hatte, konnte Käthi nicht anders als Abschied nehmen und die Frau hielt sie nicht. Es wurmte Käthi zwar etwas, zu gehen, ehe das Volk vom Felde kam; denn das übliche Mißtrauen wollte sich in ihr regen, das Mädchen könnte doch daheim sein, die Bäurin sie nur abschüsseln wollen, damit sie nicht zusammenkämen. Beinahe wäre sie hinterm nächsten Zaune liegen geblieben und hätte

gelauert, bis das Volk zum Essen kam. Käthi jedoch that es nicht, und wenn sie es gethan hätte, so würde sie wirklich gesehen haben, daß das Meitschi nicht da war, die Frau insoweit die Wahrheit geredet hatte.

Als Käthi fort war, wußte die Bäurin wirklich nicht, sollte sie lachen oder weinen; denn gar zu merkwürdig kam ihr die Sache vor. Sie dachte an das Sprichwort, daß, wenn es geordnet sei, daß zwei zusammenkommen, weder Berg noch Thal, weder Mensch noch Teufel es hindern könnten. Es sei vom Meitschi eine strenge Sache, zu meinen, es müsse ein halb lahm Knechtlein haben, welches es nur einmal gesehen habe. Es sei wohl wahr, etwas sei es an dessen Unglück schuld. Aber wenn alle Meitscheni so zarte Gewissen hätten, und meinten, sie müßten alles Unglück gut machen, welches sie anrichteten, der Kuckuck wüßte, wie es ginge. Viele würden um ihren Verstand kommen, und die andern sich wohl gar an dem eigenen Leben vergreifen. So bloßes Erbarmen habe ich bei Meitscheni selten gesehen, im Gegenteil, viele haben die größte Freude daran, wenn sie recht viel Unglück anrichten können, und thuen, als ob sie ganz frisch dem Teufel vom Karren gefallen wären. Aber wenn die Liebe ins Erbarmen kommt, dann wird dasselbe grausam groß, hab's schon erfahren, und so wird's bei Bäbeli sein. Das Meitschi hat bös, lieb hat's niemand, niemand gönnt ihm was, am wenigsten einen Mann; hätten es am liebsten im Kirchhof und sein Geld im Sack. Und wenn einer von weitem dem Hause nahe kommt, so wird er geplagt, in den Brunnen geworfen oder in's Mistloch, so daß das Meitschi ganz verlassen ist, und dazu ist der Bruder noch sein Vormund. Natürlich ist, daß ein Meitschi lieber heiraten will als eingemetzget werden, und er wird ihm gefallen haben, als es mit

ihm tanzte; er wird ihm anständig und manierlich gewesen sein, und von ihm wäre es schon selbmal nicht gelaufen, wenn es nicht angst gehabt hätte vor dem Bruder oder dessen Weib, dem Hagels Strohstuhl. Jetzt möchte es ihn; könnte es doch dann mit seinem Gelde machen was es wollte, hätte es deswegen dann doch jemand lieb, während man es jetzt deswegen haßt und verfolgt, und zwischen lieb haben und verfolgen ist doch allweg ein großer Unterschied. So viel könne sie dem Meitschi nicht dawider haben; fange es nicht auf diesem Wege an, so komme es zu keinem Manne. Es wäre möglich, wenn sie in ähnlichem Falle gewesen wäre, sie hätte es längst so gemacht. Was Teufels hätte man am Ende von der Vornehmheit, wenn man nur halb genug zu essen hätte und alles mit Mißgunst gesalzen und Uebelwollen gepfeffert! Aber das alt Mutterli, das hätte sie fast versprengt; sie habe gemeint, es müsse sein. Da ist das alte siebenzigjährige Fraueli von der Narrheit noch nicht geheilt, daß im Heiraten alles Glück liege! Hat bös gehabt sein Lebtag wegem Heiraten und, weil auch der Sohn geheiratet, den Angstkarren gezogen mehr als vierzig Jahre, und nun kommt's zum drittenmal, läuft in der Welt herum, und für alle Gewalt soll es wieder geheiratet sein und gekorbet und gehausiert und für einen halben Batzen Suppe und für einen halben Batzen sonst noch was! Wohl, das Bäbeli wird etwas erfahren, wenn es mit Körben hausieren soll! Z'tod schlüge es der Bruder, das ist nur zu richtig. Aber wie die Alte das sich ausgedacht hat und ausgespitzt: wenn es nichts daraus geben würde, ich glaube die rührte der Schlag. Nun, Korben ist nicht nötig, wenn es was aus der Sache giebt; die Sache läßt sich anders machen. Groß ist das Vermögen nicht, aber wenn beide gutthun, so kriegen sie schönen Han-

del bei einer Arbeit, ihrem Stande und ihren Kräften gemäß, ohne Korben und Hausieren, deren ich übrigens keines verachte.

Aber, was machen jetzt? Nichts, denk' ich, sagte die Frau. Steckt das Ding dem Meitschi noch im Kopf, war es nicht bloß so ein Wind, der vorüberweht, so kommt es zu mir und möchte was vernehmen. Freilich wird es nicht sagen, es komme deswegen; es wird wegen Blumen kommen oder einem Muster zu irgend was, oder einer Person nachfragen, die weder im Himmel noch auf der Erde ist, an welche es dergleichen Dinge zu verrichten hätte. Kurz, es wird kommen, und dann kann man weiter sehen, und wenn's nicht kommt, he nun, so ist die Sache vorbei, wie's öfters der Fall ist. So kalkulierte die Bäurin. Uns kommt dieser Kalkul nicht dumm vor, vielmehr zehnmal gescheiter, als der Kalkul von Hungerleidern, mögen sie nun künstliche Hochzeiten oder künstliche Revolutionen machen. Es ist und bleibt immer eine verruchte und verfluchte Sache, wenn man Leben und Lebensglück von vernünftigen Geschöpfen aufs Spiel setzt, um einem Tier Speise und Trank zu verschaffen.

Käthi hatte nicht daran gedacht, so früh wieder heimzugehen. Sie hatte nichts anderes geglaubt, als das Mädchen anzutreffen, die Sache mit demselben richtig zu machen, was ja leicht bis auf den Abend dauern könnte, wenn auch an einem andern Orte als bei der Bäurin; dann hätte es am liebsten das Mädchen gleich wieder mit sich heim genommen. Jetzt war Käthi fast wie sturm, wußte nicht recht, welchen Weg, hätte sich gerne irgendwo gesäumt, noch was ausgekundschaftet über der Bäurin Jungfrauen. Aber die gute Käthi war zum Kundschafter so wenig als zum Diplomaten auserkoren; zudem sorgte Gott, daß sie auch nicht in die geringste

Versuchung geführt wurde; denn auf der ganzen Straße regte sich nichts lebendiges, weder Mann noch Maus; selbst die Spatzen ließen den Abfall auf der Straße unbeachtet und machten es sich behaglich im grünen Zaun.

Käthi ward recht ärgerlich und hätte für ihr Lebtag gerne wie sie gethan, sich an ein schattiges Plätzchen hingesetzt und ein gut Schläfchen gehalten. Allein sie getraute sich nicht an der Straße und noch weniger in des Waldes tiefen Gründen zu schlafen. An der Straße konnte sie überfahren, von Zigeunern gestohlen werden; im Walde konnten Räuber, Schlangen, Leoparden kommen. Alle Geschichten, welche sie je gehört, wie es schlafenden Reisenden ergangen, fielen ihr ein, vertrieben ihr den Schlaf gründlich und machten ihr rasche Beine; denn es fielen ihr auch Geschichten ein, wo Reisende, welche nicht schlafen wollten, endlich wachend gefangen oder gefressen wurden. Das waren ganz andere Gedanken, als sie gehabt beim Hingehen. Es ist aber auch sehr merkwürdig, wie die Seele zu jeder Tageszeit Neigung zu anderen Gedanken hat; sie hat es fast wie die Erde, welche zu jeder Tageszeit eine andere Färbung hat: eine andere am Morgen, eine andere am Mittag, eine andere am Abend, Nebel und Regen, Winter und Sommer nicht einmal gerechnet.

Dem Johannes kam das Benehmen der Bäurin merkwürdig vor; er wurde mißtrauischer als die Mutter. Dahinter stecke was, sagte er. Die Jungfrauen schicke sie nicht so mir nichts dir nichts an Werktagen fort, und wenn sie nicht gefürchtet hätte, die Mutter käme mit dem Mädchen zusammen, sie hätte sie nicht bald um Mittag weggehen lassen; dies sei sonst auch nicht ihr Brauch.

Tag um Tag verging und Tag um Tag gingen die Ansichten der Mutter und des Sohnes weiter auseinander.

Der Sohn behauptete immer bestimmter, die Bäurin hielte sie zum besten und wolle nichts von der Sache, vielleicht habe sie mit dem Mädchen nicht einmal davon gesprochen. Die Mutter dagegen behauptete immer bestimmter: wenn nichts wäre, so hätte die Frau was sagen lassen und hielte sie nicht so hin, und weil sie nichts sagen ließe, so werde jemand kommen und guten Bericht bringen; aber einen so weiten Weg zu machen, schicke sich einem nicht alle Tage. So kann man halt die gleiche Sache nicht nur ungleich ansehen, sondern das Gegenteil daraus schließen. Endlich wurden sie einig, bis zum nächsten Sonntag zu warten; wenn dann niemand komme, so müsse etwas geschehen. Was? darüber sprachen sie sich noch nicht aus. Am nächsten Sonntag kam jemand, aber nicht Bäbeli, sondern eine ganz andere.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Emme bricht los, begräbt, was Käthi hoffte und hatte.

Es war regnerisch Wetter gewesen die Woche über; heiße Winde hatten geweht vom Weltschland her; schwärzer waren die Kartoffelfelder geworden; an manchem Orte sah man die Stauden kaum mehr, während grünes Unkraut lustig wucherte, die Kräfte des Bodens in Anspruch nahm, welche durch keine gute Pflanze mehr verzehrt wurden. Da hätten viele ein Exempel daran nehmen können; denn akurat wie auf dem Feldacker geht es auf dem Seelenacker: die inwohnende Kraft will gebären, treiben, schaffen; liegt nun nichts Gutes da,

welches die Kräfte anzieht und verbraucht, so schaffen die was Böses und lassen Unkraut lustig wachsen, Disteln und Dornen. Solche verwilderte Äcker, und unbemerkt verwildert, laufen millionenweise in der Welt herum. Es ist, wie der Heiland mit andern Worten sagt: Wenn der böse Geist ausgetrieben wird und man läßt das Haus leer stehen, so kehrt der böse Geist mit sieben andern wieder, und der Zustand wird siebenmal ärger als er zuvor gewesen ist. An den schwarzen, abgestorbenen Kartoffelstauden und dem grünen Unkraut könnten Millionen ihr Herz wie in einem Spiegel sehen und Exempel nehmen. Aber wir leben halt in einem Zeitalter, wo niemand mehr Exempel nehmen, aber jeder Bube, der noch nicht trocken hinter den Ohren ist, dem höchstens ein Schnauz gewachsen ist, ein Exempel für andere sein will, d. h. in einem Zeitalter, welches die Geschichte verachtet, aus der Vergangenheit keine Lehren mehr ziehen will, sondern jeder Tropf meint, bei ihm solle die Geschichte erst anfangen, er sei der erste Mensch, der erste wahre Kulturstöffel!

Dabei ward es den Menschen doch bang, trotz den Versicherungen der Landjäger; denn das sah man, daß diese an der Krankheit nichts machen, auch nicht eine einzige Staude wieder grün machen konnten; ja selbst Leute von sogenannter guter Gesinnung, d. h. dem Radikalismus blind ergeben, konnten nicht umhin, zu bekennen, es sei wirklich was an der Sache, die Erdäpfel würden nicht geraten wie andere Jahre; aber man solle doch nicht etwa so dumm sein zu glauben, das seien Strafgerichte Gottes; daran mache der so wenig als die Landjäger; das sei halt in der Natur, und wenn es nicht mehr in der Natur sei, so werde es schon bessern. Indessen glaubten dies doch nicht alle Leute, und viele hielten an dem Glauben fest, daß alles, kleines und großes, nicht von un-

gefähr oder von der Natur, sondern durch Gottes väterliche Hand uns zukomme. Diese suchten den Gott, von dem alles kommt, baten, daß der Kelch an ihnen vorübergehen, doch, wenn es nicht sein Wille sei, derselbe ihnen zum Heil der Seele dienen möchte.

Dieses Sinnes war auch unsere Käthi, und Johannes begann mehr und mehr in der Mutter Sinnesweise Trost, Ruhe und Kraft zu finden. Wenn früher was geschah, wallte der Zorn in ihm auf, er fluchte über die Menschen, faßte böse Anschläge, fluchte über die bestehende Ordnung, und wenn er auch noch nicht Gott verleugnete, so schimpfte er doch die Religion Pfaffengeschwätz und nannte sie den Ring, den man den armen Leuten durch die Nase ziehe. Er begriff halt nicht, daß sie der Ring in des Sünders Nase ist, das Schwert, das über den alten Menschen geschwungen ist. Er hatte es wie Tausende, die wollüstig, faul, neidisch, diebisch, hoffärtig, eitler Ehre begierig und weiß der Gugger was alles noch sind, und arm obendrein. Nun schwingt das Christentum sein feurig Schwert gegen die Wollust, den Neid, die Diebslust, die Faulheit, setzt Damm und Schranken ihnen entgegen. Nun schreien sie mörderlich, nicht daß sie diebisch, neidisch ꝛc. seien, sondern arm, arm, und auf dem Armen sei alles, und nur gegen die Armen das Evangelium gekehrt, während es doch nur gegen den alten Menschen ist, und eine fröhliche Botschaft gerade für den Armen. Aber damit eben legen sie Zeugnis ab, daß sie weder kennen, was in ihnen sich reget, noch kennen, was das Evangelium ist und will; daß in ihnen nur das Tier lebendig geworden ist, das Tier, das reden, schreiben und lästern thut und wegläſtern möchte, was Gott zum Heil der Menschen gethan, welche nicht bloß dem Fleische leben, sondern dem Geiste. Der Arme, der der Lust des Fleisches sich ent-

rungen, den alten Menschen erkannt hat, und ihn töten möchte, der erkennt im Evangelium das Heil für die Armen, die Kraft, welche selig macht, welche töten hilft den alten Menschen mit seiner Wollust, seinem Neid, seinem Raubsinn, und lebendig macht den neuen Menschen, der da nach Gott geschaffen ist in wahrer Gerechtigkeit und Heiligkeit.

Ein solcher Armer findet darin Trost in der Not, Ruhe für die Seele und den Frieden, der über allen Verstand geht, und weit, weit über das Glück, welches Reichtum giebt oder Macht der Welt. Diesem Evangelium hatte Käthi es zu verdanken, daß sie aufrecht blieb in allen Stürmen des Lebens, daß sie trotz aller Not glücklicher war als Millionen, die in aller Fülle sich wälzen, glänzen in der Pracht der Welt. Diesem Evangelium wandte Johannes unwillkürlich sich zu, und dasselbe verzehrte ihm das Gift, den Neid und den Zorn und das Ungenügen, wie die Sonne den Schnee verzehrt und den Nebel.

So ging auch Johannes wiederum zur Kirche, was ihm um so leichter ward, da es hier niemand auffiel, weil niemand wußte, wie lange er an andern Orten in keiner Kirche gewesen war. So war er auch den 23. August mit der Mutter zur Kirche gegangen, während Johannesli bei Andrese Anne Bäbi blieb, welche ihn mit Haselnüssen geködert hatte. Während der Predigt ward Unruhe in der Kirche, Gepolter auf dem obersten Chor. Man wußte nicht, was es war, achtete sich jedoch dessen nicht besonders; so ganz ungewohnt war ein Lärm von dort her nicht.

Als die Predigt zu Ende war, die Thüren geöffnet wurden, scholl den Heraustretenden ein gewaltiges Brausen entgegen; sie sahen alsbald die Emme hoch aufgeschwollen in ihrer grimmigsten Wut das Thal herniederrollen mit ge-

waltigem Schnauben und Brüllen, die Ufer überflutend, bereits über die Dämme schlagend. Man hatte hie und da von einer zu erwartenden Wassergröße gesprochen; man hatte auf trockenem Lande Kröten, Blindschleichen, Molche gefunden, sonstige Anwohner der Emme; man hatte den alten Ritter von Brandis mehrere Nächte durch an der Emme schwellen hören; man hatte das Bett der Emme hinauf das Gerassel eines schwer beladenen Wagens gehört am hellen Tage, und als man nachsah, war kein lebendig Wesen auf dem Emmengrund zu sehen, so weit man ihn überblicken konnte; aber jetzt hatte man an das Anschwellen nicht gedacht. Es hatte wohl geregnet im flächern Lande, über die niedern Hügel, doch nicht überschwenglich, Furcht erregend. Aber es war wie im Jahre 1837 bei der großen Wassernot. Eine Masse Dünste hatte sich gesammelt in den Bergen und Thälern; schwer geschwängert hatten sie nicht Kraft, sich zu erheben über die Berge, und die Berge wollten sich nicht beugen vor luftigem Gewölke, dem vergänglichen Gesindel, das heute tobt, morgen zu Kot geworden machtlos liegt, um bald sich zu verflüchtigen. Da brach die Wolkenburg; maßlos strömte die Flut über die Bergwände, füllte die höchsten Thäler und stürzte mit der Wut eines Bergsees, der tausendjährige Wände gebrochen, ins tiefere Land, verwüstend, wie vor Zeiten ein wild Tartarenheer, das aus des Morgenlandes geheimnisvollem Schoße daherbrauste wie auf des Sturmes Fittigen, einem ungeheuren Feuerbrande gleich zerstörend durch die Länder flammte.

Erstarret standen die Menschen auf dem über der Emme gelegenen Kirchhofe und schauten in die Wut der Wasser. Wellen, hoch wie kleine Häuser, wie man sie nie gesehen, warf die Emme stellenweise auf, fegte Holz und Bäume an ihren Ufern weg, warf sie wütend an Brücken und Schwellen,

warf sich über die Dämme, brach sie stellenweise, flutete weit hin über das wohlbebaute Land, besuchte die alten Gründe wieder, in denen sie sich vor viel hundert Jahren ergossen hatte, in denen sie wahrscheinlich alle Jahre zur Abwechselung einigemal spazieren gegangen war.

Käthi ward sterbensangst. Jenseits der Emme war Johannesli; die morsche Brücke bebte im wilden Wogensturme; jenseits der Brücke schlugen einzelne Wellen bereits über die Straße. So rasch sie konnte, eilte sie trotz allem Mahnen über die zitternde Brücke; aber schon war die Straße mit Wasser bedeckt und jeden Augenblick drohte ein Einbruch und der ganzen Emme donnernde Flut. Käthi achtete auf das Wasser nicht, obgleich niemand wußte, wie tief es war. Da ereilte sie Johannes und wollte ihr zureden, diesseits zu bleiben, er wolle alleine gehen. Aber um keinen Preis wollte die Alte sich dazu verstehn. Da lud Johannes sie auf seinen Rücken und trug sie durch das Wasser. Aber schon konnten sie nicht mehr den nächsten Weg zu ihrem Häuschen gehn; auf einem großen Umweg gelangten sie dazu, und nicht, ohne daß Johannes die Mutter noch einmal auf den Rücken nahm. Trocken stand noch die Hütte, aber o Himmel! die Emme lief über ihren Flachs, welcher auf der Roße lag. (Im Bernbiet wird der Flachs nicht im Wasser geroßet, sondern mehrere Wochen auf einer Wiese ausgebreitet und fleißig gekehrt, bis das sogenannte Linti vom Stengel läßt.) Nun ist nichts schädlicher, als das trübe Emmenwasser, wenn es über den Flachs kommt; zudem, wie leicht es anläuft, spült es ihn weg, und im Gehölze und auf Bäumen kann man einzelne Stengel wiederfinden, natürlich ein schmerzlich Wiedersehen. Käthi schrie laut auf, warf die Hände über dem Kopf zusammen und wollte ins Wasser; ihr Hab und Gut war ja darin. „Nit, nit," sagte Johannes,

„Ihr könnt doch nichts machen; laßt mich einen Rechen nehmen, stellt Euch hier an den Rand und nehmt mir ab, was ich fischen kann.“ Aber wenig war es, denn höher und höher schwoll das Wasser, stieg dem Johannes von den Knöcheln bis an die Kniee, spülte Käthi um die Füße, stieg über die Schuhe. Da brauste es im Busche und als ob ein wilder Drache breche durch das Gebüsch, krachte es und schoß heran; es war die Emme, welche den Damm durchbrochen. Hoch auf schrie Käthi: „Johannes spring, spring!“ Springen konnte Johannes nicht, aber mächtig brach er zu rechter Zeit noch mit Hülfe des Rechens durch das wütende Wasser und frühe genug noch, um die in Schreck erstarrte Käthi auf die Arme zu nehmen und dem Häuschen zuzutragen, welches, eine kleine Insel, mitten in dem flutenden Gewässer stand.

Dort setzte Johannes die Mutter ab und schaute aus, wo hinaus sich weiter retten; aber rundum war Wasser, Wasser, das nicht bloß über dem Boden stille sich gelagert, sondern strömendes, Wellen werfendes Wasser. Der Emme Wasser ist ein fressend, grabend Wasser; wo es in Strömung kommt, entstehen Löcher und Gräben; leicht verliert den festen Stand und wird verschlungen, wer hinein sich wagt. Johannes sah, daß sie im Häuschen selbst noch am sichersten seien. Es war Tag und also sichtbar, wo das Wasser am gefährlichsten andrang. Aber Wassernot in schwarzer Mitternacht, wo man den Donner der Wogen hört, das schauerliche, geheimnisvolle Plätschern näher und näher kommt, der Boden lose wird unter den Füßen, Wellenschaum das Gesicht bedeckt, auf einmal man gehoben wird wie von unsichtbaren Armen und dahingespült wie ein Blatt, welches ins Wasser gefallen, das ist schrecklich! Johannes sah, daß die Strömung im Grunde war, der Zug nicht gegen die Hütte ging, das Wasser

da nur schwebte und der Ueberfluß über die Höhe gespült ward, aber einstweilen nicht gefährlich, bloß daß man naß ward und Kummer und Angst ausstehen mußte. Das Wasser stieg noch immer und wenn die Strömung stockte, indem Holz sich stauchte, oder ein untergrabener Baum querüber fiel, oder das Wasser in lockerer Erde Löcher und Graben grub, so war die Gefahr groß und Hülfsmittel hatte Johannes keine, als höchstens ausgehobene Thüren und Bettgestelle, den Drang des Stromes beiseite zu lenken. Er stand Wache vor dem Häuschen. Drinnen wimmerte und betete Käthi, redete zum Schiebfensterchen hinaus mit dem Sohne; die Hühner standen auf dem Tische, der Kleine kniete auf der Bank und ergötzte sich an den Trümmern aller Art, welche auf dem Wasser trieben. Der arme Kleine begriff die Gefahr nicht und jubelte über die Fische, welche nach abgelaufenen Wassern zu fangen sein würden. So hat's mancher Junge, beschwört den Sturm herauf und freut sich auf die Fische, welche er im Trüben zu fischen hofft und bedenkt nicht, daß der Sturm ihn verschlingen könnte. Der Sage nach beschwor mancher dumme Junge den Teufel herauf und zum Dank nahm ihn alsbald der Teufel.

Es war ein trüb, grausig Harren auf der umfluteten Insel für Leute, welche so etwas nicht erlebt. Für Leute in Friesland drunten, für Schiffer, welche schon auf einem Brette sich im Meere herumgetrieben, hätte die Lage nichts besonderes gehabt, aber für Leute, ans Trockene gewohnt und höchstens an der Emme Gebrüll, nicht an ihre Wellen über der Höhe hinein, auf welcher das Häuschen stand, war es etwas anderes. Trüb hingen die Wolken auf die Erde herein; über die Erde flutete graugelb das ausgebrochene Gewässer und hinterm Busch brüllte noch mit

voller Stimme der gewaltige Strom. Zwischen Wolken und Wasser, auf den Rändern der Hügel sah man Menschen stehen, welche schauten in den Graus der Wogen, bedeckt mit Holz und Bäumen, mit Trümmern von Schwellen und Häusern. Aber diese Menschen konnten nicht helfen, konnten nur schauen und schreien, wenn sie untergingen; denn Stunden in der Runde herum war kein Kahn. Kein Wind ging; es regnete leise; man hörte nichts als das Rauschen der ausgebrochenen Wasser, das Donnern des Stromes und manchmal war's, als sehe man über den Busch hin der ungeheuern Wellen eine ihr graugelb Haupt erheben, als wolle sie sehen, ob jenseits des Busches noch was zu zerstören sei. Und höher schwoll noch immer das Wasser, spülte durch die Küche hin; bald hier, bald dort brandete es, schien das Wasser Wirbel ziehn, graben zu wollen, die Strömung sich zu verändern. Es war als ob unter dem Häuschen im Grunde keine Tiefe mehr sei, die Flut dem Hause zu über die Wiese hin dem westlichen Emmenrande zu getrieben werde. Und Johannes war da alleine, that was er konnte; hinter ihm wimmerte Käthi und schloß das Bubi in die Arme, damit dasselbe, wenn es gestorben sein müsse, nicht so allein sterbe, sondern mit dem Großmüetti zum Tode entschlafe, so wie es auch im Leben in dessen Armen geschlafen.

Wenn ein Löwe dahertrabt mit donnerndem Brummen, sich duckt und in wildem Satze auf den Wanderer einspringt, da zuckt wohl der Schreck, einem Blitzstrahl gleich, durch dessen Glieder, und ehe die Gedanken ihm kommen, hat er den Tod gefunden. Wenn vor dem Wanderer aus hohem Grase eine mächtige Schlange ihr Haupt erhebt, weit auseinander die Kinnladen klaffen, über ihnen ein grün Augenpaar glüht, dann erstarrt derselbe auch; kalt wird das Blut,

kalt steht der Schweiß auf der Stirne, langsam hebt sich die Schlange höher, langsam schleift sie den langen Leib durchs hohe Gras, ringelt sich dann kalt und eng an ihm herauf, legt eng sich um seinen Hals, ringelt sich hinunter, zieht enger und enger ihre Ringe; es schwellt der Kopf auf, es knackt Knochen um Knochen, es endet der Atem, es bricht der tote Leib zusammen, und langsam sah der Wanderer die Schlange kommen, fühlte wie sie sich ringelte an ihm herauf, fühlte wie sie legte den kalten Leib um seinen Hals, fühlte wie sie sich hinunter schlang, ihre Ringe enger zog, fühlte alles langsam, eins nach dem andern, konnte denken, konnte rechnen, konnte mit den Gedanken den letzten Atemzug begleiten — Mensch, was meinst du, was willst du lieber, durch einen Löwen sterben oder durch eine Schlange?

Wenn in der Blitze Glut der Himmel brennt, im Donner des Himmels die Erde bebt, von den Bergen die Bäche strömen, die Brunnen der Tiefe aufbrechen, der Sturm die Wälder bricht, die Häuser umwirft, die Elemente ihre Fesseln brechen, wütend aufeinander sich stürzen, ineinander sich mischen, und mitten drinnen steht der Mensch, vor ihm gähnt der Tod, erstarrt ist er schreckensvoll; aber es ist der Rachen des Löwen, der ihm entgegen gähnt. Aber wenn grau der Himmel ist, tief die Nebel hängen, der Regen leise fällt, die Wasser langsam steigen, höher die grauen Wellen ihre Häupter heben, höher ihren Schaum spritzen, näher und näher rollen, kalt um die Füße spülen, höher und höher plätschern, in engeren Ringen ums Häuschen branden, Stück um Stück bricht, endlich das Ganze in einer wilden Woge begraben wird, gleicht das nicht dem Schlangentode, dem langsamen und greulichen?

Dieser Tod schien den Armen näher und näher zu schleichen; denn immer höher spülten die Wellen, immer näher

dem Häuschen wurde der Zug des Wassers gedrängt. Johannes hatte die Hausthür entgegengesperrt, sie wurde weggerissen; einen alten Schweinstrog rammelte er ein, es drohte ihm das gleiche Schicksal. Stunde um Stunde war verronnen langsam in grausamer Angst; der Himmel war so trübe, daß es Nacht werden zu wollen schien. Offenbar mußte der Abend nahen, und wenn noch immer die Wogen stiegen, so war es ihr letzter Abend auf Erden und nach dem Abend kam die Nacht, nach welcher der Morgen nicht mehr anbricht auf Erden. Da schien es Johannes, als schwanke der Schweinstrog nicht mehr so heftig in der Brandung, die Wellen schienen nicht mehr so hoch über ihn herzuschlagen; seine Oberfläche ragte schon mehr aus dem Wasser empor. „Mutter, ich glaube die Emme setzt sich," rief er zum Fenster in die Stube. „Gott Lob und Dank," sagte Käthi, „also noch nicht sterben! Habe geglaubt, es mache mir nicht so viel, und doch graute mir jetzt so davor. Ach, wenn die Sache weit von einem ist, so erscheint sie ganz anders, als wenn sie einem vor Augen steht! Aber, Johannes, gieb wohl acht, die Emme ist nie böser, als wenn sie abnimmt; erst dann gräbt sie so recht und frißt sich ein." — „Ja, Mutter, an den Schwellen und Dämmen ist's so; aber hier, wenn das Wasser abnimmt, so sind wir gerettet; denn dann zieht das Wasser sich zurück und läuft ab." Und richtig, das Wasser setzte sich, wie man sagt, tiefer und tiefer; bald stand das Häuschen nicht mehr ganz im Wasser; hier und dort ward eine Stelle frei und die Stelle ward immer größer, und der Stellen gab es immer mehrere. Dann schlug wohl eine Welle wieder über alles herein, und alles war wieder ein See. Aber wenn die Welle abgelaufen war, dann war des Trockenen desto mehr, und bald konnte man ums ganze Häuschen gehen, ohne Wasser in die Schuhe zu kriegen.

Aber kaum freuten sie sich so recht innig der Hoffnung, das Leben zu retten, so begann es zu läuten oben, unten im Thale; wimmernde, schmerzliche Töne schwammen über dem Gewässer, wimmerten um Hülfe. Es war Sturmgeläute. Ausbrechen hier, dort, an Stellen, wo ganze Dörfer, große Ländereien gefährdet waren, wollte die zornige, tückische Emme. Die geängstigten Menschen verkündeten ihre Not, riefen nach Erbarmen und Hülfe. Dazu ward es trüber auf Erden, es begann zu nachten. Lichter sah man funkeln. Es war, als wären alle sogenannten feurigen Männer in Bewegung und müßten den Menschen leuchten bei ihren gefährlichen, unheimlichen Werken. Denn nichts ist wohl unheimlicher und gefährlicher, als im Laternenschein zu arbeiten gegen zornige Gewässer. Da kommt es einem unwillkürlich übers Herz, als hätte man es zu thun mit geheimen, finstern Mächten. Die Not schien am jenseitigen Ufer zu sein, und die gute Käthi konnte sich ihres Glückes nicht mehr freuen; sie mußte sich ängstigen für die armen Leute, über die jetzt in schwarzer Nacht die wilde Flut komme. Das hätte man denken können, dort würde die Emme einbrechen, jammerte sie. Dort sei ein Wegknecht, der habe keinen Glauben und achte sich auf keine Zeichen. So lange sie lebe, habe sie gehört, im Krebs solle man die Emme ruhig lassen. Was man im Krebs an ihr arbeite, schwelle, dämme, brücke oder sonst was, das sei verlorene Arbeit, das nehme sie alsbald weg, und gegen welches Ufer hin man Steine wegmache, grabe, gegen dieses Ufer richte sie beim nächsten Anlauf ihren größten Zorn; Schwellen und Dämme müßten dort fort. Nun habe man schon lange gemuckelt, Säbelberger, der Schneider, sei manchen Morgen auf dem Emmengrunde gesehen worden, manche sagen, auf einem schwarzen, magern Bock, und habe

mit einer Hacke gegen das andere Ufer hingescharrt, und im Krebs solle es gewesen sein. Ich habe es nicht glauben wollen, daß ein Mensch so schlecht sein könne; aber es wird sein, er wird machen müssen, was sein Meister will, so lange er ihn am Leben läßt. Zum Dank dafür dreht er ihm dann ungsinnet den Hals um. Verdienet hat er's, es ist nichts dawider zu sagen; aber erbarmen thut er mich doch, ich muß es sagen; es ist doch allweg immer ein Mensch, wenn's schon ein Schneider ist und noch dazu so ein boshafter und tüfelsüchtiger."

Selbe Nacht schliefen die Anwohner der Emme wenig. Wenn auch das Wasser abnahm, so ward die Emme dadurch nicht weniger gefährlich, versuchte allenthalben ihre Tücke, und als es Tag ward, dankten wohl alle Gott; denn mit dem neuen Tage kam Trost und Hoffnung, allen weitern Schaden mit Erfolg abwenden zu können.

Fernerer Schade ward wohl abgewendet; indes war der geschehene groß genug. Viel Land war verwüstet, viel Holz weggeschwemmt, viele Schwellen weggerissen, ja Häuser und Menschen. Das Land an der Emme ist meist sogenannter Schachen, besteht, so weit es urbar ist, zumeist aus kleinen Stücken, welche gewöhnlich von ärmern Leuten besessen oder gemietet sind und als Pflanzland benutzt werden. Ganz besonders ist dieser Emmenboden, d. h. von der Emme angeschwemmtes, aber im Laufe der Jahrhunderte urbar gewordenes Land, geeignet zum Flachsbau, wird daher auch besonders dazu benutzt. Der Schade war daher besonders groß. Der ganze Jahrertrag war zumeist dahin und verdorben. Der Flachs, wenn auch gezogen, lag in der Nähe auf einem Grasstück, ward weggeschwemmt oder verdorben, und wo die Emme die Erdäpfel nicht selbsten grub, im Boden

ließ und bloß überschwemmte, da faulten sie doch nach wenig Tagen gründlich und sämtlich. Es traf arme Leute, nahm ihnen alles, ihre ganze Arbeit, ihre ganze Hoffnung, wenn es auch in Silber berechnet wenig war, einem reichen Menschen nichts geschienen hätte. Aber denke man sich eine arme Haushaltung, sechs Kinder um den Tisch und die Mutter, der Vater geht der Arbeit nach, sucht einen Kreuzer Geld zu verdienen. Die Mutter und die Kinder, welche laufen können, haben das ganze Frühjahr durch geschafft und geschwitzt, um sattsam Essen zu pflanzen, dasselbe nicht kaufen zu müssen. Sie haben Kohl, Rüben, Rübli (Möhren), Bohnen, Kartoffeln, Flachs und alles schön und hoffnungsreich. Und am Sonntag, wenn der Mann heimkam, hatte ihn die Frau hinausgeführt, hatte ihm ihre Hoffnungen gezeigt, ihm gesagt, wie sie geschafft, vorgerechnet, wie viel sie erwarte und was noch zu verkaufen sein werde, was sie möglicherweise noch einschießen könne in die gemeinsame Kasse, woraus, wie wir wissen, der Zins gegeben, die Kleider gekauft werden. Wenn dann der Mann sagte: „He nun ja, es ist gut so, so ist's dabei zu sein und man mag auch gern heimkommen. Es wäre gut, es wäre an allen Orten so. Aber mein Nebenknecht ging vor vierzehn Tagen auch heim, kam ganz krank wieder und vorgestern hat man ihn begraben. Er hat zu einem Trupp Kinder eine schlechte, faule Frau; obgleich er sein möglichstes that, kam er alle Tage tiefer in die Armut. Er meinte, sie sollten auch pflanzen, und wenn er nachsah, so war alles im Unkraut erstickt. Er meinte, sie sollten Flachs säen, kaufte Samen und Dünger; die Frau sollte es besorgen, und als er vor vierzehn Tagen heimkam und nachsah, war kein Flachs gesäet; Flachs und Dünger hatte die faule Frau wieder verkauft. Da ward er schrecklich zornig, die Galle lief

ihm über, und ehe vierzehn Tage um waren, lag er im Grabe. So aber kommt man gerne heim, hat gerne bös und spart, wenn man sieht, daß die andern auch gern helfen, was ihnen möglich ist" — wenn der Mann so spricht, so ist es großer Lohn für die Frau. Sie sagt ihm wohl: „He nun, es wundert mich, daß du einmal zufrieden bist!" Aber sie ist doch glücklich im Herzen, braucht noch etwas weniger Mehl in die Suppe, trinkt den Kaffee dünner, steht früher auf, geht später zu Bett und freut sich allemal beim Essen, wenn die Kinder so hungrig thun: Gottlob, für einen Winter hätten wir wieder, wenn's Gottes Wille ist. Aber Gottes Wille war es nicht; an der verwüsteten Pflanzung steht sie am Montag Morgen, liest mit bebenden Händen die Trümmer zusammen und Mut und Kraft in ihrem Herzen gleichen dem glimmenden Docht, der verlöschen will. Die Thränen laufen ihr über die blassen Wangen, und was anfangen und wie es gehen soll, das weiß sie nicht. Wie ein schwarzer, unergründlicher Abgrund gähnt die Zukunft sie an; wenn die Kinder nicht wären und dazu auch der Mann nicht, am liebsten thäte sie beide Augen zu, und stürzte sich zu Grabe.

So trostlos stand an selbem Morgen manche Mutter an ihrem Stücklein Land; so trostlos stand an selbem Morgen auch unsere Käthi vor ihrer Hütte. Gestern den ganzen Tag hatte sie um ihr Leben gebebt; als die Sturmglocken wimmerten, jammerte sie für die andern armen Leute. Jetzt, als der Morgen kam, das Leben gesichert war, die Sturmglocken schwiegen, als sie vor die Hütte trat, und grau wie der Himmel auch die Erde vor ihr lag, jetzt mußte sie an dem Thürpfosten sich halten; jetzt erst sah sie, wie übel es ihr ergangen. Ihr kleiner Grund war überschwemmt, noch ganz anders als im vergangenen Jahre; er sah aus wie das Bett der Emme selbst; der Flachs,

und auch der, welchen sie vor dem Durchbruch herausgefischt aber nicht geborgen hatten, war spurlos verschwunden. Übersandet, fußhoch, war ihr ganzes Grundstück; keine Spur von Anbau sah man mehr. Das war hart! Johannesli wollte mit seinen Fischen trösten, aber dieser Trost war wie mancher andere leer; denn wie er auch suchte, Fische waren nirgends, des Wassers Zug war zu mächtig gewesen. Schwermütig stand Johannes da, sagte lange nichts, meinte endlich, wo er sei, sei Unglück, das sei ausgemacht! Das Beste sei, sie schickten sich drein, thäten es nehmen, wie es komme, arbeiteten bis sie nicht mehr könnten, das weitere überließen sie Gott. Hungers sterben werde man sie nicht lassen, und thäte man es, he nun so dann, so seien sie Leidens ab, und gestorben müsse es doch einmal sein. Sie wollten abzuräumen suchen, wo der Sand am mindesten tief liege, und die Erdäpfel nehmen, welche noch gut seien. Es sei eine böse Arbeit, aber wenn sie das Möglichste thäten, so könnte später ihnen niemand was vorhalten. Ein Nachbar, welcher vorbeikam, meinte, das Beste wäre, Johannes lasse sich von den Vorgesetzten ein Zeugnis ausstellen, wie es ihm ergangen sei; mit diesem Zeugnis solle er im Lande herumgehen, Almosen fordern, aber pressieren und machen, daß er der erste sei. Er könne ihm sagen, wenn man es recht anstelle und nötig thun könne, so sei das eine Sache, die nicht dumm sei. Der aber hatte Zeit zu gehen; Johannes wollte vorderhand noch nicht betteln.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Auf den Gräbern wachsen die schönsten Rosen, und wenn die Not am größten ist, ist Gott am nächsten.

Traurigere Arbeit gab es wohl keine, als sie jetzt verrichteten. Sie konnten stundenlang schaufeln und Kies abtragen, und wenn sie endlich zu einer Erdäpfelstaude kamen und gruben sie aus, so waren einige schlechte Erdäpfel darunter; sie thaten sie in die Tenne zum Trocknen und wenn sie nach einigen Tagen nachsahen, so war die Hälfte davon schon gefault, und was mit der andern Hälfte werden werde, das wußten sie nicht. Sie sputeten sich, sie wollten das Möglichste retten. Es wurde geredet, die Emme werde wieder losbrechen und zwar bald. Man bebte davor, denn Schwellen und Dämme waren zerrüttet, das wenigste wieder hergestellt; Sommer-Arbeiten aller Art nahmen alle Hände in Anspruch. Einige, die Zeit gehabt hätten, hatten nicht Holz und andere plagte der Widerspruchsgeist. Es sei schon viel geredet worden und nicht in Erfüllung gegangen; wenn man sich jedem Geschwätz achten wollte, man würde das ganze Jahr nicht fertig. Indessen, mit offenen Dämmen und Schwellen läßt sich nicht spaßen. Wenn ein Schloß zerbrochen ist, so läßt man den Schlosser holen, wenn es einem schon unkomod ist; man läßt es nicht darauf ankommen, ob Diebe kommen und einbrechen. Nun ist die Emme viel mächtiger als ein Dieb; Diebe kann man noch verjagen, aber verjage einer die Emme, wenn die einmal vor einer offenen Thür ist! Aber das Schwellen um diese Zeit war eine ungewohnte Sache; man war gewohnt, anderes zu machen um diese Zeit

und meinte, gemacht müsse es sein, und geschrieben stehe nirgends, die Emme komme wieder. Gelesen habe man es nirgends, daß sie so rasch hintereinander anlaufe; man hatte schon vergessen, daß es im Jahre 1837 zwei Abende hintereinander geschah.

Und geschrieben oder nicht geschrieben, sie kam wieder. Akurat am Sonntag darauf, als niemand dessen sich versah, kam sie wieder die Thäler herunter, aber nicht brüllend und brausend wie das erste Mal; sie schlich leise, unvermerkt daher, aber tückischer und böser. Als der wahre böse Thalgeist erschien sie und jagte die Menschen mit Schrecken auf die Beine; statt zu Schoppen und Karten mußten sie greifen nach Äxten und Ketten, mußten ins Wetter hinaus, an den drohenden Strom. Sonderbar, daß die Emme immer die Sonntage wählt zum Anlauf und Ausbrüchen. Oder wählt sie dieselben etwa nicht, schickt sie ein anderer an diesen Tagen den Menschen zu, den Menschen, die am Sonntage an die Arbeit sich gewöhnen, und keine Zeit mehr haben für Gott? Den schrecklichen Prediger aus der Wüste sendet er ihnen zu, ihnen zu verkünden, daß, wenn sie doch arbeiten müßten am Sonntage, so wolle der Herr selbst ihnen Arbeit schaffen und zwar Arbeit genug und für manchen Tag, bis sie wieder wüßten, was Sonntag sei, und Verstand bekämen, ihn zu heiligen, damit der Herr ihnen nicht wieder sende seinen schrecklichen Prediger aus der Wüste.

Zornig predigte dieser wüste Prediger. Ringsum bebten die Herzen der Menschen, der Schlaf wich aus den Augen, die feurigen Männer liefen wieder an der Emme auf und nieder, Lichtschein tanzte hier, tanzte dort auf den grauen Wellen. Käthis Hütte stand diesmal nicht in Gefahr; der Emme Launen wechseln. Aber nicht weit davon, doch auf

dem andern Ufer, geschah ein schrecklicher Ausbruch mitten in der Nacht durch einen Boden, in welchem die Häuschen stehn fast wie der Hanf auf dem Acker, und in jedem Häuschen Menschen, absonderlich Kinder sind, fast so viel als Schindeln auf den Dächern. Wer Jäger ist, weiß, wie das flattert im Eichwalde, wenn nachts ein Zug Wildtauben aufgestöbert wird. Man denke sich, wie das schrie und zappelte, als die wilden Fluten um die Häuschen brausten, die Kinder aus den Betten mußten, nackt auf die obern Boden geschoben wurden und wußten nicht warum, und niemand hatte Zeit, es ihnen zu sagen, und wer etwas sagte, ward nicht verstanden. Alles schrie, jammerte und heulte; es war ein Gemisch von Tönen, wie es am jüngsten Tage kaum verworrener aus den Gräbern brechen kann. Von Häuschen zu Häuschen stieg das Schreien auf; dazwischen brauste die Flut; aber wie es hier ging, wie es dort ging, warum man hier schrie und dort schrie, das wußte man nicht; niemand konnte zum andern. Das Ärgste, stellte man sich vor, ergehe über die anderen, erwartete das Ärgste für sich, und wenn irgendwo eine Laterne losch, glaubte man das Häuschen im Wellengrabe.

Weiter unten stand der Emme ein Berg im Wege. Mit schrecklichem Gebrülle brach sie sich einen tiefen Schlund auf, mitten durch Häuser, brach Brücken und Masten, und stürzte sich wieder ins alte Bett, beladen mit Beute aller Art; denn rein fegte sie um die Häuser weg, was Sorglosigkeit nicht hinter eine Thüre gethan, oder was nicht dahinter gethan werden konnte. Droben ließ sie die Armen in Todesangst, fuhr mit Schnauben das Land hinab, rüttelte an allen Schwellen, brach deren für viele tausend Thaler, trug die Kunde von ihrem wilden Thun auf ihrem Rücken durchs

Land, und wo sie durchfuhr, erhob sich der Jammer; die Weiber weinten um die Greuel, welche geschehen sein mußten im oberen Land, und so wie die Weiber zu weinen begannen und die Herzen dem Erbarmen sich geöffnet hatten, erhob sich die Sage, oder, wenn man lieber will, die Fama aus ihrem Grabe, blies ihre Backen auf, lief die Emme auf und nieder und streute ihre Merkwürdigkeiten aus. Kinder in den Wiegen hatte sie gesehen, Mütter mit den Säuglingen an der Brust, Kühe herdenweise, eine ganze Haushaltung von neun Personen, alle mausetot, ganze Häuschen, auf einem ein Hahn, der unbefangen krähte, so schön er konnte, ja sie hatte eine Scheune auf der Emme treiben gesehen, in welcher sechs Dreschen emsig fort draschen, ohne zu merken, daß sie auf dem Wasser waren. Dieses und viel anderes und merkwürdiges breitete sie aus, und es war fast, als wolle sie nicht wieder zur Ruhe; denn durch eine lange Reihe von Tagen brachte jeder neue Tag neue Merkwürdigkeiten auf die Trommel, landauf, landab. Besonders von diesem Einbruche ward Grausiges erzählt, und eine unzählbare Menge zog hin, den Einbruch und das neu gegrabene Bett der Emme zu sehen. Dieses eine Unglück zog die Aufmerksamkeit von den übrigen Beschädigten ab; sie konnten ungestört weinen bei ihren verödeten Pflanzungen; man ließ sie in Frieden.

Da alles hinlief, so wurde auch Johannesli lüstern, den Einbruch zu sehen, und war stark am Vater, er solle mit ihm kommen, und die Großmutter redete zu. So was sehe man in hundert Jahren vielleicht nur einmal, und wenn einst in fünfzig oder mehr Jahren davon die Rede sei, so könne das Bubi dann doch sagen, es habe die Sache auch gesehen, der Vater sei mit ihm gegangen und habe ihm alles gezeigt; damals habe die Großmutter noch gelebt und er

habe die ersten Hosen getragen. Dies war ein sehr vernünftiger Grund, welchem Johannes nicht widerstehen konnte. Dies ist der natürliche allererste Geschichtsunterricht, der über den allerkünstlichsten geschichtlichen Schulunterricht geht.

Käthi blieb alleine daheim mit den beiden Hühnern. Es ist bekannt, wie es die Leute dahin zieht, wo ihr Schatz ist, oder nach den Stätten, wo Liebes begraben liegt, nach den Orten, wo man jung gewesen und die harmlosen Freuden der Jugend an einem vorübergegangen sind. So sieht man Menschen auf Gräbern weinen, und wenn auch allemal die Wunden frisch aufbrechen, das Weh neu wird, so zieht es sie doch dorthin an allen Haaren. So sieht man Menschen auf Brandstätten herumirren; hundertmal haben sie alles durchstöbert, und doch müssen sie wieder hin zum Grabe ihrer Habe. Ähnlich hatte es Käthi mit ihrem Pflanzstück. Wenn ihr schon jedesmal das Herz fast brach, wenn sie so grau und leer vor Augen hatte, was so schön geblüht, woran sie so manche Hoffnung geknüpft hatte, so mußte sie doch hin auf die verödete Stätte. Viel ließ sich jetzt nicht machen; zu irgend einer Aussaat war es zu spät und der Boden nicht tauglich dazu; gute Erde mußte wieder herbei-, noch mehr Sand und Steine weggeschafft werden. Aber Käthi war doch dort, schaffte etwas, wußte kaum was, suchte und wußte auch nicht was, und wußte vorher, daß sie nichts finden würde. Wenn sie dann so umsonst gearbeitet hatte, sie wußte nicht was und nicht warum, dann setzte sie sich, wenn sie alleine war und niemand sie sehen konnte, an des Grundes Rand und weinte und trauerte, suchte Hoffnungen und fand sie nirgends.

Vor etwas mehr als einem Jahre, dachte Käthi, sei sie auch da gewesen, hätte Sand weggeräumt, über Flachs ge-

weint und gemeint, sie habe alles erlebt, was zu erleben sei, größeres Unglück könne nicht über sie kommen. Ach und jetzt, was alles hatte sich abgelagert seit einem Jahre über sie! Zweimal die Erdäpfelkrankheit, eine Lähmung des Sohnes, und jetzt nochmal eine Überschwemmung, welche alles, alles vernichtete! Damals noch etwas Geld im Gänterli, jetzt dasselbe mehr als leer; damals noch gute Leute, und jetzt hätten die Leute mit anderm zu thun; damals seien wenige beschädigt worden, und die Leute hätten mit denen großes Mitleid gehabt und es auch erzeigt; jetzt sei das Unglück über gar viele gekommen, und vom Erbarmen und Mitleid ziehe es dem einzelnen wenig oder nichts. Die Leute hätten mit sich zu thun oder sonst die Köpfe voll, und wen das Unglück nicht betroffen, der laufe zu dem großen Einbruch, und daß es andern ebenso übel ergangen, daran denke niemand. Da könne sie allein verlassen sitzen, weinen, denken, was zu machen sei. Um sie kümmere sich kein Mensch! Damals sei sie auch so da gesessen, habe gekummert, woher Erdäpfel nehmen, um in den Flachsplätz zu setzen; da habe der Busch sich voneinander gethan, und eine gute Frau sei herausgekommen und habe daraus geholfen. Aber jetzt könne sie lange hier stehn. Busch bleibe Busch und keine gute Fee trete daraus.

Aber wie Käthi hinsah an die Stelle, wo die Bäurin herausgetreten war, stand wieder jemand dort, aber nicht eine dicke, schwere Frau, sondern ein lieblich Gesicht, wie Milch und Blut, sah durch die Tannenzweige. Bald hätte Käthi laut aufgeschrieen; sie glaubte im ersten Augenblick, es sei eine wirkliche Fee, ein Waldfräulein oder gar ein Engel, den Gott ihr sende, ihren Jammer zu stillen. Ganz nahe mußte das Mädchen kommen und freundlich sie begrüßen,

ehe sie sich zurecht fand und in demselben der Bäurin Jungfrau erkannte, die reiche mit den fünfzig Thalern im Vermögen. Sie hatte alle Hoffnung aufgegeben gehabt, da kein Bescheid gekommen, und vor lauter Elend gar nicht mehr daran gedacht. Die Emme hatte mit dem Flachse Hoffnungen und Pläne fortgeschwemmt. Als sie das Mädchen endlich erkannte, tauchten alle Hoffnungen plötzlich auf, standen wie ein Zaubergarten vor Käthis Augen, über welchem bloß eine kleine düstere Wolke hing, der Zweifel nämlich, ob sie komme um ab- oder zuzusagen. Doch hoffte Käthi das letztere, denn den Abschlag, dachte sie, würde das Mädchen doch kaum selbsten bringen; vielleicht daß es sich die Sache noch besser ansehen wolle.

Mit glücklichen Augen bewillkommte die alte Frau das liebe Mädchen, führte es dem Häuschen zu und nötigte es in die Stube. Das Mädchen machte Komplimente, sagte, es könne sich nicht aufhalten, habe nur im Vorbeigehen sehen wollen, wie es ihnen gegangen, habe gedacht, sie hätten auch gelitten; es müsse noch weiter. „Doch ein wenig," sagte Käthi etwas entmutigt, „da draußen kann man kein vertraulich Wort reden; du wirst mir doch den Bescheid bringen." — „Was für Bescheid?" frug Bäbeli. — „Die Bäurin wird dir's doch verrichtet haben?" frug Käthi. — „Die Frau hat mir nichts gesagt," antwortete das Mädchen. — „Nein aber seht mir doch, was das für eine Frau ist, und traue einer mehr einem Menschen!" rief Käthi. „Dachte einen Augenblick, sie könnte so was im Sinne haben, als sie mich so geschwind fortließ und mir das Mittagessen nicht anbot und war doch so heiß, und hatte Lust zu lauern hinterm Zaun. Sie wird dich nicht fortlassen wollen, du wirst sie reuen, und deretwegen fertigte sie mich so kurz ab und sagte dir nichts, die

wüste Frau, was sie ist!" — Ihr waret also dort?" frug Bäbeli. — „Ja wohl war ich dort, aber komm hinein und sitz ab, ich will dir einen Kaffee machen und berichten, wie die Sache ist. Die wüste Frau das, was sie ist!"

Indessen war die Bäurin nicht ganz so wüst, wie Käthi sie sich dachte; Bäbeli war unterdessen nicht zu ihr gekommen, und Bescheid machen, die Unterhändlerin sein, wollte sie ja nicht. Bäbeli hatte es gar schmerzlich empfunden, als die Base ihr nicht mehr Teilnahme zeigte, nicht merken wollte, was ihr auf dem Herzen lag. Das sei eine grobe, wüste Frau, dachte sie, frage niemand viel nach; wenn sie nur regieren und befehlen könne, so sei sie lange zufrieden. Aber sie hätte keinen Menschen auf der Welt, der ihrer sich annehme. Vater und Mutter seien im Himmel; ach, wenn sie auch nur bei ihnen wäre, dann wäre sie niemand mehr im Wege und ihr wäre wohl. So dachte Bäbeli, und nicht bloß so flüchtig wie ein Schein, der vorüber fährt, sondern das war ihre Stimmung die sich ausprägte auf ihrem Gesicht, in all ihren Gebärden; ihr ward es so schwer im Gemüte, und diese Schwere legte sich in alle ihre Glieder; von weitem hätte ein kundig Auge es sehen können, daß etwas mit dem Mädchen sei. Auch gab es Augen, welche es bemerkten; diese machten Bäbeli einen bösen Lärm; die Schwägerin stichelte giftig, der Bruder polterte und stellte Bäbeli zur Rede. Dies machte sie noch trauriger und elender, und auf der ganzen Welt keinen Menschen, welchem sie sich hätte anvertrauen mögen! Es kam ihr wohl zuweilen an, sie möchte zur Base gehen, und dann ließ sie es doch sein; die lacht dich aus oder putzt dich gar ab, dachte sie.

Mit dem eigenen Weh beschäftigt, hatte Bäbeli keine Teilnahme für die Händel der Welt; daß die Emme wüst gethan,

hörte sie wohl, achtete es aber nicht. Als der zweite Ausbruch kam und die Leute dahin liefen wie an eine große Feuersbrunst, wie von einem Wirbel, der immer weiter und weiter seine Kreise zieht, ergriffen, da fuhr Bäbeli ein Gedanke durch den Kopf: wie es wohl der armen Frau ergangen, ob sie noch lebe, ob sie alles verloren, ob man ihr vielleicht helfen könne? Der Johannes blieb im Hintergrunde, fast wie in einem Puppenspiel die Hauptperson, die sieht man nicht, und doch regiert sie die Drähte und alles Leben geht von ihr aus. Bloß bangte Bäbeli, wenn sie ginge und nachsehen würde, sie könnte ihn antreffen, wollte lieber nicht, und doch dachte sie immer: Du mein Gott, wenn ich ihn antreffe, was will ich für ein Gesicht machen und ihm sagen, und was macht er für ein Gesicht, und kennt er mich wohl, und was sagt er mir und wie kommen wir wohl wieder aus einander? Und je mehr Bäbeli Angst vor einem solchen Zusammentreffen kriegte, um so mehr nahm es sie wunder, ob sie ihn wohl antreffen und mit was für Augen er sie ansehen würde. Und dieser Gwunder ließ ihr keine Ruhe, nahm ihr vollends Essen und Schlaf; sie mußte gehn und sehn.

Zur Base wollte Bäbeli aber nicht, wollte die Reise auf eigene Faust machen; im Gewühl der Menschen konnte sie hierhin, dorthin unbemerkt, und daß sie ging, fiel ja nicht auf, da alles ging. Was sie plagte, war, daß sie fast kein Geld hatte um mitzunehmen, und hätte sie doch gern beide Taschen damit gefüllt, und von dem Vormund fordern mochte sie nicht. Bäbeli hatte es wie viele unter einem unverständigen Vormund; derselbe wollte schöne Rechnungen machen, d. h. viel sparen; ob Bäbeli ihre Sache habe, das kümmerte ihn nicht, und wenn sie Geld wollte, so mußte sie betteln darum, wie ein Bettler bettelt um einen Kreuzer. Gewöhn-

lich liegt solcher scheinbaren Unverständigkeit wohl ermessener Eigennutz zu Grunde: man spart nicht dem Mädchen, man spart sich, man betrachtet das Mädchen als ein gut Stück zum Einmetzgen, und mästet es daher bestmöglichst.

Es giebt Behörden, welche solcher Unverständigkeit kein Ziel setzen, dieweil sie eben auch nicht verständig sind, sowie es wiederum Behörden giebt, welche die Vormünder ungerügt und unbelegt hunderterlei aufschreiben lassen, von denen der Mündel nie was gesehen noch gehört. Gewöhnlich sind die Vormünder der letztern Art dem Mündel nicht verwandt, wenigstens nicht so nahe, daß sie ans Erben denken können; begreiflich müssen die für sich sorgen, während der Mündel lebt; ist er einmal tot, so ist nichts mehr zu machen.

Bäbelis Vormund war der erstern Art. Sie ging bloß mit zwei Gulden im Sack, aber um so schwerer im Gemüte, daß sie nicht einmal mit ihrem Gelde machen könne, was sie wolle, obwohl sie es hätte, ein wenig zu helfen, und dazu nicht einige Thaler fordern dürfe. Die Lage des Häuschens war ihr also bekannt; sie wollte auskundschaften, ob wohl Johannes daheim sei oder bloß die Mutter, und da sah Käthi in den Tannenzweigen ein Gesichtchen, das ihr wie das Gesicht eines Engels erschien, und Bäbeli trat hervor, erleichtert ums Herz, weil Johannes nicht sichtbar war, und doch sah sie in alle Ecken, ob nicht Johannes aus einer kommen wolle, und da er nicht kam, fehlte ihr was, und fragen, wo er sei, schickte sich ihr einstweilen noch nicht. Käthi feuerte und redete, und mahlte Kaffeebohnen und war in einer Aufregung, daß es wirklich ein groß Wunder war, daß endlich die Kaffeekanne wohlbehalten auf den Tisch kam, und daß wirklich Kaffee darin war. Und als endlich eingeschenkt war, und Käthi zum Absitzen kam, legte sich nach und nach die Aufregung und sie kriegte

den Faden ihrer Gedanken zur Hand. „Also nichts gesagt hat sie dir; ist doch schlecht von ihr! He nun so dann, so kann ich es dir selbsten sagen; es verdreht es mir doch dann niemand, und du vernimmst die Sache punktum.“

Nun erzählte Käthi, was sie gedacht, wegem Korben und wegen Bäbeli und Johannes, und wie sich beide dazu vortrefflich schickten, und Johannes es recht sei, und Bäbeli es wohl auch gefallen müsse; denn wegem Brauchen werde man nicht wüst sein; wenn es ihr gelüste um einen halben Batzen Suppe, so werde ihr niemand was dawider haben, und wenn es wüst Wetter sei, so wolle sie gehen, und wenn es sein müsse, so könne man bei einem solchen Vermögen daheim bleiben, wenn es gar zu häßlich Wetter sei. Wegen der Bäurin brauche sie sich nicht zu fürchten; wenn eins heirate, könne es aus dem Dienst, so wie der Tod einen Accord breche, wenn er nicht darnach gemacht sei, und gewiß werde sie es nicht bereuen; sie wollten sie auf den Händen tragen.

So redete Käthi lange und Bäbeli hörte mit Wonne zu; denn so viel gegolten hatte sie lange nicht, und solche Liebe hatte man ihr seit Jahren nicht erzeigt. „Und jetzt, Bäbeli, was meinst, was sagst dazu?“ frug Käthi. Ja, jetzt war Bäbeli in großer Verlegenheit; anfangs hatte sie mit Wonne zugehört, und nachher hatte es Bäbeli sehr gelächert wegen dem Korben und dem Körbevertragen, und sie hatte gedacht: Was die für Augen machen werden, wenn die hören, wer ich bin und was ich habe, und wie wir es ohne Korben können! Aber jetzt, als die plötzliche Frage kam, fiel sie Bäbeli doch centnerschwer aufs Herz; hatte sie doch den Johannes nicht gesehen; alle ihre Verwandte standen ihr vor Augen samt der Base, die sie für falsch hielt, und wie sollte

so eine arme, verlassene Waise Widerstand thun und durchbrechen? Gegen so eine gescharte Verwandtenschar durchzubrechen! Hat man doch Beispiele, daß Männer im besten Alter und mit Köpfen wie der Knopf an der Münsterkirche zu Solothurn und mit einem Geldseckel wie eine Zehntscheuer, vor einem solchen Gedanken erblassen; soll es dann einem zarten Mädchen in solchen Umständen nicht fast übel werden? Ach, Bäbeli mußte weinen, so süß und so bitter kam es ihr übers Herz, und wenn Nord und Süd hinter einander kommen, so giebt's bekanntlich Platzregen.

Als nun das Mädchen so bitter zu weinen begann, so verstand sich Käthi nicht darauf. Es fiel ihr nicht ein, was da für ein Jungfräulein zu weinen wäre, wenn es den Johannes kriegen könnte und alles in der Ordnung wäre, wie es sein sollte. Sie begann zu fürchten, sie komme jetzt zu spät mit dem Antrage; Bäbeli wollte und könnte nicht, und wenn die Bäurin das Maul aufgethan zu rechter Zeit, wäre es noch frühe genug gewesen; aber jetzt sei es aus. Das kam auch Käthi übers Herz; der erschienene Zaubergarten ward von der schwarzen Wolke ganz niedergedrückt, war am Versinken, und Käthi begann auch zu weinen, so recht bitterlich, aber doch nicht so schön und nötlich wie Bäbeli. Zwischen dem Weinen von jungen Mädchen und alten Weibern ist nämlich ein Unterschied.

Und als sie so weinten, ungleich schön, aber gleich herzlich, kam plötzlich eine Stimme über sie: „Was Tüfels!" Und als sie beide erschrocken sich umsahen, stand die Base hinter ihnen und der Johannes unter der Thüre. Nun gab's auch eine Stille in Käthis Stübchen, doch keine bei einer Stunde; aber wunderlich sahen die vier Gesichter einander sich an. „He nun so dann," sagte die Bäurin, „jetzt sage

ich nichts mehr. Meinetwegen, was ist, das ist, und was sein muß, wird geschehen. Seh Mutter, hast du auch ein Kacheli für mich und ein Tröpflein noch in der Kanne? Durst hätte ich. Wird von den Bratwürstchen kommen, welche ich droben aß; sie werden was Wunderliches drein gehackt haben. Nicht wahr, Mutter, das dünket dich kurios, daß ich daher komme, wie vom Himmel herab. Es ist mir gegangen wie andern auch. Da alle Leute den Ausbruch der Emme sehen wollten, so glaubte ich, ich müsse ihn auch sehen. He nun, reuig bin ich nicht, aber vorstellen hätte ich es mir auch können. Wie ich da hinauf komme, dünkt mich, der Gstabi (ein steifer, unbeholfener Mensch) mit dem Kind sollte mir bekannt sein, und richtig, es war auch so. Aber wer lange nicht zeigen wollte, daß er mich kenne, und auf die andere Seite sah, wie es die Herrenleute machen, wenn sie einander sich verschämen, das war auch der da. Nun, ich habe ihm den Kopf gedreht; er mußte, ob er gleich nicht wollte. Von ihm vernahm ich, daß ihr auch großes Unglück gehabt habt, und da das Kind absolut fahren wollte, dachte ich, es gehe in einem zu, auch zu sehen, wie die Emme hier es getrieben, und wüst genug ist's gegangen; treffe da ungsinnet Gesellschaft zum Heimfahren." So redete die Bäurin und sah mit spöttischen Augen auf Bäbeli hin.

Käthi konnte von dem allem nichts begreifen, begriff gar nicht, was das bedeuten solle, daß die Bäurin ihre Magd nicht vaterländisch aushudle, da, wie Käthi vermutete, dieselbe sich hinter dem Rücken der Bäurin fortgemacht hatte, nach dem Sprichwort: Wenn die Katze aus dem Hause ist, so tanzen die Mäuse. Käthi hatte Bosheit im Leibe, gedachte der Bäurin ihr verräterisch Stillschweigen einzutreiben und sie hier vor allen zu Schanden zu machen. „Johannes," sagte

sie, „das ist das Jungfräuli, welches einmal hier war und von dem ich dir geredet habe.“ — „Wo Stiefmüetti werden will, gäll du?“ ergänzte das Bubi. Bäbeli nahm den Kopf in beide Hände. Johannes aber sagte: „Mutter, das ist gvexiert, das ist keine Magd.“ — „Was sagst?“ meinte Käthi, „wer sollte es dann sein?“ — „He,“ antwortete Johannes, „das ist das Meitschi, wegen welchem ich den Streit gehabt habe; es soll eine Bauerntochter sein, hat man mir gesagt.“ „Wird nicht sein,“ rief Käthi, „eine alte Frau wird man doch nicht so zum besten halten!“ — „Wohl, es ist!“ sagte Johannes. — „Nein aber, und kann so manierlich thun, und ist so nichtsnutz, und am Vermögen wird auch nichts sein, und für jemand, der witziger sein sollte, zu helfen eine arme, alte Frau zum Narren halten, das dünkt mich auch nicht viel gemacht,“ sagte Käthi zornig, wie sie vielleicht ihr Lebtag nie gewesen, ausgenommen zur Zeit, als die Sohnsfrau bei ihr war.

„Etwas Recht aufzubegehren hast du,“ sagte die Bäurin halb im Lachen, „aber so, wie du meinst, ist die Sache doch nicht. Zum besten haben hat dich niemand wollen, sondern das Gegenteil; aber wenn ich geglaubt, die Sache ginge so weit, so hätte ich mich wohl besonnen, ehe ich mit einem Finger dazu geholfen; aber es wird so haben sein sollen. Sieh, ich und das Meitschi haben Erbarmen mit euch gehabt, als wir vernahmen, wie ihr übel daran seiet, und sie hat dazu noch das Gewissen gebissen, weil sie die Ursache des Streites war. Ihr schickte es sich nicht, zu dir zu kommen unter ihrem Namen, und ich wußte auch nicht, wie machen, um den Leuten nicht in die Mäuler zu kommen und euch doch etwas zu helfen. „„Base, (von wegen wir sind noch miteinander verwandt) Base,“ sagte sie, wißt Ihr was, dort

oben kennt mich niemand; ich will mich für Eure Magd ausgeben und die Sachen bringen, dann kömmt's nicht unter die Leute.““ Ich, Narr genug, lasse es mir gefallen, und sinne nicht daran, was einer alten Frau und einem jungen Meitschi Narrs alles in Sinn kommen könne. Was ihr mit einander alles berichtet habt, weiß ich nicht, aber viel weises wird es nicht gewesen sein; als das Meitschi zurückkam, machte es Augen wie ein verstaunet Huhn.

„Jetzt fiel mir ein, daß hier vielleicht wohl viel geredet worden sei; aber ich dachte: Wenn niemand bläst, so erlischt es wieder. Da kamst du, Mutter, mit deinen Heiratsflausen, und wolltest zu meiner Jungfrau. Es wollte mich fast versprengen; ich meinte, es müsse gestorben sein, als du da mit deinen Vorschlägen wegem Korben kamest und wegen dem halben Batzen für Suppe. Ich hätte es dir sagen können damals; aber einerseits lächerte es mich viel zu sehr, anderseits sagte ich es ungern, wie es sich verhalte, und dachte, entweder erkalte die Sache von selbst, wenn niemand mehr was sage, und wenn es doch erzwungen sein müsse, so sei es immer noch früh genug. Wäre das Meitschi zu mir gekommen seither, hätte ich ihm vielleicht was gesagt und zugesehen, was es für ein Gesicht mache. Aber das Meitschi trauete mir nicht, oder war sonst böse, daß ich nicht mit Händen und Füßen schieben half, zeigte sich nicht bei mir, und so ließ ich die Sache gehen, dachte, es sei dem Johannes und euch vielleicht auf eine andere Weise zu helfen, ohne Meitschi; denn vergessen hatte ich euch wirklich nicht. Aber siehe, das Meitschi weiß sich selbst zu helfen; ungsinnet treffe ich da mein sauber Bäschen hinter dem Tische; habt wahrscheinlich tapfer über mich geschimpft, über die bösen Leute und die böse Welt, und werdet jetzt mit dem Korben richtig

sein und wegem halben Batzen für Suppe?" Und gar mächtig schüttelte es wieder die gewaltige Bäurin, daß die Fenster klirrten.

Unterdessen war die gute Käthi wieder weich geworden und wischte sich die Thränen ab. Sie sehe, daß es nicht böse gemeint gewesen; aber übel nehmen solle man es ihr auch nicht, daß sie an so was gesinnet; wenn man nicht mehr wisse, wo aus und an, so habe man allerlei Gedanken, und wer ertrinken wolle, halte sich an jedem Strohhalm. Das Meitschi habe ihr sehr gefallen, sie müsse es sagen, und das Vermögen auch; mit dem hätte der Johannes was anfangen können. Jetzt sei die Sache aus, sie sehe es wohl; eine Bauerntochter sei immer eine Bauerntochter, wenn schon manchmal gar kein Vermögen da sei. Das daure sie sehr, sagte sie; sie seien jetzt wieder auf dem alten Flecke.

„Höre Mutter," sagte die Bäurin, „man muß nicht gleich verzappeln und alle Hoffnung fahren lassen. Ich habe den Glauben, seit ich das Meitschi hier angetroffen, es gebe was aus der Sache. Ich und du brauchen die Jungen nur machen zu lassen; Spektakel wird's geben, aber das geht vorüber." — „Es ist doch nichts," sagte Käthi, „was soll Johannes mit einer Bauerntochter anfangen? Hof hat er keinen, Körbe vertragen thut sie auch nicht; wovon dann leben? Fünfzig Thaler, wenn sie da sind, sind freilich ein Geld; aber wenn man davon leben soll, so werden sie doch bald ausgegeben sein."

Da kriegte die Bäurin wieder Krämpfe, sagte endlich: „Für diese Lüge kann ich nichts, die ist vom Meitschi alleine." — „Hat es dann nichts?" frug Käthi traurig, „das hätte ich ihm doch wirklich nicht zugetraut." — „Sieh," antwortete die Bäurin, „das ist eine Lügnerin, wie es nicht bald eine

gibt. Sonst lügen sich die Mädchen Vermögen zu, daß die Schwarten krachen; einen Hof, so groß wie Amerika, und ein Zinsbuch, so dick wie eine Bibel, lügt sich manche an, welche keinen ganzen Strumpf hat. Nun, Hof hat das Meitschi keinen und kein Zinsbuch, so dick wie eine Bibel, aber doch ein Büchlein, und darin werden wohl, was meinst Alte? he, wohl zweitausend Thaler stehn!" Da sah Käthi die Bäurin auch an mit Augen wie ein verstaunet Huhn; aber sagen konnte sie kein Wort. „Komm, Alte, und zeige mir dein Pflanzland und wo die Emme eingebrochen," sagte die Frau und nahm Großmutter und Großkind hinaus. Sie war der Meinung, die Jungen drinnen könnten zusammen reden, während sie draußen ihre Ansichten der guten Käthi des nähern erläuterte.

Als sie meinte, genug Zeit sei verflossen zu allen möglichen Erklärungen, wandte sie ihre Schritte dem Häuschen zu. Nach stattgefundenen Präliminarien schien der Abschluß bald gemacht und ohne großen Zeitverbrauch. Aber auch eine Bäurin kann sich täuschen. Als sie eintrat mit der Frage: „Nun, seid ihr richtig?" antwortete ihr weder Johannes noch Bäbeli. Sie hatten während der Zeit vielleicht kaum zehn Worte miteinander gesprochen. Jedes meinte, das andere sollte anfangen und keines hatte das Herz dazu, Johannes nicht, weil er ein armer, lahmer Bursche war und Bäbeli nicht, weil sie trotz dem Herzen voll Liebe ein Meitschi blieb. Da sagte die Bäurin: „Jung's dumm's Zeug seid ihr, wißt nicht, daß man die Zeit brauchen muß, wenn man sie hat. Aber jetzt wollen wir fort, und du, Meitschi, fährst mit mir; es scheint mir nötig, dich im Auge zu haben." Als Johannes ein Wort reden wollte, sagte sie: „Hättest geredet, du hast Zeit gehabt; jetzt mach, daß mir angespannt wird.

Hast noch was mit dem Mädchen zu reden, so geh nicht zu ihm, dort könntest du übel wegkommen; komm nicht zu mir, ich will nichts damit zu thun haben, bis die Sache richtig ist. Man soll mir nicht nachreden, ich habe gekuppelt; später kann ich dann schon reden, und je weniger ich vorher mit der Sache zu thun gehabt, um so unverdächtiger kann ich helfen, wenn's not thut und im Fall ihr richtig werdet, was ich nicht weiß. Probiert's meinethalben; ich dächte, bei der Base zu Michelhofen wäre kein unschicklicher Platz und bis nächsten Sonntag könnt ihr allfällig noch Schuhe machen lassen, wenn es einem oder dem andern daran fehlen sollte, und euch besinnen, was ihr einander sagen wollt, und jetzt adie und lebet wohl."

Wie das Lied sagt: Scheiden und Meiden thut weh, absonderlich, wenn das Herz so voll ist und, was im Herzen ist, den Gang durch den Mund noch nicht gefunden hat. Gerne hätten sie jetzt noch geredet; aber was die Base mal gesagt hatte, das war gesagt.

Käthi war wie sturm über alles, was sie gehört und was ihr die Bäurin noch extra vertraut hatte. Sie wußte nicht, träumte sie oder war sie sonst verwirrt; sie hatte Fieber, mußte am folgenden Tag, seit ihrer letzten Kindbetti zum erstenmal wieder, einen Tag zu Bette bleiben, und wenn sie schlummerte, träumte sie, sie hätte Flügel und fliege und plötzlich ließen die Flügel und plötsch, stürzte sie zur Erde, fuhr hoch auf im Bette und ließ einen gewaltigen Notschrei aus, und wie sie die Augen wieder schloß, so kam der Traum wieder; er war wie ein Hund, der, wo er einmal ansetzt, nicht wieder absetzen will. Wahrscheinlich redete auf der Heimfahrt die Bäurin ebenfalls deutsch mit Bäbeli und löste ihr die Zunge; denn als am folgenden Sonntag Jo-

hannes von der angestellten Zusammenkunft heimkam, freilich sehr spät, kam er noch zu der Mutter Bette und sagte ihr, die Sache sei richtig, er wolle ihr morgen das nähere sagen. Da träumte Käthi wieder und ihr wuchsen Flügel und sie flog in die Luft; aber die Flügel ließen nicht, sie plötschte nicht nieder, sie flog in einen schönen Paradiesgarten; dort blühte Flachs, dort standen Erdäpfel, wie sie in solcher Pracht nie gesehen; dort waren die schönsten Bäume, war Korn in üppiger Fülle, Bohnen, Salat und Kohl, war ein schön Haus; zierliche Tauben flogen darin herum; kleine Engelein mit goldenem Haar und goldenen Flügeln liefen zu den Thüren aus und ein, und die Tauben und die Engelein flogen und liefen durcheinander, flogen und liefen endlich alle ihrem Schoße zu, hold und schön und wunderbar. Eine unendliche Wonne erfüllte ihr Herz und groß ward ihr Schoß; Tauben und Engelein hatten Platz darin, wie viele kamen, und sanft, leise hob sie sich mit allen gen Himmel, glitt leise durch die Luft, und süß und lieblich, wie sie nie erlebt, schwebte sie höher und höher, und herrlicher sangen die Engelein und über ihnen strömte immer goldener und flammender das Licht; es ward ihr, als atme sie ewiges Leben ein, als öffne weiter sich ihr Auge, als trete leise vor ihr Angesicht, was sie hier nur in Rätseln gesehen, als ginge ein heilig, unaussprechlich Beben durch ihre Seele, als — da erfaßte sie plötzlich ein wild Tier; schrecklich schrie sie auf, ihre Augen gingen auf; aber wirre irrten sie herum, Sehkraft war nicht da; lange ging's, bis sie zu sich selbst kam, die entschwundene Kraft sich wieder einstellte, sie wußte, wo sie war, und Johannes an ihrem Bette stehen sah. „Mutter," sagte Johannes, ich mußte Euch wecken, zürnet nicht, aber Ihr machtet ein gar wunderlich Gesicht, ich kriegte angst." — „Ach Jo-

hannes, sagte sie, „du hast mich grausam erschrecket; ich hatte einen so schönen Traum. Aber und jetzt?“ Da erzählte Johannes, sie seien einig geworden, „und am nächsten Sonntag wollen wir verkünden lassen. O Mutter, Ihr seid mein guter Engel. Danken kann ich Euch nicht, aber unser Herrgott wolle es Euch vergelten in der Ewigkeit. In der Zeit wollen wir thun, was wir können; auf den Händen tragen wollen wir Euch; keine Arbeit sollt Ihr mehr thun, so haben wir es abgeredet.“ — „Gottlob und Dank,“ sagte Käthi, und die Thränen liefen ihr die Backen ab, „so bist du versorget und das Bubi auch. Aber mit mir habt nicht Mühe, ich bringe mich gut durch, und unser Herrgott und gute Leute helfen mir schon nach. Aber Gottlob und Dank, daß einmal ihr versorget seid, und plagen will ich euch nicht, habe nicht Kummer; die Leute sollen nicht sagen, die alte Käthi lasse die Arbeit jetzt der Sohnsfrau. Aber was sagt die Meisterfrau dazu und die andern Verwandten?“ — „Die Verwandten werden wüst thun, aber können nichts machen, und die Frau hat gesagt, wir sollten machen, was wir gut finden, und wenn wir es zur Hochzeit gebracht, dann sollten wir kommen, vielleicht habe sie uns was zu sagen. Was, sagte sie nicht, aber wir haben vermutet, sie wolle uns ein Häuschen vermieten und ich solle dann Hausknecht oder so was sein, wo ich machen kann, was ich mag, daneben ein wenig zu ihren Sachen sehn.“ — „E aber du mein Gott! Ja, der alte Gott lebt noch, und wenn die Not am größten ist, so ist die Hülfe am nächsten! Aber jetzt, in der teuren Zeit, wo die Erdäpfel fehlen und das Pfund Brot sechs Kreuzer gilt, da graut es mir doch eine Haushaltung anzustellen; haushalten hat ein weit Maul. Hast das gsinnet, Johannes, und meinst, du mögest es wagen?“ — „Mutter,“ sagte Johannes, „man

muß die Schnepfen schießen, wann sie im Lande sind; das Meitschi könnte ich nicht lassen, lieber das Leben, und hat Gott bis hieher geholfen, warum zagen? und Geld ist ja da." — „Wie viel doch, was haben sie gesagt?" frug Käthi. — „Wenigstens zweitausend' Thaler," antwortete Johannes. — „Das macht mir ganz angst," sagte Käthi, „kann mir gar nicht denken, wie viel das eigentlich ist. Aber, Johannes, um Gotteswillen, vergiß nie, daß die Liebe die Hauptsache ist, und nicht das Geld, und mach nicht — daß das Geld der Rost wird, welcher die Liebe frißt; viel besser wär's, der Rost käme dir hinter das Geld, als hinter die Liebe."

Es war sehr merkwürdig, welche Wirkung dieses Glück vom Himmel herab auf Käthi hatte. Manche Mutter wäre daraufhin ungeheuer aufgeschwollen, hätte keine bleibende Stätte mehr gehabt, wäre herumgefahren wie ein angebrannter Feuerteufel, hätte allen Leuten gerühmt, was der Sohn für ein Glück mache, und siebenmal mehr dazu gelogen, als an der Sache gewesen, hätte einen Hochmut gekriegt fast wie ein Ratsherr, der keinen Rat hat, sondern nur den Titel so vom Himmel nieder, daß er selbst nicht weiß, wie er dazu kam und daher meint, es sei appart aus Gottes Gnaden. Käthi blieb nicht bloß bescheiden, sondern sie schämte sich ihres Glücks; sie durfte nicht ins Dorf; sie ging aus dem Wege, wenn sie jemand von weitem kommen sah; sie machte sich schier verdächtig; die Leute wußten nicht, sollten sie es als Hochmut auslegen oder als ein bös Gewissen.

Eine sehr harte Stunde war es für Bäbeli, dem Bruder zu eröffnen, daß sie am nächsten Sonntag verkündet oder aufgeboten werde, und das mußte sie thun des Anstands willen, damit nicht etwa derselbe oder seine Frau zugegen seien in der Kirche und das Kreuzfeuer der Blicke ausstehen

müßten. Der Bruder sagte eben nicht viel als: „So, das ist schön, das ist mir eine saubere Sache; aber habe Geduld, den Nagel wollen wir dir stecken, daß du weißt, daß er gesteckt ist!“ Darauf polterte er hinaus; aber alsbald kam die Schwägerin dahergefahren als wie eine, welche geradewegs auf dem Besen von dem Blocksberg kommt, und turnierte aus, daß die Mäuse Reißaus nahmen und alle Fliegen wieder wach wurden, am Ende Bäbeli selbst aufpackte und die Flucht nahm. Bäbeli wollte erst zur Base; die aber hieß sie zu ihrer Freundin, der Wirtin gehen. „Glaub's,“ sagte sie, „je weniger ich jetzt was mache, desto besser kann ich dir hintenher helfen. Geh aber zum Pfarrer und berichte ihn über die Sache, so kann er vor jeglicher Einsprache sein, welche doch nichts hülfe.“ Bäbeli gehorchte, aber ungerne, brachte einige Nachmittage bei der zukünftigen Schwiegermutter zu, und gar liebliche Nachmittage, denn da war lauter Liebe und keines konnte aussprechen, wie wohl es ihm in dieser Liebe war, und jedes blieb dabei so demütig; denn jedes fühlte, wie es viel mehr Liebe empfing, als es geben konnte. Wie die alte Mutter der schönen, reichen Tochter einen Respekt erzeigte, und den Reichtum von zweitausend Thalern nicht fassen konnte, das läßt sich nicht beschreiben.

Die Hochzeit konnte allerdings nicht gehindert werden, wie guten Willen dazu die nächsten Verwandten auch hatten, und wurde baldmöglichst vollzogen. Ein Mittagessen wurde bei der Freundin bestellt, Mutter und Base mußten sich einfinden, sie mochten wollen oder nicht.

„Und jetzt, du neuer Vettermann,“ fragte die Base, „wann soll jetzt das Teilen angehen, was meinst?“ Es sei ihm nie ernst gewesen, meinte Johannes; man sage manches, wenn das Blut heiß sei. „Glaub's, Vettermann, der Teufel ist ein

Schelm, und was man erst im Spaß sagt, thut man endlich im Ernst. Aber gäll, Vettermann, wie das kurios ist, wie man andere Augen hat und einen ganz anderen Verstand, wenn man selbst ein paar tausend Gulden hat. Ja, das ändert; es hat gar mancher seine Grundsätze in der Hosentasche und ändert damit, je nachdem was oder nichts darin ist. Ja gäll, Vettermann, könnte dir Beispiele von Exempeln geben; aber es ist wüst, davon zu reden."

Die alte Käthe saß hinterm vollen Teller und vor dem Teller stand ein volles Glas, aber sie aß nicht, sie trank nicht. „Aber Mutter," sagte Bäbeli mit ihren weichsten Tönen „aber Mutter, warum eßt Ihr nicht, warum trinkt Ihr nicht, ist's Euch nicht wohl?" — „Ach Bäbeli," sagte Käthi, „weiß Gott, wie's mir ist, so voll, so voll, Platz hat nichts mehr." — „Wollt Ihr Tropfen, Mutter, oder Wasser?" frug Bäbeli. — „Hülf' nicht, und will's ja nicht vertreiben," antwortete Käthi. „Voll Dank bin ich, voll Glück, weiß nicht mehr, wer ich bin, erst noch in finsterer Nacht und jetzt mitten in der Sonne. Wenn ich lebendig im Grabe gewesen wäre und man erlöste mich, es würde mir wahrhaftig nicht viel anders sein, möchte auch nicht essen, nicht trinken, könnte nur Gott danken. Erst den schwarzen Hunger vor Augen und jetzt es manierlichs und es lieblichs Gschöpfli zur Sohnsfrau, wie wohl nicht manches auf Erden läuft, und ein Vermögen, es weiß kein Mensch wie groß! Weiß Gott, ich muß alle Tage unsern Herrgott bitten, daß er mich nicht zur Närrin werden läßt. Und dann muß ich immer denken: so viele arme Leute in so bitterer Not und viel frömmere als wir, und uns hat Gott geholfen, und sie sind noch in bitterer Not und ist dann niemand da, ihnen zu helfen! Ach Gott, wer nicht darin gewesen, der weiß nicht, wie es einem ist, wenn der Winter

vor der Thüre ist, nichts im Keller ist, nirgends was ist, als noch Schulden auf dem Halse! Ach Gott!"

„Gsundheit, Mutter," sagte die Base, „und trink und nimm jetzt nicht den Kummer der andern auf dich, da du deinen eigenen los bist. Ich weiß zwar wohl, daß es derlei Menschen giebt, die sich immer kümmern müssen, und sind sie der eigenen Sorge los, über fremde; hab's auch erlebt. Es giebt Herzen, denen nichts fremd ist; es giebt Zeiten, wo einem auf die Seele brennt, was hundert Stunden von einem vorgeht, geschweige dann, was sich in der Nähe zuträgt.

„Du aber, Johannes, nimm ein Beispiel an deiner Mutter. Oft geht's nicht gut, wenn ein armer Bursche ein reiches Meitschi heiratet; gerne wird derselbe hochmütig und brutal gegen seine Frau und alle Leute, und gerne wird er im Alter wieder ein Bettler. Weil es ihm gelungen, zu einer reichen Frau zu kommen, bildet er sich ein, er sei ein halber Herrgott und verachtet alles rundum im Himmel und auf Erden, behandelt alles schlecht, vorab seine Frau und dann die Armen. Und weil der Hochmut alle Liebe austreibt, kriegt er Laster um Laster, bis keines Kreuzers groß Gutes mehr an ihm ist, bis er endlich wieder ein armer Bettler ist. Glaub's oder glaub's nicht, aber es ist viel schwerer, in Ehren reich zu sein, wenn man arm gewesen, als in Ehren arm zu bleiben und arm zu sterben. Wenn es gut gehen soll, so muß die Frau auch helfen und nicht sagen: Das Geld kommt von mir. Ach mein Gott, es ist so eine Handvoll Geld bald verthan, besonders wenn beide helfen, und wenn ihr zehnmal mehr hättet, so käme man doch in wenig Jahren zu Ende, wie sehr man auch einwendete, man brauche nicht viel."

„Aber was sollen wir jetzt anfangen?" frug Johannes.

Schelm, und was man erst im Spaß sagt, thut man endlich im Ernst. Aber gäll, Bettermann, wie das kurios ist, wie man andere Augen hat und einen ganz anderen Verstand, wenn man selbst ein paar tausend Gulden hat. Ja, das ändert; es hat gar mancher seine Grundsätze in der Hosentasche und ändert damit, je nachdem was oder nichts darin ist. Ja gäll, Bettermann, könnte dir Beispiele von Exempeln geben; aber es ist wüst, davon zu reden."

Die alte Käthe saß hinterm vollen Teller und vor dem Teller stand ein volles Glas, aber sie aß nicht, sie trank nicht. „Aber Mutter," sagte Bäbeli mit ihren weichsten Tönen „aber Mutter, warum eßt Ihr nicht, warum trinkt Ihr nicht, ist's Euch nicht wohl?" — „Ach Bäbeli," sagte Käthi, „weiß Gott, wie's mir ist, so voll, so voll, Platz hat nichts mehr." — „Wollt Ihr Tropfen, Mutter, oder Wasser?" frug Bäbeli. — „Hülf' nicht, und will's ja nicht vertreiben," antwortete Käthi. „Voll Dank bin ich, voll Glück, weiß nicht mehr, wer ich bin, erst noch in finsterer Nacht und jetzt mitten in der Sonne. Wenn ich lebendig im Grabe gewesen wäre und man erlöste mich, es würde mir wahrhaftig nicht viel anders sein, möchte auch nicht essen, nicht trinken, könnte nur Gott danken. Erst den schwarzen Hunger vor Augen und jetzt es manierlichs und es lieblichs Gschöpfli zur Sohnsfrau, wie wohl nicht manches auf Erden läuft, und ein Vermögen, es weiß kein Mensch wie groß! Weiß Gott, ich muß alle Tage unsern Herrgott bitten, daß er mich nicht zur Närrin werden läßt. Und dann muß ich immer denken: so viele arme Leute in so bitterer Not und viel frömmere als wir, und uns hat Gott geholfen, und sie sind noch in bitterer Not und ist dann niemand da, ihnen zu helfen! Ach Gott, wer nicht darin gewesen, der weiß nicht, wie es einem ist, wenn der Winter

vor der Thüre ist, nichts im Keller ist, nirgends was ist, als noch Schulden auf dem Halse! Ach Gott!"

„Gsundheit, Mutter," sagte die Base, „und trink und nimm jetzt nicht den Kummer der andern auf dich, da du deinen eigenen los bist. Ich weiß zwar wohl, daß es derlei Menschen giebt, die sich immer kümmern müssen, und sind sie der eigenen Sorge los, über fremde; hab's auch erlebt. Es giebt Herzen, denen nichts fremd ist; es giebt Zeiten, wo einem auf die Seele brennt, was hundert Stunden von einem vorgeht, geschweige dann, was sich in der Nähe zuträgt.

„Du aber, Johannes, nimm ein Beispiel an deiner Mutter. Oft geht's nicht gut, wenn ein armer Bursche ein reiches Meitschi heiratet; gerne wird derselbe hochmütig und brutal gegen seine Frau und alle Leute, und gerne wird er im Alter wieder ein Bettler. Weil es ihm gelungen, zu einer reichen Frau zu kommen, bildet er sich ein, er sei ein halber Herrgott und verachtet alles rundum im Himmel und auf Erden, behandelt alles schlecht, vorab seine Frau und dann die Armen. Und weil der Hochmut alle Liebe austreibt, kriegt er Laster um Laster, bis keines Kreuzers groß Gutes mehr an ihm ist, bis er endlich wieder ein armer Bettler ist. Glaub's oder glaub's nicht, aber es ist viel schwerer, in Ehren reich zu sein, wenn man arm gewesen, als in Ehren arm zu bleiben und arm zu sterben. Wenn es gut gehen soll, so muß die Frau auch helfen und nicht sagen: Das Geld kommt von mir. Ach mein Gott, es ist so eine Handvoll Geld bald verthan, besonders wenn beide helfen, und wenn ihr zehnmal mehr hättet, so käme man doch in wenig Jahren zu Ende, wie sehr man auch einwendete, man brauche nicht viel."

„Aber was sollen wir jetzt anfangen?" frug Johannes.

„Davon wollen wir heute nicht reden; bringe du erst mit Bäbelis Vormund alles ins Reine; wenn du weißt, woran du bist, kann man dann sehen. Gsundheit alle miteinander, und daß es euch jetzt allen wohl ergehe, und daß es der Mutter vergolten werde siebenmal, was sie an euch gethan und was sie ertragen, und daß sie euch Gott noch lange gesund und wohl erhalte, auf daß ihr ein Exempel an ihr nehmen könnt, wie ihr werden sollet, daß euch Gott und Menschen lieben, und wie die sein müssen, welche Gott im Leben segnet und nach dem Leben selig macht. Gsundheit wohl alle miteinander!“

* * *

Diesem ehrwürdigen Toaste haben wir nichts beizufügen; es ist noch nicht manche Woche her, daß er gehalten worden ist. Wir wünschen bloß, und zwar von ganzem Herzen, daß derselbe in Erfüllung gehen möge.

Inhalt.

Seite

Vorbemerkung der Verleger und des Herausgebers zu Bd. 10 . V
Erstes Kapitel. Von einem Gewitter, welches schönen Flachs in die Erde schlägt, dagegen aus der Erde gute Leute . . . 9
Zweites Kapitel. Der Sonntag nach dem Gewitter 39
Drittes Kapitel. Der Großmutter Vergangenheit 48
Viertes Kapitel. Des Sohnes Besuch und der Mutter Glück . . 77
Fünftes Kapitel. Wie Käthi kummert und was sie von den Erdmännchen erzählt 88
Sechstes Kapitel. Vom Ährenlesen und Kräutersammeln, von Müllern und Apothekern 110
Siebentes Kapitel. Käthi erzeugt ein schreckliches Donnerwetter und ist doch keine Hexe 127
Achtes Kapitel. Gott stellt eine Lebensfrage; da werden die Gelehrten sturm und die Unmündigen bange 139
Neuntes Kapitel. Vom Verlauf der Frage und wie es Käthi und andern dabei geht 152
Zehntes Kapitel. Volksdiplomatik und Volksjustiz 170
Elftes Kapitel. Neuer Kummer und ein großer Entschluß . . . 182
Zwölftes Kapitel. Käthi thut eine Reise und hat das Glück, wieder heimzukommen 194
Dreizehntes Kapitel. Wie Käthi in Ehren und ohne jemand zu plagen mit Beten und Arbeiten sich durchzuschlagen sucht . 220
Vierzehntes Kapitel. Wie Käthi die Weihnacht feiert und am Neujahr sich labet 236
Fünfzehntes Kapitel. Was das neue Jahr Käthi neues bringt . 257